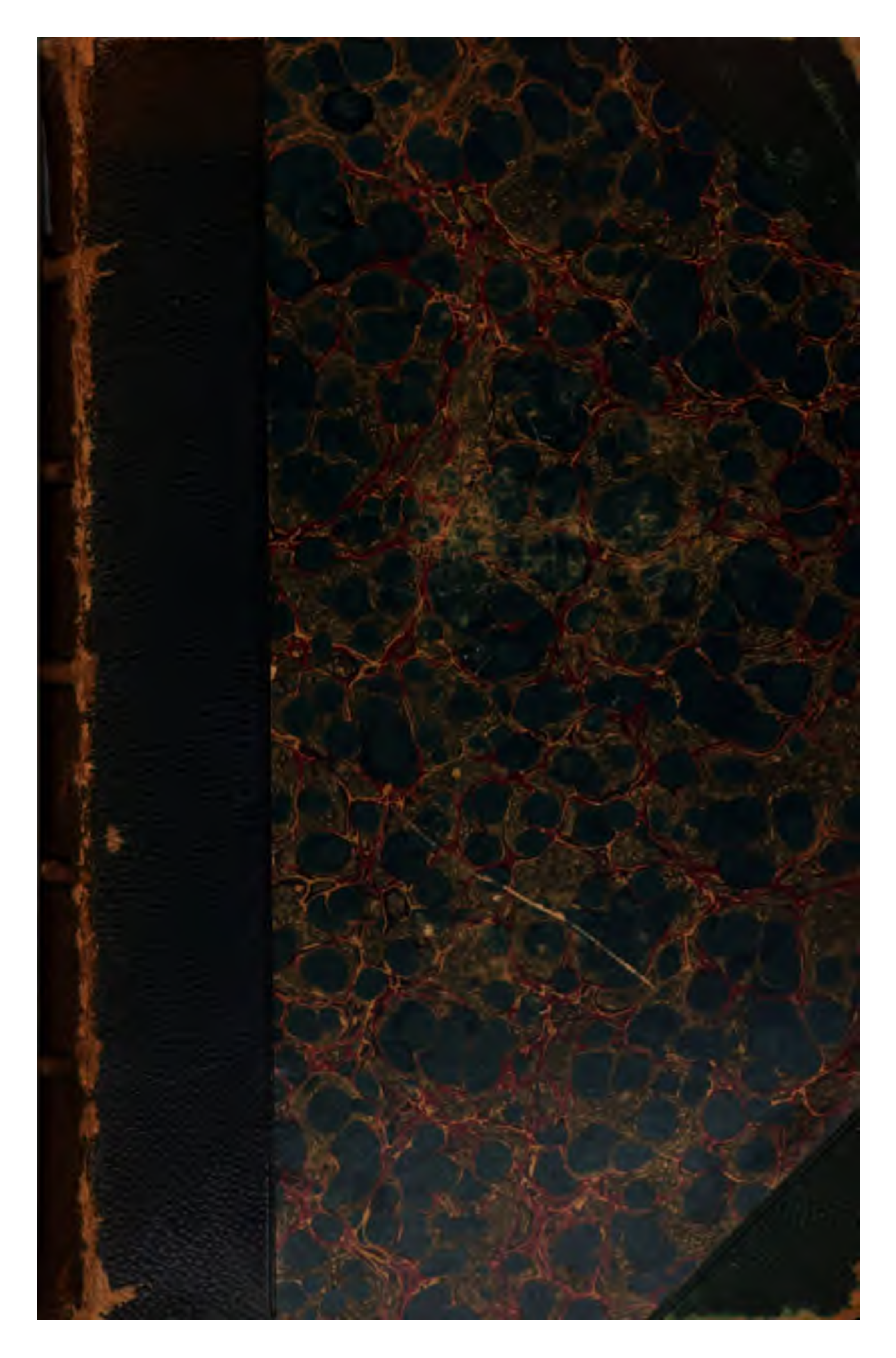
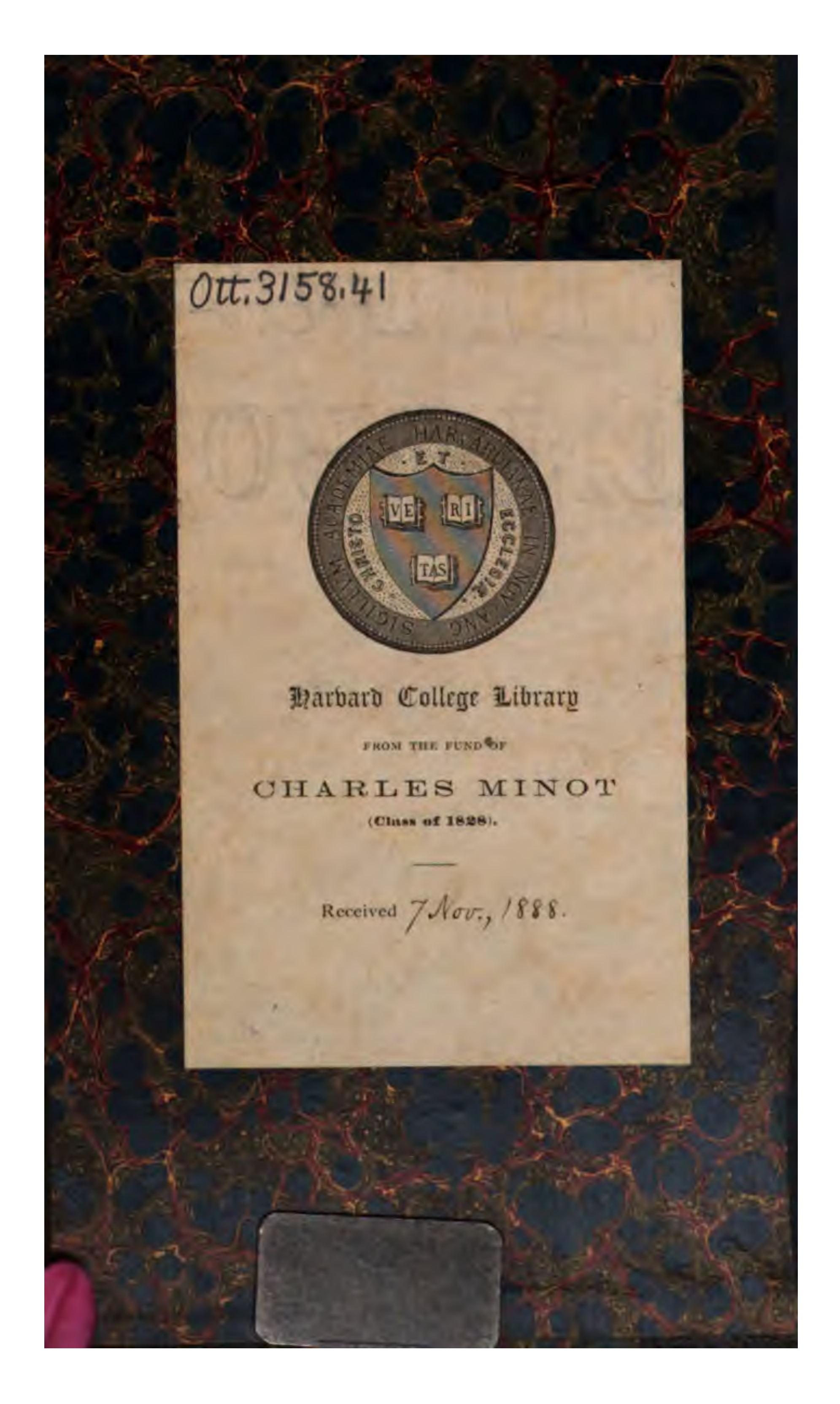



VE
RI
TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG







Reise

durch

Rumelien und nach Brussa

im Jahre 1839

von

A. Grisebach, Dr. med.,

Privatdocenten an der K. Universität zu Göttingen, der Regensburger botanischen Gesellschaft, des Göttingischen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes Mitglied.

Erster Band.

Göttingen,
bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1841.

Vorwort.

Wenn man sich bei dem Studium der europäischen Vegetation die wichtigen Ergebnisse vergegenwärtigt, welche die Wissenschaft den kurzen Sommerreisen Wahlenberg's verdankt, so wird man gestehen, daß ein Botaniker, dürfte er auch nur wenige Monate auf die Naturanschauung einer vernachlässigten Flora verwenden, dennoch dabei Gelegenheit findet, eine bedeutende Reihe denkwürdiger Beobachtungen zu sammeln, deren nachfolgende Analyse ihm für längere Zeit einen ersprießlichen Wirkungskreis eröffnet. In wie weit es mir gelungen sei, ähnlichen Untersuchungen in Bithynien, Thracien, Macedonien und Albanien den verflossenen Sommer nicht ganz fruchtlos gewidmet zu haben, wird aus einer systematischen Schrift über die rumelische Flora beurtheilt werden können, welche ich zum Drucke vorbereite, und, so fern sie meinem Fache strenger angehört, mit allen mir zu Gebote stehenden Hülfsmitteln auszuführen wünsche.

Ganz verschiedene Ansprüche werden an den Reisenden gemacht, der, seiner persönlichen Sphäre gleichsam entsagend, sich über das Mannigfaltigste zu verbreiten denkt, unbekümmert, wo der Umfang seiner Bildung oder die gesellschaftliche Stellung, die er einnimmt, ihm Schranken setzen möchten. Solche Schwierigkeiten, die man da am lebhaftesten fühlt, wo die geringste Gelegenheit zur Beobachtung menschlicher Verhältnisse geboten ist, würden mich vielleicht veranlaßt haben, den Plan des vorliegenden Buches aufzugeben, wenn nicht eine besondere Rücksicht mich in diesem Falle geleitet hätte. Ueber einen großen Theil der von mir besuchten Gegenden enthält die geographische Literatur bis zum gegenwärtigen Augenblicke keinen einzigen ausgeführten Reisebericht irgend eines europäischen Beobachters. Von Vódena in Macedonien, das Leake und Cousinéry berührt haben, ist mein Weg über Vitólia, Köprili, Ueskúeb, Calcándele, Prisdrén bis Scútari von wenigen Forschern betreten, von Keinem in der Form des Tagebuches beschrieben. Es ist bekannt, daß diese Landstrecken, obwohl sie fast unmittelbar an unsere Heimath grenzen, viel weniger untersucht worden sind, als ein großer Theil von Asien oder America. Mit Recht hat man die Charten des innern Rumeliens mit ihren ausführlich gezeichneten Bergzügen und Flußgebieten für Phantasiegebilde erklärt, deren Ursprung sich nicht nachweisen läßt.

Bei einem solchen Mangel an Vorarbeiten ist es mir um so leichter geworden, meine Mittheilungen streng auf die eigne Anschauung zu beschränken. Indem ich glaubte, daß auch ein geringer Beitrag zur Kenntniß jenes Landes erwünscht sein möchte, habe ich nur einfach wiedererzählt, was ich dort sah und erlebte. Eine Bearbeitung meines

Tagebuches im Sinne quellengemäßer, geographischer Forschung habe ich mir nicht gestattet: ich fürchtete, durch Reflexion und Vergleichung die Wahrheit oder doch die Frische des unmittelbar Gegebenen zu beeinträchtigen. Meine literarischen Studien habe ich daher größtentheils nur benutzt, um Irrthümer zu berichtigen oder um einzelne Untersuchungen durchzuführen, die zwar in das Uebrige verwebt sind, aber sich leicht als spätere Arbeit zu erkennen geben.

Ich wünsche, daß man dieses Tagebuch nicht mit höhern Ansprüchen aufnehmen möge, als ich nach den eingeschränkten Bedingungen, unter denen ich reiste, zu befriedigen im Stande bin. Eine Darstellung der Natureindrücke, worin die physische Eigenthümlichkeit des Landes sich äußert und woraus ohnehin deren wichtigste Bezüge zum Menschen zu entnehmen sind, hielt ich für die einzige Aufgabe, mit der mich zu beschäftigen ich berufen oder fähig wäre. Nur, wenn ich in persönlichen Begegnissen einen Reflex von der Sitte und Art des Volkes zu erblicken meinte, habe ich deren Mittheilung nicht unterdrückt. Ueberhaupt darf man keine Schilderung der Menschen, ihrer geselligen und politischen Zustände von mir erwarten. Von einem der höchstgestellten Kenner des Orients in Constantinopel hörte ich die Aeußerung, daß es auch für den, der am treusten aufzufassen und am richtigsten zu urtheilen wisse, einer langen Reihe von der Beobachtung gewidmeten Jahren bedürfe, um die Eigenthümlichkeit dortiger Verhältnisse zu verstehen und vollständig zu würdigen. Dazu kommt, daß ich, ohne die türkische Sprache zu reden, des eigentlichen Organs entbehrte, dem der Gesichtskreis der Eingebornen sich wahrhaft aufschließen kann. So stand ich in jener fremden Welt ein ächter Fremdling da, der an den Gedanken der Menschen,

an ihrem Glück und Leid keinen Theil hatte, für den ihre Liebe und ihr Haß nicht war.

Welche Sicherheit gewährte mir die Unterhaltung vermittelst des Dolmetschers, wobei eine vielfache Verschiebung der Ideen möglich und wahrscheinlich ist? Ich hatte einen solchen von der besten Art. Er war lebhaft, erfahren und ein fähiger Kopf, der sich zugleich den Wünschen seines Herrn anzuschmiegen bemühte. — Aber verstand er immer meine Fragen? wußte er sie genau darzustellen? wollte er mir stets die Antworten treu mittheilen? Interesse und Höflichkeit trüben nicht selten die Wahrheit der übertragenen Rede, sie verringern besonders den Gewinn, den man aus dem Umgange mit Griechen ziehen könnte. Ebenso wenig darf man im Allgemeinen den Ansichten der Franken ein unbedingtes Vertrauen schenken. Ihre Urtheile lauten übereinstimmend: deshalb findet man ihre Art, über die Levante zu reden, von den meisten Reisenden wiedergegeben. Die Uebereinstimmung Vieler gilt leicht für Wahrheit, aber es ist schwerer zu beobachten, als allgemein zugestandene Sätze auszusprechen, und ein geistreiches Wort wird von Jedermann gern wiederholt. Wenn das unbefangene Studium socialer Zustände vielen Täuschungen unterworfen ist, und selbst das aus eigner Erfahrung geschöpfte Urtheil sowohl durch die Stimmung des Augenblicks bedingt erscheint, als es der Neuheit so vieler fremdartigen Eindrücke sich schwerer bemächtigt: so hat die Richtung des Naturforschers, der die Stille des Waldes und die Einsamkeit des Gebirges aufsucht, den Vorzug, daß überall dieselbe Sprache in gewohnten Lauten zu ihm redet.

Reise in Rumelien

und

nach Brussa.

Vorbereitung.

Am 20. März 1839 verließ ich Göttingen, um den bevorstehenden Sommer einer Reise in die Gebirge des nördlichen Albaniens zu widmen, welche in botanischer Hinsicht noch niemals untersucht waren. Ich mußte zwar gefaßt sein, großen Schwierigkeiten zu begegnen, aber ich rechnete darauf, im Falle ich dieselben nicht überwinden könnte, andere noch unbesuchte Gegenden von Rumelien kennen zu lernen. Um so wenig als möglich Aufsehen zu erregen, beschränkte ich das Rüstzeug meiner Reise auf das Nothwendigste und suchte auch dies in einen möglichst kleinen Raum zu verpacken.

Mein wissenschaftlicher Apparat bestand nur aus folgenden Gegenständen: einer Schmalkalder'schen Boussole, einem Gay-Lussac'schen Heberbarometer mit Greiner's Verschluß, zwei Thermometern, einem Mikroskop, einem anatomischen Besteck, verschieden geformten Messern, Meißeln und Hammern, zwei Drathpressen und einer Blechbüchse zum Sammeln von Pflanzen. In



Reise

durch

Rumelien und nach Brussa

im Jahre 1839

von

A. Grisebach, Dr. med.,

Privatdocenten an der K. Universität zu Göttingen, der Regensburger botanischen Gesellschaft, des Göttingischen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes Mitglied.

Erster Band.

Göttingen,
bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1841.

Erstes Capitel.

Einzelne Bemerkungen über die Reise von Wien nach Constantinopel.

Zweige der Carpaten im Graner Comitat. Ungarische Steppe. Cataracten der Donau. Widdin. Wallachische Ebene. Rustschuk. Babadagh. Donaudelta. Varna. Bosporus.

Am 2. April verließ ich Wien und schiffte mich auf dem Nádor nach Ungarn ein. Die erste Nacht blieb das Dampfboot in Preßburg. Am folgenden Tage zog mich der Anblick des Gebirgs an, das von der Donau zwischen Comorn und Waizen durchströmt wird. Die Verzweigungen des Stroms in der fruchtbaren Ebene, die waldreichen Inseln sind vorüber. Mehr als zwölf Stunden weit krümmt sich der Fluß im schmalen Thalwege zusammen. Zu beiden Seiten steigt das Mittelgebirge aus dem Wasserspiegel zu waldigen Höhen empor. Am nördlichen Ufer sind es Zweige der Carpaten, die von Kremnitz und weiterhin vom Königsberge herunterkommen und die man unter dem Namen der Karpfener und Tscherhater Gebirge kennt. Die Berge, welche von Süden bis an die Donau greifen, rechnet man dagegen zu den letzten Fortsetzungen der Steirischen Alpen, mit denen sie durch den Bakonyer Wald am Plattensee in Zusammenhang stehen sollen. Aber diese Theilung der Systeme scheint mehr von den Flüssen herge-

leitet zu sein, deren Lauf sie bestimmen, als von der Form und dem Bau des Gebirgs. Wenigstens auf den Vorübereilenden machen beide Ufer den nämlichen Eindruck. Ein erhabener Kamm im Hintergrunde, hoch, aber kurz abgebrochen, dem Strom parallel, aber elliptisch gebogen, bildet den Ausgangspunct der einzelnen Massen. Von diesem senkt sich gegen die Donau eine Reihe divergirender Ketten, die zuletzt mit einer Brüstung enden. So sind die Berge an beiden Ufern übereinstimmend geformt und man könnte hierin eine Eigenthümlichkeit der Carpatenformen wiedererkennen. Wer Gelegenheit hat, sie zu studiren, setzt vielleicht die Grenze zwischen Alpen und Carpaten in die Gegend des Plattensees.

Dieser Character der Gegend, durch welchen die Weincultur so sehr begünstigt wird, reicht bis an die merkwürdige Biegung der Donau nach Süden, wo ihr im Osten die große Ungarische Steppe beginnt. Von da bleibt das linke Ufer flach, am rechten stehen bis zur Hauptstadt noch einzelne niedrige Kegel. An einem derselben ist malerisch Szent Endre erbaut. Ein anderer trägt die Festung von Ofen, die man aus weiter Ferne erblickt.

Einen Tag blieben wir in Pesth und bestiegen am 5. April den Zriny, das zweite Dampfboot, welches bis an die Stromengen fährt. Wir fuhren am ersten Tage bis Mohacz, wo Kohlen eingenommen werden. Der Capitain klagte über die schlechte Qualität der Steinkohlen, die aus den Carpaten und aus der Gegend von Oedenburg an die Donau geschafft werden. Dagegen rühmte er die Kohlen von Oravicza im Banat aufs Höchste und setzte sie den englischen gleich. Auf der untern Donau bedient man sich dieser und benutzt auch die Bergwerke der Moldau, aber die Boote, die das Meer befahren, brennen größtentheils englische Steinkohlen.

Von der benachbarten Steppe, die sich, soweit die Donau nach Süden fließt, in einer Breite von mehr als 30 geogr. Meilen an dem Strome herabzieht, gewinnt man vom Schiffe aus nirgends einen Eindruck. Zwar sind beide Seiten des Flusses mit Ausnahme einer niedrigen Kette am rechten Ufer, unterhalb Tolna, vollkommen eben, aber an einigen Orten, wie bei Föld-

vár, wird das Land durch 30′ hohe Sandufer, weiter abwärts durch Wälder verdeckt. Jenes gelblich gefärbte Ufer erinnerte mich *lebhaft* an die Elbufer bei Lauenburg; einem Officier der *indischen* Armee riefen sie die Ufer des Ganges ins Gedächtniß. Um *so eigenthümlicher* erschien die Waldung, die viele Meilen weit beide Ufer bedeckte. Einzeln ragen hohe Stämme aus der dichten Holzung hervor. Sie besteht größtentheils aus Ulmen; dazwischen wachsen Pappeln, Weiden und zuweilen am Flusse Erlen. Ein allgemeiner Character der Wälder in diesen Gegenden ist Weiche des Holzes. Eichen treten erst weiter im Süden gegen Slavonien auf. Diese Waldungen längs der Donau, deren Ausdehnung von Norden nach Süden so bedeutend ist, sollen sich, unterbrochen durch Morast und Röhricht, am linken Ufer nur 1—2 Stunden gegen Osten erstrecken. Dann beginnt die nackte, unermeßliche Ebene mit ihren Sümpfen, Wiesen und pflanzenentblößtem Erdreich, das nur hier und da eine sparsame Grasnarbe hervorbringt. Noch seltner ist Wachsthum von Holz. Häring hat den Character dieser Steppe in seiner Sammlung Ungarischer Landschaften plastisch dargestellt. Auf seinem Bilde ist der Moment der untergehenden Sonne gewählt. Nichts sieht man als tiefe Einsamkeit, eine weite Sandfläche, eine kleine Lache, in der ein Storch auf einem Beine steht; übrigens nichts Lebendes, keine Vegetation, kein Gebäude, kein Stein.

Wenn unterhalb Mohacz in der dichtverzweigten Waldung stärkere Eichenstämme durch knorrigen Wuchs bemerklich werden, so verliert das Ufer nach und nach seine finstere Einförmigkeit. Wassermühlen, Ortschaften erscheinen häufiger als bisher, Rohrüberwachsene Sumpfflächen unterbrechen den Wald, die Mündung der Drau bietet eine ansprechende Wasserlandschaft dar. Blau sind ihre Fluthen und durch eine scharfe Linie vom gelben Donauwasser geschieden. Das Rohr *), welches in dieser Gegend die Sümpfe bedeckt und zuweilen auch das Ufer zwischen Strom und Waldung einfaßt, wird sorgfältig benutzt. Man sammelt es und legt es in 12 — 16′ hohen Kegeln zusammen:

---

*) Arundo phragmites L.

denn eine solche Höhe erreicht es durchaus. Dergleichen Kegel sieht man nicht selten zu zwanzig und mehr am Ufer aufgerichtet. Sie gleichen den Getraidehaufen, die man in einigen Provinzen Deutschlands Finnen, in andern Mieten nennt. An einer gewissen Localität war das Ufer wohl eine Stunde weit damit verziert und wir glaubten uns einem großen Dorfe zu nähern. Denn da man sich dieses hochgewachsenen Rohrs sowohl zum Häuserdecken, als zum Ausbau der Wände allgemein bedient, so zeigen jene Kegel mit den Wohnungen der Landbewohner eine bestimmte Aehnlichkeit. Daß man aber dies Material auf die angegebene Art für längere Zeit aufbewahrt, hat den besondern Grund, daß der Standort des Gewächses nur in zwei Jahreszeiten zugänglich ist, nämlich wenn der niedrige Wasserstand im Spätsommer die Sümpfe trocken legt und wenn das Eis hinlängliche Festigkeit zum Ueberschreiten erhält. Es ist jedoch das Sammeln des Rohrs ein undankbares Tagewerk, da ein Armvoll oder die Last für einen Träger nur mit dem dritten Theil eines Kreuzers C. M. bezahlt wird.

Endlich erscheinen nach so langer Zeit jenseits Bucovar wieder die ersten Höhen. Es ist die Kette von Syrmien oder das Werdnikgebirge zwischen Donau und Save, wodurch jener Strom seine Richtung gegen Osten wiedergewinnt. Längs des Ufers stellt es sich zwar nur als eine Reihe von niedrigen Hügeln dar, die sich bis in die Gegend der Theißmündung erstreckt, aber in den Senkungen der Kette werden hie und da höhere Spitzen im Hintergrunde sichtbar, die in dieser Jahrszeit noch einzelne Schneelager enthalten. Die vordern Hügel erzeugen einen edlen Wein, aber freilich haben sie jetzt, wie die ganze Landschaft, noch einen winterlichen Character, der im April und in der Breite von Mailand befremdet.

Als wir die letzte Brücke über die Donau, die Schiffbrücke zwischen Neusatz und Peterwardein erreichten, verweigerte man des heftigen Windes wegen, der die Kähne leicht stromabwärts treiben konnte, dem Dampfschiff vor dem andern Morgen seine Straße zu öffnen. Der Strom ist hier schmaler als bei Pesth, wo die Länge der Brücke zu 1440′ angegeben wird. Die Brücke

von Slavonien nach Ungarn maß ich nur zu 345 Schritten aus. Am 7. April kamen wir nicht weiter, als nach Semlin, da ein dichter Nebel uns zwang mehre Stunden beizulegen. Man wagt nicht, des Nachts oder bei finsterm Wetter zu fahren, weil man fürchtet, mit den oft mitten im Strome befestigten Wassermühlen zusammenzustoßen. Der Character der Gegend bleibt sich gleich: am rechten Ufer der niedrige Höhenzug, weiterhin steiles und unfruchtbares Sandufer. Das Banat stellt hier beim Eintritt in sein Gebiet eine weite Grasebene dar, die streckenweise durch Röhricht unterbrochen wird. In weiter Ferne erscheinen Baumgruppen und Wälder. Nadelholz habe ich seit der Reise durch Baiern nicht wiedergesehen.

Da es nur meine Absicht ist, einzelne Bemerkungen auf einer so häufig beschriebenen Reise mitzutheilen, so wende ich mich sogleich zu den Stromengen, die wir am folgenden Mittage erreichten. Von Drencova bis Gladosnitza oder zu der serbischen Station unterhalb des eisernen Thors fährt man einen vollen Tag in Ruderbooten und hat dadurch mehrmals Gelegenheit, das banatische Ufer zu besuchen. Bei Golubacz tritt die Donau in das Gebirge. Vorher scheint der Strom, durch Drau, Theiß, Save und Morava mächtig angeschwollen, sich zu einem See über die Ebene ausweiten zu wollen. Er theilt sich in zwei gleich wasserreiche Arme, und wo diese jenseits des Eilands, das sie bilden, wieder zusammentreffen, hat er eine Breite von 5400′. Das ist der breiteste Punct des ganzen Flußbetts. Dann öffnet sich ihm jene Felsspalte, die die serbisch-banatischen Carpaten durchsetzt, ein Gebirge, dessen Durchmesser hier in gerader Linie 12 geographische Meilen beträgt.

Es ist unmöglich, daß die Donau sich diesen Canal durch festes Gebirge sollte ausgegraben haben. Die mittlere Höhe des linken Ufers unmittelbar über der Donau beträgt 800′, die des rechten Ufers 1500′. Da zu einem Stromdurchbruch wesentliche Bedingung ist, daß der Wasserstand bei der Catastrophe das Hinderniß an Höhe übertroffen habe, so müßte man sich die Donau damaliger Zeit als einen See denken, der nicht bloß Ungarn, sondern auch einen Theil von Deutschland erfüllt hätte.

Aber so hoch gestautes Wasser hätte einen tiefer gelegenen Weg nach Süden gefunden. Das Flußgebiet der Morava ist von dem des Vardar, der in das aegaeische Meer fließt, nur durch einen niedrigen Höhenzug getrennt, wie Boué zuerst nachgewiesen hat. Von der Genauigkeit dieser geographischen Entdeckung habe ich mich bei der Besteigung des Schardagh überzeugen können. Die absolute Meereshöhe des Passes *) von Ueskúeb am Vardar nach Prístina an einem der Zuflüsse der Morava, ist, wie aus meiner Niveaubestimmung der erstern Stadt geschlossen werden darf, unzweifelhaft viel geringer, als irgend eine Kammhöhe im Carpatensystem. Hieraus geht hervor, daß, wenn nicht die Spalte zwischen dem Banat und Serbien ursprünglich gebildet und niedriger gewesen wäre, als der Scheidepunct jener beiden Flußgebiete, die Donau hätte in den Golf von Salonichi fließen müssen. Sie hätte auch, wäre sie in ihrer südlichen Richtung verharrt, ein viel bequemeres Strombett gefunden und nirgend ein Gebirge von gleicher Höhe und gleichem Durchmesser zu durchschneiden gehabt, als zwischen Ungarn und Wallachei: ein Gebirge, das jetzt die Cataracten hervorbringt und dadurch so schädlich der mercantilischen Entwickelung von Ungarn entgegentritt. Verweilen wir einen Augenblick bei dieser Idee! Jener unbedeutende Niveauunterschied, die schwachen Kräfte, welche der Donau den letzten Impuls geben nach Osten zu strömen, haben auf die Geschichte der menschlichen Bildung vielleicht einen größern Einfluß geübt, als irgend ein anderes geographisches Verhältniß von Europa. Denn wie tief hätte die Wirkung sein müssen, wenn die Griechen in frühen Jahrhunderten bis in das Herz von Deutschland hätten schiffen können! Und die Anwohner des Vardar, die Paeonier, die unter Pyraechmes in den trojanischen Krieg zogen, empfingen von der ältesten Blüthe griechischer Cultur ihren Antheil. Ein reicher Strom in Griechenland mußte, wie der Nil und Euphrat, auch eine reiche und tüchtige Bevölkerung versammeln. Die Verbindung mit dem

*) Boué bestimmt sie in Leonhard's Zeitschrift zu höchstens 90', wobei er wahrscheinlich die Höhe über dem Vardar im Sinne hat.

Continent hätte der griechischen Bildung eine Straße eröffnet, welche Jahrhunderte lang durch die Alpen verschlossen blieb. Mit größerem Rechte aber kann man, den Blick auf die Gegenwart richtend, die Wichtigkeit jener geographischen Thatsache für Ungarn hervorheben. Die Schiffbarkeit der Stromengen und Cataracten wird nicht leicht bewirkt werden. Ingenieurs, welche die bisherigen Arbeiten geleitet haben und die meine Reisegefährten waren, urtheilten, daß man mit denselben Opfern wie bisher noch ein halbes Jahrhundert die Sprengungen fortsetzen müsse, bis man einen schiffbaren Canal von ungefähr 15 Meilen Länge und der für ein einzelnes Schiff genügenden Breite zu erlangen hoffen dürfe. Einen Canal durch das Gebirge außerhalb des Flußbetts anlegen zu wollen, wie Jemand im Ernste vorgeschlagen hat, ist absurd. Eine Chaussee ersetzt den Wasserverkehr nicht. Wenn einst die Zeit kommt, daß ein serbischer Canal die Morava mit dem Vardar verbindet, wird für Ungarn eine neue Aera beginnen, in der seine Ausfuhr weder durch die Cataracten der Donau gehemmt, noch, wenn diese besiegt sind, durch eine Verschließung des schwarzen Meers abgebrochen werden kann. Der Ausführung einer solchen Idee scheinen nur politische, aber keine örtliche Schwierigkeiten im Wege zu stehen.

Nach dieser Abschweifung füge ich meiner Skizze über die Donaucataracten noch eine Beglaubigung bei, die zu einer zweiten Bemerkung über die Natur der Stromengen Anlaß geben wird. Die angeführten Angaben über die Uferhöhe gründen sich auf trigonometrische Messung. Die beiden Ingenieurs, von denen ich so eben redete, hatten eine sehr schöne Charte des Stromlaufs durch das Gebirge aufgenommen, deren Herausgabe nicht in ihrer Absicht lag, aber ihnen große Ehre bringen würde. Bereitwillig gestatteten sie mir, einige Angaben daraus zu copiren und da sie nur einen äußerst geringen Theil ihrer zahlreichen Messungen ausmachen, erlaube ich mir eine Benutzung derselben für meine Darstellung. Die oben angegebenen Uferhöhen, zu denen noch bemerkt werden mag, daß das Gebirge fast überall dicht neben dem Wasserspiegel und nicht selten felsig bis zum Senkrechten in die Höhe steigt, sind das Mittel aus 11 Höhen-

bestimmungen an jeder Seite. Man kann den kleinen Ort Plaschiwewitza als den Mittelpunct des Gebirgs ansehen, da hier der Strom am schmalsten und das serbische Ufer am höchsten ist. In der Nähe dieses Orts liegt die bekannte Veteranihöhle. Jene 22 Höhenbestimmungen von Berggipfeln, die den Uferketten angehören, sind folgende:

1. Am linken Ufer zwischen Golubacz und der Veteranihöhle:

798′, 594′, 1086′, 780′, 1266′, 582′, 654′.

Es sind Wiener Fuße und die Höhe über dem Wasserspiegel der Donau verstanden.

2. Am linken Ufer zwischen der Veteranihöhle und Neu-Orsova:

714′, 1212′, 750′, 540′.

3. Am rechten Ufer:

1152′, 1884′, 1386′, 2184′, 1926′, 852′, 1728′, 1608′, 1170′, 1026′, 882′.

Als ich nun auch auf die angeführte Art über Breite, Tiefe und Gefälle des Stroms genaue Angaben erhielt, wurde mir die Natur der Stromengen deutlicher. Wenn man die wallachische Donau mit dem mächtigen Strome zwischen Belgrad und Uj-Palanka vergleicht, so wirft man sich leicht die Frage auf, ob nicht ein Theil der Wassermenge vor den Cataracten zurückbleibe, ohne den untern Stromlauf jemals zu erreichen. Denkt man sich das Flußbett als einen 15 Meilen langen Engpaß, dessen felsiger Grund zuweilen nur 4′ unter dem Wasserspiegel liegt und dessen Seiten den Strom bei der Veteranischen Höhle bis auf 510′, das heißt bis auf den zehnten Theil seiner frühern Breite einengen, so hat die Meinung an sich nichts Unwahrscheinliches, daß nur gleichsam die obersten Schichten der Donau hier einen Abfluß finden. Zwar sind, so viel mir bekannt ist, noch keine vergleichende Messungen des Wassergehalts über und unter den Stromengen angestellt, aber die Schätzung nach dem Augenmaß regt einen solchen Ideengang an. Man erinnert sich an ähnliche Verhältnisse, die beim Congo und den Cataracten

des obern Amazonenflusses *) vorkommen, wo ein Theil des Wassers durch unterirdische Abflüsse verschwindet. Aber obwohl auch hier eine ausgedehnte Kalkformation von Höhlen durchklüftet wird, so halte ich doch die Hypothese, daß ein beträchtlicher Theil der Donau in den Schooß der Erde zurückkehre und einem unbekannten Schicksal anheimgegeben sei, durchaus nicht für erforderlich oder statthaft. Ich glaube vielmehr, daß man bei einem Strome, der mehre hundert Meilen mit geringer Geschwindigkeit zurücklegt, der Verdunstung des Wassers eine größere Rolle beimessen darf, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist, wenn man sich die reichen Zuflüsse vergegenwärtigt, die den Fluß doch nicht so sehr vergrößern, als man aus diesem Gesichtspuncte erwarten sollte. Die große Wirkung der Verdunstung springt namentlich bei dem Laufe der Donau unterhalb der Cataracten in die Augen, indem die Menge des Wassers, die wirklich in das schwarze Meer gelangt, so gering ist, daß in dem Suline-Arm, der unter allen Mündungen des Delta allein beschifft werden kann, sich nur zwei Schiffe neben einander bewegen können. Wie wäre man im Stande, die Versandung großer Ströme zu erklären, wenn nicht der Verdunstungsproceß ein vollkommnes Gleichgewicht gegen die Ernährung des Stroms durch Quellen und Nebenflüsse herbeiführte. Ich mache indessen diese Bemerkung nur aus dem Grunde, um die unbedeutende Geschwindigkeit der Donauströmung hervorzuheben. Wo die Donau, die Vorhügel der Carpaten durchschneidend, den deutschen Boden verläßt, hat sie nur eine Meereshöhe von 400′ **). Von hier hat sie bis zum schwarzen Meere einen Weg von mehr als 300 geogr. Meilen zurückzulegen. Ihr Fall beträgt daher im Mittel 1′,33 auf die geogr. Meile. Aber diese Fallhöhen sind sehr ungleich vertheilt. Denn nach den Messungen der Ingenieurs beträgt der Fall in den Stromengen auf 100′ einen halben bis zu zwei Zoll, oder auf die geogr. Meile zwischen 10′,5 und 12′,2. Dies ist ungleich bedeutender als der Fall des Rheins

*) v. Humboldt's Reise. Th. 4. p. 56.

**) Genauer 407′ nach Blumenbach's Land unter der Enns I. p. 62.

in seinem Gebirgsburchschnitt zwischen Bingen und Cöln, wo sein Fall höchstens 7′ auf die Meile erreicht. Rechnet man nun die Länge der Donaustromengen nur zu 12 geogr. Meilen, und legt man ein mittleres Gefälle von 24′ zu Grunde, so kommen von den 400′, die sich auf 300 Meilen vertheilen sollen, beinahe ¾ auf den 25. Theil derselben. Hieraus kann ungefähr beurtheilt werden, wie gering die Strombewegung der Donau in Ungarn und in der Türkei sein müsse.

Man würde sich indessen täuschen, wenn man aus dem bedeutenden Niveauunterschiede des Wasserspiegels über und unter den Cataracten auf eine entsprechende Geschwindigkeit der Strömung in denselben schließen wollte. Der Schluß liegt nahe, daß, was die Donau durch ein seichtes und schmales Felsbett verliere, durch Schnelligkeit in ihrer Bewegung ersetzt werde. Aber dieser Schluß ist trügerisch. Wenn die Schwere die einzige Kraft ist, welche das Wasser in der Richtung gegen den Ocean forttreibt, so wirken alle übrigen Kräfte, die partielle Strömungen veranlassen, dieser Richtung hemmend entgegen. Die Ungleichheiten des Flußbetts, die Gestalt des Ufers, die mitgeschwemmten soliden Körper, die am Boden und an den Seiten des Betts eine Reibung erfahren, bewirken Bewegungen in einem Sinne, der von der Richtung des Flusses mehr oder minder abweicht, und mäßigen dadurch seine wahre Geschwindigkeit, obgleich sie die Gewalt der Strömung vermehren können, indem sie Wellen und Strudel erzeugen. Denn das Volk gebraucht den Ausdruck Strom für jede gewaltthätige Wirksamkeit des Flusses, ohne eine bestimmte Richtung der Kraftäußerung im Sinne zu haben. Das aber ist nun eben der wesentliche Character der Stromengen in dem Carpatenengpaß, daß die der Schwere entgegenwirkenden Strömungen sich hier in den größten Verhältnissen darstellen. Das starre Ufer, welches die benachbarten Wasserschichten zwingt, von beiden Seiten gegen die Mitte sich aufzustauen, die zahlreichen Felsdämme, welche den Fluß quer durchsetzen und eine Ungleichheit der Tiefe von 4′—180′ bedingen, die einzelnen Klippen und Felsinseln, die zum Theil immer, zum Theil nur bei niedrigem Wasserstande über dem Spiegel sichtbar sind, die Festigkeit

des Gesteins, die Krümmungen des Thalwegs: dies sind die wesentlichsten der Momente, welche Wirbel und Gegenströmungen bewirken, dadurch die Bewegung des Stroms gegen die tiefer gelegene Ebene der Wallachei aufhalten und zugleich die Menge der verdunsteten Wasserdämpfe einigermaßen zu vermehren im Stande sind.

Die erste Gelegenheit, die Uferkette selbst kennen zu lernen, bot sich mir bei Drencova dar. Hier sind es noch hügelförmig gerundete Bergformen, denen im Allgemeinen eine Aehnlichkeit mit den Berggruppen des Unterharzes zugeschrieben werden kann. Eichenwaldung*) bekränzt sie, aber nicht hochgewachsene Stämme, sondern emporgetriebenes Gesträuch, dessen Zweige keine Krone bilden, sondern sich unmittelbar von dem Erdboden ausbreiten. Damals war mir noch unbekannt, daß in einer solchen Form der Eichenvegetation ein characteristischer Zug von der Physiognomie griechischen Gebirgs bestehe. Da alle höher gelegenen Landschaften der östlichen Halbinsel diesen Character an sich tragen, so darf man behaupten, daß die Flora des Pindus bereits an der Donau sich ankündige und hier gewissermaßen ihre nördliche Grenze finde, da wir weiter in Norden von einer durch die gemäßigten Gebirgsregionen verbreiteten Gebüschvegetation keine Andeutung finden. Wir werden im weitern Verlauf der Reise mehrmals Gelegenheit haben, auf dies Verhältniß unsere Aufmerksamkeit zu richten. Uebrigens bemerkte ich hier durchaus keine Zeichen südlicher Vegetation **) und die Pflanzenwelt lag noch im tiefen Winterschlaf. Es hatte sogar, indem nur die ersten Veilchen in Blüthe standen, den Anschein, als ob der Frühling, dessen Boten mir bei Linz schon vierzehn Tage früher begegneten, hier wiewohl drei Grade südlicher, aber unter dem Einfluß des Ostens später erwache, als dort. Wo weiter abwärts der Neigungswinkel der Uferberge wächst, hört die Holzung auf, oder wird von grasigen Abhängen und Felsen unterbrochen. Die be-

*) Quercus pubescens W.

**) Xanthium spinosum L., das häufig bei Swinitza vorkommt, dürfte nur als Ausnahme gelten können.

trächtliche Höhe dieser Kalkfelsen, ihre weiße Farbe, durch Epheubekleidung gehoben, ihre wandförmige Ausdehnung, indem sie nicht durch Thäler und Bäche unterbrochen werden und überhaupt sehr arm an Quellen sind, die Biegungen des Stroms, welche den Blick auf die nächste Ferne einschränken und dem Flusse die Physiognomie eines Alpensees verleihen, aber zugleich seine rauschende Bewegung: alles dies giebt den Stromengen ein eigenthümliches Gepräge, den Ausdruck des Erhabenen und doch Umschlossenen, der grandiosen Gebirgsruhe und doch zugleich des nie befriedigten Kampfs. Das Thal ist so vollkommen von der Donau ausgefüllt, daß die neu angelegte und beinahe vollendete Chaussee am linken Ufer zum Theil durch den Fels gebrochen werden mußte. Hydraulische Arbeiten sind gleichfalls erforderlich gewesen, und das Gebirge selbst hat sie durch ein ausgezeichnetes und seltnes Material erleichtert. Denn es findet sich in der Nähe eine sogenannte Puzzolane, eine vulcanische Erde, welche mit dem Kalke, der aus dem hiesigen Gestein überall gebrannt werden kann, einen im Wasser erhärtenden Mörtel bildet, dessen vorzügliche Güte gerühmt wird. Wenn man aus deutlichen Zeichen sieht, daß die römische Straße, welche am serbischen Ufer angelegt war, eine große Strecke weit über dem Flusse von seitwärts befestigten Balken getragen schwebte, so fühlt man sich nicht veranlaßt, dem allgemeinen Urtheil beizustimmen, daß die Alten durch unbekannte Mittel es ebensogut als wir verstanden hätten, eine Straße durch felsiges Terrain einzusprengen. Hätten sie den Gebrauch des Schießpulvers gekannt, so würden sie sich nicht der mühseligen Arbeit unterzogen haben, tiefe quadratisch geformte Löcher in der Felswand einzumeißeln, um darin den horizontal gerichteten Balken einen immer nur unvollkommnen und gefährlichen Stützpunct zu geben. Betrachtet man diese ausgezeichneten Reste des Alterthums unter einem andern Gesichtspuncte, so kann man aus ihnen den Schluß ziehen, daß die Donau ungeachtet ihrer gewaltsamen Thätigkeit das Ufer seit jener Zeit nicht merklich zu zerstören vermocht habe. Gelänge es dem Flusse, eine allmählige Zertrümmerung des Gesteins, das ihn einengt, und dadurch eine langsame Ausweitung und Vertiefung

seines Betts zu bewirken, so müßten jene Spuren bildender Menschenhand längst verschwunden sein. Dasselbe kann man von einigen scharf vorspringenden Klippen und Felseilanden behaupten, welche dem Andrang der Fluthen am meisten ausgesetzt sind. Freilich haben sie ein zerrissenes und zerklüftetes Ansehen, aber dasselbe ist bei höher gelegenen Absätzen der Felswand der Fall, die dem Strome ganz unzugänglich bleiben. Auch deutet der Bau der Schichten, in welche diese Kalkformation abgesondert ist, auf eine Entstehungsart hin, welche man sich nur im Zusammenhange mit der Erhebung des ganzen Gebirgs durch vulcanische Kräfte vorstellen kann. Denn man bemerkt an beiden Ufern, so weit sie auch jetzt durch die Breite des Flusses getrennt werden, eine deutliche Uebereinstimmung der Schichten, so, als hätten sie einmal zusammengelegen und wären erst später auseinandergerissen. Man kann dies um so deutlicher wahrnehmen, als die Linien, in denen die Schichten von vorn gesehen sich berühren, nicht gerade geblieben sind, sondern häufig sehr unregelmäßige Biegungen und Unterbrechungen zeigen *). Was man in dieser Rücksicht an der serbischen Uferwand beobachtet, findet man in gleichem Verhältnisse im Banat wieder. So weisen scheinbar widersprechende Erscheinungen, die Verworrenheit der Schichten und die Harmonie, in der diese sich zwiefach darstellt, dennoch auf dieselbe Thätigkeit hin, welche die ursprünglich ebenmäßige Lagerung des Gebirgs verstörte und hierauf das ungeheure Felsgewölbe bis in seine Tiefen senkrecht auseinanderspaltete.

Von der Veteranischen Höhle, die ich ebenso wie den Berg über Swienitza in Augenschein nahm, bis zu der österreichischen Grenze bei Alt-Orsova behält der Engpaß seinen großartigen Character. Hierauf verflachen sich die Berge allmählig und hören unterhalb des eisernen Thors, der letzten und gefährlichsten Gruppe der den Strom durchschneidenden Felskämme, völlig auf.

---

*) Besonders mache ich auf eine der am meisten gefürchteten Klippen, den Greben, aufmerksam, der eine sehr ausgebildete concentrische Schichtenverwerfung zeigt. Sie ist ähnlich gebildet und ebenso ausgezeichnet, wie die im Bergkalk von Devonshire, welche de la Beche beschrieben hat.

Dann beginnt die große bulgarisch-wallachische Ebene. Beim eisernen Thore, welches man nur bei einigermaßen hohem Wasserstande zu durchschiffen wagt, war das Verhältniß der Strömungen zu den Steinbänken, die damals fast durchaus von Wasser überströmt wurden, am deutlichsten wahrzunehmen. Nur eine Brandung von kurzen, kräftigen Wellen, die den Fluß schräg durchsetzt und zwei glatte reißende Canäle zwischen sich offen läßt. Einem derselben wird das Schiff überlassen und gleitet mit großer Geschwindigkeit zwischen den Klippen hindurch, welche die Brandung erzeugen. Die stürmisch bewegte Fläche hat man zu beiden Seiten, aber man verwundert sich, in der Mitte wieder ruhiges Wasser anzutreffen, das von einem Ufer zum andern reichend die Brandung in eine obere und untere abtheilt. Anfangs scheint es, als ob zwei parallele Felsdämme das Flußbett in schräger Richtung durchschneiden: aber dies beruht auf einer Täuschung, da die obere Brandung nur einer Gegenströmung ihr Dasein verdankt. Die glatten Canäle im Sinne des Stromlaufs entstehen dagegen durch Furchen in dem Damme. Diese Verhältnisse können nur durch Zeichnung anschaulich gemacht werden.

Bedeutung der Lettern in den Holzschnitten der gegenüberstehenden Seite.

α = Ufer.

β = Felsdamm, durch 2 Vertiefungen oder Rinnen = γ unterbrochen.

δ = Brandung an und über dem Felsdamm (untere Brandung).

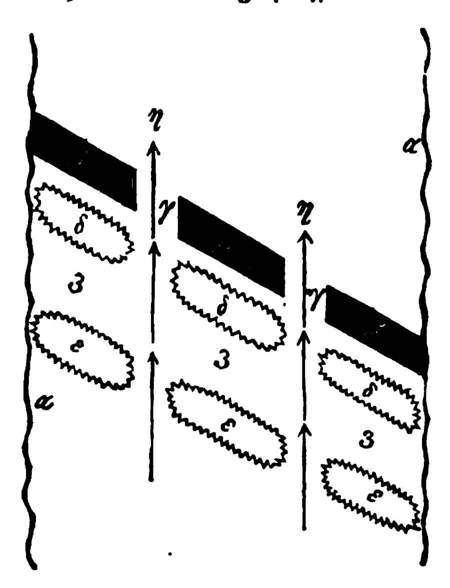
ε = Brandung durch Gegenströmung (obere Brandung).

ζ = Ruhige Fläche zwischen den beiden Brandungen.

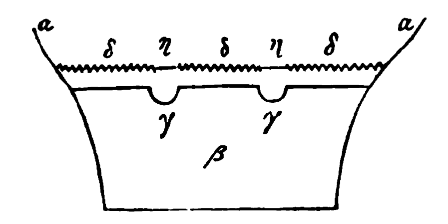
η = Ruhige Fläche in den beiden Canälen, durch die beiden Furchen in γ bedingt.

$\rightarrow$ = Richtung der partiellen Strömungen.

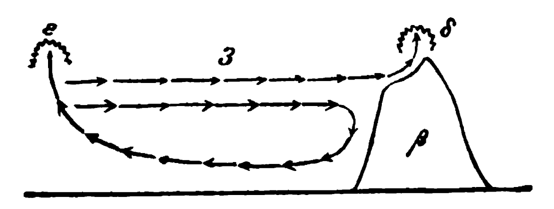
1) Aus der Vogelperspective.



2) Idealer Durchschnitt im Sinne des Felsdamms.



3) Idealer Durchschnitt im Sinne des Stromlaufs.



Diese Darstellung, welche durch Reflexion über die Vertheilung der bewegten und unbewegten Flächen des Stroms entstand, sich auf die Aussage von Schiffern stützte und später durch den ortskundigen Capitain der Galathea, Herrn Dobroslovich, als richtig anerkannt wurde, soll natürlich nur dazu dienen, die wesentlichsten Puncte anschaulich zu machen, ohne daß sie secundäre Unregelmäßigkeiten berücksichtigt, welche die ungleiche Höhe und Gestalt des Felsdamms hervorbringt. Drei Strömungen erscheinen im Allgemeinen als die wichtigsten: 1) die Strömung in den Canälen (γ), die nirgends auf ein Hinderniß stößt und daher bei hohem Wasser zur Schifffahrt benutzt wird. Sie hat zugleich die größte Geschwindigkeit wegen des beträchtlichen Niveauunterschiedes oberhalb und unterhalb der Cataracte. Die Canäle haben innerhalb der beiden Brandungen etwa eine Breite und Länge von 50′. Die Entfernung der beiden Brandungen beträgt mehre hundert Fuß. 2) Die Strömung der obern Schichten des Flusses, die gegen den Felsdamm anprallen, dadurch die untere Brandung hervorbringen und sich dann bei hohem Wasserstande über den Felsdamm wie niedrige Wasserfälle, oder richtiger als Stromschnellen ergießen. 3) Die Strömung der untern Schichten des Flusses, die vor dem Felsdamm umkehren, alsdann schräg und aufwärts fließen, bis sie ihren Kreis vollendend in dem abwärtsströmenden Wasser begegnen und dadurch die obere Brandung erzeugen.

Des Schiffers Arbeit ist der Ordnung, die in diesem Aufruhre herrscht, angemessen. Zuerst sucht er den Eingangspunct eines der Canäle durch die obere Brandung zu gewinnen; sobald der Kahn eingelaufen, überläßt er ihn dem Strome, bis er das ruhige Wasser erreicht hat. Aber hier erwartet ihn die größte Gefahr, die der Unkundige nicht sieht und nur aus der eifrigen Thätigkeit des Steuermanns errathen mag. Denn da zu beiden Seiten ruhiges Wasser ist, so denkt man nicht leicht, daß, wenn man sich nur zwanzig Schritte seitwärts befände, das Boot weiter abwärts auf die Klippen gerathen müßte. Ist man aber endlich erst in den Canal durch die untere Brandung eingelaufen,

so legen die Schiffer die Hände in den Schooß, so stürmisch und gefährlich auch die nächste Umgebung sich ausnimmt.

Unsere Schiffer nahmen die Sache viel ernsthafter, als sie bei einiger Erfahrung sein kann. Man hörte nicht selten heftig hervorgestoßene Befehle, Ruder und Steuer wurden mit äußerster Kraftanstrengung gehandhabt. Vorher wurde um Schutz zur Madonna gebetet, nachher zum Dank. Es waren halbnackte Serben, die übrigens selten untereinander sprachen. Die Aufregung, in die sie sich versetzten, hatte vielleicht nur zum Zweck, uns unsere Rettung höher bezahlen zu lassen, was sie denn auch nach einer ausdrücklichern Demonstration erreichten.

Die Quarantaine, die uns nun wie ein breites Meer von der Heimath trennte, verzögerte unsere Reise durchaus nicht. Dies verdient eine besondere Anerkennung des Reisenden, da die Einrichtung gerade hier eigne Schwierigkeiten hervorruft. Serbien und Wallachei sperren sich gegen die Türkei ab, Oesterreich sowohl gegen diese, als gegen die Fürstenthümer. Nun hält es schwer, die Schiffer, welche die Reisenden weiterschaffen, so zu vertheilen, daß sie nicht bei ihrer Rückkehr zur Contumaz genöthigt werden. Das für die Reise nach Galacz bestimmte Dampfschiff erwartet die Reisenden an der serbisch-türkischen Grenze. Die Serben dürfen das Dampfboot nicht berühren, weil es aus der Türkei kommt, Ungarn dürfen dagegen nicht einmal das serbische Ufer betreten. Deshalb wird man in der Contumaz-Anstalt von Alt-Orsova von serbischen Schiffern erwartet und landet unterhalb des eisernen Thors bei Gladosnitza auf serbischem Boden, hart an der türkischen Grenze. Man geht zu Fuße hinüber, schneidet sich dadurch von der Christenheit ab und besteigt nun die abgesperrte Galathea. Auf ihr fuhren wir den Morgen des 10. Aprils ab und erreichten um Mittag Widdin, die erste türkische Stadt, die mein Fuß betrat.

Ganz allmählig waren die fremdartigen Eindrücke häufiger geworden, die sich hier zu einem vollständigen Bilde vereinigen sollten. Zuerst die Minarets von Belgrad in nebelerfüllter Ferne; dann die türkische Inselfestung Neu-Orsova mit einem einzigen Minaret, woran wir vorüberfuhren, die orientalische Klei-

bung von zwei Reisegefährten, verhüllte Frauen am Quai von Widdin und endlich das Innere der Stadt! Die einstöckigen Häuser gleichen Jahrmarktsbuden: denn die inneren Räume treten zurück. An der Straße liegen nur offene Hallen, die von dem Dache des Hauses überdeckt sind. Durch Läden können sie vorn verschlossen werden. Auf dem Fußboden der Halle, der einige Fuße über die Straße erhöht ist, liegt eine Strohmatte ausgebreitet. Hier arbeitet der Handwerker oder handelt der Kaufmann. Alles ist von Holz und sieht verfallenen Hütten gleich. Nur die Moscheen, von Stein, aber ohne architectonischen Schmuck erbaut und weiß angekalkt, machen eine Ausnahme von einem so einförmigen und niederschlagenden Eindrucke. Die Straßen sind eng, krumm, ohne Pflaster und daher äußerst kothig. Die Waaren sind Brod, Reis, Tabak, Zuckerwerk, Pfeifen. Der türkische Kaufmann handelt nur mit einem einzelnen Gegenstande. Fragt man nach einer andern Waare, so antwortet er: jook! (nein!). Bietet man weniger, als er fordert, so antwortet er: jook! Seine Waaren anzupreisen, sich zu unterreden, verschmäht er. Ruhig sitzt er da, auf den Knieen und rückwärts an die Wand gelehnt. Er raucht in langsamen Zügen. Ein Kohlenbecken steht neben ihm. Nie macht er eine unnöthige Bewegung. Der Anblick dieser fast thierisch ausdruckslosen Gestalten giebt dennoch den öden Gassen beinahe das einzige Leben. Wir begegneten nur selten Vorübergehenden; einmal trafen wir einen Karren, der von Büffeln gezogen wurde. Frauen sahen wir im Innern der Stadt nicht. Aber eine zahlreiche Menschenmenge hatte sich am Donauufer versammelt. Einige Angesehenere kamen an Bord des Dampfschiffs, unter Andern der Leibarzt des Pascha, der, wie er uns erzählte, in Jena promovirt war.

Die Gegend von Widdin ist schon ganz flach. Am Horizont erblickt man im Süden die Balkankette, die sich wie ein fernes Mittelgebirge ausnimmt. Das Clima dieser weiten Ebene, die sich in einer Breite von 40 geogr. Meilen und 60 geogr. Meilen lang vom eisernen Thore nach Osten erstreckt und dort mit der Fläche von Südrußland verbunden ist, trägt durchaus den Character des Ostens und ist viel rauher, als man, ohne diesen

Einfluß zu bedenken, erwarten könnte, da die Polhöhe von Widdin der von Genua gleichkommt. Aber hier giebt es keine immergrüne Wälder und keine Südfrüchte. Nirgends ertragen Feigen und Orangen den Winter, und unter den Obstarten, welche aus der Bulgarei nach Widdin geführt werden, zählt man nur unsere mitteldeutschen Producte. An vielen Orten war noch jetzt der frisch gefallene Schnee liegen geblieben, keine Zeichen des Frühlings waren in der Pflanzenwelt sichtbar, und so ungewöhnlich sich auch in diesem Jahre überall der Sommer verspätete, so kann doch ein so anhaltender Aprilfrost zum Zeugniß dienen, daß die südeuropäische Flora über den Balkan nach Norden nicht herübergreife *).

Eben jetzt hob sich die Temperatur und das Wetter wurde heiter. Deshalb entschloß sich der Capitain, die Nacht durchzufahren, und wir erreichten schon am Mittag des 11. April die Stadt Rustschuk. Die Ufer bleiben flach und sind größtentheils unbewaldet. An der wallachischen Seite zeigen sich von Zeit zu Zeit ärmliche Dörfer, an unfruchtbaren Abhängen aufwärts gebaut. Gegenüber beginnen ungeheure Massen von Rohr **) das Land zu verdecken, die weiter abwärts das ganze Donauufer und die Inseln bekleiden, jede andere Vegetation ausschließen und nur selten von einzelnen Weidenbäumen unterbrochen werden. Kein Schiff, kein Nachen belebt die öde Wasserfläche. Aber schon zeigen sich Pelicane, wilde Gänse, Enten und Möven, die Boten des Meers.

Rustschuk machte einen etwas vortheilhafteren Eindruck als Widdin, das es auch an Größe übertrifft. Die belebtesten Straßen sind überdeckt, d. h. sie bilden einen Besestan. Die Läden sind reicher ausgestattet. Zierlich ausgemalte Pfeifenköpfe, die

*) Nach in Galacz eingezogenen Nachrichten hat man dort im Winter häufig 15—18° R. Kälte. Nördlich vom Balkan gedeiht nirgends eine Olive. Seidenzucht wird nicht getrieben. Weinberge sind vorhanden, aber der Wein soll schlecht sein. Korn und Mais sind von anerkannter Güte. Die Wälder im Innern bestehen aus Eichen und Tannen. Alle diese Angaben sprechen für jene Behauptung.

**) Arundo phragmites L.

von hier nach der Hauptstadt gehen, werden zu 2 Piastern *) verkauft. Ringe von gefärbtem Glas, welche die Türkinnen über dem Fußknöchel tragen, wurden mit nicht geringer Kunstfertigkeit in Menge an der Straße gegossen. Sie sind so eng, daß sie auf eine chinesische Zierlichkeit des türkischen Fußes schließen lassen. Mehre Türkinnen begegneten uns. Ein weites Gewand ohne Taille, das vom Hals bis zu den Zehen reicht, hüllt ihre Formen in undurchdringliches Geheimniß. Ein kreuzweis über das Gesicht geschlungenes weißes Tuch läßt nur die Augen durch eine schmale Spalte hervorblicken. Jüdinnen erkennt man daran, daß nur die Hälfte des Gesichts verhüllt ist. Eine Griechin aus Smyrna, die das Dampfschiff in Augenschein nahm und die Reisenden durch eine liebenswürdige Conversation erfreute, war unverschleiert und trug einen kleidsamen Turban. Die Stadt ist offen; nur das unansehnliche Palais des Pascha ist befestigt und der Hofraum mit aufgehäuften Kanonenkugeln verziert. Wir verweilten nur eine Stunde, um Kohlen einzunehmen, und erreichten noch spät Abends Silistria.

Ohne diese Stadt im Lichte des Tags zu erblicken, fuhren wir weiter und kamen am Mittage des 12. nach Braila, wo uns das Dampfschiff des schwarzen Meers, der Ferdinando primo, erwarten sollte. Bei Czernawoda macht die Donau die merkwürdige Biegung nach Norden, wodurch ihr Stromlauf wenigstens um 30 geogr. Meilen verlängert wird. Hier ist der Anfangspunct der bereits im Bau begriffenen Chaussee nach Kostendsche am schwarzen Meere. Dies ist auch die Linie des projectirten Canals, der zwischen den Vorhügeln des Balkan und im Süden des Babadagh fast im Niveau des Meers bequem angelegt werden kann. Der Babadagh im Lande der Dobrudschen, den die Donau mit ihrer letzten Biegung umkreist, ist ein eigenthümliches Gebirge. Es schließt die wallachische Ebene im Osten, wie der Balkan im Süden. Es ist eine bedeutende, abgeschlossene Kette. Bergformen und dunkle Erdfärbung müssen jedem Europäer fremdartig vorkommen. Denn obwohl die nackten Abhänge und

*) 3 Ggr. C.-M.

die eckige Contur der Schneide an gewisse Küstengebirge des Mittelmeers erinnern, so fällt doch das Massenhafte und Ebenmäßige der Bildung auf. Es ist nicht bloß die Durchsichtigkeit der Luft, die ferne Spitzen so nahe erscheinen läßt. Ebenso viel trägt dazu gleichsam die Gegenstandslosigkeit der Abhänge bei: kein Thal, keine Wellenlinie, kein Fels, keine Waldbekleidung fesselt den Blick an den Seiten des breit aufschwellenden Hügels und das Auge schweift daher früher zu den formenreichen Spitzen hinauf. Herr von Prokesch, der geistvollste und treuste Naturzeichner des Orients, bemerkt, daß ein größerer Zuschnitt der Gebirge, reichere und dabei mildere Farben, breitere und sanftere Thäler Asien vor Europa auszeichnen *). Aehnliche Eindrücke bieten alle charactervollen Bergzeichnungen Arabiens, Syriens, kurz des asiatischen Theils der Levante. Ich selbst habe auf meiner Reise in Bithynien stets Verhältnisse dieser Art wahrgenommen. Herr Conolly, in dessen Begleitung ich diese Reise zu machen das Glück hatte, bemerkte, daß solche Bergformen auch in Persien häufig vorkämen. Sie verdoppeln die lähmende Kraft der orientalischen Sonne. Ihrer Gluth schutzlos hingegeben, durch das Aufwärtssteigen erschöpft, hat man noch viel mehr zu leiden, weil man die Entfernung jeder Höhe so weit unter ihrem Werthe schätzt.

Wenn man sich Braila nähert, kündigt das nahe Meer durch den ungewohnten Anblick zahlreicher Schiffe sich an. Der Handel ist in steigender Blüthe, aber doch nicht so bedeutend als in Galacz, wo alle Handelsartikel der Moldau ihren Stapelplatz finden, während die Wallachei, außer über Braila, auch auf der großen Landstraße von Bukarest nach Varna die Producte von Ackerbau und Viehzucht den verödeten Provinzen Rumeliens zuführt.

Da der Ferdinando, durch einen heftigen Sturm auf dem schwarzen Meere zurückgehalten, erst am folgenden Mittage eintraf, benutzte ich, von der Stadt durch die Quarantaine abgeschnitten, die Zeit zu einem Ausflug auf eine der gegenüberliegenden bulgarischen Inseln. Sie ist sumpfig, völlig flach und

*) Denkwürdigkeiten aus dem Orient I. p. 455.

durchaus von Phragmites überwachsen. Nur am Ufer steht sparsames Weidengebüsch." Unzählige Wasservögel, Enten, Gänse und Störche beleben sie. Malerisch liegt das blaue Gebirge über der weiten Ebene im Hintergrunde. Eine ähnliche Insel besuchte ich bei Galacz. Ein über alle Begriffe schmutziges Dorf brachte uns dort mit bulgarischen Landleuten in Berührung. Wie verschieden ist hier schon der Eindruck, den die vermischten Nationen hervorbringen: der Bulgare mit seiner slavischen Gesichtsbildung, dürftiger Umgebung, mangelhafter Kleidung, unreinlich an Person und Behausung, aber von gutmüthigem, dienstwilligem Benehmen; der Türke, auf dem Verdecke des Schiffs in weiten Gewändern gelagert, fremd und zurückhaltend, ohne Bewegung in den edlen Zügen, die nicht selten dem Ideal männlicher Schönheit entsprechen, aber wegen des völligen Mangels an geistigem Character nur durch ihre Form anziehend wirken können; endlich die Franken, die uns so gütig wie alten Freunden begegnen und die Vorzüge der Heimath einprägen.

Am 15. April verließen wir Galacz vor Sonnenaufgang und erwachten in Tuldscha, wo das Delta der Donau beginnt. Ein russisches Kanonenboot rief uns an, Wachposten standen längs des Ufers, wie in der Militairgrenze. Die Einfahrt in den Suline-Arm ist sehr eng. Ein kürzlich versunkenes Schiff versperrte ihn zur Hälfte; ein zweiter Schiffbruch an dieser Stelle würde die Donaumündung schließen. Sehr viele Schiffe, Griechen, Russen, Genueser, begegneten uns. Da sie in den häufigen Krümmungen des engen Flusses beständig den Wind verlieren, werden sie streckenweis von Menschen gezogen. In der Ferne ist Ismail, die nächste bessarabische Stadt, sichtbar. Uebrigens ein unbegrenzter Phragmites-Horizont. Im Süden unterbrechen ihn nur die äußersten Vorgebirge des Babadagh, fünf ausgezeichnet geformte Berge, deshalb Peschdagh, das Fünfgebirg, genannt. Es dient den Schiffern auf der See zum Wahrzeichen. Außerdem nur Rohr, so weit das Auge trägt und auf der Insel rechts, die Einige für Peuce halten, in der Ferne ein Eichenwald. Zahllose Seevögel verkünden die Nähe des Meers. Möven schwimmen und schießen über die glatte Stromfläche hin. Schaaren

von Pelikanen im mannichfaltigsten Gefieder, grau, schwarzbeschwingt, rosenroth, fahl bis in's Weiße, lassen sich in der Nähe betrachten, ohne das Geräusch der schäumenden Räder zu scheuen. Endlich erscheinen die Häuser der russischen Redoute am rechten Ufer der Mündung, die See ragt über die Küste hervor, fünf Schüsse der Begrüßung werden gewechselt und um 1h 30' fahren wir in's schwarze Meer. Der Himmel war fleckenlos klar, günstiger Wind aus Norden, nie hatte der Ferdinando eine kürzere Fahrt nach Stambul gemacht.

Am folgenden Morgen steuerten wir in die Bai von Varna und verweilten zwei Stunden in dieser Stadt. Schon lange vorher hatten wir uns der reizenden Landschaft erfreut. Die Bucht bildet einen Halbkreis, der von bewaldeten, leider noch nicht begrünten Hügeln und weißen Kalkfelsen umsäumt wird. An der nordwestlichen Terrasse lehnt sich die Stadt hinauf. Beim Eintritt in dieselbe lud der Pascha die Passagiere der ersten Cajüte zu einer Audienz ein. Er heißt Hassif-Pascha und steht unter dem Muschir *) von Silistria. Wir wurden in ein ärmliches Haus geführt, aus dessen Fenstern man den Hafen erblickte. In einem kleinen Zimmer, dessen einziges Möbel der verblichene Divan war, empfing er uns drei Personen nebst dem Schiffscapitain. Er saß mit einem Bin-Baschi **) auf dem Divan und begrüßte uns höflich. Einige Schemel wurden herbeigetragen, auf die wir uns setzten, Caffee und Pfeife ward geboten, aber, da kein Dolmetscher gegenwärtig war, so fand die Unterhaltung größtentheils bei gegenseitiger Betrachtung des Physiognomien ihr Bewenden. Diese stumme Ehre dauerte einige Minuten und dann durchwanderten wir die Stadt. Hier fand sich denn ein größeres Palais des Pascha, dem er das Häuschen, wo wir ihn sahen, der Lage wegen vorzieht. Jenes liegt am Ende der Stadt, in der Nähe eines Kirchhofs, den ein prächtiger Brunnen mit sehenswerthen Verzierungen schmückt. Von da kann man die Befestigungswerke

*) Vergl. die Nachrichten über die jetzige Administration, die mir in Salonichi mitgetheilt wurden.

**) Colonel.

übersehen, deren Anlage ausgedehnte Räume einschließt. Von der Südseite deckt sie der Hafen und südwestlich ein See, der mit dem Meere in Verbindung steht. Im Norden ist eine niedrige Bergkette etwa eine Stunde entfernt. Wiewohl an ihren Höhen noch Schneefelder sich zeigten, so erblickte ich doch hier zuerst in einigen blühenden Pflanzen deutliche Zeichen italienischer Vegetation *) und war also endlich südwärts von den nördlichsten Ausläufern der Balkankette in das Florengebiet des südlichen Europa eingetreten.

Am 17. Morgens 5^h 15' rief uns der Capitain auf's Verdeck, da die Küste am Bosporus sichtbar sei. Die Sonne ging rein auf: es wurde der schönste Tag. Bald liegen die Cyaneen neben uns, alle Wunder des Bosporus gleiten an uns vorüber, hundert Schiffe begegnen uns, den jüngst entstandenen Südwind zu benutzen. Das europäische Gestade prangt im Lichte der Morgensonne, Asien liegt noch im Schatten der Dämmerung, klar schimmert aus weiter Ferne die Schneelinie des Olymp herüber, ein leichter Duft ist über der wunderbaren Stadt ausgebreitet. Diese Gegensätze erhöhen noch jenen überschwenglichen Eindruck, der jede Phantasie überbietet, den keine Kunst der Darstellung fesseln zu können scheint, und den dennoch Hammer und Prokesch mit ebenso viel Empfänglichkeit, als Kraft und Treue wiedergegeben haben. Um 8^h wurde der Anker im Hafen von Stambul niedergelassen.

---

*) Z. B. Ornithogalum exscapum Ten. Ceratocephalus falcatus P.

Zweites Capitel.

Reise nach Brussa.

Dimitri. Bulgurlu. Kiahab-Chané. Vorbereitungen zur Landreise. Verlust des Barometers. Cartal. Prinzeninseln. Jévisa. Hersek. Jálova. Gebirge Samanli. Kemlik. Gebirge Catirli. Ebene von Brussa.

Ueber meinen Aufenthalt in Constantinopel, der durch eine Reise nach Brussa unterbrochen wurde, habe ich nur die Absicht, einige Fragmente mitzutheilen, die sich größtentheils auf den Betrieb der Vorbereitungen meines Hauptzwecks beziehen. Nachdem ich mich unter den Schutz der österreichischen Gesandtschaft gestellt hatte, bemühte ich mich, einen ehrlichen und gewandten Dolmetscher ausfindig zu machen, um ihn für die ganze Reise in meine Dienste zu nehmen. Man hatte allgemein eine so schlechte Meinung von diesen Leuten, daß ich Ursache fand, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Das Uebelste ist, daß sich zu solchen Diensten fast nur Griechen verstehen, von allen in der Hauptstadt vereinigten Nationen die am schlechtesten berufene. Zum Glück kehrte grade einer der preußischen Officiere, die eine Zeit lang im Dienste der Pforte verwendet wurden, aus Asien zurück, nachdem er dort zehn Monate gereist war, und unter Andern auch von einem griechischen Dolmetscher begleitet wurde. Da sich dieser bei mir meldete, hatte ich Gelegenheit, persönlich Erkundigungen über sein Betragen einzuziehen. Er hieß Dimitri Mpernardos, war über die Jahre der Leidenschaft hinaus, hatte in Constanti-

nopel Familie, und sprach fertig türkisch, griechisch, arabisch, französisch und italienisch, während er noch in einigen andern Sprachen oberflächliche Kenntnisse besaß. Sein Herr gab mir die Versicherung, daß er geschickt und verständig sei, und daß er ihm treu gedient habe, fügte indessen die allgemeine Bemerkung hinzu, daß man einem Griechen niemals zu sehr trauen dürfe. Ein deutscher Diener klagte ihn der Trägheit an. Ich war in der Lage, mich meinem Dolmetscher in der Folge ganz anvertrauen zu müssen. Denn ich konnte meine Zeit nicht auf Sprachstudien verwenden, ich konnte auch nicht mehre Diener mit mir führen, ich mußte dem Einzigen alles Oeconomische überlassen, und er mochte, wenn er untreu war, die Kosten nach Willkühr verdoppeln. Denn selbst, wenn ich ihn ertappt hätte, würde ich es haben verschweigen müssen, da ich ihn im Innern des Landes nirgends hätte ersetzen können und ein offnes Zerwürfniß nur zu meinem eignen Nachtheil ausgeschlagen wäre.

In dieser Lage wünschte ich, nicht ohne persönliches Studium eines für mich so wichtigen Menschen mich seiner Discretion hinzugeben. Ich entschloß mich daher, vor der Hand eine Probefahrt mit ihm anzustellen und mich erst, wenn ich mit ihm nach Constantinopel zurückgekehrt wäre, über das weitere Engagement zu entscheiden. Da ich kein passenderes Individuum fand, als Dimitri, so wurde ich mit ihm einig, daß er mich durch Bithynien nach Brussa und zurück begleiten solle. Ich bevorwortete gleich, daß er sich auf einen längern Dienst bei mir keine Hoffnung machen dürfe, indem ich auf diese Art zu bewirken hoffte, daß er sich nicht besser und treuer anstellte, als er wirklich war. Denn war er auf unredlichen Gewinn bedacht, so mußte ihn die Kürze der Dienstzeit anfeuern, so viel Vortheil als möglich aus diesen wenigen Tagen zu ziehen. Zugleich verbarg ich ihm sorgfältig meine geringen Kenntnisse im Neugriechischen, die mich indessen in den Stand setzten, auf Unterhaltungen, in denen er sich ganz unbeachtet glaubte, ein wachsames Ohr zu richten. Als er in der Folge diese List erfuhr und zugleich bemerkte, daß ich stets eine Summe Geldes an einem Orte, der auch ihm unbekannt geblieben ist, verborgen bei mir

führte: so verschafften mir diese Umstände eine Achtung, mit der kein Grieche verschwenderisch zu sein pflegt und die dazu diente, seinen Diensteifer zu erhöhen. Endlich vollzog ich einen schriftlichen Contract, wonach er mich als Dolmetscher, Diener und Koch überall hin begleiten mußte, während ich mich verpflichtete, ihm monatlich 350 Piaster *) zu zahlen und für seine Beköstigung und Rückreise nach Constantinopel Sorge zu tragen.

Die zuvorkommende Fürsorge der österreichischen Internuntiatur verschaffte mir in kurzer Zeit einen Ferman nach Brussa und so konnte ich nach zehntägigem Aufenthalt in der Hauptstadt die Reise antreten. Ehe ich indessen von ihr berichte, kann ich nicht unterlassen, wenigstens über zwei meiner Wanderungen in den Umgebungen von Constantinopel mein Tagebuch vorzulegen.

Die erste hatte zum Ziel den Bulgurlu, die dominirende Höhe **) über Scutari, von der die Rede geht, daß, wenn die Lage von Stambul die schönste in Europa sei, der Blick von diesem Berge Alles, was Natur und Geschichte diesen Küsten spendeten, in erschöpfender Fülle umfange und in künstlerischer Anordnung darlege. Eine Stunde dauerte die Fahrt über den Bosporus, zwei Stunden gebrauchten wir bis zur Spitze des Bergs, dessen breiter Fuß längs des Bosporus von Scutari umsäumt und von dem Marmormeer durch den berühmten Cypressenfriedhof geschieden wird. Ueber der Stadt erhebt er sich als ein sanft geneigter Kegel, mit Feldern und Triften an den Abhängen, wo manche zierliche Blume des Südens blüht ***). Eichen, Lorbeer, Arbutus, Phillyreen und Cisten bilden ein immergrünes Gesträuch, aus dem die breit- und die schlankgewachsene Cypresse in einzelnen Stämmen hervorragt. Ebenso häufig sind Ulmen, die eben blühten und noch nicht anfingen, ihre Blätter zu entfalten. Dieser Umstand, am 20. April noch Bäume blatt-

---

*) 87½ Francs.

**) Die Spitze liegt nach des Grafen Andréossy Messung 240 Meter über dem Bosporus (Andr. Voy. p. 90.).

***) Z. B. Trifolium uniflorum L. und Oliverianum Ser. Ranunculus gracilis DC. Hypericum origanifolium W.

los anzutreffen, die in Neapel schon zu Anfang Februar ausschlagen, überraschte mich um so mehr, als sie inmitten einer Vegetation wuchsen, welche nur in italienischem Clima gedeiht. In der That ist die Jahreswärme von Constantinopel der von Livorno und Montpellier gleich *). Man darf zwar vermuthen, daß der Gegensatz von Sommer und Winter an der Küste des schwarzen Meers viel größer sei, als am Mittelmeer, aber dies erklärt keineswegs eine so bedeutende Regellosigkeit, daß, während die immergrünen Sträucher Südeuropas den Winter ertragen, die Ulme erst blüht, wenn sie in Paris schon seit einem Monat belaubt ist. Man nimmt bekanntlich an, daß in Europa mit jedem Breitegrade nach Süden zu die Vegetationsperioden ungefähr um vier Tage früher eintreten. Wie sehr scheint es diesem Gesetze zu widersprechen, daß ein Baum, dessen Belaubung nach den vergleichenden Beobachtungen von Lord Suffield und Marsham in England durchschnittlich den 15. April eintritt, 10—15 Grad südlicher und fünf Tage später noch unbelaubt ist. Sollte die Verschiedenheit der einzelnen Jahre so groß sein? Man hat gefunden, daß an demselben Orte in Norfolk die Ulme in dem frühsten Jahre den 4. März, in dem spätesten den 6. Mai ausschlug. Aber eine einfache Rechnung kann beweisen, daß diese Unterschiede, so groß sie sind, dennoch bei Weitem nicht ausreichen, jene Anomalie zu erklären. Dazu kommt, daß ich bei Prokesch eine zweite Angabe über das späte Erwachen der Pflanzenwelt in Constantinopel antreffe. Er schreibt **) den 17. April 1826 aus Therapia, daß noch kein Baum am Bosporus grün sei. Eine Erklärung versuche ich nicht. Sie wird erst mit einiger Wahrscheinlichkeit gegeben werden können, wenn das Clima von Constantinopel genauer bekannt ist. Ich werde noch einmal Gelegenheit finden, zu zeigen, daß die Abhängigkeit des Pflanzenlebens von den Jahreszeiten noch ein Gebiet ist, das räthselhafte Phänomene einschließt.

---

*) Nach der Isothermencharte von Mahlmann in dessen Uebersetzung von Forbes Meteorologie.

**) Denkwürdigkeiten 3. p. 244.

Oben auf dem Bulgurlu steht eine Gruppe von Ulmen und Cypressen. Dort pflegte Mahmud, der damals noch lebte, zu Zeiten die Herrlichkeit seines Reichs zu überblicken. Gegen Westen sieht man im Vordergrunde dicht unter der Spitze einen Brunnen, von hohen Bäumen überwölbt, unten am Abhang ganz Scutari hinabgebaut, links stundenweit den Cypressenwald bis an's blaue Meer, aus dessen Fläche einzelne Segel, die Prinzeninseln und asiatische Berge hervortreten. Unter Scutari erscheint der Bosporus, wie ein breiter, reichbelebter Strom; gegenüber zuerst Stambul selbst, auf seinem flachen Hügel breit gelagert, unten die Cypressen des Serails, oben die golbbeladenen Kuppeln und Minarets der Moscheen, seitwärts die unendliche Häusermasse; rechts vom Serail das goldne Horn, der Hafen, worin damals über den dichten Mastenwald die Flaggen der ganzen Osmanischen Flotte herabwehten; weiterhin die Vorstädte, über sechs Hügel vertheilt; endlich im Norden die reichgeschmückten Ufer des Bosporus, der in seiner Krümmung dem Auge entschwindet. Dieses Bild, das so unsäglich reich in seinen Details und zugleich so lebendig als großartig ist, steht in ernstem Gegensatze zu dem kahlen, unbebauten Hügellande, auf dessen westlichem Vorgebirge man sich findet und das sich weit nach Asien hinein zu einer Bergkette in der Richtung von Nicomedien zusammenordnet.

Nicht weniger wüst und traurig ist die wellige Hügelfläche, die sich im Westen der Hauptstadt ausdehnt. Ich durchschnitt einen Theil derselben, als ich das freundliche Thal der süßen Wasser von Europa besuchte, welche sich in grasigem Grunde zwischen den Hügeln und Vorstädten zum Hafen hinschlängeln. Es war am Tage vor meiner Abreise. Wir hatten in Beschiktasch, der äußersten Vorstadt von Constantinopel am Bosporus, unserer sieben Landsleute beim liebenswürdigen Dr. Neuner, damaligem Leibarzte des Sultans, gespeist und überließen uns dessen Führung. Er zeigte uns zuerst das noch im Bau begriffene, neue Palais des Großherrn und den gegenüberliegenden englischen Park, den ein Wiener Gärtner kürzlich eingerichtet hatte. Wiewohl er sehr abschüssig liegt, war diese Lage doch

zweckmäßig benutzt. Alles Gebüsch bestand aus einheimischen Sträuchern und konnte sich nicht bloß an Mannigfaltigkeit mit unsern Anlagen messen, sondern übertraf sie weit durch das immergrüne Laub, das der nordische Himmel versagt. Eichen und Arbutus*) sah ich am häufigsten. Eine ausgezeichnete Felspartie mit Cascade und Bassin trug wieder andere Gesträuche des Südens von niedrigem Wuchs**), zwischen denen Farrenkraut und Epheu sich an das Gestein schmiegten. Jenseit der Straße am Bosporus liegt das Palais, das bereits großentheils vollendet und bei Weitem das prächtigste Gebäude von Constantinopel ist. Aber Alles ist, bis auf die zahlreichen Säulen, von Holz. So will es das muselmännische Gesetz, welches für das kurze Leben nichts Dauerndes zu schaffen erlaubt und nur den Moscheen steinerne Mauern giebt, damit Jeder unterscheiden könne, was zur Ehre Gottes und was für den flüchtigen Bedarf des Menschen errichtet sei. Armenische Baumeister haben den neuen Pallast gebaut, aber der Sultan hat aus besonderer Vorliebe die Ausführung persönlich geleitet. Manches ist unsymmetrisch und geschmacklos, und das Einzelne schadet dem Eindruck des Ganzen, aber die Fronte am Wasser ist wahrhaft großartig. Dasselbe Urtheil läßt sich über die innere Einrichtung aussprechen, und, um nur die guten Seiten hervorzuheben, gedenke ich des großen Audienzsaals, der die höchste Bewunderung erregen muß. Es ist ein Oblongum von 168′ Länge, 78′ Breite und 48′ Höhe. Er endigt im Fond mit einer Rotonde. 40 corinthische Säulen mit Blumenverzierungen am Schaft stehen im Umfang. Im Harem findet sich ein reizendes Vestibulum mit dorischen Säulen, matt beleuchtet; Bauart und Wasserzufluß bestimmen es zu einem Zufluchtsort gegen die Hitze. Die Fenster des Harem sind mit dichtgeflochtenem Gitterwerk versehen. Von der einen Seite sieht man gegen das Meer, von der andern in einen abgesonderten Garten. Dieser enthält wunderlich geformte Blumenbeete und in

*) Quercus coccifera L. Arbutus Unedo L. und Andrachne L.

**) Ruscus aculeatus L. Hypericum calycinum L. Phillyrea media L. Asparagus acutifolius L. Spartium scoparium L.

der Mitte einen kleinen Rasenplatz, der von hohen Linden beschattet und durch einen Canal mit vier wasserspeienden Schwänen umschlossen wird. Wo der Bau noch nicht vollendet ist, sieht man, wie unsolide die Wände beschaffen sind. Zwischen dem Gebälk ist zu beiden Seiten eine Lage von dünnen Brettern angenagelt und der hohle Raum mit Schutt ausgefüllt. Die fertigen Zimmer lassen eine so vergängliche Grundlage nicht vermuthen. Sie sind mit dem reichsten Stucco lustro bekleidet. Ueberall ist im Einzelnen Vieles auszusetzen, aber doch spricht es zur Phantasie wie ein arabisches Mährchen.

Nach diesen Genüssen setzten wir uns zu Pferde und ritten eine Stunde weit in westlicher Richtung, indem wir die Stadt zur Linken ließen. In welchen Gegensätzen bewegt man sich hier! Rückwärts und im Süden die reichsten Blicke auf den Bosporus, das Marmormeer und die Stadt, auf der andern Seite hingegen ein weiter, öder Horizont, den man mit nichts genauer vergleichen kann, als mit der Steppe im nordwestlichen Deutschland. So wie dort ist der Boden wellenförmig gehoben und gesenkt. Ohne Bebauung bleibt er der Natur überlassen. Wie ihn dort die braune Calluna bedeckt, so erblickt man auch hier, bis auf einzelne Grasflecken, nur eine einzige Art von niedrigem Gesträuch, das alle Gründe und Höhen überzieht. Es ist das weißdornige Poterium *), das nicht einmal farbige Blüthen trägt und dessen feingefiederte Blätter unter den ästigen Dornen verschwinden. Freilich trägt hier weder der Flugsand, noch freie Säure im Boden die Schuld einer so unfruchtbaren Vegetation, aber das Alterthum der Anstalten zur Wasserernährung der Hauptstadt beweist, daß diese Flächen nicht bloß verwahrlost sind und daß das alte Byzanz, wie das Stambul von heute, an eine quellenleere Wüste grenzte. Denn so reich die vulcanische Hügelküste des Bosporus den Fleiß der Bebauung belohnt, so trägt die Felsart **) landeinwärts nur ein dünnes und steriles Erd-

*) Poterium spinosum L.

**) Thonschiefer.

reich, welches die drittehalbtausendjährige Blüthe der Stadt nicht urbar zu machen verstanden hat.

Endlich erreichten wir den engen Thaleinschnitt der süßen Wasser*), der von Nord über Süd nach Ost diese Einöde durchschneidet. Wiesen vom frischesten Grün begleiten den Fluß; in dieser Jahrszeit erscheinen sie mit farbigen Flecken; durch Ranunkeln und Jonquillen entstehen die gelben, durch Schneeglöckchen, Bellis und Cardaminen **) die weißen und röthlichen Tinten. Aus den Wiesen erheben sich Alleen von Platanen, Ulmen und Linden, auf deren Zweigen unzählige Nachtigallen schlagen. Von den Bäumen werden Gärten und Landhäuser beschattet. Eine prächtige Villa gehört dem Sultan und wird oft von ihm besucht. Häufig begegnet das Auge einer Gruppe von Menschen, die, in dem Grunde gelagert, sich der Kühle, des Duftes der Blüthen und aller Reize des stillen Ortes erfreuen. Einige kamen uns zu Pferde entgegen, griechische Bajaderen, die auf dem Rasen Tänze aufgeführt hatten. Wild jagten sie an uns vorüber. Sie trugen ein knappes Musselinhemd; lange schwarze Flechten flatterten um den bunten Turban; ihr Gesicht war unverschleiert und glühte von der Anstrengung. Dies ist das einzige Beispiel ungebundner Sitte, das mir in der Levante vorgekommen ist. Selbst bei Volksfesten habe ich nur Männer tanzen gesehn. Ueberall klagten ausschweifende Franken über die Zurückhaltung des Geschlechts.

Der üppige Graswuchs, der, wie eine Gabe nordischer Natur, so viel zu den Annehmlichkeiten dieses Thals beiträgt, erregte meine Aufmerksamkeit. Da auf Wiesen und Weiden von Südeuropa regelmäßig blatttragende Kräuter, besonders Leguminosen, das gesellige Wachsthum der Gräser unterdrücken und nur in den Gebirgen die Grasebenen des Nordens wiederkehren, so war ich verwundert, hier im Niveau des Meers Verhältnisse an-

*) Kiahad-Chane. Eine gut gewählte Ansicht dieses Thals findet sich unter den Kupferstichen zu Raczinsky's malerischer Reise.

**) Ranunculus bulbosus L. Narcissus Jonquilla L. Leucojum aestivum L. Bellis sylvestris Cyr. Cardamine pratensis L.

zutreffen, die jener Erfahrung mit Entschiedenheit widersprachen. Selbst in den Grasarten, welche hier vorherrschen, bemerkte ich durchaus keinen südlichen Typus. Ich habe in der Folge mehrfach Gelegenheit gehabt, analoge Erscheinungen zu beobachten, jedoch nur in der Nähe der Küste, oder in wasserreichen Niederungen. Vielleicht hat man nur deshalb in Süd-Europa eigentliche Wiesen seltner angetroffen, weil die größere Verbreitung der Gebirge und des hügeligen Landes periodische Ueberschwemmungen und die Bildung ausgedehnter Marschen wenig begünstigt.

Schon seit mehren Tagen hatte ich alle Vorbereitungen zu meiner Abreise vollendet. Da man fast nirgends Fahrwege antrifft und mein Gepäck mich hinderte, zu Fuße zu gehen, so mußte ich mich bequemen, zu Pferde nach der landesüblichen Weise mich einzurichten. Ich kaufte im Bazar einen Tatarensattel, der unsern Schulsätteln gleicht und äußerst bequem ist, wiewohl man Anfangs Mühe hat, sich an die eisernen und schuhförmig gestalteten Steigbügel zu gewöhnen. Da man mich davor gewarnt hatte, indem das Eisen den Fuß leicht beschädigt, so versah ich mich zugleich mit türkischen Reitstiefeln. Sie werden, wie das türkische Schuhwerk überhaupt, nicht nach dem Fuße geformt, aber schließen sich doch leicht an, indem sie ohne eine Sohle durchaus von weichem Leder verfertigt werden. Dies wäre nun an sich wenig geeignet, den Fuß zu schützen, aber man trägt noch unter den Stiefeln Strümpfe von sehr dickem, steifem Wollenzeug. Diese reichen bis über die Kniee und bedecken das Beinkleid. Als die Stiefel gar bald durchgeschabt waren, verhinderten die Strümpfe jede nachtheilige Reibung an den Steigbügeln. Ich hatte indessen nach einiger Zeit genug Uebung im türkischen Sitz erworben, um diese schwere und lästige Tracht ablegen zu können. Uebrigens war in meinem Anzuge nur eine einzige Veränderung zu treffen. Denn da außer den Franken auch die viel mehr über das Land verbreiteten Aerzte sich bis auf den Hut der europäischen Kleidung bedienen, so könnte nur etwa unsere Kopfbedeckung Aufsehen erregen. Ich legte daher den türkischen Fez an, bekanntlich eine hohe rothe Tuchmütze ohne

Schirm mit einer reichen Quaste von blauer Seide. Anfangs scheint der Fez besonders wegen der steifen Untermütze, wodurch er erst Haltung bekommt, schwer und unbequem, erregt auch wohl Kopfschmerzen, aber bald gewöhnt man sich an diese Tracht, und da bei keiner Veranlassung der Kopf entblößt wird, so lernte ich darin ein wenigstens für meine Constitution unfehlbares Schutzmittel gegen Erkältungen schätzen.

Am 27. April ließ ich mich nach Scutari übersetzen, mußte jedoch im Posthause bis 5 Uhr Nachmittags auf die Pferde warten. Mit eignen Pferden zu reisen, hatte Dimitri widerrathen, weil man beständig wegen der Unterkunft in Verlegenheit sei. Dies ist nicht begründet und war vermuthlich nur ein Vorwand seiner Bequemlichkeit, indem er fürchtete, mit der Besorgung der Pferde beauftragt zu werden. Immer wird man wenigstens einen Diener mehr gebrauchen, wenn man eigne Pferde besitzt, aber demungeachtet halte ich es bei ihrem billigen Preise für zweckmäßiger und wohlfeiler, auf diese Art zu reisen: zweckmäßiger, weil man mehr Freiheit in seinen Bewegungen hat, und annehmlicher, weil man alsdann der Begleitung der meist unleidlichen Postillons oder Vermiether überhoben ist. Ueberdies werden manche Kosten erspart und das Capital geht ohne einen Unglücksfall nicht ganz verloren, da es nicht schwer halten soll, den Einkaufspreis nach Umständen wiederzubekommen. Für ein Pferd der kräftigsten und dauerhaftesten Art wird in der Türkei selten mehr als 15 Napoleonsd'or gezahlt. Benutzt man die Postanstalten, so bedarf man wenigstens vier Pferde, für den Postillon, den Diener, die eigne Person und das Gepäck. Wo zur Sicherheit eine Bedeckung erforderlich ist, ist man häufig in d m Falle, auch für deren Fortkommen sorgen zu müssen. Jedes Pferd kostet für die türkische Stunde, welche im Durchschnitt ⅔ geogr. Meilen entspricht, nur einen Piaster oder ¼ Franc. Dieser Preis ist jedoch jetzt auf etwa 40 Meilen im Umkreis der Hauptstadt wegen des höheren Getraidewerthes verdoppelt. Die Trinkgelder für Postmeister und Postillon sind nicht bedeutend. Uebernachtet man aber auf der Mitte einer Station, so muß man auch Futter und übrige Ausgaben ersetzen, da der Dienst

dieser Reitposten auf Tag und Nacht berechnet ist. Miethpferde, die in jedem Dorfe anzutreffen sind, kosten in der Regel wenigstens doppelt so viel, als Postpferde, aber man ist alsdann weniger gebunden, auf der Straße zu bleiben. Das Reisen in Begleitung eines Tataren ist zwar am sichersten, eignet sich aber nicht für den, der das Land kennen lernen will, da der Tatar sich weder bei Tage noch bei Nacht aufhält und nur die Zeit während des Pferdewechsels zum Schlafen und Essen benutzt.

Die einzige Station, wo man nicht mit Postpferden fortkommen kann und auf kleinen wallachischen Karren befördert wird, ist die Strecke von Scutari bis Jévisa, auf der man in Cartal umspannt, einer kleinen Stadt am Marmormeere, die den Prinzeninseln gegenüberliegt. Die Karren sind von der Art, wie Walsh *) sie beschreibt. Sie sind so klein, daß zwei Personen kaum darauf Platz finden, und werden von vier Pferden gezogen, von denen der Postillon eins reitet. Meines Gepäcks wegen waren zwei Wagen erforderlich. Es wurde auf dem ungebahnten Wege äußerst rasch gefahren, und, um nicht zu sehr von den Stößen zu leiden oder herausgeschleudert zu werden, mußte ich mich beständig an den Seiten des Karrens festhalten. Da der Weg hügelig war, so wendeten die Postillons ein eignes Mittel an, den Pferden das Berganziehen zu erleichtern. Langsam fuhren sie in's Thal, und setzten unten die Pferde in Gallop, worauf sie dann, ohne auf den Wagen Rücksicht zu nehmen, in Carriere die Höhe erreichten. Als dies das erste Mal geschehen war und ich einsah, wie sehr mein Barometer durch diese wilde Bewegung gefährdet wurde, bedeutete ich meinem Postillon, er solle sich dergleichen nicht noch einmal erlauben, oder ich wolle lieber solche Strecken zu Fuße zurücklegen. Ich begnügte mich mit seinem Versprechen, mir gehorchen zu wollen, und achtete leider nicht auf einen höhnischen Zug in seinem Gesichte, worin sich Verachtung einer Furchtsamkeit aussprach, die

*) Journey from Constantinople to England pag. 228. — Man kann sich eine ungefähre Vorstellung von diesen Karren machen, wenn man sich Kinderwagen von massiver Bauart denkt.

er sich als einzigen Grund meines Befehls zu denken im Stande war. Wir kamen an ein zweites Thal, wo über einen Bach eine hochgewölbte Brücke führte. Oben auf der Brücke setzte er plötzlich die Pferde in die schnellste Bewegung. Der Wagen flog über das Steinpflaster hinab. Er ruhte nicht eher, bis er sausend über das harte Erdreich bergan auf die Höhe gelangt war. Dann blickte sich der Postillon spöttisch um und fragte, ob Alles in gutem Stande sei. Meine Vorsicht war vergeblich gewesen. Mein Barometer war hin. Ich fand bei meiner Rückkehr in Constantinopel, trotz aller angewandten Mühe, keine Gelegenheit, eine neue Röhre zu erhalten. Ich konnte auch wegen der Kürze der Zeit kein neues Instrument kommen lassen. Ich bin daher nur im Stande gewesen, mich zum Behuf von Höhebestimmungen des Siedepuncts zu bedienen.

Nach vier Stunden, als die Sonne längst gesunken war, erreichten wir Cartal. Der Weg geht zuerst durch den großen Cypressenkirchhof, dann größtentheils in der Nähe des Marmormeers und eröffnet nicht selten wunderbar herrliche Aussichten auf die Prinzeninseln *). Auf halbem Wege liegt ein Wachthaus am Meere. Es heißt Bostandschi-köpri, die Brücke der Gärtner. Hier ist einer der neu eingerichteten Quarantaine-Posten und ich war genöthigt, meinen Paß vorzuzeigen. Außer dem Ferman war ich noch mit einem Paß für den gewöhnlichen Gebrauch versehen, einem Teskeré, der nach neuerlich erlassenen Vorschriften in jedem größeren Orte abgefordert und gezeichnet wird. Auf einem schattigen Lager am Ufer des Meers ruhten die beiden Beamten, nöthigten mich zu sich und ließen mir eine Schale schwarzen Caffee reichen. Sie fragten nach dem Zwecke meiner Reise und rühmten die Pracht von Brussa und die Heilkraft seiner Bäder. Ohne mich unnöthig aufzuhalten, begegneten sie mir höflich und wünschten mir mit blumenreichen Worten glückliche Reise. Links vom Wege zieht sich die nackte Bergkette fort, die ich vom Bulgurlu sah, und deren Vorhügel bis an's Meer reichen, so daß die Straße sie beständig schneidet. Da

---

*) Vergl. Leake a tour in Asia minor p. 2 seq.

Herr von Hammer *), der in Nicomedien war, eine Canalverbindung zwischen dieser Stadt und dem schwarzen Meere für ausführbar hält; so wird hierdurch wahrscheinlich, daß diese Bergkette sich nicht weiter nach Osten erstrecke und daher mit den Zweigen des Olympussystems südlich vom nicomedischen Busen in keiner Verbindung stehe. In den Thälern, die zwischen den Hügeln vom Meere aus einschneiden, grünen ebenso herrliche Wiesen, als bei den süßen Wassern von Europa. Derselbe Ranunkel färbt sie gelb, aber dazu kommt eine reiche, blaue Tinte, die durch ein hochstengliges Echium hervorgebracht wird. Auch die Hügelvegetation wiederholt den Typus der nachbarlichen Küsten von Europa. Dasselbe Poterium deckt die unbebauten Strecken, aber diese treten um so mehr zurück, als der größte Theil des Bodens für Getraidebau gewonnen ist. Wie es mir schien, war überall Waizen gesäet, doch bemerkte ich auch seitwärts ein großes Feld mit gelben Blüthen, wahrscheinlich mit irgend einem Gemüse bestellt.

In Cartal ist zwar das Posthaus zum Uebernachten eingerichtet, aber alle Zimmer waren bereits von Reisenden eingenommen. Ich sendete daher Dimitri mit dem Ferman zum Ortsvorsteher und wurde im Hause eines armen Griechen einquartiert. Ich ward freundlich empfangen, erhielt ein kleines Zimmer mit einer reinlichen Matratze und speiste Eier und Pillav. Was ich am meisten vermißte, war ein Tisch. An diese Entbehrung muß man sich bald gewöhnen, da sie ganz allgemein ist. Am folgenden Tage besuchte ich die Prinzeninseln.

28. April. Um 6 Uhr Morgens fuhr ich auf spiegelglattem Meere, bei milder Luft und wolkenlosem Himmel, nach Principos **) hinüber, das etwa eine Stunde entfernt ist. In

*) Dessen Reise nach Brussa pag. 137.

**) Um die Aussprache der Ortsnamen verständlich wiederzugeben, bediene ich mich des italienischen Alphabets, da die Aussprache im Italienischen niemals zweifelhaft ist. Nur für die Vocale, die darin fehlen, und für alle aspirirten Consonanten, also auch ch und j, gilt die deutsche Aussprache. Das δ, das dem schwachen, und das θ, das dem scharfen englischen th ent-

diesem Lande ist von Mitte April an auf ununterbrochen heiteres Sommerwetter zu rechnen. Der 16. April war in diesem Jahre der erste Tag ohne Wolken. Von diesem Zeitpuncte an habe ich während meiner ganzen Reise, obgleich ich längere Zeit im Hochgebirge verweilte, nicht einen einzigen Regentag gehabt und überhaupt, mit Ausnahme von vorübergehenden Gewitterschauern, keinen bedeckten Himmel gesehen. Nebelbänke zeigen sich oft früh Morgens am Horizont, aber sie verschwinden bei steigender Sonne durchaus. Diese Umstände begünstigen den Eindruck von Naturschönheiten ungemein und die Durchsichtigkeit der Atmosphäre ist so groß, daß man in der Regel doppelt so gut sieht, als an den heitersten Herbsttagen in Deutschland. Indessen muß man sich doch hüten, Bergspitzen um Mittag zu besteigen. Denn dann liegt nicht selten eine Art von Dunst in der Luft, der die Conturen der Gegenstände unsicher erscheinen läßt. Dieser Dunst rührt jedoch keineswegs von beginnender Wolkenbildung her, sondern es ist nur die natürliche Wirkung der durch die steigende Wärme bedingten Luftströmungen, in denen die Bilder der Gegenstände eine stetig ändernde und zugleich nicht selten verzerrende Brechung erfahren.

Der Blick vom Kahne war reizend: Nur im Westen traf er auf offenes Meer, in jeder andern Richtung begrenzten ihn die Höhenzüge, die den Golf von Nicomedien einschließen. Principos selbst ist ein breitgestreckter, grüner Hügel, der zu drei Spitzen sich erhebt. Der höchste Punct, vielleicht 500′ über dem Meere, liegt am Nordende und trägt oben das Kloster des heiligen Georg. Am Fuße liegt ein anderes Kloster, St. Nicola, in dessen Nähe ich landete. Das Ufer ist hier und da felsig, aber von da geht's gleichförmig in sanfter Neigung bis zur Spitze.

---

spricht, drücke ich durch dh und th aus. Auf diejenigen Nüancen der Aspiration und Vocalaussprache, die feiner sind, als die deutsche Sprache sie hat, scheint mir wenig anzukommen, da ich sie als Deutscher weder richtig hörte, noch nachsprechen konnte. — Principos wird griechisch *Πρίγκιπος* geschrieben, aber das Schluß-s wird von den Griechen meist verschluckt. Im Türkischen heißt die Insel Bujukaba, die große Insel.

Der Abhang ist mit immergrünen Sträuchern bewachsen. Gewöhnlich stehen sie auf das Dichteste zusammen; wo sie lockerer werden, sind Weideplätze für Ziegen und Schafe. So ist, wenn man kleine Flächen ausnimmt, die Bekleidung der ganzen Insel. Diese Ausnahmen bestehen in Grasplätzen neben den Klöstern, in Weinbergen und Feldern in der Umgebung des Hafenorts, der am westlichen Fuße der Insel liegt, und in einem Pinienwäldchen über demselben. Das Gesträuch selbst ist nur zwei bis drei Fuß hoch und stand zum Theil in frischer Blüthe. So war über das karge Grün ein weißer Schimmer ausgebreitet, den die zahllosen Blumensträuße der Erica bewirkten. Diese bildet nebst Cisten und Lavendel die vorherrschenden Bestandtheile der Vegetation. Dazwischen zerstreut wachsen Phillyreen, Eichen, Arbutus, Wachholder und Poterium *). Der Boden, dem dieser südliche Pflanzenschmuck angehört, ist sandig. Aus rothem Quarzfels besteht die Insel, nur die höchste Spitze, von Felstrümmern umlagert und aufgebaut, stellt eine weiße Abänderung desselben dar. In weniger als einer halben Stunde erreichte ich sie vom Ufer aus in gerader Linie hinaufsteigend. Die oberste Felsplatte entfaltet ein reiches Panorama. Zu den Füßen liegt die Inselgruppe ausgebreitet, Chalki nur eine halbe Stunde entfernt, Antigone am höchsten über das Meer erhoben, sodann eine Anzahl von kleinern, unbewohnten Eilanden und Felsen. Die Küsten zeigen von hieraus betrachtet eine gewisse Einförmigkeit, theils wegen des Gegensatzes gegen die belebten Inselformen, theils wegen der größern Entfernung. Vor der Hauptstadt streckt sich eine asiatische Landzunge **) ins Meer, aber die hohen Minarets ragen darüber hervor.

Einer der griechischen Priester aus dem Georgskloster, das dicht neben der Spitze im Schatten von Eichbäumen liegt, lud

*) Erica arborea L. Cistus villosus Lam. und salvifolius L. Lavandula stoechas L. Phillyrea media L. Quercus coccifera L. Arbutus Unedo L. Juniperus macrocarpa Sibth. Poterium spinosum L.

**) Fanar-Baggessi.

mich ein, dort zu frühstücken. Ich fand die Einrichtung reinlich und anständig. Man hatte sichtlich auf den häufigen Empfang von Fremden Bedacht genommen. Denn Spaziergänge nach den Klöstern sind die tägliche Belustigung für die zahlreichen Bewohner der Hauptstadt, die sich vor Pest und Sommerhitze nach den Prinzeninseln flüchten. In der Capelle war das Bild des heiligen Georg aus Silber getrieben. Nach einer abgeschmackten, aber in den griechischen Kirchen Rumeliens häufig vorkommenden Sitte fehlte dem Bilde das Gesicht, als sei es ein Frevel der Kunst, das Antlitz des Geheiligten nachzubilden, oder als solle die Verstümmelung den Andächtigen daran erinnern, daß nicht das Bild ihm Trost zu geben begabt sei, sondern das unsichtbare Auge des Heiligen, das in seiner Kirche auf dem Bittenden ruhe. Vor dem Bilde kniete eine betende Gruppe mit schönen Griechenköpfen, Mutter, Tochter und Kind, unverschleiert und im Ausdrucke des Glaubens und der Innigkeit. Auch Dimitri verbeugte sich vor dem Bilde, küßte die silberne Hand und reichte dem Priester ein Geschenk, während er mir diese Handlung zu verbergen suchte. Ein solcher Zug erfreute mich, da er mir die erste Gelegenheit darbot, andere als praktische Eigenschaften seines Characters kennen zu lernen.

Die Entfernung des Hafenorts betrug weniger als eine Stunde. Am Wege liegt ein drittes Kloster, Christo geweiht. Der Ort breitet sich Chalki gegenüber am Meere aus. In einem Caffeehause fand ich einen abgesonderten Raum und Mittagessen. Vor dem Divan ward ein Schemel von 2 Fuß Höhe umgestürzt, ein Brett darüber gelegt und die Speisen in irdnen Schüsseln aufgetragen: gebratene Fische und Salat von ausgewachsenen Selleripflanzen. Vorher und nachher wurde Wasser zum Händewaschen gereicht.

Um 2ʰ fuhr ich nach Chalki hinüber, das gleichfalls aus drei Hügeln besteht. Ich besuchte nur den der Stadt zunächst gelegenen, auf dessen Höhe wiederum ein Kloster steht. Der Abhang war, wie in Principos, bewachsen, aber seltner ist die weiße Erica, häufiger der blaue Lavendelstrauch. Malerisch fallen steile Thalschluchten gegen das nördliche Ufer ein. Das Gesträuch steht

hier weitläuftig und beschattet blühende Orchideen von insekten-gleicher Blüthengestalt. Vor dem Hügel erhebt sich eine Oliven-pflanzung, seitwärts liegt eine bunte Asphodeluswiese *). Die weißen Lilienblüthen mit ihrer Purpurzeichnung auf klafterhohem Schaft und aus dichten Schilfrasen hervorgewachsen sind die Typen des milden Himmels. Aber ein blattloser Feigenbaum, der neben dem Kloster in Blüthe stand, vergegenwärtigte mir wieder, was ich jüngst am Bulgurlu über die verspätete Belaubung bemerkt hatte. Ohne Zweifel hat hier der Winterschlaf der Vegetation für verschiedene Classen von Gewächsen ein ganz verschieschiedenes Maaß. Während die Bäume und Sträucher, die im Winter ihr Laub verlieren, noch so weit zurück sind, haben die immergrünen Pflanzen und ein großer Theil der Kräuter schon einen beträchtlichen Theil ihrer jährlichen Entwickelungszustände vollendet. Liliaceen, die in den ersten Monaten des Jahrs blühen, sind bereits wieder spurlos verschwunden. Was jetzt in reichster Ueppigkeit prangt, wird im Juni dasselbe Schicksal erleiden, wenn erst die Thauniederschläge aufhören und die Quellen versiegen. Später findet man fast nur verstäubtes Laub und keine Blüthen mehr. Also ist die Jahrszeit, welche im nördlichen Europa die reichste ist, hier die einförmigste. Versteht man unter Frühlingspflanzen alle Gewächse, die vor der Belaubung der Bäume blühen, so fällt der größte Theil der hiesigen Flora in diesen Begriff. Oder es scheint vielmehr angemessen, hier eine solche Unterscheidung, die den Erscheinungen der Heimath entnommen ist, nicht mehr anzuwenden. Wenn man nach dem Vorwalten der blühenden Formen im südlichen Europa die Jahrszeiten der Liliaceen, der Leguminosen und der Compositen unterscheidet, so wird man dadurch drei natürliche Abschnitte des jährlichen Verlaufs der Vegetation bezeichnen, denen sowohl noch andere allgemeine Charactere zukommen, als sie sich vielleicht auf die Reihefolge der Wärme- und Feuchtigkeits-Verhältnisse beziehen lassen. Denn der Gegensatz feuchter und trockner Jahrszeiten, den der Nordeuropäer nicht kennt, wird im Süden seines

*) Asphodelus ramosus L.

Erdtheils auch durch die Erscheinungen der Pflanzenwelt fühlbar. Ohne diesen Gegenstand weiter zu verfolgen, will ich nur die Bemerkung noch daran knüpfen, daß die jetzige Jahrszeit, in der die meisten Leguminosen zu blühen beginnen, außerdem durch die kräftigste Vegetation und Blüthe der immergrünen Sträucher sich auszeichnet. Zu diesen gehören indessen nicht bloß die Laubhölzer mit lederharten und glänzenden Blättern und die sogenannte Myrtenform, sondern ebenso wenig verlieren Cistusrosen und Himbeeren ihre Blätter. Ueberhaupt sind, wie bei dem zuletzt erwähnten Strauche, nicht selten Verschiedenheiten im Entwickelungsgange auch bei solchen Arten bemerkbar, die dem mittleren und südlichen Europa gemeinschaftlich angehören. Der erste Baum mit abfallendem Laube, der sich in diesem Jahre entwickelte, war die Roßkastanie. Ich traf heute bei Cartal einige Stämme, die gleichzeitig Blätter und Blüthen entfalteten. Dieser Baum schlägt bei uns später aus, als die meisten andern Bäume, und blüht, wenn seine Blätter schon ausgebildet sind. Ferner blühte ein Kraut *), dessen Blüthezeit bei uns in den Spätsommer fällt.

29. April. Morgens machte ich eine Wanderung über die umliegenden Hügel bei Cartal und längs des Strandes. Unzählige Kräuter, größtentheils Leguminosen, standen in Blüthe. Zwischen den heißen Steinen spielten Lacerten, aus dem Gestrüpp tappten Schildkröten **) langsam hervor. Gärten mit blühenden Obstbäumen lagen vor der Stadt: Weinstöcke waren an den Stämmen hinaufgewunden, aber man erkannte sie kaum, da noch kein frisches Organ durch den strömenden Saft gebildet war.

Am Nachmittage legte ich noch fünf t. Stunden bis Jévisa auf dieselbe Art wie ehegestern zurück. Die Formen der Küste bleiben dieselben, aber, da das Land weniger bebaut ist, so besteht der größte Theil aus Poteriumheide. Darunter aber liegt ein tiefes, schweres Erdreich von schwarzer oder rother Farbe.

*) Mercurialis annua L.

**) Testudo graeca L.

Auf einer dieser öden Flächen lagerte eine Caravane von mehr als 80 Cameelen. »Neredén?« rief Dimitri: »woher kommt ihr?« »Midiedén«, war die Antwort, was in einer etwas unregelmäßigen Form bedeuten sollte: »von Ismid!« Aber sie nannten vermuthlich nur die letzte größere Station. Denn gewöhnlich kommen diese Caravanen tief aus dem Innern von Kleinasien und bringen Waaren bis Scutari. „Voilà que nous sommes dans l'Asie," sagte Dimitri, indem er behauptete, daß die Cameele nie über den Bosporus gebracht würden. Aber er irrte, denn auch in Thracien und Macedonien bis an den Pindus gehört das Cameel nicht zu den ungewöhnlichen Erscheinungen.

Bis an das Vorgebirge Tusla hält sich der Weg in der Nähe des Meers und man genießt einer mannigfaltigen Küstenaussicht. Dann wendet man sich in die hügelige Gegend landeinwärts und verliert dabei die höhere Kette, die bisher den nördlichen Horizont in der Nähe begrenzte, aus dem Gesicht. Vielleicht, daß dieselbe schon hier gegen Osten sich senkt. Nur ein einziges Dorf, Patnik, liegt am Wege. In solcher Einförmigkeit erfreut sich das Auge an blühenden Obstbäumen und an dem sonderbar gebildeten Baume *), der zugleich Apfelblüthen und Weidenblätter trägt. Den Anblick dieser auffallenden Vermischung gewährt nur der Frühling: denn in der Folge würde man jene Apfelart von einem Oelbaum ohne nähere Betrachtung nicht unterscheiden können. Auf einer characteristischen Landschaftszeichnung von bithynischen oder thracischen Gegenden dürfte dieses Erzeugniß der Natur nicht fehlen. In einer der Niederungen erscheint aus der Ferne ein grünender Wald: aber beim Näherkommen erkennt man dunkles Immergrün. Es war ein Gehölz von gewaltigen Riesenstämmen der Coccuseiche **), die, hier zu den Dimensionen ihrer Gattungsgenossen ausgewachsen, untermischt mit einer andern Eiche vorkam, die noch keine Blätter, aber grünliche Blüthen trug.

---

*) Pyrus salicifolia L.

**) Quercus coccifera L.

Jévisa liegt eine t. Stunde vom Meere und ist stattlich anzusehen, da sich die mächtigen Bleikuppeln des Badehauses über ihr wölben und das Minaret einer großen Moschee hervorragt. Cypressen und Wallnüsse beschatten die Stadt rings umher. Ich hatte noch Zeit, die nächste Anhöhe zu besteigen. Dichtes Eichengestrüpp bedeckte sie. Darunter zog sich eine angebaute Niederung zum Meere hinab. Die gegenüberliegende Küste wurde durch die Strahlen der untergehenden Sonne nahe gerückt, und am äußersten Horizonte des Meers zeigte sich in dieser Beleuchtung noch eine matte Contur, die ich für die Insel Marmora zu halten geneigt war. Ich übernachtete in einem verschließbaren Zimmer des Posthauses und erfreute mich der freundlichen Unterhaltung des Postmeisters.

30. April. Heute begann die Reise zu Pferde. Eine Einladung, bei dem Gouverneur des Orts Caffee zu trinken, eine Höflichkeit, die meinem Ferman galt, lehnte ich ab. Der Fährort über den Busen von Nicomedien, Dilburun, d. h. das Vorgebirge der Zunge, ist zwei t. Stunden von Jévisa entfernt. Der Boden ist zum Theil sumpfig, zuletzt folgen Hügel, die an dem felsigen Vorgebirge steil abfallen. Die äußersten Klippen gehören der versteinerungslosen Kalkformation an, die Graf Andréossy beschrieben hat *), aber andere Massen von anstehendem Gestein bestehen aus einem Conglomerat, worin große Kalk- und Porphyrstücke durch Thonmasse verklebt sind. An den Felsen wächst häufig ein Onosma mit gelbem Blüthenstrauß, übrigens ist die Gegend durch Gesträuch bewaldet. Es besteht aus Coccuseichen und Wachholder, zwischen denen einzeln Lorbeer, Arbutus, Phillyreen und Paliurus wachsen.

In einer großen Segelbarke fuhren wir nach Hersek hinüber. Das Vorgebirge Dil springt nur wenig nach Süden vor, aber von Hersek zieht sich eine schmale Landzunge weit in den Busen hinein. Auf ihrer äußersten Spitze steht ein Han, wo ich zwei Stunden wartete, bis die neuen Postpferde aus dem Dorfe anlangten. Die Erdzunge, von der Herr v. Ham-

*) Voyage p. 91.

mer *) die reizende Legende mittheilt, daß sie unter den Füßen eines frommen Reisenden, dem man die Ueberfahrt verweigert, aus dem Meere hervorgestiegen sei, und daß dann die Schiffer, von dem Wunder betroffen, ihn hinüberführten, ist völlig flach und besteht aus Flugsand und sumpfigen Wiesen. Eine mannigfaltige Vegetation blühender Kräuter deckte den Sand und zeigte sich nicht bloß in ihren Arten eigenthümlich, sondern unterschied sich auch im Wachsthum von der Uferflora nordischer Sandküsten. Wenn sich dort viele Gewächse durch weitverzweigte Wurzelranken im Boden befestigen und sich selbst vor den Fluthen schützend auch das Erdreich allmählig fester und fruchtbarer machen, so deuten hier zarte und spindelförmig eingesenkte Wurzeln **) auf einen kurzen Verlauf des Pflanzenlebens und auf Sicherheit vor dem Meere, so wie das Clima, die Stille des Meerbusens und die Abwesenheit der Fluth und Ebbe es zu fordern scheinen. Wie sehr aber die Sonne hier manchen Pflanzen den Character der Flüchtigkeit aufdrückt, bekundeten zwei Zwiebelgewächse, die bereits in dieser Jahrszeit verdorrt und in Samen standen. Die Wiesen aber zeigten sich von den früher betretenen verschieden. Man könnte sie Kräuterwiesen nennen, denn die Gräser traten gegen die Kräuter zurück. Hier ist nichts Nordisches mehr. Ein zartes socielles Trifolium und eine Bartsia sind die vorherrschenden Gewächse. Wo aber der Boden sumpfiger wird, bedecken ihn dichte Schilfrasen, eine blaßblaue Iris, zwischen der eine weiße Lilie und eine hochrothe Orchis ***) sich auszeichnen.

Von Hersek, einem unansehnlichen Dorfe, ritt ich längs der Küste in südwestlicher Richtung nach Jálova. Die Entfernung beträgt 4 t. Stunden. Hier hatte ich nun zuerst die Halbinsel betreten, die sich zwischen den Meerbusen von Nicomedien und Modánia bis an das Vorgebirge Bosburun erstreckt. Sie

*) Reise nach Brussa p. 162.

**) Am häufigsten Pflanzen aus den Familien der Boragineen, Rubiaceen, Cruciferen und Compositen.

***) Ornithogalum montanum Cyr. und Orchis saccata Ten.

wird von der Gebirgskette Samanli durchzogen. Ueberhaupt giebt es in der Gegend nördlich vom Olymp zwischen Brussa und dem schwarzen Meere drei parallele Bergzüge, die eine Richtung von Ost nach West verfolgen, und von denen wenigstens die beiden ersten mit dem Olymp in Verbindung stehen: der Catirli *) zwischen der Ebene von Brussa und dem Thale zwischen Isnik und Kemlik, das zum Theil von dem nicaeischen See ausgefüllt wird; der Samanli zwischen diesem Thale und dem Busen von Ismid; und endlich die Hügelkette, die uns bereits beschäftigt hat und mit dem Bulgurlu endet. Der Samanli steht bei Isnik mit dem Catirli, dieser im Osten der Ebene von Brussa durch einen Seitenzweig mit dem Olymp, als dem Gebirgsknoten dieses Landes, in Verbindung. Durch diese Bergketten wird die Form der Küste und der Thäler bedingt, da sie ohne Terrassen und Vorland an das Meer reichen.

Vom Samanli, dessen Namen gleich dem Catirli von einer Ortschaft entlehnt ist, erblickte ich heute vom Wege aus nur den ersten Zug von Vorbergen, aus dessen Schluchten die Sumpfwiesen der Küste und der Fluß Kirk-ghetschid **) ihre Nahrung empfangen. Die Abhänge sind mit Gesträuch bewachsen. Die Wiesen und die Sanddünen, die sie vom Meere trennen, sind eine Wiederholung der Landzunge von Hersek. Jene glänzten von Schneeglöckchen ***). Die Coccuseiche bildete das Gesträuch und die feuchten Waldungen, wo unter dem Schatten der Bäume Veilchen, Ranunkeln und Doronicum in bunter Ueppigkeit blühten. Rechts hatte ich den Blick auf ein stürmisch erregtes Meer und auf die Hügel der Prinzeninseln.

Nicht selten sah ich die Reste von gefallenen Säulen und Gemäuer am Wege. Aber besonders fällt eine Ruine auf, die mitten in der Ebene steht. Es ist ein thurmartiges Gebäude, vielleicht 30′ hoch, ein Gewölbe mit hohen Bögen, vierseitig, aus Quadern, zwischen denen Schichten von Backsteinen einge-

*) Arganthonios der Alten.

**) Vergl. v. Hammer Reise nach Brussa p. 153.

***) Leucojum aestivum L.

schoben sind. In die Spitze der Kuppel ist ein zweites kleineres Gewölbe aufgesetzt, das die Verhältnisse des Ganzen wiederholt. Es trug keine Inschrift, es war offen und leer, diente Hirten und Reisenden zum Schutz gegen die Sonne, wie es vormals vielleicht ein Spähort für byzantinische *) Soldaten war, als gerade an diesem Orte die Grenze des Reichs der Seldschuken und der Griechen sich befand.

Um 5h kam ich in Jálova an, indem ich Herfek um 2h verlassen hatte. Die Stadt ist rein türkisch und ich fand daher Schwierigkeit, anderswo als in dem elenden Han zu übernachten. Ich hatte indessen gleich zum Gouverneur geschickt, ohne zu wissen, daß hier keine Griechen wohnten, und wünschte nun zu erfahren, wie weit ich in meinen Forderungen gehen dürfe, obgleich mir nicht unbekannt war, daß es der Sitte und Religionsvorschrift entgegen sei, einen Christen in einem türkischen Privathause unterzubringen. Der Gouverneur der Stadt führte den Titel Voivóda, eine der häufigsten Bezeichnungen für die Regierungsbevollmächtigten der Casa's, d. h. der Districte, in welche die einzelnen Sandschak's zerfallen. Er war gerade abwesend, aber sein Sohn besorgte statt seiner die Geschäfte. Anfangs gab er einfach zur Antwort, ich müsse sogleich weiterreisen, da sich hier kein paßliches Unterkommen für mich finde. Dimitri aber, hierdurch aufgebracht, sagte ihm, ich würde bald nach Constantinopel zurückkehren, und gewiß nicht vergessen, wie man mir in Jálova begegnet sei, zumal da ich jetzt, müde von der Reise, der Ruhe bedürfe und da mein Weg mich von hier aus über unwegsame Gebirgspfade führe, welche ich durch die Behandlung derjenigen, die für meine Sicherheit zu sorgen hätten, des Nachts zu passiren gezwungen würde. Hierauf erklärte der junge Türke, daß er in einem solchen Falle sich erst bei den Geistlichen Raths erholen müsse, ob er befugt sei, eine Wohnung für die Nacht in einem türkischen Hause zu bereiten.

*) Der Umstand, daß das mittlere Gewölbe von einer höhern Wand getragen wird, als das größere untere, welches gleichsam ein Nebendach bildet, spricht nebst den Kreisbögen für byzantinische Zeit.

Die Berathung dauerte eine Weile, dann erfolgte die Einladung in dem Hause des Woivoden selbst zu übernachten. Der junge Mann und einige Officianten kamen mir freundlich entgegen. Sie waren sichtlich erstaunt, aber zuvorkommend, ohne zudringlich zu sein. Ich erhielt ein großes Zimmer, mit Strohmatten belegt und durch einen kostbaren Divan und Schnitzwerk an den Wänden geschmückt. Man servirte ein türkisches Abendessen, welches ich einfach und wohlschmeckend fand: Eierkuchen, der zur Hälfte aus Lauch bestand, und Pillav. Nachher machte mir der Wirth noch einen Besuch und begnügte sich, da der Dolmetscher nicht zugegen war, meinen Beschäftigungen zuzuschauen. Zuerst fragte er, ob ich Türkisch verstände: »turdsche bilmas?« Zu meiner Antwort: »ma« lächelte er, da diese Silbe nur in Verbindung mit einem Verbum eine verneinende Bedeutung hat. Ich wurde als Gastfreund behandelt und hatte nur an die Dienerschaft Trinkgelder zu zahlen.

1. Mai. Mein heutiger Weg führte mich über das Gebirge Samanli nach Basardschik und von da nach Kemlik am Meerbusen von Modánia. Die erste Station beträgt 5, die zweite 4 t. Poststunden. Nach ungefährer Schätzung vermuthe ich, daß die mittlere Höhe des Samanli etwa 2500′ betragen möge. Die Straße führt durch ein enges Querthal zu einem in die Kette eingesenkten Paß, der Balaban-dere heißt. Man erreicht die Höhe von Jálova aus in drittehalb Stunden *); die Länge des Passes, der sich gegen Süden zu einem Plateau öffnet, beträgt eine halbe Stunde; von da gelangt man in zwei Stunden nach Basardschik. Demungeachtet ist der Nordabfall

*) Ich ritt auf meiner Reise fast beständig im Schritt und ging häufig neben dem Pferde her. Raschere Bewegungen und Aufenthalt habe ich stets bei meinen Angaben über Entfernungen möglichst genau in Anschlag gebracht. Wenn ein rüstiger Fußgänger oder ein im Schritt sich bewegendes Pferd eine geogr. Meile in anderthalb Stunden zurücklegt, so können meine Stundenentfernungen mit $^2/_3$ multiplicirt die Weglängen in Meilen ausdrücken. Diesen Stunden entsprechen in der Regel auch die türkischen Poststunden. Wo dies nicht der Fall war, habe ich es ausdrücklich angemerkt. Diese Erläuterung bezieht sich auf den ganzen Verlauf meiner Reise.

des Samanli im Allgemeinen steiler, als der südliche. Auf der Mitte des Wegs steht ein Caffeehaus, von Platanen umgeben, während kein Hochwald auf dem Gebirge vorkommt. In der Nähe desselben sieht man zugleich den Busen von Nicomedien und den See von Nicaea. Ueber dem letztern liegt links malerisch am Abhange das große Dorf Jeniköi. Das Gebirge hat einen breiten Kamm, der die Richtung von West nach Ost behauptet. Von ihm lösen sich zu beiden Seiten Nebenketten, die mit sanften Abhängen die Querthäler absondern. Die geognostische Formation entspricht der nicomedischen Kette, aber ich bemerkte im Passe auch eine einzelne Felswand von Sandstein, dessen Lagerungsverhältniß zum Kalkgebirge nicht ausgemittelt wurde.

Der Samanli wird von einer gleichförmigen Gesträuchdecke bekleidet, am Fuße wie auf der Höhe, wenn nicht Felsen oder Thäler sie unterbrechen. Vorherrschend sind Eichen mit abfallendem und mit immergrünem Laube und fast noch häufiger Erica arborea. Dazwischen erscheint Lorbeer, Nußgebüsch und Thymelaeen. Mehre Kräuter blühten, die dem Orient angehören. Ueberhaupt zeigt die Vegetation gleichsam eine Vermischung von Europa und Asien. Denn die Bäche werden von Erlen und Weiden *) eingefaßt. Auf dem Plateau aber baut man Getraide und Wein.

Um 2h 30' langte ich in Basardschik an, einem Flecken, der eine Viertelstunde nordwestlich **) von der westlichen Spitze des Nicaeischen Sees liegt und durch einen schönen Brunnen geschmückt wird. Das Bassin desselben wird von einer gewaltig verzweigten Platane überdacht. Breite Cascaden und schmale

---

*) Zeugniß asiatischer Formen sind z. B. Daphne pontica L. Borago orientalis L. Orobus hirsutus L. Hypericum calycinum L., europäischer: Euphorbia amygdaloides L. Ruscus aculeatus L. Alnus glutinosa G. Fagus sylvatica L. Salix purpurea L. u. s. w.

**) Die Lage auf der Cottaschen Charte ist gefehlt. Ich vermuthe, daß der See weiter nach NW. reicht. Denn der Weg von Jalova über Basardschik nach Kremlik macht keine so starke Biegung, als die Terrainzeichnung der Charten fordert.

Wassergüsse strömen von allen Seiten über den Rand des Beckens und aus Oeffnungen an der Wand. Im Han war wie gewöhnlich nichts als Eier und Caffee zu haben. Die Aussicht aus dem fruchtbaren und zum Theil bebauten Thale von Basardschik ist nach Osten offen. Links erscheint der östliche Theil des Samanli, rechts der Catirli, an dessen Fuße mehre Dörfer sich zeigen, zwischen beiden Ketten der Wasserspiegel des Sees von Nicaea, der etwa 3 Meilen lang und eine geogr. Meile breit ist. Der Abfluß aus demselben, der weiter abwärts in eine enge Thalschlucht zwischen den Contreforts des Samanli und dem Catirli eingeengt bei Kemlik in's Meer fällt, macht zuerst einen Bogen nach Süden, bis er die Schlucht erreicht, die ihn von Ost nach West führt. Der Weg von Basardschik nach Kemlik geht dagegen auf einer kürzern Linie über drei oder vier Nebenketten des Samanli. Ich legte ihn in drei Stunden zurück. Von der letzten Höhe eröffnet sich ein überaus prächtiges Panorama. Im Vordergrunde liegt eine dreiseitige Ebene, welche vom Meerbusen und von sanftgeneigten Vorbergen der beiden auseinandertretenden Gebirgsketten eingeschlossen wird. Die Fläche ist durchaus mit Oelbäumen bepflanzt. Diese ziehen sich auch noch an den Berggehängen hinauf. Ueber diesem bläulich gefärbten Walde, der von Reichthum und Fruchtbarkeit Zeugniß giebt, steigen die dunkelgrünen Gebirgsabhänge von Thälern durchschnitten bis zum kühn geformten Kamme des Samanli aufwärts. Nicht minder großartig erscheint von hier aus der südliche Gebirgszug, der sich aber im Westen, weithin sichtbar, zu sanften Hügelformen abflacht. Die dritte Seite des Olivenwaldes begrenzt das blaue Meer, aber am Küstensaume breitet die Stadt Kemlik, Kios der Griechen, sich aus, deren Arsenal am Hafen und deren Burg auf einem Felsenvorsprung des Samanli bedeutend hervortreten.

Beim Hinabsteigen von der Höhe veränderte sich der Character der Vegetation, der von Jálova aus ziemlich gleichförmig geblieben war. Denn statt des Gesträuchs, das aus wenigen sociellen Arten zusammengesetzt wurde, entwickelte sich hier die ganze Mannigfaltigkeit der Formen, deren die Vegetation in den heißesten Strichen unsers Erdtheils fähig ist, während sie zugleich

an dichtem Wachsthum einbüßte. Wenn aber im Schatten der Oelbäume das Pistaziengebüsch und die Pfirsichblüthen der Cercis an Italien erinnern, so tritt auch hier in einem Gummi schwitzenden Astragalus die griechische und asiatische Bildungsweise entgegen.

Kemlik ist eine bedeutende Stadt von 8000 Einwohnern, die fast nur von Griechen bewohnt wird. Das Haus des Primaten derselben, des Herrn Zotiris, nahm mich gastlich auf. Er ist ein reicher Mann mit bedeutendem Familienanhang. Sein Haus war viel eleganter eingerichtet, als ich bisher bei Griechen oder Türken gesehen hatte. Auch in der Folge fand ich bei keinem Pascha eine so geschmackvolle Anlage und Decoration der Zimmer, in orientalischer Weise ausgeführt. Das am reichsten ausgestattete war zum Empfang von Fremden bestimmt und wurde mir freundlichst eingeräumt. Die Thür befand sich in einer Nische, die gleich den Wänden und der Decke durch Malerei und Schnitzwerk verziert war. Der Fußboden war getäfelt. Der breite, hohe Divan, der den Umfang des Zimmers völlig einnahm, war in zwei Terrassen abgetheilt, beide mit blauem Seidenzeug überzogen. Auf der untern Terrasse wurde das Lager für die Nacht bereitet.

Den Abend brachte ich in Gesellschaft des Hausherrn, seiner Gemahlin und einiger Vettern zu. Die Frau war jung und schön: edle, jedoch bleiche Züge, zarter Teint und graziöse Haltung. Um den niedrigen Fez trug sie ein dickes buntes Seidentuch zum Turban geschlungen und in einen zierlichen Knoten geschürzt. Zuerst wurden eingemachte Früchte mit Wasser gereicht (eine allgemeine Sitte der Griechen beim Empfange eines Fremden), hierauf Caffee und Pfeifen. Beim Abendessen saßen wir zu 6 Personen um die niedrige Tafel; die beiden Kinder wurden entfernt gehalten.

Herr Zotiris, der ein unterrichteter Mann war und auch auch etwas Französisch verstand, sagte, man lebe hier frei und zufrieden und sehne sich nicht, das Schicksal der Landsleute im griechischen Königreiche zu theilen. Denn man habe weniger Abgaben und der Sultan sei ein vortrefflicher, einsichtsvoller Herr,

dem ein Raja *) so wichtig erscheine als ein Muselmann. Dann ging er auf die Lage der Bewohner von Kios über und erzählte, die Stadt sei von den Argonauten gegründet und durch alle Jahrhunderte habe sie geblüht und die Familien sich unvermischt mit Fremden gehalten. Seine historischen Kenntnisse waren übrigens beschränkt und ungenau, wiewohl er im Hellenischen wohl gebildet schien. Aber seit zwei Jahren, fuhr er fort, sei Trauer in der Stadt, denn damals habe die Pest so wüthend und anhaltend gehaust, daß viele Familien ausgestorben und keine von Unglück und Verlust verschont geblieben sei. »Was hilft uns der Reichthum,« sprach er, »den uns der Oelbaum giebt und der Handel mit unsern Producten nach Constantinopel gewinnen läßt, wenn nicht der Himmel unser Glück zu Hause segnet?« — Hier lernte ich zuerst jene griechische Gastfreundschaft verehren, die den Reisenden im Orient noch mehr als die Natur für Entbehrungen und widrige Eindrücke entschädigt. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich Herrn Zotiris nicht von Freunden empfohlen, sondern vom türkischen Gouverneur aufgedrungen war. Dennoch behandelte er mich wie einen bewährten Freund des Hauses und entschuldigte, wo Alles so angemessen als möglich war.

2. Mai. Ich blieb meiner Arbeiten wegen bis zum Mittage in Kemlik und wäre gern noch länger geblieben, um die pflanzenreichen Umgebungen der Stadt auszubeuten, aber ich durfte die Gastfreundschaft nicht mißbrauchen. So kann es in diesen Ländern sich wohl ereignen, daß vom Zufalle abhängt, wo man verweilen und genauere Forschungen anstellen kann. Denn der Reisende ist Herr seiner Zeit, wo er für sein Geld lebt, aber er findet sich zu der Discretion, nicht zu lange beschwerlich zu fallen, verpflichtet, wenn er sich unter freigiebigen Freunden befindet, deren Höflichkeiten er sich doch auf keine Art entziehen könnte, wenn er länger an dem Orte verweilte. Man pflegt zwar das Genossene durch Geschenke an die Dienerschaft reichlich zu ersetzen, aber man fühlt doch, daß bei aller Freundlichkeit nur auf einen kurzen Aufenthalt gerechnet wird.

---

*) Christlicher Unterthan der Pforte.

Von Kemlik überstieg ich den Catirli und erreichte noch heute Brussa, das 6 t. Stunden entfernt ist. Auf das Gebirge kommen 4, auf die Ebene zwischen Catirli und Olymp 2 Stunden. Die Verschiedenheit der geognostischen Formation bedingt von denen der nördlich gelegenen Kalkgebirge abweichende Formen der Berg- und Thal-Bildung. Der Catirli gehört zum Uebergangsgebirge, enthält nirgends auf meinem Wege Kalk, sondern besteht aus Grauwacke und Thonschiefer. So wiederholen diese Parallelketten bis zum granitischen Olymp ein Gesetz in der Reihefolge der Formationen, welches mit der Theorie eine schöne Uebereinstimmung zeigt. Der Catirli stellt zwar, wie der Samanli, eine Hauptkette dar, deren höhere Spitzen östlich von dem Passe liegen, über den mein Weg führte: aber es fehlen die Nebenketten, die dort rechtwinklig vom Hauptkamm auslaufen und dadurch die Enstehung von Querthälern bedingen. Statt dessen bilden die Abhänge hier weite, flache und unregelmäßige Mulden, so daß der Boden nirgends eine schiefe Fläche, sondern nur Wölbungen darstellt, die man mit der Oberfläche eines langwogigen Meers vergleichen könnte. Die Höhe des Catirli ist wahrscheinlich um 1000′ geringer, als die des Samanli, und es verdient bemerkt zu werden, daß gerade jenes Gebirge als das älteste niedriger bleibt als die Kalkberge, die vormals über ihm lagerten, und daß die jüngste Bildung, der Olymp, der unter jenen hervorstieg, sie so weit an Höhe übertrifft. Der Paß, der gleichfalls weniger hoch und steil ist als der gestrige, geht auch nicht durch eine so ausgezeichnete Einsattlung des Kamms, sondern westlich von demselben fällt die Kette allmählig zu einer niedrigen Hügelreihe ab, die den südlichen Saum des Meerbusens von Modánia bildet.

Diese geognostischen Verhältnisse äußern einen zwiefachen Einfluß auf die Vegetation, indem theils die Qualität des Gesteins, theils die davon abhängige Form des Gebirgs in Wirksamkeit treten. Weil es keine enge Thäler, sondern nur unebene Flächen giebt, so hat die Cultur sich leichter dieser Berge bemächtigen können. Man trifft große Getraidefelder und ausgedehnte Weiden, auf denen ich Heerden von Ochsen und langhaa-

rigen Ziegen sah. Mit Ausnahme eines kleinen Gehölzes der langnadeligen Fichte*) dicht unterhalb der Paßhöhe habe ich keine Waldung bemerkt, aber große Stämme, wahrscheinlich für die Werfte von Kemlik bestimmt, wo man gerade ein Kriegsschiff baute, wurden aus einem andern Theile des Gebirgs hinabgefahren und begegneten mir auf dem Passe. Die beiden Räderpaare des niedrigen Wagens waren einfach durch den Baumstamm verbunden und acht bis zehn Büffel davorgespannt, die unter beständigem Geschrei der Führer und lautem Knarren der trocknen Räder die Last langsam durch unergründliche Wege fortbewegten. Uebrigens erwähnt auch Herr v. Hammer **) ausdrücklich, daß die Abhänge des Arganthonios gegen den See von Nicaea durch Fichten bewaldet seien. Was ich indessen an unbebauten Flächen sah, war freilich wie bisher durchaus mit Gebüsch bewachsen, aber ohne Ueppigkeit und zeigte durch Einförmigkeit und Mangel an immergrünem Laube einen auffallenden Gegensatz gegen das Kalkgebirge. Das Gesträuch bestand aus einer unbelaubten Eiche und dornigem Paliurus, dazwischen wuchsen Gräser und wenige gesellige Kräuter, von denen ein bithynisches Geranium ***) mit rothen Blumen am häufigsten vorkam.

Hat man nun die Höhe erreicht, so öffnet sich nach Süden die Aussicht auf Brussa. Die schneebedeckte Kuppel des Olymp bildet den Hintergrund der Landschaft. Von ihm zieht sich Kettengebirge nach Westen, wie nach Norden fort und schließt sich hier an den Arganthonios. Dadurch wird eine wagerechte Ebene eingeschlossen, 2—3 Stunden breit, gegen Westen geöffnet. Diese Ebene ist ein einziger Wald von Maulbeerbäumen. Dörfer, Minarets, Bäder tauchen daraus hervor. Wo sie den Fuß des Olymp berührt, erscheint im blauen Dufte das Schloß von Brussa, die zahllosen Kuppeln und Minarets der Stadt, eine Stunde weit dem Gebirge entlang ausgebreitet. Strahlenförmig

*) Pinus maritima Lamb.

**) Reise nach Brussa p. 95.

***) Es gleicht dem Geranium palustre L. und ist vielleicht nicht verschieden davon.

mer *) die reizende Legende mittheilt, daß sie unter den Füßen eines frommen Reisenden, dem man die Ueberfahrt verweigert, aus dem Meere hervorgestiegen sei, und daß dann die Schiffer, von dem Wunder betroffen, ihn hinüberführten, ist völlig flach und besteht aus Flugsand und sumpfigen Wiesen. Eine mannigfaltige Vegetation blühender Kräuter deckte den Sand und zeigte sich nicht bloß in ihren Arten eigenthümlich, sondern unterschied sich auch im Wachsthum von der Uferflora nordischer Sandküsten. Wenn sich dort viele Gewächse durch weitverzweigte Wurzelranken im Boden befestigen und sich selbst vor den Fluthen schützend auch das Erdreich allmählig fester und fruchtbarer machen, so deuten hier zarte und spindelförmig eingesenkte Wurzeln **) auf einen kurzen Verlauf des Pflanzenlebens und auf Sicherheit vor dem Meere, so wie das Clima, die Stille des Meerbusens und die Abwesenheit der Fluth und Ebbe es zu fordern scheinen. Wie sehr aber die Sonne hier manchen Pflanzen den Character der Flüchtigkeit aufdrückt, bekundeten zwei Zwiebelgewächse, die bereits in dieser Jahrszeit verdorrt und in Samen standen. Die Wiesen aber zeigten sich von den früher betretenen verschieden. Man könnte sie Kräuterwiesen nennen, denn die Gräser traten gegen die Kräuter zurück. Hier ist nichts Nordisches mehr. Ein zartes socielles Trifolium und eine Bartsia sind die vorherrschenden Gewächse. Wo aber der Boden sumpfiger wird, bedecken ihn dichte Schilfrasen, eine blaßblaue Iris, zwischen der eine weiße Lilie und eine hochrothe Orchis ***) sich auszeichnen.

Von Hersek, einem unansehnlichen Dorfe, ritt ich längs der Küste in südwestlicher Richtung nach Jálova. Die Entfernung beträgt 4 t. Stunden. Hier hatte ich nun zuerst die Halbinsel betreten, die sich zwischen den Meerbusen von Nicomedien und Modánia bis an das Vorgebirge Bosburun erstreckt. Sie

*) Reise nach Brussa p. 162.

**) Am häufigsten Pflanzen aus den Familien der Boragineen, Rubiaceen, Cruciferen und Compositen.

***) Ornithogalum montanum Cyr. und Orchis saccata Ten.

durch mächtige Geschiebe, Wassersturz und Wirkung vergangener Fluthen den Character des Hochgebirgs an. Ich wurde in ein Haus geführt, dessen Besitzer, ein Italiener, mich befremdet und verlegen empfing. Der Türke konnte ihm weiter keinen andern Aufschluß ertheilen, als daß er Befehl vom Pascha habe, mich zu ihm zu führen. Ich selbst begehrte Nachtquartier. Der Italiener begann mich über meine Person auszufragen und ich enthielt mich weiterer Auseinandersetzung, als daß ich kraft meines Fermans beim Pascha um Quartier nachgesucht habe. Die Verwirrung würde nicht geendet haben, hätte ich nicht zufällig erfahren, daß ich mit dem österreichischen Consul zu reden die Ehre hatte. Nun sah ich den Zusammenhang ein. Der Pascha hatte aus meinem Ferman gesehen, daß ich unter österreichischem Schutze stände, und mich deshalb mit meiner Bitte an den Consul dieser Macht verwiesen. Ich fühlte das Unschickliche meiner Stellung, in die ich durch den Wunsch, Europäern nicht lästig zu fallen, gerathen war, und entschuldigte mich, indem ich zugleich die Empfehlungsschreiben übergab, mit denen ich versehen war. Der Consul, Herr Nicoletti, hatte sich meine anfängliche Zurückhaltung natürlich nicht erklären können und zeigte nun die zuvorkommendste Freundlichkeit. Er begleitete mich sogleich in das griechische Quartier und mittelte mir eine leerstehende Etage aus.

Drittes Capitel.

Aufenthalt in Brussa.

Gögdere. Heiße Quellen von Brussa. Türkische Bäder. Fest der Armenier. Olymp.

3. Mai. Der Arzt des Pascha, Herr Tircke aus Siebenbürgen, erzeigte mir während meines Aufenthalts in Brussa die freundschaftlichsten Verbindlichkeiten und schlug für heute eine Wanderung in das Gögdere vor. Zunächst gingen wir innerhalb der Stadt den Bach aufwärts in der Schlucht einher und klimmten von Fels zu Fels. Kaum ist hier Raum für einige Platanen und Weidenbäume *). Ein gestürzter Stamm half uns nicht ohne Beschwerde über den geschwollenen, reißenden Bach an dessen östliches Ufer. Denn aus der Tiefe des Olymp strömt er die Richtung von Süd nach Nord bewahrend gegen die Ebene von Brussa, die er dicht unter der Stadt erreicht, um sich dort mit dem Nilufer zu vereinigen. Oberhalb der Stadt stiegen wir vom Bache jäh aufwärts zu einigen abgesonderten Felsplatten, die von der äußersten Terrasse des Olymp, einige hundert Fuß über der Ebene, herausspringen. Hier hatten sich mehre Türken

---

*) Salix alba L.

und Armenier gelagert, um stundenlang die Aussicht zu betrachten und die Bergluft zu athmen. Von einer dies[illegible] Platten hat man einen vollständigen Ueberblick der Stadt und Ebene, mit deren Schönheit und Reichthum arabische Dichter nur Granada und Damaskus zu vergleichen wagten *). Es ist ein Gegenstück zu dem Bilde, das die Höhe des Arganthonios meinen Blicken entfaltete: denn es bleiben dieselben Gegenstände, jedoch auf verschiedene Art angeordnet. Gegen zweihundert Moscheen, welche mit ihren Kuppeln und Minarets aus der Häusermasse heraustreten, bezeichnen den Grundriß der Stadt, die bei vierfacher Länge in der Breite einer Viertelstunde am äußersten Gebirgssaume sich hinzieht. Die Bergwand selbst, an welche sie sich anlehnt, ist in mehre Terrassen abgetheilt und durch enge Querthäler gespalten. Grüne Rasen und Castanienwälder bekleiden sie. Die erste Terrasse kann eine Höhe von 1000 Fuß erreichen; auf einem vorspringenden Hügel liegt das Schloß; am Fuße ziehen sich einige Straßen aufwärts. Jenseits dehnt sich die grüne Ebene aus, die im Norden der Arganthonios begrenzt. Von hieraus erkennt man deutlich die größere Erhebung des Samanli, der über das oben erwähnte Gebirge hervorragt. Hingegen unterscheiden sich die östlichen Theile desselben durch beträchtlichere Höhe und Form der Spitzen und dürften in geognostischer Rücksicht leicht dem Olymp selbst näher verwandt sein, in welchen sie durch ihre Fortsetzung gegen Süden übergehen.

Die erste Terrasse des Olymp, auf welcher ich mich nunmehr befand, besteht indessen noch aus schieferig geschichtetem Gestein. Es ist ein dicht gemengter Gneiß, in welchen jedoch große Massen von schneeweißem Marmor eingelagert sind. Dieser Marmor, der insgemein den Gneiß schichtenförmig durchsetzt, aber an einigen Orten selbstständige Felsen von bedeutendem Umfange bildet, hat mehr ein blätteriges, als körniges Gefüge und würde sich seiner Festigkeit und Schönheit wegen zu vielfältiger Benutzung eignen **).

---

*) v. Hammer Bosporus II. 1.

**) Der felsige Abhang der Terrasse gegen das Gögdere ist mit Gräsern

Als wir uns von den Felsplatten wiederum seitwärts gegen die enge Schlucht des Gögdere wendeten, erblickten wir sie bald tief unter unsern Füßen und die gegenüberliegende Wand so nahe gerückt, daß die Stimme des Rufenden hinüberschallte. Die Tiefe wird bis auf einen schmalen Fußpfad von dem Bache völlig ausgefüllt, der eine Reihe von niedrigen Cascaden bildet, weiterhin Mühlen treibt und nicht selten einzeln stehende, jedoch hoch gewachsene Platanen und Wallnußbäume bespült. Diese verschiedenen Bilder in den Krümmungen des Thalwegs erzeugen jene Abwechselung der Eindrücke, die überall den Eintritt aus der Ebene ins Hochgebirge bezeichnet.

Ein steiler Felsenpfad führte uns hinab und dann wanderten wir eine Strecke im Gögdere vorwärts, indem wir uns von der Stadt entfernten. Wir waren jedoch noch nicht eine halbe Stunde fortgeschritten, als sich uns ein auffallender Anblick darstellte, der an diesem einsamen Orte unsere Phantasie aufzuregen geeignet war. Es lag nämlich zwischen dem Bache und einer schwer zugänglichen Felsklippe ein nackter Leichnam versteckt, der die Spuren gewaltsamen Todes deutlich an sich trug. Es war, nach dem geschorenen Haupte zu schließen, ein Türke; er war von riesigem Körperbau und hatte kaum in der Mitte seines Lebens gestanden. Drei große Kopfwunden gaben Zeugniß von der Art seines Todes. Wären sie durch den Sturz von einem Felsen hervorgebracht worden, so hätte auch der Schädel äußerlich verletzt sein müssen. Da dies nicht der Fall war, so konnte man muthmaßen, der vom Wasser ausgespülte Leichnam habe seine Wunden erst nach dem Tode empfangen, als er zwischen Klippen und über Cascaden herabschwamm. Aber die übrigen Theile des Körpers waren unverletzt und die blutunterlaufenen Wangen und Augen bewiesen, daß er an seinen Kopfwunden gestorben sei. Die Form derselben deutete auf ein stumpfes Instrument, andere Umstände verriethen, daß der Unglückliche noch vor Kurzem und nicht lange im Wasser gelegen habe. Außerdem, wer sollte ihn

---

und Kräutern bewachsen. Es blühten z. B. Cerastium manticum L. Aubrietia purpurea DC. Draba muralis L. Asphodeli lutea Rchb.

so bald nach seinem Tode entkleidet haben, wenn es nicht sein Mörder war? Ein so nahe tretendes Zeugniß des ungesicherten Zustandes dieser Länder gleich zu Anfang meiner Wanderungen hätte mich einigermaßen verstimmen können, wäre ich nicht alsbald Zeuge gewesen, wie dieses Verbrechen von den Einheimischen beurtheilt und vom Gesetze verfolgt wurde. Denn da die Kunde des Geschehenen inzwischen verbreitet war, fanden wir bereits bei unserer Rückkehr einen Diener des Pascha *) nebst mehren Zeugen beschäftigt, den Leichnam, freilich aus gemessener Entfernung, zu besichtigen. Alle sprachen ihre Entrüstung lebhaft aus, und bezeugten, ein solcher Frevel wäre unerhört. Denn sie vermutheten in dem Ermordeten einen reisenden Türken, der so nahe bei der Stadt schon in die Hände von Räubern gefallen wäre. Bis auf diesen Tag, äußerten sie, habe die Gegend für sicher gelten können, und nur die höhern Theile des Olymp, wo Turkmanen im Sommer Sennwirthschaft treiben, hätten stets in einigem Verrufe gestanden. Ein unbestimmtes **) Gerücht wälzte den Verdacht auf die Bewohner einer höher im Thale gelegenen Mühle. Abends hörte ich, sie wären bereits eingekerkert und schon am folgenden Mittage war die Sache von Seiten des Richters erledigt. Denn die Müller erklärten im Verhöre, den Leichnam zu kennen. Er sei ein Hirt aus dem Olymp, der vor einigen Tagen vom Wahnsinn befallen ihnen völlig entkleidet auf einem benachbarten Berge begegnet wäre. Da sie seiner habhaft zu werden sich bemüht hätten, sei er geflohen. Wahrscheinlich wäre er in der Folge in seinem irren Zustande von einem Felsen gestürzt und vom Bache fortgeschwemmt worden. Mit dieser

---

*) Cavás.

**) Es ist dies ein Beispiel, daß ein Criminalfall auch ohne Klage des verletzten Theils von Seiten des Pascha verfolgt wird. Dasselbe bemerkt man bei dem System, das die Pascha's in Rumelien gegen die Klephten ausüben. Dies sind Ausnahmen von Herrn Urquhart's Satze, daß der Verbrecher der Strafe entgehe, wenn er nicht angeklagt wird, oder, wie er als Britte sich ausdrückt, daß im türkischen Recht kein öffentlicher Ankläger vorhanden sei. (Urquhart Geist des Orients 2. p. 294.)

Aussage begnügte sich die türkische Justiz und entließ die Angeklagten.

4. Mai. Die heißen Quellen von Brussa liegen von der Stadt entfernt am Fuße des Olymp. Ueber die Benutzung derselben, die prächtige Einrichtung der Bäder, so wie über Namen, Anzahl und Oertlichkeit der Quellen haben frühere Reisende berichtet. Mir blieb übrig, ihre natürlichen Verhältnisse, welche von Fontanier, Strickland und dem Herzog von Ragusa im Allgemeinen berührt sind, genauer zu untersuchen.

Nicht bloß der große Ruf, der ihren Heilkräften im ganzen Orient zu Theil ward, macht sie merkwürdig, sondern auch ihre hohe Temperatur, die bei den vier von mir untersuchten Hauptquellen 66° R. beträgt. Die wenigen Thermen, die einen so hohen Wärmegrad erreichen oder übertreffen, befinden sich in der Nähe *) von brennenden oder erloschenen Vulcanen. In der Gegend von Brussa kennen wir nur Granit als hebende Gebirgsart. Carlsbad, dessen Sprudel um sieben Grad **) kälter ist, zeigt in seinem Granit und in andern Verhältnissen einige Analogie.

Der geognostische Bau der Umgebungen von Brussa ist sehr einfach. Die Granitmasse des Olymp ist über der Stadt mit einem Gürtel von Gneiß umgeben. An diesen grenzt gegen Norden das aufgeschwemmte Erdreich der Ebene. Im Westen der Stadt jedoch ist eine dritte Formation zwischen dem Alluvium und Gneiß eingeschoben und bildet hier die tiefsten Abhänge der untersten Olympterrasse. Diese Formation besteht aus versteinerungsleerem Kalktuff und erstreckt sich in einem schmalen Strei-

*) Die Thermen von Island (80° R.), der Terekgruppe am Caucasus (72°,5—59°), von Aigues chaudes im Cantal (70°) und von Abano an den Euganeen (69°) liegen in der Nähe von Vulcanen oder trachytischen Gesteinen.

**) Sollte in dieser Temperaturdifferenz vielleicht die Ursache liegen, daß ich in den Quellenablagerungen von Brussa keine Infusorienpanzer aufzufinden vermochte?

fen von der Stadt bis zu den Bädern. Diesem porösen Kalkstein *) entspringen **) die heißen Quellen.

Die Lage der Quellen ist im Allgemeinen durch den dieser Beschreibung beigefügten Plan angedeutet. Streng genommen, kann man nur vier Hauptquellen unterscheiden, da die drei der Stadt zunächst gelegenen dicht unter ihrer Mündung communiciren ***). Diese versorgen das neue Badehaus, Jeni-Cablidscha. Sie liegen nur zu zehn Schritten von einander, etwa 50′ über der Ebene an dem sanften Abhange der Terrasse, eine halbe Stunde von Brussa entfernt. Der Meerbusen von Modánia liegt in einem Abstande von beiläufig fünf Stunden.

Jene drei Ausflüsse der Quelle von Jeni-Cablidscha sind von gleicher Mächtigkeit. Sie sprudeln mit einem abwärts fließenden, gleichförmigen Wasserstrahl von 1—2″ Durchmesser aus dem Felsen hervor, der von einer dünnen Sinterkruste überzogen wird. Von da werden sie nach zwei Badehäusern †) geleitet. Gasentwickelung ist nicht wahrzunehmen, Schwefelwasserstoffgeruch kaum bemerklich. Die Wärme des Wassers gerade an dem Puncte, wo es aus dem Felsen tritt, betrug 66° R. Abgekühlt zeigte es sich ganz geschmacklos und ließ keinen Bodensatz fallen. Auf das Wasser dieser Quellen bezieht sich die Analyse, welche Herr Dr. Himly anzustellen die Güte hatte. Er fand folgende Bestandtheile:

---

*) Vergl. hierüber die erste Note am Schlusse des Bandes.

**) Fontanier (Voy. en Orient p. 85.) irrt, indem er den Ursprung der Quellen an der Grenze des Alluviums angiebt.

***) Vergl. die zweite Note am Schlusse des Bandes.

†) Das nächste ist das neue Badehaus (Jeni-Cablidscha), das andere, welches demnach aus denselben Quellen versorgt wird, ist wahrscheinlich das alte Badehaus (Eski-Cablidscha). Ich sage: wahrscheinlich, weil meine Notizen hierin nicht völlig mit denen des H. v. Hammer übereinstimmen (Siehe dessen Reise a. a. O.). Indessen habe ich selbst hierüber widersprechende Nachrichten erhalten, indem ein Anderer behauptete, Eski-Cablidscha liege dicht unter Tschekirdge.

Analyse des Mineralwassers der Jeni-Cablidscha.

		In 1000 Theilen:	In einem Civilpfunde zu 16 Unzen:
Kohlensaures Natron	=	0,739	5,6755 Gr.
Schwefelsaures Natron	=	0,389	2,9875 »
Kohlensaurer Kalk	=	0,220	1,6896 »
Chlornatrium	=	0,193	1,4857 »
Kohlensaure Talkerde	=	0,118	0,9062 »
Kieselsäure	=	0,085	0,6528 »
Beigemengtes Eisenoxyd nebst kohlensaurem Eisenoxydul	=	0,087	0,6681 »
		1,831	14,0654 Gr. *)

Die zweite Hauptquelle, die schwächer sein soll, entspringt in den Gewölben des Badehauses Cara-Mustapha, wird von da unmittelbar in die Badezimmer geleitet und war daher nicht näher zu besichtigen. Sie liegt von den ersten Quellen kaum 200 Schritte in westlicher Richtung entfernt. Die Temperatur des Wassers in dem Bassin des Badehauses von Cara-Mustapha beträgt 35° R.; dieselbe fand ich in der Jeni-Cablidscha zu 33° R. Hierdurch wird einigermaßen wahrscheinlich, daß die Quelle von Cara-Mustapha an Wärme der letztern nicht nachstehe.

Die dritte Quelle oder die Schwefelquelle (Kökürdli) ist die wasserreichste und versorgt zwei Badehäuser. Sie liegt etwa 1000 Schritte von Cara-Mustapha entfernt und gegen 100′ höher am Berge. Die Oertlichkeit ist von der der ersten Quellen verschieden. Die Quelle befindet sich in einem kleinen Gemüsegarten und tritt aus einer Oeffnung des wagerechten Felsgrundes

*) Zu dieser Analyse machte Herr Dr. Himly folgende Bemerkungen: 1) das Wasser enthielt noch etwas mehr freie Kohlensäure, als zur Auflösung des kohlensauren Kalks erforderlich ist. 2) Schwefel konnte in der sehr geringen Ablagerung auf dem Boden nicht aufgefunden werden, daher der Gehalt an Schwefelwasserstoff außerordentlich gering sein muß.

senkrecht nach oben wallend hervor. Diese Oeffnung liegt in der Mitte eines kleinen, zur Aufnahme des Wassers ausgemauerten Bassins. Der Wasserstrahl von der Dicke eines Menschenarms wird beständig bis zu einer Höhe von anderthalb Zoll über das Niveau des Bassins emporgetrieben, gleichsam ein Carlsbader Strudel im Kleinen, aber ohne dessen Intermissionen. Gasentwickelung in Blasen findet auch hier keineswegs statt, aber der Geruch nach Schwefelwasserstoff ist deutlich wahrzunehmen, wiewohl er sich nicht durch den Geschmack verräth. Die Temperatur in der Mitte des Strudels beträgt gleichfalls 66° R., was der Meinung der Eingebornen widerstreitet, welche die Schwefelquelle für heißer ansehen, als die der Jeni-Cablidscha. Der im Bassin abgesetzte Sinter ist nur von geringer Mächtigkeit. Die Meinung, daß diese Quelle heilkräftiger wirke, als die übrigen, beruht wahrscheinlich nur auf ihrem größern Gehalte an Schwefelwasserstoff, der leider nicht bestimmt werden konnte *).

Die vierte Hauptquelle liegt eine halbe Stunde weiter gegen Westen, so daß die vier Quellen eine Linie am Fuße des Olymp beschreiben, die der Axe dieses Berges zu entsprechen scheint. Jene Quelle befindet sich in dem Dorfe Tschekirdge; da sie in einem Brunnen entspringt und ihr Austrittspunct nicht besichtigt werden kann, so habe ich sie nicht besucht. Sie soll nach der Angabe des Dr. Tircke viel kälter sein. Sie versorgt drei Badehäuser und wird außerdem noch in mehre Häuser geleitet.

Eine besondere Aufmerksamkeit richtete ich auf etwa in dem Rayon der Thermen vorhandene nicht mineralische Quellen, indem frühere Reisende besonders als Merkwürdigkeit hervorheben, daß hier kalte und warme Quellen dicht neben einander hervorbrechen. Dies beruht jedoch auf einem Irrthume; denn, wenn

*) Immerhin scheint es jedoch gewiß zu sein, daß der Gasgehalt dieser Thermen keineswegs ansehnlich sein kann, da beim Aufbewahren das abgeschöpfte Wasser sich nicht durch eine Präcipitation von Schwefel trübt. Ebenso bemerkte ich in einer nicht völlig gefüllten Flasche, als ich sie nach 24 Stunden wieder öffnete, weder Zeichen von Luftcompression, noch eine Zunahme des Schwefelgeruchs in dem verschlossen gewesenen Raume.

man gleich zahlreiche Güsse von kaltem Wasser in der Nähe der Jeni-Cablidscha antrifft, so überzeugte ich mich doch bald genau, daß diese ihr Dasein einem System von Wasserleitungen verdanken, bestimmt, in den Badehäusern das heiße Wasser schneller bis auf die erforderliche Temperatur abzukühlen. Diese Wasserleitung nun, in Röhren herbeigeführt, deren Arme überall in Brunnen *) und wie aus der Erde hervorsprudeln, deutet vielmehr auf Quellenlosigkeit dieses Abhangs. In der That habe ich nur eine einzige Quelle anderer Art in dem Bezirke der Thermen kennen gelernt, aber auch diese kann nicht zu den gewöhnlichen Quellen gerechnet werden, sondern bildet eine fünfte Therme, die ich indessen von den übrigen trenne, weil ihre Wärme nur 35° R. beträgt.

Diese Quelle **) heißt bei den Türken die Feigenquelle, von den Griechen wird sie Hagia Fontini, die heilige Quelle, genannt. Sie liegt, beschattet von einer breiten Hainbuche, am Wege von Jeni-Cablidscha nach Kökürdli. Sie erscheint auch in ihrer Zusammensetzung den übrigen Quellen untergeordnet: denn sie verräth keinen Gasgehalt und bildet keinen Sinter, sondern nur einen schwarzen Schlamm, in welchem trotz der Wärme Frösche behaglich lebten. Aber einigermaßen merkwürdig wird sie durch die Rolle, welche der Aberglauben des Volks sie spielen läßt. Man schreibt ihr, was der griechische Name anzeigen soll, eine geheime Macht über die Pest zu. Von dieser Krankheit Befallene eilen zu der Quelle, weihen ihr ein Licht oder eine andere

*) Der erwähnte Irrthum ist um so verzeihlicher, als die verschiedenen Ausflüsse keine gleichmäßige Temperatur haben. Ich fand von zwei neben einander befindlichen Brunnen in dem einen das Wasser zu 10° R., in dem andern zu 12° R. Solche Verschiedenheiten hängen wahrscheinlich von zufälliger Mischung mit heißem Wasser ab.

**) Wahrscheinlich hat der Herzog von Ragusa sie gleichfalls bemerkt, da er die Temperatur der Thermen als zwischen 84° und 42° C. variirend angiebt (S. dessen Reise. Deutsche Ausgabe. II. p. 152). Die auffallende Notiz, daß sich Menschen dort in Wasser von 76° C. baden, beruht unstreitig nur auf einem Druckfehler.

Kleinigkeit und schneiden einen Zipfel von ihrem Hemde ab, den sie an den Zweigen des Baumes befestigen. So hing denn die Hainbuche voll von Kleiderfetzen und ich wurde gewarnt, nahe zu treten, da die Volksmeinung so wenig als die Arzneikunde Gewißheit ertheilt, wie lange das Pestcontagium an solchen Zeugen haften könne.

Ehe ich dieser Beschreibung der heißen Quellen von Brussa noch Einiges über die Art ihrer Benutzung unter den Türken beifüge, wünschte ich die Characteristik derselben noch dadurch zu vervollständigen, daß ich ihnen einen bestimmten Platz in der Reihe der bekannten Mineralquellen anzuweisen versuche. Die Vergleichung mit Carlsbad stützt sich auf die Analyse des Wassers, dessen Temperatur und auf die geognostischen Verhältnisse. Denn sowie die Thermen von Brussa aus einem Kalkgestein entspringen, so beweisen ihre festen Bestandtheile gleichfalls deutlich, daß sie den Granit des Olymp durchströmt haben. In der That hat dieser Granit eine große Aehnlichkeit mit dem Carlsbader. Er ist sehr feinkörnig und dicht gemengt. Die Glimmerblättchen sind äußerst zart und meistentheils schwarz. Da die übrigen Gemengtheile eine weiße, in's Bläuliche stechende Farbe haben, so wird dieser Granit manchen Syeniten einigermaßen ähnlich. Der Quarz ist darin mit dem Feldspath gleichsam verschmolzen und diese weißliche Masse enthält außerdem sehr feine farblose Glimmerschuppen. Dies Gestein zersetzt sich sehr langsam und hierin ist die Ursache zu erkennen, weshalb das Wasser bei höherer Wärme und ähnlichem Material fast dreimal so arm an festen Bestandtheilen ist, als das Carlsbader. Es enthält in 16 Unzen nur 14 Gran mineralischen Rückstandes, wobei ich die Bruchtheile wegen der geringen Quantität, mit der operirt wurde, weglasse; der Carlsbader Sprudel enthält dagegen 41,93 Gran in demselben Quantum Wasser. Dieses Verhältniß, verbunden mit dem geringen Gasgehalt, weist dem Wasser von Brussa eine sehr niedrige Stufe unter den Mineralquellen an, wenn man ihre therapeutische Wirksamkeit in's Auge faßt; auch scheint es zum innerlichen Gebrauche niemals angewendet worden zu sein. Aber diese verhältnißmäßige Reinheit des Wassers reiht es unmittelbar an

eine Gruppe von Thermen, welche außerdem, wenn man das Gebirgssystem des Olymp, als der äußersten Verzweigung des Taurus, in seinem weitesten Umfange betrachtet, zu jenem in besonderer geographischer Beziehung steht. Dies ist die Reihe der Terekquellen am Nordabhange des Caucasus, welche Hermann so trefflich beschrieben hat *). So enthält die Petersquelle bei einer Temperatur von 72°,5 R. in 16 Unzen 10,71 Gran fester Bestandtheile, und darin 4,7 schwefelsaures Natron, 2,9 kohlensaures Natron und 2,1 Chlornatrium u. s. w. Auch sind diese Quellen sehr arm an Gas und nicht ohne Spuren von Schwefelwasserstoff. Wenn die geognostischen Verhältnisse abweichen, die Terekthermen aus Sandstein hervorbrechen und die nahen Gipfel des Caucasus aus Trachyt bestehen, so dürfte die Meinung von Hermann, die Armuth des Wassers hänge vom Sandstein **) ab, auch auf einen Granit ausgedehnt werden können, welcher der Verwitterung mächtig widersteht.

Nachdem ich die Quellen untersucht hatte, nahm ich ein Bad nach türkischer Art in der Jeni-Cablidscha. Ich halte es nicht für überflüssig, bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die Technik der türkischen Bäder im Allgemeinen mitzutheilen, als deren Typus die Einrichtung in Brussa gelten kann. Zwar ist es Gebrauch der dortigen und der constantinopolitanischen Aerzte, chronischen Kranken die Bäder von Brussa als alterirende Heilmittel zu verordnen, allein die Art sie anzuwenden, die in allen türkischen Städten, welche ich besuchte, übereinstimmt, ist so beschaffen, daß die mineralischen Bestandtheile, an sich schon so unbedeutend, um so weniger in Betracht kommen können, als eine längere Einwirkung des Wassers auf die Haut nicht stattfindet. Sie sind aus dieser Rücksicht mehr als schweißtreibende Mittel zu betrachten und die unmittelbare Nachwirkung des Bades erscheint bedeutender, als das Bad selbst.

Das Badehaus von Jeni-Cablidscha besteht aus drei von oben erleuchteten Räumen. Der erste Raum (Dschamegan) dient

*) Poggendorf's Annalen Bd. 22. pag. 344 u. folg.

**) Daselbst pag. 389.

zum Auskleiden und enthält eine Reihe von Polstern, auf denen man sich der Transpiration nach dem Bade überläßt. Die Temperatur der Luft im Dschamegan beträgt 14°,5 R. und wird durch einen Springbrunnen von kaltem Wasser zu 10° R. regulirt. Im zweiten Raume verweilt man eine Zeit lang entkleidet, ehe man das Badezimmer betritt. Er ist ohne Wasserdämpfe, hat eine Temperatur von 20°,5 R. und diese Wärme wird gleichfalls theils durch die Verbindung mit dem dritten Raume, theils durch einen kalten Springbrunnen auf gleicher Höhe gehalten. Das Badezimmer selbst ist mäßig mit Wasserdämpfen erfüllt, aber bei Weitem nicht in dem Grade, wie in unsern Dampfbädern. Die Luftwärme beträgt hier 29°,5 R. Den größten Theil der runden Halle nimmt ein Wasserbassin ein, dessen Wasser die hohe Temperatur von 33° R. hat. Im Umfange desselben befindet sich eine schmale und etwas geneigte Ebene, welche beständig durch heißes Wasser feucht erhalten wird. An der Wand selbst ist eine Anzahl von Nischen angebracht, deren Marmorboden gleichfalls feucht ist. In diesen Nischen überläßt man sich der Behandlung des Badewärters.

Das Wasserbassin hat vielmehr den Zweck, zu der hohen Temperatur des Badezimmers mitzuwirken, als zum Bade selbst zu dienen. Es fehlt in andern Bädern, die künstlich geheizt werden. Manche tauchen sich eine kurze Zeit in das heiße Wasser ein, ehe sie sich in die Nischen begeben: allein dies ist kein wesentliches Moment des türkischen Bades. Als ich prüfend den Fuß in das Wasser senkte, das nur um zwei Grade kälter ist, als die höchste Temperatur, die der menschliche Körper in tropfbarem Wasser ohne Verbrennung erträgt *), empfand ich Anfangs eine schmerzhafte Reaction. Allmählig an die Hitze mich gewöhnend, war ich indessen bald im Stande, mich aufrecht in dem Bassin hinzustellen, worin mir das Wasser bis über die Kniee reichte. Dann aber wurde es mir leicht, mich völlig einzutauchen, als wäre durch die Erwärmung der Füße bereits die Haut des ganzen Körpers fähig gemacht, eine hohe Temperatur

*) Vergl. Vetter Heilquellenlehre pag. 290.

bequemer zu ertragen. Jedoch schon nach einer Minute fühlte ich plötzlich an mehren Stellen ein Brennen in der Haut und einen heftigen Drang des Bluts nach dem Kopfe, wodurch ich veranlaßt wurde, das Bassin schleunigst zu verlassen.

Man verweilt in dem Badezimmer gewöhnlich eine Viertelstunde. Diese Zeit wird ruhend in der Nische zugebracht. Zuerst knetet der Wärter die Muskeln der Gliedmaßen und des Rückens, indem er bald die flache Hand darauf preßt, bald die Haut in Falten hervorzieht, diese zusammendrückt und wieder auseinander streicht. Dann übergießt er den Körper mit Strömen lauwarmen Wassers und reibt die Haut mit Polstern wieder trocken. Eine Hauptsache aber besteht darin, daß er auf die einzelnen Theile des Körpers sehr große Quantitäten zu Schaum geschlagener Seife schüttet und diesen Schaum sodann, mit unermüdlicher Geschäftigkeit eingerieben, selbst in die Poren der Haut zu verbreiten sucht. Zuletzt wird noch einige Male laues Wasser von oben über den Körper ausgegossen, dieser getrocknet und in trockne Tücher eingehüllt. So kehrt man in den Dschamegan zurück und streckt sich eine halbe Stunde lang, sorgfältig bis auf das Gesicht verhüllt, auf das Ruhebett nieder. Die Behandlung der Haut und die hohe Temperatur, der sie ausgesetzt gewesen, bewirken hier einen höchst intensiven Schweiß, welcher als die Hauptwirkung des türkischen Bades gelten kann *).

Nachdem ich in Gesellschaft des Herrn Tircke den Nachmittag an den Bädern zugebracht hatte, kehrte ich Abends nach Brussa zurück und bezog das Haus des Herrn Falkeisen, eines deutschen Kaufmanns, an den ich empfohlen war. Er reiste indessen eben damals in Europa, und sein Associé, Mr. Gézal, ein junger Franzose, hatte die Gefälligkeit, mir seine Wohnung gastfreundschaftlich anzubieten.

5. Mai. Heute wurde das Fest des heiligen Georg gefeiert, ein großes Frühlingsfest für die griechischen und armenischen Christen. Die ganze armenische Bevölkerung von Brussa begiebt

---

*) Einige Bemerkungen zur Vergleichung des türkischen und russischen Bades siehe in der dritten Note am Ende des Bandes.

sich an diesem Tage in einen schattigen Hain am Olymp, lagert sich gruppenweise auf dem Rasen, und überläßt sich unter Gesprächen und Mahlzeiten jenem heitern Sinnengenuß, den der Frühlingstag im Freien auch einer so ernsten Nation einzuflößen vermag. Man rechnet alsdann an diesem Orte über 20000 Menschen versammelt zu sehen: denn kein Glied der Familie, wenn es nicht Krankheit hindert, bleibt zurück.

Ein so seltner Anblick, der zugleich die Weise einer sich übrigens abschließenden Bevölkerung wenn nicht zu entschleiern, doch dem Zuschauer näher vor Augen zu führen versprach, lockte auch uns, wie die meisten Europäer, hinaus. Unsere Gesellschaft bestand aus der Familie des Herrn Nicoletti, den Herrn Tircke, Gézal und Barbier nebst Frau Gemahlin aus Amiens.

Der heilige Hain der Armenier, wenn es erlaubt ist, den namenlosen Ort auf diese Art zu bezeichnen, liegt eine halbe Stunde in östlicher Richtung von der Stadt, einige hundert Fuß über der Ebene im Walde der ersten Olympterrasse versteckt. Eigentlich ist es nur eine lichte Waldstelle, die sich den schrägen Olymp hinaufzieht. Der Boden ist Wiesengrund und einzelne Platanen, uralte Stämme mit weitverzweigter Krone zeichnen schattige Kreise auf dem sonnigen Rasen ab. Unter jedem Baume sieht man 50—100 Menschen gelagert, Männer mit schwarzen, oben ausgebogenen, randlosen Hüten *), halbverschleierte Frauen und Kinder. Die einzelnen Familien sitzen in kleinern Zirkeln zusammen, die Männer stumm, aber die Frauen in ununterbrochener, leiser Unterhaltung. So verharren sie stundenlang. Viele haben einen Korb mit Speisen hergetragen, die sie verzehren. Aber die Meisten kaufen sich Kuchen von Brod oder Fleisch, die überall ausgeboten werden. In der Nachbarschaft röstet man sie auf Stangen, die man zwischen zwei Bäumen befestigt, während ein Feuer darunter angebracht ist. Beim Trinken enthält man sich des Geistigen. Wasser oder Scherbet wird zur ländlichen Freude für hinreichend geachtet. Die Spiele sind armselig. Fremde Burschen aus der niedrigsten Classe tanzen zur Zither in

*) Kalpak, das Nationalzeichen der Armenier.

wunderlichen Sprüngen: einige Männer stehen im Kreise und zahlen für den Anblick einen Piaster. Ueberhaupt ist Stille und Beschränkung jeder Familie auf sich der Character des Festes. Der Mangel an Beweglichkeit in den handelnden Figuren ist so groß, daß man von der Höhe ein buntes Tableau ohne Leben unter sich ausgebreitet glaubt. Bedenkt man aber die Größe der Versammlung, von der man einen nicht geringen Theil auf einmal überblicken kann, so wird man gern gestehen, daß nur der Orient ein solches Schauspiel darzustellen vermöge, und daß es würdig erscheine, die Phantasie eines Malers zu entzünden.

Wir kehrten auf einem Umwege zurück, um an dem Waldsaume der Aussicht über die Ebene zu genießen. Wir trafen dort einige abyssinische Sclavinnen, die uns durch die Größe ihres Körpers und kräftige Ausbildung der Muskeln in Verwunderung setzten. Wenige Türken werden den Weibern dieser Race hierin gleichkommen. Die Gesichtszüge haben etwas Männliches, aber sie sind durchaus edler gebildet, als man bei Negerinnen anzutreffen pflegt. Uebrigens war der Weg einsam und einförmig und der Anblick der Stadt blieb uns lange Zeit durch die Holzung entzogen. Wir kamen an einem verfallenen Minaret vorüber, an welches sich ein Zeugniß der heutigen Toleranz unter den Türken knüpft. Der Boden, auf dem eine Moschee steht oder einstmals gestanden hat, gilt nach muselmännischem Begriffe für heilig. Das Herkommen schreibt vor, daß ein solcher Ort niemals zu fremdartigen Zwecken gebraucht werden dürfe. Wo eine Moschee verfällt oder durch Feuer zerstört wurde, muß stets eine neue wiederum erbaut werden. In andern Zeiten galt es schon für Entweihung des Heiligsten, wenn ein Christ das Innere einer Moschee betrat: jetzt ist dies in Constantinopel eine käufliche Gunst geworden. Hier nun aber war eine viel größere Entheiligung zugegeben. Ein armenischer Christ hatte in der Nähe der Moschee, deren eingestürztes Minaret wir sahen, Grundbesitz. Er wünschte denselben durch Erwerb der Moschee zu arrondiren. Da er Einfluß und Reichthum besaß, so hat man seinem Ansinnen Statt gegeben und zum Gräuel der Orthodoxen, wie zur

Befriedigung der Raja's, hat er die Moschee niedergerissen und den Grund zu seinen Gehöften benutzt.

6. Mai. Ich bestieg den Olymp bis zur Grenze des Schnees. Herr Barbier begleitete mich.

Der Gipfel des Olymp liegt südsüdöstlich von der Stadt. Das Gögdere reicht in südlicher Richtung bis an den Fuß der dritten Terrasse. Längs der östlichen Wand dieses Thals führt der Weg hinauf und wendet sich erst an dessen Ursprung gegen Südosten. Die drei Terrassen, in welche der Nordabhang des Berges sich ziemlich regelmäßig absondert, scheinen auch geognostisch geschieden zu sein. Die erste Terrasse besteht, wie wir gesehen haben, aus Gneiß, der nach oben immer marmorreicher wird. Sie ist steil, etwa 1000′ hoch und trägt auf ihrem Scheitel neben dem Gögdere einen Wiesenplatz, den v. Hammer die Turkmanenplatte genannt hat. Die zweite Terrasse ist die breiteste und aus dem früher beschriebenen Granit gebildet. Sie ist unregelmäßig gebaut, Hügel ist auf Hügel gereiht, Schluchten durchsetzen sie, aber auch wenig geneigte schiefe Ebenen kommen vor. Sie wird nach oben durch gewaltige Felswände geschlossen, die den Fuß der dritten Terrasse umgürten. So weit ich gelangte, sah ich nur Granit, aber aus der Darstellung des Herzogs von Ragusa wird wahrscheinlich, daß die dritte Terrasse Marmor sei. Indem ich seine Messung mit meinen Weglängen vergleiche, scheint es mir, daß jeder der beiden oberen Terrassen eine Höhe von etwa 3000′ zugeschrieben werden könne. Diese Größen führe ich jedoch nur an, um im Allgemeinsten einen Anhaltspunct zu gewinnen, da der Verlust eines Thermometers mich hinderte, an dem höchsten Puncte, den ich erreichte, eine Höhenbestimmung zu machen.

Da in den letzten Tagen des Morgens die Abhänge des Olymp von Brouillards verdeckt wurden, die nach Mittag verschwanden, so verließen wir Brussa erst um 9h Morgens. Im Zickzack emporsteigend kamen wir durch den gestern besuchten Hain und gelangten nach einer Stunde auf die Turkmanenplatte. In botanischer Hinsicht wurde ich so wenig hier, als später befriedigt. Nur einige Frühlingspflanzen blühten. Unten waren die

Castanien im Ausschlagen, weiter oben war ihr Wachsthum noch nicht einmal so weit vorgeschritten. Auch die Buchen waren ohne Laub. Die Platte lag noch im Nebel, aber plötzlich entstand eine Lücke, indem zwei Wolken sich trennten und seitwärts zusammenballten, und ein Theil von Brussa wurde unter unsern Füßen sichtbar. Der Genuß dieses reichen Gemäldes dauerte nur einen Augenblick, denn eben so rasch verhüllte ihn die Wolke von Neuem. Dann wanderten wir an der Kante des Gögdere fort, das sich im obern Theile gegen seinen Ursprung ausweitet und zahlreiche Seitenbäche empfängt. Dieser Weg hat Aehnlichkeit mit der Straße durch das Ockerthal im Harz, aber der Abgrund zur Seite ist doppelt so tief. Nicht selten ist er schroff, und jähe Felsen geben den Zuflüssen des Thals zur Bildung von Cascaden Anlaß. Weiterhin verliert sich der wilde Character und schräge Seitenabhänge senken sich mild geneigt vom Wege in den geräumigen Thalgrund. Die ganze Gegend ist von Wald oder Gesträuch bekleidet. Ueberall herrscht die tiefste Einsamkeit. Bis auf kleine Singvögel und hochschwebende Geier sah ich kein lebendes Wesen und hörte keinen Laut. Bewegt man sich nun im Allgemeinen auf halber Höhe der Thalwand, so erscheint doch, was über dem Niveau des Wegs liegt, in viel mannigfaltigern Formen, als der Lauf der Gewässer in andern Gebirgen hervorbringt. Es ist nicht eine einfache Wand oder Hügelreihe, die gegen den Mittelpunct des Berges ansteigt, sondern ein regelloser Wechsel von Ketten und Absätzen. Gleiche Verhältnisse zeigen sich am gegenüberliegenden westlichen Thalufer. Müßte man nicht fürchten, durch allzukleinliche Unterscheidung das Bild des Ganzen zu verdunkeln, so könnte man diese zweite Terrasse als aus mehren Stufen wiederum zusammengesetzt betrachten, welche in unregelmäßigen Gestalten auf einander gestapelt erscheinen. Dadurch wird es indessen deutlich, daß man oft längere Zeit beinahe wagerecht am Abhange fortgeht, bis man wieder ungewöhnlich lange und steil emporklimmen muß, ohne jedoch eine freie Spitze oder ein Plateau zu erreichen. So führt der Reitweg, der zuweilen mühsam, aber nirgends gefährlich ist, von der Turkmanenplatte drei Stunden weit aufwärts. Zuletzt löst sich das

Gögdere in zwei Hauptarme auf, von denen der bedeutendste aus Osten kommt, der kürzere sich gegen Westen verliert. Denn im Süden wird das Thal durch die hohen Felsen der dritten Terrasse geschlossen. Der östliche Arm ist ein tosender Gebirgsbach, der aus bedeutender Höhe in zahlreichen Stürzen durch eine enge Thalschlucht herabströmt. Wo ihn der Weg erreicht, verändert sich dessen Richtung. Man steigt eine Strecke am Ufer hinauf, ehe man ihn überschreitet. An diesem Puncte hielten wir Mittagsruhe. Es scheint derselbe Ort zu sein, den v. Hammer als Nachtlager bezeichnet: ein wild romantischer Ort, tief im Walde von Silbertannen, eine Cascade über dem Haupte, eine zweite unter den Füßen, große Granitblöcke im Bache und an beiden Berggehängen umhergestreuet *). Wir labten uns an vaterländischen Bouillontafeln und sotten Eier in der Pflanzenbüchse. Während der Caffee bereitet wurde, überschritt ich den angeschwollenen Bach, was nur dadurch möglich wurde, daß wir große Steine hineinwälzten. Diese Arbeit, die lange vergeblich blieb, verglich mein Begleiter mit dem Versuch der Giganten, den Wohnsitz der Götter zu erstürmen, eine natürliche Ideenverbindung, welche den mystischen Reiz dieses Gebirges bezeichnet. Aber viel poëtischer ist Hammer's Phantasie, die in den Granitfelsen dieses Thals die vom Blitz zerworfenen und in Stein verwandelten Glieder der Feinde des Jupiter erblickt. Ich erstieg den nördlichen Abhang, der sich an die obere Felsenterrasse lehnt. Deren Grat umlagerte eine Wolke, aber an ihrem Fuße stehen die obersten Tannen, beginnt in dieser Jahrszeit der Schnee. Hier, etwa 700′ über dem Ruheort und wahrscheinlich 4600′ über dem Meere, erreichte ich eine kleine Felsenplatte, den Endpunct meiner Wanderung, von wo sich in reiner Klarheit durch das Gögdere ein Durchblick auf Brussa darstellte. Jenseits erschienen die Ebene, der Meerbusen von Modánia und die Gebirgszüge, die ihn einfassen. Aber wenn in diesem fernen Bilde sich nur die Erinnerungen der letzten Tage zusammendrängten,

*) Eine getreue und plastische Schilderung dieser Thalschlucht findet sich bei v. Hammer a. a. O. pag. 79.

so bot die nächste Umgebung mir ein neues Schauspiel dar. In jäher Tiefe lag das Ende des Gögdere unter mir, eine Stunde breit, nicht eben, sondern wellenförmig gehoben und die schroffen Felswände berührend, von denen Gießbäche herabstürzen. Das gegenüberliegende Gebirge lehnt sich, wie das diesseitige, an die Felsen: aber eine große Rasenplatte trat dort in frischem Grün aus dem Dunkel der Tannenwaldung hervor. Die Terrasse selbst nun, die beinahe senkrecht gegen Norden abfällt, und ihre breite Wand dicht vor mir ausbreitete, bildet den Schlußstein dieses Gemäldes. Nur einige Schluchten gestatten, sie zu ersteigen. Durch diese zerfällt sie in vier Felsmassen, an denen nur einzelne Schneeflecken wegen ihrer Steilheit haften können. Als sich späterhin der Nebel an ihren Höhen völlig löste und ich die Größe ihrer Bildung schätzen konnte, erstaunte ich über die Aehnlichkeit, welche ihre Form mit gewissen Landschaften in den gleich hohen Central-Carpaten zeigt, die mir aus den characteristischen Zeichnungen des Herrn Blasius in der Erinnerung deutlich vorschwebten. Nach den Mittheilungen von Mr. Gézal, der mehrmals den Olymp bestiegen hat, bilden diese Felsmassen oben ein großes Plateau, aus dem sich die beiden Gipfel hügelförmig erheben. Dieses Plateau ist mit Steinblöcken übersäet.

Der Olymp hat nur drei durch Vorherrschen bestimmter Pflanzen characterisirte Regionen der Vegetation. Eine immergrüne Region fehlt ihm. Ehe ich diese Regionen näher bezeichne, will ich versuchen, die Höhe, in der Laubholz und Nadelholz sich berühren, annähernd zu bestimmen. Denn da ich mein Thermometer erst oberhalb des Ruheorts einbüßte, hatte ich Gelegenheit, an jenem Puncte die Quellentemperatur zu messen. Sie betrug 7° R. bei einer Luftwärme von 7°,5 R. In Brussa beträgt die Quellentemperatur 10°,8 R. Berghaus *) bestimmt als mittlern Werth der Wärmeabnahme mit der Höhe 525 par. Fuß für 1° C., oder 656',25 für 1° R. Hiernach entspricht die Abnahme der Quellenwärme an der obern Castaniengrenze des Olymp einer Höhe von beiläufig 2500' über Brussa. Damit

*) Geogr. Almanach Bd. 4. p. 2.

stimmen auch meine Weglängen überein, worüber ich folgende allgemeine Bemerkung einschalten muß. Nach der von Forbes *) entwickelten Idee, daß die Zeit, in der man steigend die Höhe eines Bergs erreicht, nicht von dem Neigungswinkel desselben abhängig sei, habe ich durch häufige Proben auf frühern Gebirgsreisen für meine Person ermittelt, daß ich in einer Stunde ungefähr 1400′ anzusteigen pflege. Dabei müssen natürlich etwaige Senkungen des Wegs, bis man das frühere Niveau wieder erreicht hat, bei der Zeitbestimmung sorgfältig in Abzug gebracht werden. Nun gebrauchte ich aber 3 Stunden, bis ich zu den Tannen gelangte, wovon 72 Minuten auf den horizontalen Theil des Wegs gerechnet werden müssen. Eine Stunde und 48 Minuten würden hiernach einer Höhe von 2520′ entsprechen. Die vierte Stunde führte mich auf den Ruheplatz, von da erreichte ich in 30 Minuten die obere Grenze der Tannenregion. Während dieser letzten anderthalb Stunden war der Weg beständig geneigt. Hieraus ergeben sich folgende angenäherte Werthe:

Region der Castanien	50′ ? — 2500′	
Region der Coniferen	2500′— 4600′	
Alpine Region	4600′— 6920′	(nach Marmont's Messung).

Wahrscheinlich sind nur die dargestellten Localverhältnisse daran Schuld, daß der Baumwuchs schon in einer für den 40sten Breitegrad so geringen Höhe unterdrückt wird, und es steht zu vermuthen, daß die Baumgrenze an minder steilen Abhängen des Gebirgs höher hinaufreiche.

*) The London and Edinburgh Philosophical Magazine Vol. 10. p. 261. Forbes bestimmt hier für sich selbst 1500′ als die Höhe, welche er in einer Stunde auf Wegen, die zwischen 10° und 25° geneigt sind, zu ersteigen pflegt, indem er annimmt, daß die Pfade, welche zum Gipfel eines Bergs führen, regelmäßig der Bequemlichkeit des Steigens wegen unter Winkeln angelegt sind, die innerhalb jener beiden Werthe schwanken. Er fügt hinzu, daß, so übereinstimmend seine Resultate ausgefallen seien, doch Jeder nach seiner persönlichen Erfahrung jenen Werth von 1500′ ermitteln oder modificiren müsse. In diesem Sinne glaube ich ihn nach meiner individuellen Gewohnheit um 100′ geringer ansetzen zu dürfen.

Im Allgemeinen bemerke ich, daß die geognostischen Verschiedenheiten, welche in der Castanien-Region vorkommen, nicht den geringsten Einfluß auf die Vegetation äußern. Ob Marmor, Gneiß oder Granit den felsigen Grund bilde, die geselligen Pflanzen bleiben dieselben, aber eben so übereinstimmend fand ich auch Farbe und Consistenz der Humusdecke. Durch die Castanien der ersten Region wird nur eine ärmliche Waldung hervorgebracht. Die Stämme bleiben niedrig und stehen zu 20—30′ von einander entfernt. Die Zwischenräume werden durch Gebüsch ausgefüllt: am häufigsten erscheinen Hypericum, Eichen und Cistus, sodann Haselnüsse, Buchen, Hainbuchen, Cornelkirschen, Ahorn und Kirschen. Einzelne blühende Kräuter kamen vor. Zuweilen finden sich freie, baumlose Abhänge. An ihnen herrscht Haide und Cistus. Je mehr man sich dem Nadelholz nähert, desto häufiger wird die Buche in Strauchform. Selbst unter den Tannen zeigte sie sich noch, so hoch ich gelangte, verbreitet. Die zweite Region selbst hat auch keinen dichten Wald, aber höhere Stämme. Zwei Arten von Nadelholz sind hier gleichförmig gemengt, die Silbertanne und die Gebirgsfichte von Südeuropa. Weiter oben bleiben die Coniferen niedriger, Krummholz habe ich indessen nicht bemerkt *).

7. Mai. Da die Vegetation des Olymp noch zu wenig entwickelt war, die Ebene aber, durchaus cultivirt, meinen Forschungen noch weniger entsprach, beschloß ich abzureisen. Ich hatte die Absicht, über Nicaea und Nicomedien zu gehen und zuletzt den nördlich von der letztern Stadt gelegenen Wald am

---

*) Castanea vesca G. — Hypericum calycinum L. Quercus infectoria Oliv. Cistus salvifolius L. Corylus Avellana L. Carpinus Betulus L. Cornus mascula L. Acer campestre L. Prunus Cerasus L. — Erica arborea L. — Fagus sylvatica L. fruticosa. — Pinus Picea L. Pinus Laricio Poir. — Unter den Kräutern der ersten Region fand ich am häufigsten: Borago orientalis L. Primula acaulis Jacq. Euphorbia amygdaloides L. Anemone apennina L. Orchis fusca Jacq. Fritillaria pontica W. Doronicum Pardalianches β. rotundifolium DC. — In der Coniferenregion war noch kein Kraut entwickelt.

schwarzen Meere zu untersuchen. Dieser Plan wurde jedoch wegen eines zufälligen Umstandes nicht ausgeführt. Nach dem kürzlich eingerichteten Paß-Reglement waren vier Unterschriften in meinem Teskeré erforderlich. Wiewohl nun Herr Nikoletti meinen Wünschen auf das Gütigste und Aufmerksamste begegnete, so konnte dieser Formalität doch erst bis zum folgenden Mittage genügt werden. Die erste Station auf dem Wege nach Nicaea war zehn Stunden entfernt. Ich hätte daher zwei Tage verlieren müssen und zog es vor, auf geradem Wege nach Constantinopel zurückzukehren.

Als Dimitri in den Bazar gegangen war, besuchte mich ein junger Armenier, den ich bei Herrn Tircke kennen gelernt hatte. Er redete keine europäische Sprache. Ich wurde daher durch seine Erscheinung in Verlegenheit gesetzt, da wir uns nicht eine Sylbe sagen konnten. Verbindliche Mienen indessen genügten ihm vollkommen. Er blieb eine geraume Zeit, rauchte eine Pfeife, ich las ihm einige Sätze aus einer türkischen Grammatik vor, er verharrte stillschweigend und ernsthaft und entfernte sich dann völlig zufriedengestellt. Wie wenig ein so unbehagliches Zusammensein dem armenischen Character mißfällt, lehrte mich eine zweite Scene beim Dr. Tircke noch denselben Abend. Es war eine größere Gesellschaft von Europäern versammelt. Ein wohlgekleideter Armenier, den Niemand kannte, trat ein. Er grüßt und fragt dann sogleich, wo er sitzen solle. Nachdem er sich niedergelassen, erkundigt sich T., welches Geschäft ihn herführe. Er wünsche nur, sich mit uns zu unterhalten, war die Antwort. Aber da die meisten der gegenwärtigen Personen weder Armenisch verstanden, noch Türkisch zu sprechen liebten, so saß er verlassen da und Niemand bekümmerte sich um den Unbekannten. Mit ernstem Gleichmuthe rauchte er eine Pfeife nach der andern und redete kein Wort. Völlige Theilnahmlosigkeit und Ruhe lag in dem bleichen Gesichte ausgedrückt. Endlich, als eine Pause eintrat, brach er das Stillschweigen und trug ein ärztliches Anliegen vor. Er hielt es für schicklich, zuerst dem Arzte seine Achtung durch stundenlange Gegenwart zu bezeugen, ehe er mit einer Bitte um Hülfe hervorträte.

waren die einzigen Armenier, welche ich in
... lernte. Denn es bestand damals eine
... Armeniern und Europäern, die einiges
... Verhältnisse jener Gegenden wirft. Das
... alkeisen, welches ich bewohnte, gehörte einem
... an Jenen vermiethete. Der Eigenthümer hatte
... en Bischofe einige Einkünfte entzogen und wurde
... ym im Stillen verfolgt. Da der Miethcontract des
... ur den Armenier einträglich war, so versuchte der Bi-
... ihm diesen Vortheil zu entziehen. Er gab als Grund sei-
... Einmischung vor, es schicke sich nicht, daß ein Katholik oder
Protestant in der Nähe einer griechisch-armenischen Kirche wohne,
die nämlich dem Falkeisen'schen Hause gegenüber lag. Der Ar-
menier widerstand dem Ansinnen seines Bischofs, so lange es bei
bloßen Vorstellungen blieb. In dieser Zeit ereignete sich in Con-
stantinopel ein Vorfall, der den Bischof weiterzugehen ermu-
thigte. Die americanischen Missionäre, welche in mehren Städ-
ten der Türkei leben, versuchen nicht bloß die Muhamedaner,
sondern auch die griechischen Christen zu ihrem Glauben zu be-
kehren. Einige Armenier in Constantinopel hatten an ihrer Got-
tesverehrung Theil genommen und wurden dafür von dem arme-
nischen Patriarchen mit der Excommunication belegt. Hierauf
bedrohte der armenische Bischof von Brussa einen Jeden, der mit
den beiden Missionären dieser Stadt in persönliche Berührung
träte, mit gleicher Strafe. Als die übrigen Franken sich der
Missionäre annahmen, dehnte er seine Drohung auf den Verkehr
mit allen Europäern aus und vollzog sie an verschiedenen Glie-
dern seiner Gemeinde. Er bewog dadurch den Eigenthümer des
Falkeisen'schen Hauses, den Miethvertrag aufzukündigen. Solche
Ränke und kleinliche Zwistigkeiten bewegen eine Bevölkerung,
welche die Erschütterung des Ganzen und den bevorstehenden Ruin
jeglicher Sicherheit des Einzelnen als gleichgültige Zuschauer zu
betrachten scheinen. Die Spannung war so groß, daß Herr Ni-
coletti bei meiner Ankunft in Brussa mich in einem armenischen
Hause einzuquartieren vergeblich versuchte, so wie ich, da die

schwarzen Meere zu untersuchen. Dieser Plan wurde jedoch wegen eines zufälligen Umstandes nicht ausgeführt. Nach dem kürzlich eingerichteten Paß-Reglement waren vier Unterschriften in meinem Teskeré erforderlich. Wiewohl nun Herr Nicoletti meinen Wünschen auf das Gütigste und Aufmerksamste begegnete, so konnte dieser Formalität doch erst bis zum folgenden Mittage genügt werden. Die erste Station auf dem Wege nach Nicaea war zehn Stunden entfernt. Ich hätte daher zwei Tage verlieren müssen und zog es vor, auf geradem Wege nach Constantinopel zurückzukehren.

Als Dimitri in den Bazar gegangen war, besuchte mich ein junger Armenier, den ich bei Herrn Tircke kennen gelernt hatte. Er redete keine europäische Sprache. Ich wurde daher durch seine Erscheinung in Verlegenheit gesetzt, da wir uns nicht eine Sylbe sagen konnten. Verbindliche Mienen indessen genügten ihm vollkommen. Er blieb eine geraume Zeit, rauchte eine Pfeife, ich las ihm einige Sätze aus einer türkischen Grammatik vor, er verharrte stillschweigend und ernsthaft und entfernte sich dann völlig zufriedengestellt. Wie wenig ein so unbehagliches Zusammensein dem armenischen Character mißfällt, lehrte mich eine zweite Scene beim Dr. Tircke noch denselben Abend. Es war eine größere Gesellschaft von Europäern versammelt. Ein wohlgekleideter Armenier, den Niemand kannte, trat ein. Er grüßt und fragt dann sogleich, wo er sitzen solle. Nachdem er sich niedergelassen, erkundigt sich T., welches Geschäft ihn herführe. Er wünsche nur, sich mit uns zu unterhalten, war die Antwort. Aber da die meisten der gegenwärtigen Personen weder Armenisch verstanden, noch Türkisch zu sprechen liebten, so saß er verlassen da und Niemand bekümmerte sich um den Unbekannten. Mit ernstem Gleichmuthe rauchte er eine Pfeife nach der andern und redete kein Wort. Völlige Theilnahmlosigkeit und Ruhe lag in dem bleichen Gesichte ausgedrückt. Endlich, als eine Pause eintrat, brach er das Stillschweigen und trug ein ärztliches Anliegen vor. Er hielt es für schicklich, zuerst dem Arzte seine Achtung durch stundenlange Gegenwart zu bezeugen, ehe er mit einer Bitte um Hülfe hervorträte.

Diese Beiden waren die einzigen Armenier, welche ich in Brussa persönlich kennen lernte. Denn es bestand damals eine Mißhelligkeit zwischen den Armeniern und Europäern, die einiges Licht auf die socialen Verhältnisse jener Gegenden wirft. Das Haus des Herrn Falkeisen, welches ich bewohnte, gehörte einem Armenier, der es an Jenen vermiethete. Der Eigenthümer hatte dem armenischen Bischofe einige Einkünfte entzogen und wurde dafür von ihm im Stillen verfolgt. Da der Miethcontract des Hauses für den Armenier einträglich war, so versuchte der Bischof, ihm diesen Vortheil zu entziehen. Er gab als Grund seiner Einmischung vor, es schicke sich nicht, daß ein Katholik oder Protestant in der Nähe einer griechisch-armenischen Kirche wohne, die nämlich dem Falkeisen'schen Hause gegenüber lag. Der Armenier widerstand dem Ansinnen seines Bischofs, so lange es bei bloßen Vorstellungen blieb. In dieser Zeit ereignete sich in Constantinopel ein Vorfall, der den Bischof weiterzugehen ermuthigte. Die americanischen Missionäre, welche in mehren Städten der Türkei leben, versuchen nicht bloß die Muhamedaner, sondern auch die griechischen Christen zu ihrem Glauben zu belehren. Einige Armenier in Constantinopel hatten an ihrer Gottesverehrung Theil genommen und wurden dafür von dem armenischen Patriarchen mit der Excommunication belegt. Hierauf bedrohte der armenische Bischof von Brussa einen Jeden, der mit den beiden Missionären dieser Stadt in persönliche Berührung träte, mit gleicher Strafe. Als die übrigen Franken sich der Missionäre annahmen, dehnte er seine Drohung auf den Verkehr mit allen Europäern aus und vollzog sie an verschiedenen Gliedern seiner Gemeinde. Er bewog dadurch den Eigenthümer des Falkeisen'schen Hauses, den Miethvertrag aufzukündigen. Solche Ränke und kleinliche Zwistigkeiten bewegen eine Bevölkerung, welche die Erschütterung des Ganzen und den bevorstehenden Ruin jeglicher Sicherheit des Einzelnen als gleichgültige Zuschauer zu betrachten scheinen. Die Spannung war so groß, daß Herr Nicoletti bei meiner Ankunft in Brussa mich in einem armenischen Hause einzuquartieren vergeblich versuchte, so wie ich, da die

Griechen mit der Armenischen Partei machten, mein anfängliches Logis bei einem Griechen übermäßig bezahlen mußte.

Die meisten Franken sind Kaufleute, die sich wegen des Seidenhandels in Brussa etablirt haben. Andere besitzen Grundstücke in der Nachbarschaft, die für einen äußerst billigen Preis zu kaufen sind und die höchsten Interessen gewähren. Die Erlaubniß, sich auf diese Art anzusiedeln, scheint käuflich zu sein. Ohne die Lage des Reichs zu betrachten, würde die Speculation glänzend genannt werden können. — Hiemit schließe ich meine Mittheilungen über Brussa, indem ich bemüht war, so wenig als möglich von dem zu wiederholen, was von andern Reisenden bereits aufgezeichnet ist.

Viertes Capitel.

Rückreise von Brussa nach Constantinopel.

Mobánia. Capakli. Zweiter Uebergang über das Samanli-Gebirge. Castirli am nicomedischen Meerbusen. Ueberfahrt nach Chalki. Rückkehr nach Pera und zweiter Aufenthalt daselbst.

8. Mai. Ich schlug den Weg nach Mobánia ein, das 6 t. Stunden nordwestlich von Brussa liegt. Da ich schneller als gewöhnlich ritt, erreichte ich mein Ziel schon nach 4 Stunden. Am Ende der ersten und zweiten Stunde passirte ich den in die Ebene hinein- und aus ihr zurückströmenden Nilufer. Er hat hier eine Breite von etwa 80′ und das Wasser reichte mir bis über die Steigbügel. Eine so schwierige Passage findet sich auf der Hauptstraße von Brussa nach Constantinopel, auf der Straße von einer reichen Stadt, die hunderttausend Seelen zählt, nach Mobánia, dem Stapelplatz ihrer Waaren *). Das erste Mal

---

*) Freilich ist von dem blühenden Handel und der Gewerbthätigkeit des sechzehnten Jahrhunderts in Brussa nur ein schwacher Abglanz ... den und die Ausfuhr, so weit sie sich in den Händen der ... leute befindet, scheint nur in der rohen Seide zu bestehen, ... begrenden Ebene erzeugt wird. Aus jener Zeit ... der (Observations p. 204.): »Der Reichthum [illegible]

bemerkte ich seitwärts eine schlecht erhaltene Brücke, das zweite Mal gar keine *).

Als ein Beweis, wie schwer es hält, in diesem Lande topographische Nachrichten von den Eingebornen einzuziehen, mag folgender Umstand gelten. Als wir den Nilufer zum zweiten Male erreichten, ließ ich den Postillon fragen, woher dieser Fluß komme und wohin er fließe. Man erhält bei solcher Gelegenheit selten gleich Anfangs eine geeignete Antwort. Er erwiederte daher, es sei ein Fluß, der in der heißen Jahrszeit fast ganz austrocne. Als ich nun meine Frage wiederholte, und hinzufügte, ob das Wasser von Brussa komme, sagte er: »nein! aus den Bergen.« »Wohin denn der erste Fluß fließe, durch den wir geritten seien?« nach Brussa, war die Antwort. Ein Blick auf die Charte lehrt, wie ungenau seine Angaben waren, und wie wenig er willig oder geschickt sich zeigte, mich zu unterrichten. Es schien ihm unbekannt zu sein, daß sein täglicher Weg ihn zweimal über denselben Fluß führe. Mein Zweck war nur, zu erproben, wie viel der Reisende von den Söhnen der Straße lernen könne, und ich habe stets das Mißtrauen gerechtfertigt gefunden, das ich von nun an in die Mittheilungen der Türken über geographische Verhältnisse setzte. Weniger fiel es mir auf, daß mein Postillon nicht einmal den Fluß zu benennen wußte. Denn von allen Personen, die ich in Brussa über den Nilufer befragte, war nur eine einzige, die diesen Namen kannte. Einige hatten andere Namen gehört, aber bei näherer Untersuchung fand sich, daß es armenische oder türkische Bezeichnungen von Wasser, Fluß u. s. w. waren. Die Eigennamen selbst aber werden oft auf das Wunderlichste entstellt, und nicht immer ist es der Reisende, den die Schuld einer Verstümmelung trifft.

Die kreisförmige Biegung des Nilufer wird durch einen niedrigen Höhenzug bewirkt, auf dem ausgedehnte Viehweiden lie-

---

Denn es geht kein Jahr hin, daß nicht tausend Cameele in Brussa einträfen, die aus Syrien und andern Ländern der Levante die Seide herbeiführen, um hier zum Gebrauch zubereitet, versponnen, gewebt und gefärbt zu werden.«

*) Zur Zeit von v. Hammer's Reise existirten zwei steinerne Brücken.

Absicht, nach der Hauptstadt zu fahren, unter den Schiffern in Modánia bekannt geworden war, so benutzten sie meine Lage zu übertriebenen Forderungen. Modánia gegenüber liegt am Fuße des Samanli ein kleines türkisches Dorf, Capakli. Dahin fuhr ich, den Gewinnsüchtigen mich zu entziehen, in einem um Mittag hinübersegelnden Fischerboote: denn um diese Zeit war der Golf durch einen plötzlichen Südwind aufgeregt worden, indem sich zugleich eine Wolke an der Spitze des Olymp sammelte. Im Osten stellt sich die Verbindung zwischen dem See von Nicaea und den beiden Bergketten als ein tiefer und enger Einschnitt dar. Der Kamm des Samanli bildet eine Linie von ziemlich gleichmäßiger Höhe. Oben erscheinen Waldungen, gegen Süden fällt dieses Gebirge mit steilen Vorbergen in's Meer. Diese werden durch Thalschluchten abgesondert und sind überall von Gesträuch bewachsen. In einer der Schluchten liegt, einen Büchsenschuß vom Meere entfernt, Capakli, das gegen 20 Häuser zählt und dennoch den Thalgrund völlig ausfüllt. Daher rührt sein Name, der bedeutet, daß es wie ein Deckel den Eingang in's Gebirge verschließe. Ich hatte die Absicht, von hier zu Lande den Busen von Nicomedien wiederzugewinnen. Da jedoch keine Post in der Nähe war, mußte ich bis zum andern Morgen warten, weil die Pferde, die ich von den Landleuten zu miethen wünschte, erst gegen Abend von der Arbeit zurückkehrten. Das Dorf ist nur von Türken bewohnt, von denen einige zwanzig vor dem Caffeehause versammelt waren, im Schatten mächtiger Platanen und Nußbäume gelagert. Sie sind wohlhabend, denn sie besitzen Wiesen und Maulbeerplantagen. Es erhob sich eine Schwierigkeit, wo ich die Nacht zubringen solle, zumal da der Vogt *) nicht anwesend war. Die Türken beriethen hierüber unter sich, nicht ohne Wohlwollen. Zuletzt räumten sie mir ein leerstehendes Häuschen ein, das wahrscheinlich während der letzten Pest ausgestorben war. Im Caffeehause wurde der Schlüssel verwahrt, da es ohne besondere Erben Eigenthum der Gemeinde geworden war.

*) Subaschi.

Hierfür und für das elende Lager forderte der Wirth 70 Piaster und bezeigte sich unzufrieden, als Dimitri seine Forderung auf die Hälfte ermäßigte.

9. Mai. Westlich von Modánia ziehen sich die Hügel fort, aber hier verschwindet die Cultur. Felsig steigen sie unmittelbar aus dem Meere hervor. Sie bestehen aus einem Kalkstein, dessen Schichten sehr verworren sind. Ihre Vegetation ist zwar der der Prinzeninseln in den Hauptzügen gleich, aber sie entwickelt jene große Mannigfaltigkeit der Productionen, deren diese immergrüne Formation fähig ist. Eine seltne Augenweide gewährten die Cistusrosen, die im Allgemeinen vorherrschen und eben in Blüthe standen. Eine Art *) trägt rothe, die andere weiße Blüthen. Mit den Cisten ist stets der Ginster **) verbunden, dessen große gelbe Blumen an nackten, spitzigen Reisern hängen. Der Wohlgeruch des Jasmin ***) verbreitet sich überall. Zwischen diesem wilden Dickicht von den verschiedensten Sträuchern trifft man in der Nähe der Stadt noch auf reiche Olivenplantagen und Weingärten, aber der Abfall gegen das Meer ist schon hier ohne Bebauung. Vom Gipfel des ersten Hügels erblickte ich noch einmal die ganze Olympos-Masse in reinen Umrissen. Schon in einer Höhe von etwa 500′ gewinnt man hier eine beherrschende Aussicht. An der andern Seite des Golfs konnte die Samanli-Kette in ihrer Ausdehnung vom See von Nicaea bis an ihr westliches Vorgebirge Bosburun betrachtet werden. Als eine Fortsetzung dieses Gebirgszugs erscheint die kleine Insel Calolimni, die in Nordwesten aus dem freien Horizonte des Meers hervorragt.

Der Golf war ganz still, eine glatte Fläche dehnte er sich unter mir aus. Mehre Boote wurden vorbeigerudert, bis dann außerhalb des Meerbusens die Segel sich entfalteten. Sie gingen nach Constantinopel, aber keins wollte mich aufnehmen, weil sie an Privatgesellschaften vermiethet waren. Da indessen meine

*) Cistus villosus Lam. und C. salvifolius L.

**) Cytisus laniger DC.

***) Jasminum fruticans L.

Absicht, nach der Hauptstadt zu fahren, unter den Schiffern in Modánia bekannt geworden war, so benutzten sie meine Lage zu übertriebenen Forderungen. Modánia gegenüber liegt am Fuße des Samanli ein kleines türkisches Dorf, Capaklí. Dahin fuhr ich, den Gewinnsüchtigen mich zu entziehen, in einem um Mittag hinübersegelnden Fischerboote: denn um diese Zeit war der Golf durch einen plötzlichen Südwind aufgeregt worden, indem sich zugleich eine Wolke an der Spitze des Olymp sammelte. Im Osten stellt sich die Verbindung zwischen dem See von Nicaea und den beiden Bergketten als ein tiefer und enger Einschnitt dar. Der Kamm des Samanli bildet eine Linie von ziemlich gleichmäßiger Höhe. Oben erscheinen Waldungen, gegen Süden fällt dieses Gebirge mit steilen Vorbergen in's Meer. Diese werden durch Thalschluchten abgesondert und sind überall von Gesträuch bewachsen. In einer der Schluchten liegt, einen Büchsenschuß vom Meere entfernt, Capaklí, das gegen 20 Häuser zählt und dennoch den Thalgrund völlig ausfüllt. Daher rührt sein Name, der bedeutet, daß es wie ein Deckel den Eingang in's Gebirge verschließe. Ich hatte die Absicht, von hier zu Lande den Busen von Nicomedien wiederzugewinnen. Da jedoch keine Post in der Nähe war, mußte ich bis zum andern Morgen warten, weil die Pferde, die ich von den Landleuten zu miethen wünschte, erst gegen Abend von der Arbeit zurückkehrten. Das Dorf ist nur von Türken bewohnt, von denen einige zwanzig vor dem Caffeehause versammelt waren, im Schatten mächtiger Platanen und Nußbäume gelagert. Sie sind wohlhabend, denn sie besitzen Wiesen und Maulbeerplantagen. Es erhob sich eine Schwierigkeit, wo ich die Nacht zubringen solle, zumal da der Vogt *) nicht anwesend war. Die Türken berietheu hierüber unter sich, nicht ohne Wohlwollen. Zuletzt räumten sie mir ein leerstehendes Häuschen ein, das wahrscheinlich während der letzten Pest ausgestorben war. Im Caffeehause wurde der Schlüssel verwahrt, da es ohne besondere Erben Eigenthum der Gemeinde geworden war.

*) Subaschi.

10. Mai. Die Breite der Halbinsel zwischen Capakli und Catirli am nicomedischen Busen, das nicht mit dem oft erwähnten Gebirge und Dorfe gleichen Namens südlich von Kemlik verwechselt werden darf, beträgt 6 t. Stunden, aber, da der Weg ein einfacher Paßübergang über den Samanli ist, so kann aus dieser Weglänge auf die wahre Entfernung nicht geschlossen werden.

Ich hatte drei Pferde von verschiedenen Personen gemiethet. Eins derselben wurde schon vor Sonnenaufgang gebracht. Der Eigenthümer, ein Türke aus einem benachbarten Dorfe, verlangte, ich solle sofort abreisen, weil er zu warten keine Zeit habe. Da ich noch nicht bereit war und Dimitri ihm Vorstellungen machte, wurde er heftig, nannte uns Giaur's und ritt nach kurzer Weile unter Schimpfreden wieder fort. Im Dorfe selbst waren nur zwei Pferde zu erhalten, so daß ich wegen des Gepäcks in Verlegenheit gerieth. Indessen war der Subaschi, der in der Nacht gekommen war, freundlich gesinnt und überließ mir eins seiner eignen Pferde. Es war eine anmuthige Morgenscene, als ich in's Freie trat. Die Türken waren schon wieder beim Caffee versammelt; über ihren fremdartigen Gestalten breitete sich das hellgrüne Platanendach aus; die Morgensonne erleuchtete den Berg; ein Feld von blühender Iris glänzte im Thau; in dem Bache, der ruhig vorüberfloß, plätscherten Schildkröten.

Um 6ʰ brach ich auf. Der Weg geht in gerader Richtung nach Norden. Zuerst führt er am Rande der Schlucht hinauf, die an einigen Orten geräumiger wird und Pflanzungen von Oel- und Maulbeerbäumen aufzuweisen vermag. Sobald ich die erste Höhe erreicht hatte, die ich auf 1200′ schätze (6ʰ 50′), so breitete sich vor mir ein weites Hügel-Plateau aus, dessen Schlußstein ein höherer Kegel auf dem Grate des Gebirgs bildet. Außer seiner Höhe ist er an einem Gehölze kenntlich, worin sich die Ruinen eines Klosters finden sollen. Diesem Kegel bewegten wir uns entgegen, bald steigend, bald uns wieder senkend, aber erst um 10ʰ 50′ kamen wir hart unter jener Waldung an, und erblickten nun Catirli und das Marmormeer steil unter unsern Füßen, aber in einer Tiefe, die fast doppelt so groß ist, als der Busen von Modánia unter dem Südrande des Plateaus. Man hat sich das-

selbe daher, wenn man von der verworren gestalteten Oberfläche absieht, als eine schiefe Ebene zu denken, 4 Stunden breit und am Nordrande gegen 1000′ höher, als am Südrande. Auch die Aussicht ist an dem höhern Puncte verhältnißmäßig reicher, als der Rückblick über Capakli. Dort berührt die Linie des Horizonts folgende Puncte: das Vorgebirge Bosburun, ein Stück der Südküste des Marmormeers, Calolimni, die europäische Küste aus der Gegend von Tschekmedsche bis Constantinopel, das Gebirge von Cartal und den größten Theil des nicomedischen Meerbusens. Sämmtliche Prinzeninseln sind sichtbar. Nur gegen Süden ist der Blick gehemmt. Den steilen Schlangenpfad nach Catirli hinabzusteigen, dauerte 70 Minuten und um Mittag erreichte ich dieses Schifferdorf.

Bei diesem zweiten Uebergange über das Samanligebirge hatte ich mittheilende Führer. Ich befragte sie nach dem Namen dieser Berge. Samanli war ihnen wohl bekannt: es schien eine Stunde östlich vom Wege zu liegen. Aber den ganzen Bergzug nannten sie Catirli-dagh, den Berg von Catirli. Da dies nur zu Verwechselungen mit dem Arganthonios Anlaß geben würde, habe ich den v. Hammer'schen Namen beibehalten, um so mehr, als das Gebirge östlich von Samanli nach Angabe der Türken einen andern Namen führt, nämlich Car-dagh, d. h. Schneeberg, weil es dort etwas höher ansteigt und daher den Schnee länger bewahrt. Statt so unbestimmter Namen, wäre es angemessener, wenn die Geographen sich der hellenischen Gebirgsnamen bedienen wollten, wo diese nachzuweisen sind. Man würde jeder Irrung entgehen, wenn man den Samanli das Gebirge von Drepanum (Jálova) und den Catirli Arganthonios zu nennen beliebte.

Die Verschiedenheit, welche zwischen der Darstellung des heutigen Wegs und dem Passe Balaban-dere zwischen Jálova und Basardschik statt findet, und die besonders in dem Gegensatze von Plateau- und Kettenbildung besteht, hat seine natürliche Ursache in den geognostischen Verhältnissen. Der westliche Theil des Samanli besteht im Gegensatz zur Kalkformation von Balaban-dere aus einem Gestein, das im Allgemeinen mit dem

des Arganthonios übereinstimmt und der Grauwacke oder dem Thonschiefer zugezählt werden kann. Da das Cap Bosburun selbst nach der Beobachtung von Mr. Strickland *) eine trachytische Masse bildet, so ist das ausgedehnte Vorkommen des Uebergangsgebirgs zwischen diesem vulcanischen Felsen und der großen Kalkformation sehr bemerkenswerth. So wie das Trappgestein am Bosporus den Thonschiefer der Defileen von Constantinopel gehoben hat, so kehrt hier dieselbe Erscheinung mit größern Wirkungen wieder. Auch wird der Verlauf der Ketten in diesem Theile von Kleinasien deutlich, wenn man als allgemeines Gesetz annimmt, daß das Uebergangsgebirge dem ungeschichteten, die Kalkformation dem Uebergangsgebirge aufgelagert sei. So finden wir drei **) hebende Massen, so weit uns bis jetzt diese Gegenden bekannt sind ***): die beiden Ufer des Bosporus unweit Bujükdere, das Cap Bosburun und den Olymp, obwohl dieser letztere petrographisch abweicht. Da die Hebung des Olymp

---

*) The London and Edinburgh Philos. Mag. Vol. 10. p. 70.

**) Im östlichen Bithynien, dessen Bergzüge im Allgemeinen von der Olymposkette nach dem schwarzen Meere, also parallel mit der Verbindung des Samanli, Catirli und Olymp, verlaufen, treten nach den neuesten Untersuchungen von Ainsworth vulcanische Massen auf, die unmittelbar an die Kalkformation grenzen, welche dieser Gelehrte, jedoch ohne characteristische Versteinerungen aufgefunden zu haben, zu der Kreide rechnet. Er hebt gleichfalls die stete Abwesenheit organischer Reste in dieser Formation, worin sich nur einige Seealgen fänden, hervor. Vergl. Journal of the R. Geogr. Society Vol. 9. Part. II. Strickland hingegen (a. a. O. p. 474.) erklärt, sich auf Versteinerungen (land and fresh water shells, some of which resemble recent species) stützend, die Kalkformation bei Scutari für tertiär und bemerkt, sie sei auch dort von den vulcanischen Massen durch Uebergangsgebirge getrennt.

***) Wahrscheinlich ist die Gegend von Constantinopel indessen noch viel reicher an vulcanischen Gebirgsmassen, die hie und da bis an die Erdoberfläche gelangt sind. Schon ist eine fernere Andeutung in dem oben (S. 48.) erwähnten Conglomerate von Dilburun gegeben, so wie vielleicht auch in dem Quarzfels der Prinzeninseln. Ferner hat Strickland auf dem Wege von Constantinopel nach Smyrna noch an 8 verschiedenen Localitäten vulcanische Durchbrüche (trachytic and trap rocks) beobachtet.

Bosporus für inficirt. Demungeachtet bestand freier Verkehr zwischen den Prinzeninseln und der Küste. Wiewohl nun die Absperrung gegen pestfreie Orte sich auf eine einfache Räucherung beschränkte, so hatte man doch dem Mißbrauche, von Asien über die Prinzeninseln nach Constantinopel zu reisen, durch eine scharfe gesetzliche Bestimmung zuvorzukommen für nöthig erachtet. Diese bestand in dem Verbote, auf Schiffen, die zwischen den Prinzeninseln und Constantinopel fahren, fremde Personen aus inficirten Gegenden aufzunehmen. Wie illusorisch diese Maßregel auch war, so setzte sie mich doch außer Stand, auf Chalki ein Boot nach der Hauptstadt zu bekommen. Obgleich dies dem Armenier wohl bekannt gewesen war, so hatte er doch für nützlicher gehalten, es zu verheimlichen, und weigerte sich nun auf erneute Vorstellungen, mich weiter mitzunehmen. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig, als mich an die asiatische Küste übersetzen zu lassen.

12. Mai. Am frühen Morgen machte ich noch eine Wanderung über die Insel, die ich vor vierzehn Tagen nur flüchtig berührt hatte. Jenseit der Militairschule, eines der ansehnlichsten Gebäude dieses Landes, besuchte ich eine stille Meeresbucht, die von Kalksteinfelsen umgeben wird. Dann bestieg *) ich den höchsten Punct der Insel, auf dem ein verfallner Thurm steht. Die Aussicht ist reicher, als von Principos, da Chalki der Hauptstadt und der hohen Antigone näher liegt, so wie auch die vierte und letzte der größern Inseln, Prote, im Vordergrunde sich ausbreitet.

Bei meiner Rückkunft miethete ich ein Boot, mich nach Maltepe überzusetzen, und fuhr um 10^{h} ab. Da jedoch in Maltepe keine Pferde zu bekommen waren, entschloß sich mein Boots-

*) Unter den Pflanzen, durch die ich heute Morgen meine kleine Flora der Prinzeninseln vermehrte, erwähne ich nur den Parasiten Cytinus hypocistis L., der zu Hunderten im Cistengebüsch in allen Stadien der Entwickelung bis zur Blüthe anzutreffen war und den ich bis dahin nur am Olymp bemerkt hatte, wo er jedoch spärlich genug sich zeigte und noch ganz unentwickelt im Boden versteckt lag.

hen dicht *), bedecken den oberen Theil des Plateaus und lassen nur kleine Weideplätze übrig, auf denen ich eine äußerst zierliche Tulpe fand **). Den untern Theil des Plateaus und den Abhang über Capakli begreift wiederum die Region immergrüner Sträucher, unter denen hier Arbutus und Phillyreen die häufigsten sind. Aber unter diesen wächst auch zuweilen, aus weiter Ferne in tiefen Schluchten sichtbar, der schönste Baum Griechenlands, die Agriocumariá. Denn so niedrig sie bleibt, so sehr zeichnet sie sich vor dem verwandten Arbutus durch Färbung und Wuchs aus. Den ersten einsamen Stamm hatte ich schon bei Kemlik angetroffen, späterhin habe ich den Baum am Athos in Sibthorp's Fußtapfen wiedergefunden. Dies ist der dritte und letzte Ort, wo er mir begegnete. Seine hochrothe, rein geglättete Rinde, seine schlangenhaft gekrümmten Zweige, seine lichten Lorbeerblätter und seine wachsgleichen Blüthentrauben werden jeden Freund der Natur im stillen Anschauen hoch erfreuen ***).

In Catirli zeigte man sich bereitwillig, mir ein leerstehendes öffentliches Gebäude anzuweisen, in dessen unterm Raume die Kälber des Dorfs verpflegt wurden. Leider konnte es nicht verschlossen werden und ich sah mich daher genöthigt, Dimitri zurückzulassen, als ich die Umgebungen des Orts näher kennen zu lernen mich anschickte. Meine Wanderung blieb jedoch ohne Anfechtungen, war aber auch ziemlich unfruchtbar. Das Gebirge fällt ohne Vorland in's Meer. Doch scheint der Ort westlicher zu liegen, als die Cotta'sche Charte ihn verzeichnet. Dies schließe ich aus dem Umstande, daß ich aus meinem Hause die Insel Calolimni und in äußerster Ferne auch die Berge von Marmora sehen konnte.

Ich fand zur Fahrt nach Constantinopel ein ruhiges Meer und ein segelfertiges Schiff, aber die Abfahrt war noch ungewiß,

---

*) Quercus infectoria Oliv.

**) Tulipa bithynica nov. spec. — Hier wuchs auch das wenig gekannte Verbascum Osbeckii W., welches eine besondere Gattung bilden muß.

***) Arbutus Unedo L. Phillyrea media L. Arbutus Andrachne L.

der Wind entgegen, ein Gewitter zog sich am Samanli zusammen, und, als es sich wieder gelöst hatte, schied dennoch die Sonne hinter Wolken.

11. Mai. Es giebt Tage, die dem Reisenden eine ununterbrochene Reihe von Widerwärtigkeiten und unerwarteten Hindernissen auferlegen. Von dieser Art war meine Rückfahrt nach Constantinopel.

Catirli ist ein rein griechischer Ort und ohne türkische Obrigkeit. Wer daher hier ein Teskeré oder ein Visa zur Reise gebraucht, ist gezwungen, vorerst zu diesem Zwecke nach Jálova zu gehen, dessen Entfernung zu 8 t. Stunden angegeben wird. Diese Consequenz der neuen Paßordnung gereicht dem kleinen Küstenhandel, den die Griechen von Catirli treiben, zum größten Nachtheil. Sie traf auch mich. Denn jedes Boot, das über das Marmormeer nach Constantinopel fährt, muß bei körperlicher Strafe des Schiffers mit einem Passe versehen sein, in welchem Waaren und Personen verzeichnet sind. Der segelfertige Armenier, welcher Hammel nach der Hauptstadt bringen wollte, weigerte sich aus diesem Grunde, mich aufzunehmen. Eben so wenig waren andere Schiffe zu haben. Für Pferde nach Jálova forderte man einen ungemessenen Preis, da ein so seltner Fall, wie die Bedienung eines Reisenden, an einem so abgelegenen Orte als eine unverhoffte Gunst des Himmels von den Griechen genutzt wird. Ich stand eben im Begriff, den Contract abzuschließen, als der Armenier mir den Vorschlag machte, mich auf den Prinzeninseln abzusetzen. Er forderte zwar 80 Piaster, aber mit Freuden nahm ich seine Bedingung an. In 4 Stunden kann man Chalki rudernd erreichen. Um 1h segelten wir mit ungünstigem Winde ab, der uns zwang, die Küste bis gegen Angoro zu halten.

Als wir von da nach Nordwesten umlegten und in dieser Richtung langsam fortsegelten, bemerkten wir, daß die Wellen in der Ferne weiße Spitzen bekamen, woraus die Schiffer jenes Meers eine Zunahme des Windes schon ehe sie merklich wird vorauszusehen. Unser Boot war ein gewöhnliches, offnes Kiaik und noch dazu überladen. Diese Fahrzeuge schlagen so leicht um, daß

ein englischer Seeoffizier erklärte, er wolle lieber mit einem Kauffahrer den ärgsten Sturm im schwarzen Meere bestehen, als bei frischem Winde in einem Kiaik über den Bosporus fahren. Der Armenier, der wohl einsah, daß er sich einem stärkern Winde nicht aussetzen könne, wendete sogleich das Schiff um und suchte den Hafen von Angoro zu erreichen, der ungefähr zwei Stunden entfernt war. Obgleich wir nun mit mehr als halbem Winde segelten, so wurden wir doch nach einiger Zeit von den hohen Wellen eingeholt. Die Segel wurden zwar eingezogen, aber die Wogen überschütteten das Fahrzeug. Das Unglücklichste war, daß der Armenier die Gegenwart des Geistes verlor, anfing zu klagen und zu beten und das Steuer einem der Matrosen überließ. Wir wären verloren gewesen, wenn nicht gerade in einem critischen Momente der Wind sich gemäßigt hätte. Dieser Uebergang war so plötzlich, daß der Armenier, dessen Leidenschaft einmal erregt war, sich nun eben so ausschweifend der Freude und dem Vertrauen überließ, und als das Meer ruhiger wurde und der Wind sich von Norden nach Westen drehte, den Curs wieder änderte und Jévisa zu erreichen versuchte. Aber das Wetter blieb unbeständig. Von Viertelstunde zu Viertelstunde änderten sich Meer und Wind. Ungewöhnt an diese Abhängigkeit vom Himmel, an diesen Wechsel des Ziels und Unbekannten, wahrscheinlich Unerfahrnen völlig hingegeben, verlebte ich 7 Stunden der verschiedenartigsten Stimmungen. Als wir zuletzt wieder den anfänglichen Plan aufgenommen hatten, legten wir endlich bei anbrechender Nacht an dem Felsen Niandros an und erholten uns in einer verborgenen Schlucht vom erlittenen Ungemach. Spät am Abend gelang es, von da nach Chalki hinüberzurudern.

Aber hier erfuhr ich, wie sehr der Armenier mich hintergangen hatte. Da die Quarantaine-Maßregeln in Constantinopel erst vor Kurzem in's Leben getreten waren, so ist es nicht zu verwundern, daß sie noch einige mangelhafte Bestimmungen enthielten. Aber am auffallendsten war die Verordnung, welche die Prinzeninseln betraf. Aus gewissen Gründen sollten sie zu dem Rayon gehören, innerhalb dessen die Hauptstadt sich absperrte. Die asiatische Küste hingegen galt mit Ausnahme der Ufer des

Bosporus für inficirt. Demungeachtet bestand freier Verkehr zwischen den Prinzeninseln und der Küste. Wiewohl nun die Absperrung gegen pestfreie Orte sich auf eine einfache Räucherung beschränkte, so hatte man doch dem Mißbrauche, von Asien über die Prinzeninseln nach Constantinopel zu reisen, durch eine scharfe gesetzliche Bestimmung zuvorzukommen für nöthig erachtet. Diese bestand in dem Verbote, auf Schiffen, die zwischen den Prinzeninseln und Constantinopel fahren, fremde Personen aus inficirten Gegenden aufzunehmen. Wie illusorisch diese Maßregel auch war, so setzte sie mich doch außer Stand, auf Chalki ein Boot nach der Hauptstadt zu bekommen. Obgleich dies dem Armenier wohl bekannt gewesen war, so hatte er doch für nützlicher gehalten, es zu verheimlichen, und weigerte sich nun auf erneute Vorstellungen, mich weiter mitzunehmen. Unter diesen Umständen blieb mir nichts übrig, als mich an die asiatische Küste übersetzen zu lassen.

12. Mai. Am frühen Morgen machte ich noch eine Wanderung über die Insel, die ich vor vierzehn Tagen nur flüchtig berührt hatte. Jenseit der Militairschule, eines der ansehnlichsten Gebäude dieses Landes, besuchte ich eine stille Meeresbucht, die von Kalksteinfelsen umgeben wird. Dann bestieg *) ich den höchsten Punct der Insel, auf dem ein verfallner Thurm steht. Die Aussicht ist reicher, als von Principos, da Chalki der Hauptstadt und der hohen Antigone näher liegt, so wie auch die vierte und letzte der größern Inseln, Prote, im Vordergrunde sich ausbreitet.

Bei meiner Rückkunft miethete ich ein Boot, mich nach Maltepe überzusetzen, und fuhr um 10[h] ab. Da jedoch in Maltepe keine Pferde zu bekommen waren, entschloß sich mein Boots-

*) Unter den Pflanzen, durch die ich heute Morgen meine kleine Flora der Prinzeninseln vermehrte, erwähne ich nur den Parasiten Cytinus hypocistis L., der zu Hunderten im Cistengebüsch in allen Stadien der Entwickelung bis zur Blüthe anzutreffen war und den ich bis dahin nur [illegible] bemerkt hatte, wo er jedoch spärlich genug sich zeigte und noch ganz [illegible] im Boden versteckt lag.

mann, durch den Preis gelockt, seine Haut zu Markte zu tragen und mich heimlich in den Hafen von Constantinopel einzuschwärzen. Als wir uns dem Quarantaineboote näherten, wurden Mast und Segel in's Boot gelegt und die Sättel verdeckt. Da das Fahrzeug nun einem gewöhnlichen Hafenkiaik glich, fuhren wir unbelästigt dicht vorüber und landeten um 3^h in Tópchana am Eingang von Pera, wo ich mein altes Logis bei Madame Carten wieder bezog.

Blicke ich nun noch einmal auf diese anmuthige Frühlingsreise durch Bithynien zurück, so könnte ich den Gesammteindruck durch einige Worte vergegenwärtigen, welche ich, erfüllt von dem Zauber dieser Anschauungen, bei der Rückkehr niederschrieb. »In Bithynien sind große Landstrecken mit immergrünen Sträuchern bekleidet. Weißblühende Eriken, duftende Daphnen, wachsgelbe glänzende Blumentrauben von Arbutus treten aus dem dunkeln, elastischen Laube hervor, dessen markiges, trockenes Gewebe und dessen ovale Form mehre der vorherrschenden Arten im äußern Gepräge mit dem Lorbeer verbinden. Freilich giebt es nicht wenige Gegenden, die von diesem Character sich entfernen, Baumpflanzungen, Weiden, Aecker, mit Binsen oder zwölffüßigem Donax *) bewachsene Sumpfgräben, aber jene Gesträuche stellen den bedeutendsten Zug der Physiognomie des Landes dar. In jedem Gebüsch schlagen zahllose Nachtigallen, so daß man Stunden lang, ohne das Pferd im Trabe aufzuhalten, an dieser Musik sich ergötzen könnte. Alle Berge zeigen reine, freie Conturen, wie sie die Durchsichtigkeit und tiefe Bläue des Himmels hervorbringt. Die Luft, die man athmet, hat eine Milde, Lieblichkeit und Frische, als wäre der ganze Tag ein Sonnenaufgang. Man fühlt seinen Körper stark und elastisch, ist frei und muthig und weiß die Herrlichkeit aufzunehmen, welche die Natur darbietet.«

Mein zweiter Aufenthalt in Constantinopel dauerte 6 Tage. Durch die Erfahrung auf der Reise in Bithynien belehrt, er-

*) Arundo Donax L.

kannte ich die Hauptschwierigkeit, welche in der Türkei naturhistorischen Untersuchungen sich in den Weg legt. Diese besteht darin, daß man nicht leicht längere Zeit an einem Puncte verweilen kann, es sei denn in einer größern Stadt. Dadurch wird man sowohl gehindert, einen Mittelpunct der Forschungen zu wählen, von dem die Wanderungen ausgehen und auf den sie zurückkehren, als man auch Hindernissen begegnet, wenn man auf der Reise selbst von der Straße seitwärts abzuweichen wünscht. Es war mir nicht unbekannt, daß, so weit die griechische und albanesische Bevölkerung reicht, in Rumelien solche eine freie Untersuchung des Landes hemmende Umstände noch viel einflußreicher sind, als in dem friedlichen Kleinasien. Je länger man an einem Orte in Rumelien verweilt, desto größer wird die Gefahr, in üble Verwickelungen zu gerathen und beraubt zu werden, weil man dann nicht vermeiden kann, die Aufmerksamkeit Böswilliger zu erregen. Da man häufig Eskorten zur Bedeckung nöthig hat, welche die für die Sicherheit des Reisenden kraft des Fermans verantwortliche Obrigkeit ihm nach Umständen beiordnet, so ist man schon dadurch auf die einfache Verbindungsstraße zwischen zwei Ortschaften beschränkt. Man wird befragt, wohin man reisen wolle, und dahin wird die Reise gesichert. In einem Gebirge umherirren zu wollen, würde den Meisten unbegreiflich und verdächtig vorkommen.

So wesentlichen Schwierigkeiten hoffte ich am wirksamsten durch persönliche Gunst der türkischen Oberbehörden entgegentreten zu können, falls es mir gelänge, einem oder dem andern Pascha meine Absichten deutlich zu erklären. Da bei den Türken viele einheimische Kräuter als Arzneimittel im Gebrauche sind, so schien es mir angemessen, den Pascha's das Studium derselben als den Zweck meiner Reise darzustellen, indem auch den Kranken meines Vaterlandes daraus großer Vortheil erwachsen könne. Diese Idee hat in mehren Städten von Macedonien vollständigen Erfolg gehabt.

Um an die Pascha's persönlich empfohlen zu werden, trug ich meine Wünsche dem Herrn Baron v. Stürmer vor, welcher

mich schon früher mit jener herablassenden Liebenswürdigkeit aufgenommen hatte, die von Einheimischen, wie von Fremden gefeiert wird. Erleuchtet vom Sinn für wissenschaftliche Strebungen, ging er in den Kreis meiner Vorstellungen ein und versprach seinen mächtigen Schutz und Beistand. Er erfüllte dies Versprechen theils durch Empfehlungen an die Pascha's von Salonichi und Bitolia, welche durch das Oesterreichische Consulat in jener Stadt vermittelt wurden, theils durch einen Ferman von besonderem Inhalt, in welchem Zweck und Art meiner Reise bestimmt angegeben waren. Da jedoch ein solcher Ferman nicht ohne einige Umstände erlangt werden konnte, so wurde mir gestattet, auch ohne dieses Document abzureisen, da ich es im Consulat von Salonichi vorfinden würde. Indem ich daher für die Landreise durch Thracien mit einem gewöhnlichen Reiseferman versehen wurde, konnte ich die Hauptstadt nach wenigen Tagen verlassen.

Inzwischen erhoben sich andere Schwierigkeiten. Dimitri befiel, wahrscheinlich in Folge der Fahrt nach den Prinzeninseln, eine Augenentzündung. Ich verordnete ihm sehr energische Mittel, indessen blieb der Erfolg Anfangs zweifelhaft. Einer meiner Freunde, Dr. Pestalozza aus Mailand, ein kenntnißreicher Botaniker, der mir ausgezeichnete Sammlungen aus Kleinasien mittheilte und im Dienste des Großherrn als Arzt am Militair-Hospitale von Máltepe fungirte, erzeigte mir die Gefälligkeit, für den Fall, daß Dimitri durch Krankheit zurückgehalten würde, einen andern Dolmetscher nachzuweisen. Er hatte einen jungen Galizier zwei Jahre in dieser Eigenschaft in Diensten gehabt, der sein Glück zu versuchen die Heimath verlassen hatte und sich jetzt als Lithograph in Constantinopel ärmlich ernährte. Man konnte voraussetzen, daß er, vom Mißgeschick verfolgt, diese Gelegenheit, in sein Vaterland zurückzukehren, begierig ergreifen werde. Er zeigte sich jedoch unschlüssig und die Unterhandlungen waren noch nicht weit gediehen, als eine glückliche Crise Dimitri wiederherstellte.

Als ich ihm nun meinen Wunsch, ihn in meinen Diensten

zu behalten, mittheilte, war er viel weniger bereitwillig, als ich erwartet hatte. Meine Art zu reisen dünkte ihm zu beschwerlich, er fürchtete die Albanesen und seine räuberischen Landsleute und zog es vor, unter den friedlichen Türken von Kleinasien zu reisen. Er hoffte außerdem, mit einem Engländer, der zu Lande nach Indien reisen wollte, einen günstigern Contract abzuschließen, sah sich aber hierin, da er der englischen Sprache nicht mächtig war, getäuscht. So standen die Sachen, als der Lithograph sich bestimmt weigerte, mich zu begleiten, indem er vorschützte, nicht ohne Capital zu den Seinigen zurückkehren zu wollen. Jetzt versuchte ich, das Ehrgefühl und Interesse von Dimitri zu erregen, und dies gelang mir in so weit, daß er sich nur noch einige Bedenkzeit ausbat. Er wollte erst abwarten, ob nicht das Dampfschiff aus Marseille, welches zwei Tage nach dieser Unterredung eintreffen mußte, Fremde herbeiführe, bei denen er einen bequemern Dienst finden könne. Ich erklärte ihm daher, daß ich folgenden Tags abzureisen entschlossen sei und trieb ihn durch diese Eile zu dem erwünschten Entschluß.

Ich beabsichtigte, mit einem Küstenfahrzeuge nach Rodostó zu fahren und von da nach Salonichi zu Lande zu reisen. Indessen, als Alles zur Abfahrt bereit war, vereitelte der ungünstige Wind jenen Plan. Es war eine glückliche Idee, daß ich mich nicht verleiten ließ, eine Veränderung des Windes abzuwarten. Denn der Westwind dauerte Wochen lang fort. Sobald die Ankunft des französischen Dampfboots mit vielen Reisenden gemeldet wurde, beschloß ich, binnen einer Stunde abzureisen, ließ Dimitri, der kein Raja war, sondern unter dem Schutze der griechischen Gesandtschaft stand, einen Paß ausfertigen und eilte um die Mittagsstunde des 18. Mai nach der constantinopolitanischen Postanstalt, die sich in der Nähe der großen Moscheen befindet. Bis zum letzten Augenblicke bemühte sich Dimitri, durch gleichsam zufällig entstandene Hindernisse meine Abreise zu vereiteln. Als er sah, daß Alles umsonst war, ergab er sich in sein Schicksal.

Fünftes Capitel.

Reise durch Thracien nach Enos.

Nordküste des Marmormeers. Gesellige Vögel. Cutschuk-Tschekmedsche. Silivria. Eski-Heracli. Alte Gräber. Cultur des Landes. Rodostó. Der Tekir-dagh. Ainadgik. Málgara. Wanzen. Kriegsrüstungen. Hügelreihe von Kesán. Lage und Han dieses Orts. Umliegende Gegend. Vegetation der Hügel. Ursache der Blüthe von Kesán. Delta der Maritza. Gebirge Tschatal-tepé. Ankunft in Enos.

18. Mai. Die erste Post auf der Straße nach Adrianopel ist Silívria*), 12 t. Stunden von Constantinopel entfernt. Ich ritt eine volle Stunde, bis ich das südwestliche Thor der Hauptstadt erreichte. Eine Straße ist wie die andere, eng, übelgebahnt, schmutzig, ohne Abwechselung und hervorstechende Bauten. Nur die großen Moscheen, die nahe zusammen liegen, machen davon eine Ausnahme, und die Stadtviertel, welche den Bazar bilden, gewähren durch Menge und Verschiedenheit der ausgelegten Waaren, so wie durch das Drängen dichter Volksmassen, das Bild großstädtischen Lebens. In einem Caffeehause hatten sich mehre Griechen versammelt, von Dimitri Abschied zu neh-

---

*) Σηλύμβρια.

men. Sie kamen zu ihm, umarmten ihn auf das zärtlichste und wünschten ihm in überspannten Worten glückliche Heimkehr. Da diese Scene offenbar von wirklicher Anhänglichkeit herrührte und nicht auf Ostentation berechnet war, so erfreute mich die Achtung, in der Dimitri bei anständigen Landsleuten zu stehen schien.

Ich gelangte heute in 3 Stunden von dem Thore von Adrianopel bis nach Cutschuk-Tschekmedsche. Beim Austritt aus der Stadt war ich genöthigt, meine Papiere vorzuweisen. Hier ist die hohe, wiewohl verfallene Mauer, welche mit einem trocknen Graben die Hauptstadt einschließt, in weiter Ausdehnung bis zum Marmormeer sichtbar. Dann folgt ein Kirchhof, mit Cypressen bepflanzt. Sobald man die Gräber überschritten hat, breitet sich die berglose Ebene wellenförmig aus. Von den ersten Höhen genießt man noch einmal des Rückblicks auf das Amphitheater der Stadt und im Süden auf das Meer, das bald sich nähert, bald wieder zurücktritt. Der Character der Landschaft bleibt sich am Nordgestade des Marmormeers bis Rodostó überall gleich und ermüdet durch Einförmigkeit. Eine baumlose Fläche von geringer Erhebung. Der Weg kreuzt jeden breiten Hügelrücken und die weiten, wasserarmen Thalebenen, die dazwischen liegen. Größtentheils ist das Land längs des Meeres angebaut, jedoch mehr zu Weiden, als zum Kornbau genutzt. Waizen sah ich unter den Getraidearten am häufigsten. Die Cultur hat den Character südlicher Vegetation hier völlig verdrängt.

Eine halbe Stunde von der Stadt steht in einem Quellengrunde eine schöne Gruppe riesiger Platanen. Sie hingen so voll von Nestern der Beutelmeise *), daß man ebenso viel Nester zählen möchte, als die Aeste sich in Zweige und Reiser vertheilen. Tausende dieser Vögel zwitscherten und flatterten unter dem frisch grünen Laube umher. Neben der Quelle, die in Stein gefaßt ist, ruhten einige zwanzig Türken, im Schatten der Bäume auf Matten gelagert und ergötzten sich an dieser Frühlingsscene. Ich vermuthe, daß die erstaunliche Geselligkeit jenes

*) Parus pendulinus L.

Vogels nicht ohne Antheil pflegender Menschen stattfinde: denn ich habe späterhin ähnliche Ansammlungen aber nur in der Nähe von Städten gesehen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich indessen, daß mehre türkische Vögel einen hohen Grad von geselliger Gemeinschaft zeigen, was um so auffallender hervortritt, als die Wälder im Allgemeinen an befiederten Bewohnern arm sind. Bei der Schwierigkeit, unter den Muhamedanern Bälge von unschuldigen Thieren zu erhalten, sah ich mich außer Stande, der dortigen Fauna eine nähere Aufmerksamkeit zu widmen, und begnüge mich, einige hierher gehörige Bemerkungen in allgemeinern Ausdrücken mitzutheilen, ohne über die Arten von Vögeln, die ich im Sinn habe, etwas entscheiden zu können. So findet man in den Wäldern und Gebüschen von Thracien und Macedonien eine große Menge von Tauben *), die von den Franken Turteltauben genannt werden. Die Geier und Adler leben zwar nicht gesellig, aber sie sind so häufig, daß man überall einige in der Luft schweben sieht, wenn man von erhabenem Standpuncte eine Gegend betrachtet, sei es im Gebirge, oder in Städten. Als ich den Thurm von Galata in Constantinopel bestieg, sah ich die Geier zu Schaaren über der Stadt in der Nähe und Ferne. Fast ebenso zahlreich versammelten sie sich um die Mittagszeit in einem kleinen Thale des Küstengebirgs von Enos. Ein wirklich beinahe geselliger Vogel ist die Nachtigall von Kleinasien, die nach Einigen von unserm Sänger verschieden ist, sei es nun, daß sie den Sprossern oder den Singdrosseln beizuzählen wäre, indessen ihre Laute mir völlig mit denen der Luscinie übereinzustimmen schienen. Die Ufer des Marmormeers sind viel weniger von Seevögeln belebt, als andere Küsten, aber einige Arten erscheinen in großen Massen. Bei Catirli und auf einem Felsen zwischen den Prinzeninseln und Scutari sah ich ganze Co-

*) Die Art, welche in den dichten Cypressenwäldern der Kirchhöfe von Constantinopel wohnt, oder vielleicht einst dahin übergesiedelt, erst in der Folge heimisch wurde, ist nach Mr. Strickland Columba cambayensis Lath.

kommen von Cormoranen *), welche die Nähe des Boots nicht verscheuchte. Eine der größten Möven schwimmt und schwebt überall zwischen den Kaiks im Hafen von Constantinopel. Aber der geselligste aller Vögel des Bosporus ist eine Art Sturmvogel **), deren Lebensweise von vielen Reisenden erwähnt und von Walsh ***) treu nach der Natur geschildert wird. »Sie fliegen unaufhörlich in großen gedrängten Schaaren die Meerenge auf und nieder. Man sieht sie nicht ruhen, man sieht sie nicht Jagd machen. Sie eilen mit großer Schnelligkeit dicht über dem Wasser fort und sie schweben so still, daß man auch aus der Nähe kaum ein Geräusch hört. Sie sind fast so groß als Tauben, der Rücken schwarz und der Bauch weiß. Die Franken pflegen sie Ames damnées zu nennen, als wäre die ewige Bewegung ein Fluch, der auf ihnen laste.« In der That ist es eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß diese Sturmtaucher, obschon wie es scheint im ganzen Süden und Südosten unseres Erdtheils nur auf die Meerenge von Constantinopel eingeschränkt, diese niemals verlassen, so sehr auch flüchtige Bewegung ihnen angemessen und erleichtert ist. Sobald sie, den Bosporus übersliegend, den Pontus oder Propontis erreichen, wenden sie plötzlich um und verleben in solchem Kreislauf ihren Tag. Dieser Beschränkung auf einen engen Schauplatz wird vermuthlich auch das besondere Vorkommen eines Fisches, einer Medusa oder eines andern Meererzeugnisses, das ihnen zur Nahrung dient und nur im Bosporus sich findet, entsprechen.

Kutschuk-Tschekmedsche, d. h. die kleine Schublade, ist ein großes türkisches Dorf, dessen Lage bei einem Marsche gegen Constantinopel von militärischer Wichtigkeit sein dürfte. Ein Landsee steht mit dem Meere durch einen breiten Canal in Verbindung, über den eine hölzerne Brücke führt. Der Ort liegt

*) Halieus carbo Ill. — Larus sp. in Gesellschaft mit Podiceps cristatus Lath.

**) Puffinus anglorum Ray. Von Olivier wurde diese Gattung schon benannt.

***) Journey from Const. to Engl. p. 107.

an der Ostseite. Die Ufer des Sees sind sumpfig, dazwischen Wiesen und Sandflecken. Die Wiesen bestehen aus kleinen Leguminosen und Gräsern. Aus ihnen erhebt sich überall eine mannshohe Doldenpflanze *) mit gelben Blüthen. Dieselbe wächst auch gesellig auf den Höhen gegen Constantinopel und ertheilt einigen unbebauten Hügeln ein fremdartiges Ansehen, da statt des gewöhnlichen Gesträuchs dort nur jenes mächtige Kraut vorkommt. Die sandigen Stellen am See tragen dichte Simsenbüsche **).

Als ich im obern Stockwerk eines Caffeehauses, das mich beherbergen sollte, zu schreiben begann, bemerkte ich große Tausendfüße und wurde so sehr von Wanzen gepeinigt, daß ich auf Nachtruhe verzichten zu müssen glaubte. Dimitri rieth mir, im Freien zu schlafen. Dem Hause gegenüber breitete eine große Platane die Zweige über einer steinernen Ruhebank aus. Daneben sprudelte ein Brunnen. Die Luft war so lau, daß das Thermometer nach Sonnenuntergang noch 20° R. zeigte. Der Himmel war hell vom ersten Viertel des Mondes und von den glänzendsten Sternbildern. In meinen Mantel gehüllt, legte ich mich nieder, die Waffen unter dem Haupte. Ich schlief ungestört und erwachte um vier Uhr Morgens: denn im Freien erweckt die nahende Sonne den Menschen, wie die Thiere.

19. Mai. Die Gebirgsart auf der Strecke von Constantinopel bis Rodostó ist gleichartig, wie die Gestalt der Oberfläche. Es ist ein grauer, lockerer, massiger Sandstein ***), der jedoch

*) Ferula communis L.

**) Juncus acutus L.

***) Dieser Sandstein bildet demnach eins der ausgedehntesten Glieder der tertiären Formation, worüber Mr. Strickland der Londoner geologischen Gesellschaft 1836 Mittheilungen vorlegte. Es blieb ihm unbekannt, wie weit diese tertiären Massen, die am Nordgestade des Marmormeers zwischen den Thonschiefern des sogenannten kleinen Balkans und den angeschwemmten Lagern der Küste eingeschoben sind, sich westwärts ausdehnen. Aus meinen Beobachtungen geht hervor, daß sie sich gleichförmig bis an den Tekir-dagh bei Rodostó erstrecken. Dies Gebirge wird indessen von Boué gleichfalls für tertiär erklärt, und in diesem Falle würde der größte Theil des Landes ostwärts

nur selten aufsteht und leicht in einen milden Lehmboden zerfällt. Nur an einigen Orten wird der Boden sandiger und unfruchtbarer, besonders am angeschwemmten, gesteinlosen Meeresufer.

Um 4h 45′ brach ich auf und erreichte um 7h 10′ Bujuk-Tschekmedsche, ein Spiegelbild der kleinern Namensschwester. Zu uns gesellte sich unterwegs ein ungestümer und roher Postillon, der sich belustigte, unsere Pferde zu schrecken und sein eignes zu peinigen. Er forderte uns auf, zu galopiren. Denn wenn man 6 Stunden zurückzulegen habe, bemerkte er, sei es bequemer, damit in halber Zeit fertig zu werden, um dafür die übrigen Stunden im Caffeehause liegen zu können, anstatt beständig auf dem Pferde zu bleiben. Er führte diesen Grundsatz auch bald aus und legte sich, ungeduldig über unsere langsame Bewegung, am Wege schlafen. Ich kam um 10h nach Pivatis *), einem griechischen Dorfe hart am Meere. Von hier geht der Reitweg eine Strecke weit auf den Dünen fort, die von einer noch nicht blühenden Centauree bedeckt waren. Dicht vor Silivria, das ich um 12h 45′ erreichte, breiten sich Hügel an der Hafenbucht aus, auf denen Wein gebaut wird. Von hier überblickt man das Städtchen, den Küstenstrich bis zu dem breiten Vorsprung, auf dessen äußerster Spitze die Trümmer von Perinth oder Heraclea liegen, und über das Meer hinaus die breite Berginsel Marmora und daneben das Vorgebirge von Capu-dagh.

Ich hatte von Mr. Boisson in Galacz einen Empfehlungsbrief an den Hodgia-Baschi oder Primaten der Griechen erhalten. Er berichtete, Silivria habe früher 1000 Häuser gezählt, jetzt ständen deren nur noch 700. Diesem entspricht die Schätzung der Einwohner auf 3500 Seelen: größtentheils Griechen, die sich durch Küstenhandel ernähren. Ueber der Stadt liegt die Ruine

---

von der Maritza und südlich von der Heerstraße zwischen Adrianopel und Constantinopel bis an die Dardanellen und das Marmormeer einem weitläuftigen tertiären Bassin angehören, welches horizontal an jenes Uebergangsgebirge angelagert ist, wodurch der Uebergang von Europa nach Asien vermittelt wird.

*) Πειβάτης.

eines weitläuftigen Castells, dessen Gemäuer durch eingeschobene Ziegel sich vor älteren Ueberresten auszeichnet. Dhemetrios, so hieß der Primat, erwies sich höflich und wohlwollend und bot mir sein Haus an, so lange ich bleiben wolle. Da ich mich mit Eile entschuldigte, empfahl er mich weiter an einen seiner Freunde, einen griechischen Kaufmann in Rodostó.

Bei der Abreise wurde ich von dem Postmeister um ein Goldstück betrogen. Ich hatte öfter gesehen, daß die Türken bei Zahlungen jedes Stück Geld einzeln hinwerfen und jedesmal eine Pause machen, bis der Empfänger sich von der Güte der Münze durch genaue Besichtigung überzeugt hat. Da ich mein türkisches Geld von einem fränkischen Banquier in Constantinopel bezogen hatte, war ich überzeugt, keine falsche Stücke zu besitzen und glaubte daher jene Vorsicht unterlassen zu dürfen. Als ich nun dem Postmeister die Pferde bezahlt hatte, ging dieser mit dem Gelde in seine Wohnung, kehrte jedoch nach einigen Minuten zurück, indem er eins der Goldstücke für falsch erklärte. Er wies dasselbe vor und ich erkannte sogleich, daß ich eine solche Münze niemals besessen habe. Der Wortwechsel, der sich jetzt entspann, war bald zu Ende, da der Türke unter heiligen Betheuerungen versicherte, das Stück von mir erhalten zu haben. Zwei andere Türken, die in der Nähe sich befanden, erboten sich, wenn ich die Sache vor den Cadi bringen wolle, die Angabe des Postmeisters als Zeugen zu erhärten.

Abends ritt ich längs des Meers bis Eski-Heracli, einem türkischen Dorfe, das ich in 3 Stunden*) erreichte. Der Punct, wo die beiden Reitwege nach Adrianopel und nach Salonichi sich trennen, zwei der Hauptstraßen des Reichs, ist durch kein Zeichen kenntlich gemacht. Nicht selten scheint es, als ritte man auf ganz ungebahnten Weideflächen einher. Bei Eski-Heracli ist das Land etwas hügelig und dieser Ort beherrscht eine beträchtliche Küstenlinie. Ueber dem flachen Gebirge von Heraclea scheint aus äußerster Ferne das Vorgebirge Combos südlich von

---

*) Die ganze Post von Silivria bis Rodostó wird zu 12 t. Stunden berechnet.

Rodostó herüber. Links davon verschwimmen Marmora und Ca-pu-dagh zu einer einzigen Gebirgsmauer. Ich schlief im Freien, wie gestern, aber nicht unter Platanen, sondern auf der Gallerie des Caffeehauses.

20. Mai. In der Nacht fiel das Thermometer, das seit längerer Zeit bei Tage über 20° gestanden hatte, bis auf 16° R. und die Folge davon war reichliche Bildung von Morgennebeln, welche das Cap Combos und die Küste von Asien alsbald verdeckten. Es fiel mir auf, daß diese Wärmeabnahme, die während des Tags nicht wieder ausgeglichen wurde, einem heftigen Gewittersturm um 18 Stunden vorausging. Denn um Sonnenuntergang zeigte in Rodostó das Thermometer nur noch 15° R. und bald darauf begannen Blitz und Regenschauer.

Um 4h 45′ verließ ich Eski-Heracli und erreichte Turkmanli um 7h 45′. Der Weg führt über einen einzigen weitgestreckten, jedoch niedrigen Hügel, von dem man stets zur Seite die Spitze von Heraclea erblickt. Dieser Hügel ist besonders durch seine alten Gräber merkwürdig, welche Herr v. Prokesch *) bereits erwähnt. Ich zählte deren vom Wege aus im Ganzen 16. Sie finden sich stets auf den höchsten Puncten der wellenförmig gebildeten Hügelfläche. Sie sind von kegelförmiger Gestalt, ihre Höhe schätze ich im Durchschnitt auf 30—40′, ihren Neigungswinkel auf 25°. Alle Umstände sprechen dagegen, daß sie ursprüngliche Bildungen der Natur wären, aber wenn man sie mit den Hünengräbern des Nordens vergleichen wollte, so müßte man nicht vergessen, ihre Größe, ihre regelmäßige Gestalt und ihre steinlose Erdbedeckung in's Auge zu fassen. Dieser Ort am Gestade des Marmormeers und ein anderer, der unten bezeichnet werden wird, sind die einzigen, wo ich dergleichen Grabhügel gesehen, allein es ist durch den erwähnten Schriftsteller festgestellt, daß die Form der bekannten Gräber von Troja mit denen von Heraclea völlig übereinstimmt.

Der ganze Weg bis Rodostó ist höchst einförmig. Man trifft bei Weitem mehr Weidegrund, als Kornfelder. Aber auf

*) Denkwürdigkeiten I. p. 363.

jenen der Viehzucht ausschließlich gewidmeten Triften sieht man im Verhältniß zu ihrer Größe nur wenige Heerden, Schafe, Kühe, Büffel und Pferde. Diese ausgedehnten Weiden enthalten eine Vegetation, welche, dem warmen Clima und trocknen Erdreich angemessen, ebenso wenig an Ueppigkeit, als an Futterreichthum ausgezeichnet genannt werden kann. Nirgends zeigt sich eine dichte Grasnarbe, indem nur 3 oder 4 gesellige Gramineen *) vorkommen. Der übrige Raum wird durch Malven, Chamillen und besonders durch eine Art von wildem Senf **) ausgefüllt. Wo der Boden sandiger wird, zumal auf den höhern Erhebungen, die aber wohl nirgend eine Höhe von 300′ überschreiten, gedeihen die Gräser nicht mehr, und ärmliches, niedriges Gestrüpp bedeckt das unfruchtbare Erdreich. Für diese Formation ist ein Tragant-Astragalus characteristisch. Indessen kommt auch zwerghaftes Eichengebüsch vor. In den Niederungen, welche von wasserarmen Bächen durchflossen werden, giebt es auch eigentliche Wiesen von geringer Ausdehnung. So weit man von dominirenden Höhen nach Norden blicken kann, überall bleibt die Landschaft sich gleich. Wenn nicht in den Dörfern Platanen angepflanzt oder geschützt wären, würde man 24 Stunden weit von Constantinopel bis Rodostó kaum einen Baum erblicken. Hier wird jeder Freund der Natur eine spärliche Erndte halten. Auch die Bevölkerung dieses Küstenstriches scheint gering zu sein. Die Dörfer an der Straße, theils türkische, theils griechische, liegen weit von einander und sind klein. Zuweilen sieht man seitwärts Meiereien oder Ortschaften. Mehre der auf der Cotta'schen Charte verzeichneten Dörfer an der Straße habe ich indessen nicht gesehen, insbesondre zwischen Turkmanli und Rodostó.

Der Waizen, der hier gebaut wird, versprach eine geringe Erndte, die Halme standen einzeln und waren noch weit von der

---

*) Namentlich Lolium perenne L. und ein Bromus aus der Gruppe von Br. madritensis L.

**) Malva sylvestris L. Anthemis austriaca Jacq.? Sinapis taurica Fisch.

Küste entfernt. Offenbar wird die Cultur in hohem Grade vernachlässigt. Man gebraucht einen Pflug von einfacher Construction und spannt 12—14 Büffel davor.

Die Straße ist wenig belebt, und erscheint, wenn man ihre Wichtigkeit für das Reich bedenkt, unbegreiflich öde. Die Leute, die uns begegneten, gingen oder ritten in großer Gesellschaft, nicht etwa der Sicherheit wegen: denn diese ist vollkommen. Wir trafen eine Gesellschaft von Bulgaren, die in diese entvölkerte Gegend kommen, um als Feldarbeiter zu dienen. An einigen Orten wurde das Land jedoch auch von eingebornen Griechen bebaut und die Heerden von ihnen gehütet. Eine große Schaar von Albanesen kam uns zu Fuß und unbewaffnet entgegen. Sie waren kaum bekleidet, gingen nach Constantinopel, um dort während des Sommers als Taglöhner Arbeit zu suchen, und wollten im Herbste mit dem Erworbenen in die Heimath zurückkehren. Es waren junge Burschen, die große Tagemärsche aushalten konnten. Man sagte mir, daß aus den übervölkerten Districten Albaniens sich Tausende alljährlich einer solchen Lebensart hingäben. Außer diesen Fußwanderern sprengten einige Tataren und Reisende von Stande mit angemessener Begleitung an uns vorüber. Sogar eine türkische Kutsche mit verhüllten Frauen wagte den zweifelhaften Versuch, von Rodostó nach Silivria zu fahren, doch gerade als ich ihnen begegnete, wurden sie durch eine sumpfige Wiese am Fortkommen gehindert und sahen sich genöthigt abzusteigen, während ihre männlichen Begleiter sich bemühten, den Pferden hülfreiche Hand zu leisten.

Um 1[h] traf ich in Rodostó ein, einer Stadt, deren Bevölkerung man früher auf 30000 Seelen schätzte, die aber gegenwärtig nur 2000 Häuser zählt, woraus man auf 10000 Einwohner schließen kann. Sie liegt an einer malerischen Bucht, die im Süden durch das mächtige Vorgebirge Combos geschlossen wird. Dieses ragt breit in's Land hinein und geht dort in ein hügeliges Plateau über. In schroffer Gebirgsform ist das Cap der gegenüberliegenden Insel Marmora ähnlich, und man könnte durch die Chartenzeichnung leicht versucht werden, hierin Verbindungsglieder zwischen der Rhodope und asiatischen Bergsyste-

men erkennen zu wollen. Allein wir werden sehen, daß die Rhodope nicht über die Maritza hinausreicht. Die Höhe des Combos wird kaum 2000′ betragen, und der Waldungen scheint die Nordseite zu entbehren.

Da der Grieche, an welchen Dhemetrios mich addressirt hatte, sich verleugnen ließ, so bezog ich sogleich einen Han, worin sich ein reinliches Privatzimmer vorfand. Ein österreichischer Kaufmann hatte zehn Jahre darin gewohnt, und daher rührten einige unerwartete Bequemlichkeiten.

Die Stadt, von Griechen bewohnt, ist lebhaft, mit einem großen Bazar versehen, jedoch fast noch schlechter, als andere Städte, gebaut. Sie gilt für den östlichen Stapelplatz der in der Ebene von Adrianopel gewonnenen Producte, indem Enos deren westlicher Ausfuhrhafen genannt werden kann. Zahlreiche, schwer beladene Wagen oder Karren, eine ungewöhnliche Erscheinung in diesem Lande, standen in der Hauptstraße. Sie hatten von Adrianopel Reis hergeführt, der von hier für den Bedarf von Constantinopel eingeschifft werden sollte. Die Straße von Adrianopel nach Rodostó muß demzufolge in einem bessern Zustande sich befinden, als alle diejenigen, welche ich in Rumelien betreten habe. Selbst in Constantinopel ist es ungewöhnlich, daß man die Waaren oder Lasten auf Karren befördert. Bedarf Jemand Bauholz, so werden je zwei Balken, oben kreuzweis durch einen Strick vereinigt, auf dem Rücken von Pferden herbeigeschafft. Man begegnet in den Hauptstraßen beständig Zügen solcher Thiere, welche die schwere Last mühsam zu beiden Seiten neben sich herschleifen. Sogar Steine werden auf ähnliche Art im Gleichgewichte aufgeladen.

Die Umgebungen von Rodostó sind sehr sorgfältig angebaut. Sie beschreiben den Grund einer Thalschlucht, die vom Combos und dem daranstoßenden Hügelsysteme begrenzt wird. Die Seitengehänge sind mit Wein bepflanzt, in der Tiefe baut man Waizen und Gemüse. Während einer Wanderung in der Richtung des Cap's zog sich das Gewitter schwer zusammen, die Wogen prallten heftig an das Gestade und überschütteten den Fuß

pfad, auf dem ich zurückeilte. Hier wuchsen mehre dem italienischen Clima eigenthümliche Kräuter *).

21. Mai. Da der Regen die ganze Nacht strömte und spät am Morgen aufhörte, so brach ich erst um 9h nach Málgara **) auf, der nächsten Station, die 12 t. Stunden von Rodostó entfernt ist. Der Boden besteht überall aus einem schweren, rothen Thon, so wie wir wissen, daß ein solches Erdreich auch in dem großen Becken von Thessalien beständig anzutreffen ist. Natürlich waren die Wege sehr tief und die Pferde litten gewaltig, aber das Gewitter hatte zum Ersatz die Vegetation in das frischeste Grün gekleidet, so daß ich zufrieden war, mich langsam zu bewegen und die einzelnen Scenen vollends auffassen zu können.

Diese Gegend zeigt im Kleinen sehr deutlich die Gebirgsformen, welche man unter Ketten und Plateau zu begreifen pflegt. Zuerst muß bemerkt werden, daß die Erhebungen, welche östlich vom untern Lauf der Maritza und südlich von deren Nebenfluß Erkene liegen, keineswegs zu einem der großen Gebirgssysteme von Rumelien gehören. Der Despoto-dagh oder die Rhodope***) bildet eine hohe Küstenkette am Nordgestade des aegaeischen Meers, die von Orphano bis über Makri hinaus an die westliche Mündung der Maritza reicht. Hier hört sie fast ohne Vorberge auf. Auf der andern Seite vom Delta der Maritza beginnt eine weite Ebene, die bei ihrem Ursprung am Meere ungefähr 12 Stunden breit sich bis Kasán (Ruskói) ausdehnt und ihre Haupterstreckung nach Nordosten hat, wo sie in das Erkene-Thal übergeht. Das andere Gebirgssystem des östlichen Rumelien, der Aemus †) oder Balkan, bildet durch seine südöstliche Fortsetzung jenen schmalen Landrücken, der in den vulcanischen Klippen am Bosporus endigt. Wir haben gesehen, wie er nach Süden in welligem Flach-

*) Z. B. Anchusa italica Retz. Ranunculus muricatus L. Cynoglossum cheirifolium L. etc.

**) Migalgara der Charten, nicht mit einem Orte zu verwechseln, der auf der Straße von Rodostó nach Adrianopel liegen soll.

***) ἡ Ῥοδόπη bei Strabo ed. Siebenk. 2. p. 410.

†) ὁ Αἶμος, nach anderer Lesart τὸ Αἷμον. Strab. ib. p. 400.

rande gegen das Marmormeer abfällt. Allerdings ist dasselbe von den Bergen bei Rodostó nicht durch eine wagerechte Ebene getrennt. Aber die Bäche, welche östlich von Rodostó in's Meer fließen, sind nur durch einen unbemerklichen Höhenzug von den Zuflüssen des Erkene getrennt. Dieser Höhenzug kann nicht als Gebirgsverbindung zwischen Combos und Balkan gelten, weil sich bei Rodostó Richtung der Berge und Gestalt der Oberfläche plötzlich verändern.

Vom Vorgebirge Combos zieht sich eine einfache Bergkette in westsüdwestlicher Richtung nach dem Meerbusen von Saros, an dessen nördlichem Ufer sie allmälig niedriger wird und mit mehren Caps endet. Dies sind die heiligen Berge des Demosthenes. Sie sind an Höhe, Form und Richtung den Ketten von Bithynien am Meerbusen von Modánia ähnlich und, indem die Insel Marmora dieselbe Uebereinstimmung zeigt, so könnte man wohl die Idee vertheidigen, daß nicht die Dardanellen, sondern die Maritza-Ebene die Gebirgssysteme von Europa und Asien abscheide.

Auf welche Art die heiligen Berge nach Süden abfallen, weiß ich nicht. Aber nach Norden lehnen sie sich an ein Plateau *), das ungefähr ihre halbe Höhe erreicht. Diese Eigenschaft der Plateaus, an der Seite von Kettengebirge begrenzt zu werden, wollte ich vorhin andeuten, indem ich bemerkte, daß sich hier im Kleinen anschaulich ausspricht, was an andern Orten in so großen Verhältnissen auftritt, daß diese nicht leicht durch einfache Anschauung überblickt werden können. Das Plateau selbst erstreckt sich von der ersten Höhe über Rodostó bis Bulgarköi 15 t. Stunden in die Länge. Wie weit es nach Norden reiche, habe ich nicht ermittelt; jedoch darf die Breite bei Ainadgik wohl zu 6—8 Stunden angenommen werden, da, so weit

*) Dies bildet in Verbindung mit den heiligen Bergen den Tekir-dagh neuerer Charten. Boué giebt die Höhe desselben zu 8—900' an, was mit meiner Schätzung der Plateauhöhe übereinstimmt, aber nicht auf die heiligen Berge bezogen werden darf.

man in jener Richtung blicken kann, keine Veränderung in der Gestalt des Landes vorgeht.

Dieses Plateau hat es mit andern Hochflächen gemein, daß die Oberfläche große Wölbungen und Mulden darstellt, ohne daß irgend ein bestimmtes Gesetz in der Richtung und Form der Thäler wahrgenommen werden könnte. Da es schwer hält, solche Verhältnisse durch Worte anschaulich zu machen, so bemerke ich, daß diese Gegend mich lebhaft an den nördlichen Theil des Erzgebirges erinnerte, und man wird sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Wege machen, den ich heute zurücklegte, wenn man das Ansteigen von Rodostó nach Ainadgik mit der Straße von Tharand nach Freiberg vergleicht, und sich Málgara ähnlich gelegen denkt, wie das Städtchen Marienberg. Die erste Höhe über Rodostó, zu welcher man durch die reich bebaute Thalschlucht emporsteigt, ist ungefähr 800′ hoch, jede folgende immer etwas höher als die vorhergehende, aber die spätern Niveauunterschiede sind sehr unbedeutend. Man wird sich daher nicht sehr von der Wahrheit entfernen, wenn man die mittlere Höhe dieses Plateaus zu 800′—1000′ anschlägt.

Erst auf dem letzten Drittel des heutigen Wegs bemerkte ich in der Richtung der einzelnen Hügelrücken und Thäler eine größere Regelmäßigkeit. Die Bäche, welche dort die Straße schneiden, fließen nach Norden und gehören daher zum Flußgebiete des Erkene. Dies ist wichtig zu bemerken, da sich die hydrographische Zeichnung der Charten mit meiner Darstellung dieser Gegend nicht wohl verträgt. Nach diesen sollen nämlich die Bäche auf dem Wege von Ainadgik nach Málgara gegen Süden strömen und mit dem Melas vereinigt sich in den Meerbusen von Saros ergießen. Wenn dies der Fall wäre, so müßten sie die Kette der heiligen Berge durchbrechen, die jedoch einen zusammenhängenden Kamm bildet, der sich nach Westen allmälig senkt. Dieser Kamm, dessen Richtung durch eine Linie von Ibridsi nach Combos bezeichnet werden kann, ist die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Meerbusens von Saros und des Marmormeers einerseits und zwischen dem Systeme des Erkene und der untern Maritza.

Auch dieser Theil von Thracien ist durchaus angebaut, oder doch zum Nutzen des Menschen verwandt. Da wir nun bereits 36 Stunden weit in Rumelien eingedrungen waren und überall die Arbeit des Pfluges oder doch die Spuren des Hirtenlebens wahrgenommen hatten, so konnte Dimitri, der ganz Kleinasien und Syrien kannte, aber das Innere des nördlichen Rumelien nie besucht hatte, nicht unterlassen, hierüber seine Verwunderung zu erkennen zu geben. Aus seinen Aeußerungen ging hervor, daß ihm die bebauten Strecken in der asiatischen Türkei nur wie Oasen in einem weiten Lande erschienen, welches man der Natur größtentheils überlassen hat. Deshalb sprach er von dem blühenden Zustande Rumeliens, von dem wohlhabenden Aussehen der Dörfer, von der guten und reichlichen Nahrung, die der Reisende in den Han's fände, während ich selbst die Cultur des Bodens in ihrer Kindheit, Hütten, die weder Schutz noch Bequemlichkeiten gewährten, und die ärmlichsten Nahrungsmittel zu finden vermeinte.

Das Weideland ist auch hier viel ausgedehnter, als die zum Kornbau bestimmten Felder. Auf den letztern wird eine einfache zweijährige Wechselwirthschaft getrieben, indem man das erste Jahr Waizen erndtet und das Land während des andern Jahrs nicht bestellt, sondern nur als Weide benutzt. Aber der größte Theil des Bodens empfängt niemals eine Saat und dient nur zur Viehzucht. Eine solche Einförmigkeit wird nicht selten durch kleine Holzungen und Gebüsche gehoben, in denen die Nachtigall schlug, zum ersten Male, seit ich von Asien schied, mir die Wanderung verkürzend.

Bis Ainadgik zieht sich von der Höhe über Robosto aus eine breite Mulde in südwestlicher Richtung zwischen der Kette der heiligen Berge und den Hügeln fort, über deren Kamm die Straße hinläuft. Einige Seitenschluchten, die vom Wege in den Grund jener Mulde hinabführen, sind von reichlichem Gebüsch begrünt, aus dem die Pfirsichblüthen der Cercis hervorschimmerten. Die Waldungen treten erst später auf. Sie sind dadurch merkwürdig, daß trotz der geringen Meereshöhe nur wenige Holzgewächse des südlichen Europa in ihnen vorkommen.

Diese Holzungen bestehen größtentheils aus dichtem Unterholz von der Höhe eines Mannes. Es enthält verschiedenartige Formen: vornehmlich Eichen, Ahorn, Corneelkirschen und Weißdorn; sodann als Erzeugnisse des Südens die Hopfenbuche und den Christdorn, auch zuweilen Jasmin und Ornus-Eschen. Dieses Gesträuch wird durch unzählige Lianen verschlungen, vor Allem durch den Weinstock, der hier in seinem Vaterlande überall freiwillig die üppigen Blätter über das Gesträuch ausbreitet, an den Bäumen hinaufrankt und mit den jüngsten Sprossen wieder von oben herabhängt. Ferner gehört zu den Schlinggewächsen dieses Orts Smilax, deren Laub jetzt glänzend und frisch ist und so bunt in seinen Gestalten spielt, daß jedes Blatt eine besondere Bildungsart darlegt und keins dem andern völlig gleicht; endlich auch Tamus, eine Liane, deren Blätter so zart und fast durchsichtig sich in tiefem Schatten verbergen. Aus diesen üppigen Sträuchern und Schlingpflanzen erheben sich vom feuchten Grunde einzelne Bäume von niedrigem Wuchs, selten über 20'—30' hoch, am häufigsten Pappeln, Hainbuchen, Haselnußbäume und jene Apfelweide *), die ich in Bithynien antraf und die nun schon ausgeblüht wie ein silberfarbner Oelbaum aus dem gesättigten Saftgrün des Waldes hervortrat.

Betrachtet man ein solches Gehölz, in welchem die characteristischen Formen der Küstenflora des Mittelmeers, die Myrte, der Lorbeer und die Haide, so völlig ausgeschlossen bleiben, so bemüht man sich vergebens, irgend eine physiognomische Eigenthümlichkeit von allgemeinerm Werthe herauszuheben, wodurch diese Landschaften von denen in Mitteldeutschland natürlich unterschieden werden könnten. Weder der Reichthum an Arten ist größer, noch das Wachsthum üppiger, noch die Formen des Lau-

*) Quercus pedunculata Ehrh. Acer campestre L. Cornus mascula L. Mespilus oxyacantha P. — Ostrya carpinifolia Pers. Paliurus aculeatus Lam. — Jasminum fruticans L. Fraxinus Ornus L. — Vitis vinifera L. Smilax aspera L. Tamus communis L. — Populus nigra L. Carpinus orientalis Lam. Corylus Colurna L. Pyrus salicifolia L.

des, von welchem am meisten der Waldcharacter abhängt, sind abweichend. Vielleicht könnte man behaupten, daß die Vegetation der Lianen hier eine größere Bedeutung erhält. Indessen, wenn man nicht nach feinern Merkmalen suchen wollte, die auf dem Bilde des Landschaftmalers verschwinden, so würde eine Skizze, die den Baumschlag von Thracien darstellte, nur wenig Eigenthümliches enthalten. Sähe man nicht hier und da eine fremdartige Pflanze *), oder einen Geier, einen Büffel, eine orientalische Tracht, oder ein Minaret in der Ferne, man könnte sich in die Heimath versetzt glauben.

Die eben beschriebenen Waldungen sind über das ganze Plateau von Ainadgik zerstreut und nirgends von großer Ausdehnung. Auch sind sie örtlich nicht scharf begrenzt, sondern gehen allmählig in die Weidefläche über. Die Baumstämme hören auf und das Gesträuch wird nach und nach lockerer, oder steht nur in einzelnen Haufen beisammen. Wo dieser Uebergang eintritt, wie bei dem Han auf halbem Wege von Ainadgik nach Malgara, verändert sich die niedere Vegetation, indem unter dem Eichengebüsch auch Wachholder nebst einem geselligen Astragalus **) erscheinen und zahlreiche Kräuter sich einfinden. Am Boden herrscht die brennend gelbe Farbe von unzähligen Blüthen einer Flachsart, darunter eine röthliche Schattirung, die von Polygalen und Thymus ***) herrührt. Je weitläuftiger aber das Gesträuch steht, desto besser gedeiht das Gras selbst. In den großen Weidegründen zeigt sich besonders eine jährige Graminee †) vorherrschend, die mit kleinen Kräutern untermischt eine ziemlich

*) Z. B. Pisum elatum MB. und Orobus hirsutus L. Diese beiden Leguminosen wachsen an schattigen Orten von Bithynien und Thracien und sind für diese Gegenden besonders characteristisch.

**) Juniperus Oxycedrus L. — Astragalus pseudotragacantha d'Urv.

***) Linum flavum L. Polygala major J. Thymus bracteosus Vis.

†) Alopecurus utriculatus Pers. — Unter den Kräutern bemerkte ich eine Fedia, eine Medicago und Orchis variegata Jacq.

dichte Pflanzendecke bildet. Büsche von Zwerghollunder *) ertheilen solchen Flächen einen einförmigen Wechsel.

Im Allgemeinen kann bemerkt werden, daß die Weide dieses Plateaus dem Vieh noch weniger Nahrung darbietet, als die Gegenden am Marmormeer. Ebenso geringfügig ist die Ausbeute des Botanikers. Diese Armuth an vegetabilischen Producten ist vielmehr auf die Lage des Plateaus, als auf den Boden zu beziehen. Von südlichen Luftströmungen durch die heiligen Berge abgeschnitten, in einer Höhe über dem Meere, die im südöstlichen Europa schon beträchtlich auf das Pflanzenleben einwirkt, kann sich nicht jene Mannigfaltigkeit der Formen entfalten, die an den Küsten sich auch auf Familien **) von krautartigen Gewächsen erstreckt. Auf der andern Seite wird die Pflanzenwelt hier durch reichliche Bewässerung und eine mächtige Humusdecke begünstigt. Gestein steht nur an wenigen Puncten zu Tage. Es ist ein Sandstein, nach Boué tertiärer Bildung, und zeichnet sich von dem sandigen Gestein, welches von Kutschuk-Tschekmedsche bis Rodostó reicht, durch größern Thongehalt vortheilhaft aus.

Ich gelangte, ohne ein Dorf zu berühren, um 1h nach Ainedgik, einem türkischen Städtchen, das gegen 2000 Einwohner zählt. Die Häuserzahl wurde auf 400 geschätzt. Unsere Pferde bewiesen trotz der Anstrengung große Ausdauer und Geschick. Das meinige stürzte zu wiederholten Malen, verhielt sich alsdann ganz ruhig, bis ich abgestiegen war, und war nicht zu bewegen, sich wieder in die Höhe zu schwingen, so lange ich im Sattel blieb. Hierzu sollen die Pferde abgerichtet werden, um bei einem vergeblichen Versuche aufzuspringen weder sich selbst, noch den Reiter zu beschädigen. An schlüpfrigen oder steilen Abhängen pflegen sie die Hinterschenkel zu krümmen und mit diesen herabzugleiten, während sie nur mit den Vorderbeinen auftreten. Uebrigens sind sie auf dem schwierigsten Terrain am sichersten, und man kann unbesorgt auf schmalem Pfade an einem Précipice vor-

*) Sambucus Ebulus L.

**) Z. B. Leguminosen, Caryophylleen und Cruciferen.

beireiten. Meine Pferde stürzten nur, wenn ich nicht aufmerkte, oder auf ebenem Boden.

Mein Gepäck wurde auf diesem Wege sehr übel behandelt. Es wird in hanfenen Säcken zu beiden Seiten des Pferdes im Gleichgewichte aufgehängt. Das Lastthier stürzte seitwärts einen Abhang hinunter, indem es sich ein Mal völlig um sich selbst drehte. Mehre Flaschen zerbrachen. Das Thier lag betäubt am Boden; indessen, da es sich nicht verletzt hatte, gelang es, nach kurzem Aufenthalte die Reise fortzusetzen. Ich erwähne einen solchen Umstand, der in Ermangelung anderer Transportmittel von dem Reisenden in Rumelien nicht leicht vermieden werden kann, um zu zeigen, wie bedenklich es sei, dort mit zerbrechlichen Apparaten und Instrumenten zu reisen.

Auf dem Wege von Ainadgik nach Málgara liegt kein Dorf, sondern nur ein einsamer Han, den ich um 5h Nachmittags erreichte. Wiewohl die Luft bis dahin frisch und kühl gewesen war, so zog sich doch wieder ein Gewitter zusammen, und es fing schon an zu regnen, als ich im Han Caffee trank. Mein Diener wünschte zu bleiben. Da jedoch die Gegend kein Interesse für mich hatte, so beschloß ich, trotz des Wetters bis Málgara zu reiten. Die einzelnen Regengüsse folgten sich in Pausen, und so geschah es, daß wir mehre Male bis auf die Haut durchnäßt wurden. Erst als die Sonne unterging, klärte sich der Himmel auf. Das Thermometer zeigte 12° R. Ein scharfer Wind blies uns vom aegaeischen Meere entgegen. Wir legten die letzten 4 Stunden in drittehalb zurück und kamen dennoch halb erstarrt um 8h in Málgara an.

In der Nähe des Han führt die Straße noch einmal an einem merkwürdigen Grabkegel vorüber, dem einzigen, den ich außer der Nachbarschaft von Heraclea in Thracien gesehen habe. Er ist noch größer, als die früher erwähnten, und wahrscheinlich gegen 50′ hoch. Weithin sichtbar, ragt er aus dem breiten Plateaurücken so eigenthümlich hervor, daß ich aus der Ferne einen Durchbruch von vulcanischem Gestein zu erblicken vermeinte. Keine Spur einer besondern Sage über diese Denkmäler der Vorzeit konnte ich bei den Eingebornen entdecken. Viele kannten sie

nicht, die Meisten hielten sie für Hügel, ohne an eine Bedeutung derselben zu denken, Einige sagten, es sind Gräber von Riesen, die hier vor Zeiten sollen gehaust haben. Doch mochte diese Aeußerung vielleicht nur davon herrühren, daß Dimitri in seine Fragen wohl seine eigne Meinung einmischte.

Málgara ist eine Stadt von mehr als 1000 Häusern *) und liegt kühn auf einem Hügel mit fünf Minarets und einer hoch gewölbten Moschee. Zwar gehört jedes Minaret zu einer Moschee, aber die übrigen ragen nicht aus der Häusermasse hervor. Da es schon so spät geworden war, bezog ich gleich den ersten Han in der Stadt, so wenig einladend auch die engen Räume desselben waren. Es wurde glücklich ein tragbarer Ofen aufgefunden, ein sogenanntes Mangál **), über dem die Kleider und Sammlungen getrocknet werden konnten. Als ich mich niederlegte, war die Menge der Wanzen in dem Han so groß, daß ich auf eine schlaflose Nacht gefaßt sein mußte. Ich erinnere mich, wenn ich die Bivouacs abrechne, freilich nur weniger Nächte in der Türkei, in denen ich von dieser Plage ganz frei geblieben wäre: allein an die Angriffe einzelner Thiere gewöhnt man sich im Schlafe, ohne zu erwachen. Werden aber größere Strecken der Haut in entzündliche Reizung versetzt, so ist es selbst bei großer Ermüdung unmöglich, Ruhe zu finden. Bei dieser Gelegenheit will ich anführen, wie ich mich in der Folge zu schützen suchte. Es kann gar nicht die Rede davon sein, die Thiere ganz abzuwehren: denn das ist unmöglich. Zuerst suchte ich mir immer einige Gewißheit zu verschaffen, ob die Wanzen in großen Massen gegenwärtig waren. Man kann dies gewöhnlich schon erfahren, wenn man sich einige Minuten auf dem Divan oder auf dem Erdboden neben der Wand ausstreckt. Ich bemerkte beständig, daß die großen dunkelfarbigen Thiere viel weniger zu

*) Webber Smith (Journal of the Geogr. Soc. 7. p. 63.) schätzt die Stadt nur zu 600 Häusern. Meine Angabe gründet sich auf die Mittheilung der Leute im Han. Schon die Zahl der Moscheen spricht für eine stärkere Bevölkerung.

**) μαγκάλι.

fürchten sind, als die kleinen hellgefärbten, welche noch nicht ausgewachsen zu sein scheinen. Die erstern sind stets in geringerer Zahl vorhanden, und wiewohl sie mehr Blut aussaugen, so haben sie dagegen die gute Gewohnheit, in der Regel nur einmal zu beißen und sich dann wieder zu entfernen. Eine einzige Wanze der kleinen Art, erreicht sie auch nicht die Länge von zwei Linien, kann durch oft wiederholte Bisse die Haut eines ganzen Vorderarms röthen, wobei sie zuletzt mächtig aufschwillt und ihre schmutzig gelbe Farbe in blutroth verwandelt. Sie bleiben auch gern bei Tage in den Kleidern, während die großen Wanzen sich vor dem Lichte zurückzuziehen pflegen. Ich habe nicht häufig gesehen, daß beiderlei Wanzen an demselben Orte zusammen lebten. Fand ich nun nur die größere Form, so entkleidete ich mich ganz und hüllte mich darauf in einen Mantel eng ein, indem ich bedacht war, möglichst wenig Falten übrig zu lassen. Denn die Orte, wo sie gewöhnlich Eingang suchen, Hemdärmel und Halstuch, wurden ihnen durch diese gleichartige Hülle entzogen. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß, je enger die Kleidung anschließt, desto weniger Thiere den Versuch machen, von den freien Theilen des Körpers weiter vorzudringen. Diesen Grundsatz befolgte ich auch, um mich vor den kleinen Wanzen zu vertheidigen. Ich blieb dann in meinen Kleidern, legte enge Riemen über den Füßen und Händen an, verdeckte diese durch elastische Strümpfe und Handschuhe, und befestigte das Halstuch, so viel es möglich war, ohne die Respiration zu belästigen. Ich erreichte dadurch, daß die Wanzen nur über das Gesicht herfielen, und, gelingt es, vorher einzuschlafen, so wacht man von einer so örtlichen, wiewohl empfindlichen Reizung nicht leicht auf. Leider hilft dieses Mittel gegen andere Gattungen von Ungeziefer weniger, aber von allen sind in der Türkei die Wanzen die lästigsten, weil sie die unentbehrliche Ruhe nach der Anstrengung dem Reisenden rauben.

Die heutige Nacht, in der ich erst einige der eben mitgetheilten Erfahrungen machte, gehörte zu den ruhelosen. Das Peinliche wurde noch dadurch vermehrt, daß die Wände von Schaaren kleiner Käfer bedeckt waren, die sich unaufhörlich von der

Decke auf die Strohmatte des Fußbodens herabfallen ließen. Dies verursachte ein unheimliches Geräusch, das bis zum Morgen fortdauerte. Und um den natürlichen Widerwillen vor Berührungen mit gewissen Thieren, der dem Menschen wie ein Instinct eingeprägt zu sein scheint, noch zu erhöhen, bemerkte ich, als die Sonne endlich nahte, neben dem Lager einen Scorpion eilig entfliehen, ein Thier, das ich in einer solchen Situation zum erstenMale in meinem Leben lebendig sah. Ich erhaschte ihn, und indem ich seine Bewegungen und die vergeblichen Versuche, seine Waffe zu gebrauchen, betrachtete, wurde mein Sinn aus unerfreulicher Stimmung wieder zum heitern Aufmerken auf eine fremdartige Natur geweckt.

22. Mai. Meine Abreise wurde einige Stunden verzögert, da die Stadt voll von Soldaten lag, deren Abmarsch alle Türken beschäftigte. Es waren 2500 Mann, die aus dem Innern nach Constantinopel berufen waren, um von da zur asiatischen Armee zu stoßen. Der Krieg gegen Muhamed Ali war zwar noch nicht erklärt, aber wer unter den Franken der Hauptstadt gelebt und die Rüstungen der Flotte gesehen hatte, konnte leicht voraussehen, was der Bevölkerung im Innern noch ganz verborgen zu sein schien. Diese Truppen waren in einem ebenso übeln Zustande, als die übrigen, die noch in Constantinopel standen. Ohne ihre mangelhafte Kleidung und Bewaffnung zu rechnen, mußte die knabenhafte Jugend und das erschöpfte und kränkliche Aussehen vieler Soldaten befremden. Davon machten selbst die kaiserlichen Garden, die ich zweimal in Parade sah, als Mahmud Freitags in die Moschee ritt, keine Ausnahme. Nicht selten findet man Knaben von 12—14 Jahren. Der Grund eines solchen Mißstandes lag hauptsächlich in der Bestimmung, daß nur Muhamedaner ausgehoben werden sollten, aber hieraus entsprangen wieder andere factische Nachtheile. Früher hatte die rumelische Armee sehr viele Albanesen gezählt, diese Quelle war jedoch seit einigen Jahren größtentheils versiegt. An einem andern Orte werde ich die Gründe davon auseinandersetzen. Da nun in den griechischen Provinzen von Rumelien verhältnißmäßig wenig Türken wohnen, so war die Folge, daß die Anzahl der regulären

Truppen in Rumelien sehr schwach blieb. Denn unter den Bulgaren konnte man die Aushebung nicht ohne Militair-Gewalt bewerkstelligen, und da die Pascha's nur wenig disponible Mannschaft hatten, so ging die Bildung neuer Regimenter aus den sogenannten Redif's, d. h. ausgehobenen Recruten, namentlich in Macedonien äußerst schwierig von Statten. Um nun dem Wunsche des Sultans nach dem Besitz einer starken Armee nachzukommen, hatte man seit der Vernichtung der Janitscharen immer auf Asien am meisten gezählt, wo jene Schwierigkeiten nicht bestanden. So wanderte denn Jahr aus Jahr ein die beste asiatische Jugend nach den Städten und nach Europa, um unverehelicht zu bleiben und lebenslang zu dienen. Bald war in diesem schwach bevölkerten Lande die kriegsfähige Mannschaft durch starke Aushebungen selten geworden, um so mehr, als große Sterblichkeit die neu gebildeten Truppen verheerte. Man hatte immer weniger Rücksicht auf Alter *) und körperliche Tüchtigkeit nehmen müssen, und die natürlichen Folgen traten ein. Als ich das Lazaret von Mältepe bei Constantinopel besuchte, das unter der Leitung der Doctoren Pestalozza und Donietti stand, sah ich unter 350 Kranken fast nur unerwachsene Jünglinge, die nicht etwa an Fiebern oder andern acuten Krankheiten litten, sondern meist durch die Anstrengung des Dienstes erschöpft und aufgerieben waren. Dem nach europäischer Art eingerichteten Exercice erliegen viele Asiaten, die vom Clima und erblicher Sitte auf eine größere Ruhe angewiesen sind. Es ist eine häufige Erscheinung, daß sie von Lungensucht hingerafft werden. Sie finden, wenn sie bei den ersten Zeichen der Krankheit noch zu retten wären, fast niemals eine Pflege, wie sie ihnen in Mältepe zu Theil wird, einem Hospital, das nach allen Grundsätzen der Wissenschaft und praktischen Erfahrung organisirt ist und verwaltet wird **). Was nützen die Verdienste einzelner Europäer, wenn

*) Es wurde mir versichert, daß man Knaben von 8 Jahren eingekleidet habe.

**) Seitdem ist nach brieflichen Mittheilungen das Hospital von Mältepe aus Rücksichten der Oeconomie aufgehoben worden.

man bei den Reformen im Ganzen so wenig die Größe und Natur der Hülfsquellen des Reichs berücksichtigt. Allerdings ging in Constantinopel vielfach die Rede, ein Gesetz, nach dem auch die Raja's militairpflichtig würden, solle nächstens erlassen werden: aber diese Maßregel scheint an entgegenwirkenden Triebfedern gescheitert zu sein

Um 10ʰ verließ ich Málgara und erreichte um 2ʰ Keſán, ein Städtchen, dessen türkischer Name Ruskói nicht mehr gebräuchlich ist. Die Entfernung wird gleichfalls zu 4 t. Stunden berechnet. Bulgarkói, ein Dorf an der Straße, liegt 2¾ Stunden von Málgara entfernt. Bis zu diesem Orte reicht die Hochfläche und bewahrt den oben dargestellten Character, nur daß die Erhebungen geringer, reihenweise gesondert und durchaus gebüschreicher sind, als bisher. Waldung findet sich nicht mehr; in dem dichten Gebüsch herrschen Eichen und Hopfenbuchen vor. Auf diesem Wege verändert sich mehrmals die geognostische Formation. Der thonreiche Sandstein des Plateaus von Tinadgik hört bei Málgara auf. An der Westseite dieses Ortes steht ein Kalkgestein an, welches undeutliche Versteinerungen führte. Hierauf folgt ein bunter Mergelschiefer, der bis Bulgarkói an verschiedenen Orten sichtbar wird und sich hier einem großmassigen Sandstein auflagert, der dem Quadersandsteine gleicht und nur wenig thonigen Bindemittel enthält. Sobald dies Gestein sich zeigt, verändern sich Character der Gegend, Humusdecke und Vegetation.

Denn ungeachtet der verschiedenartigen Grundlage von Mergelschiefer, Kalk- und thonigem Sandstein findet sich bis Bulgarkói überall jener schwere rothe Thonboden, der uns seit Rodostó begleitet hat, sei es nun, daß das Vorkommen des Kalksteins zu beschränkt ist, um auf die Bildung des Bodens einzuwirken, sei es, daß die natürliche Bewässerung auf der ganzen Hochfläche durch eine allmählige Vermischung der Erdarten ein gleichartiges Thonlager geschaffen habe, welches späterhin, durch die Vegetation unterhalten und befestigt, nicht mehr fortgespült werden konnte und als eine undurchdringliche Decke die Felsmassen selbst fast überall vor weiterer Verwitterung schützt. Durch diese Uebereinstimmung der Humusdecke bei ungleichartiger Unter-

lage wird es auch leicht erklärlich, daß die Vegetation des Plateaus in ihren wesentlichen Bestandtheilen dieselbe bleibt. Man findet immer einzelne Pflanzenarten nur an so beschränkten Standorten, daß man leicht verführt werden kann, ihr Vorkommen auf die geognostische Formation*) zu beziehen. Aber gerade über solche Pflanzen, die man seltene zu nennen pflegt, hat der Reisende nur ein sehr beschränktes Urtheil. Am reinsten kann er zwei pflanzengeographische Verhältnisse beobachten, die Grenzen vorherrschend häufiger Arten und das Vorkommen derselben auf zwei oder mehren verschiedenen geognostischen Formationen zugleich. Auf diese Verhältnisse zwischen Oertlichkeit und Pflanzenwelt beziehen sich, wenn ich nicht etwas Näheres anmerke, meine Angaben, ob und wie der Character der Vegetation sich an einem Orte verändert habe.

Zwischen Bulgarköi und Kesán durchschneidet die Straße eine Kette von zwölf Hügeln, die im Halbkreise die Fläche, an deren Westrande Kesán liegt, umgeben. Diese Hügel, wiewohl nur 2—400′ über das Plateau sich erhebend, sind durch ihre genau kegelförmige Gestalt sehr ausgezeichnet, während bis hieher, auf meinem Wege durch Thracien, alle Erhebungen des Bodens auf der Hochfläche von Málgara, wie an der Nordküste des Marmormeers, stets schwach gewölbte Kuppen, oder breite Landrücken, oder schiefe Ebenen darstellten. Daher sind jene Kegel, die man mit den Siebenbergen am Böhmer Walde vergleichen kann, aus weiter Ferne sichtbar. Sie bestehen nebst der Fläche von Kesán aus dem erst erwähnten Sandstein, der einen hellgefärbten sandigen Lehmboden bildet. Die Grenze zwischen dem sandigen und thonigen Erdreich findet sich zwischen Bulgarköi und der Schlucht, in welcher die Straße die Hügelkette schneidet. Jenseits derselben liegt die kleine, kreisförmige Fläche von Kesán, deren Niveau mit dem von Bulgarköi übereinstimmt. Ich ver-

*) So fand ich Orchis fusca Jacq. hier nur auf dem thonigen Sandstein, Limodorum abortivum Sw. auf Kalk und Ajuga Laxmanni B. auf Mergelschiefer. Die letztere Pflanze fand sich jedoch später noch häufiger auf dem Sandsteine von Kesán ein.

mußte jedoch, daß dieser westliche Theil des Plateaus der Gegend von Tinobgil bedeutend an Höhe nachstehe.

Der Wechsel des Erdreichs bedingt einen scharfen Gegensatz in der Vegetation, und dieser äußert sich namentlich in einer viel größern Mannigfaltigkeit der Formen auf dem sandigen Boden. So äußerst gering meine Ausbeute auf dem Plateau von Mälgare gewesen war, wo einige gesellige Pflanzen den größten Theil des Bodens bedeckten, so konnte ich in den nächsten Umgebungen von Kesán auf zwei Wanderungen 150 Arten größtentheils in der Blüthe beobachten. Weniger ist dieser Unterschied in der Art des Gesträuchs ausgesprochen, welches die Hügel überzieht. Jedoch zeigt sich hier beinahe ein entgegengesetztes Verhältniß, als bei den Kräutern und Gräsern. Denn hier besteht das Gebüsch aus wenigen geselligen Arten, unter diesen nicht selten ausschließlich aus Wachholder *), der auf dem Plateau eine untergeordnete Rolle spielt. Ich werde auf diese Vegetation zurückkommen, wenn ich meine Excursionen bei Kesán beschreibe.

Nichts ist überraschender, als wenn man aus der Schlucht auf die Fläche von Kesán tritt und nun plötzlich die reiche und wohl cultivirte Tiefebene des Maritzadelta unter sich ausgebreitet erblickt, um so mehr, als man nach der Chartenzeichnung erwartet, daß die heiligen Berge und das Plateau, welches ihnen anhängt, sich ohne Unterbrechung in das Rhodopegebirge fortsetzen. Ein Blick von Kesán, das am nordwestlichen Saume der Hochfläche liegt, lehrt das Gegentheil. Der Abriß dieser Oertlichkeit (Taf. II.) ist bestimmt, das der bisherigen Meinung widersprechende Verhältniß nachzuweisen, so wie die Lage von Kesán und von den 12 Hügeln genauer darzustellen.

Im Allgemeinen erblickt man von Kesán in Norden und Westen eine wagerechte Ebene, die durch einen sanft geneigten Abhang mit der Hochfläche verbunden wird. In Südwest wird der Horizont durch einen langen Bergrücken begrenzt, der, eine Stunde von dem Hügel x in westlicher Richtung entfernt, aus der Ebene sich erhebt, zwei Spitzen bildet und gegen den Meer-

*) Juniperus Oxycedrus L.

busen von Saros verläuft. Nördlich von diesem Bergrücken ist der Horizont beinahe bis Westen (S 82° W) frei, und man glaubt jenseits der weiten Ebene das Meer in der Gegend des Cap Caraplaca zu erblicken. Hierauf folgt unter dem eben bestimmten Winkel das Küstengebirge von Enos, welches ich später besucht habe und das nach Norden und Osten ganz isolirt ist. Ueber diesem ragt in schwachen Zügen eine kühne Alpencontur hervor, die ich Anfangs für eine scharf gezeichnete Wolkenbank hielt, bis ich erfuhr, daß es die Insel Samothrake sei. Wiederum folgt die tiefe Ebene mit freiem Horizonte, bis gegen Nordwesten in weiter Ferne eine lange Gebirgskette mit blauer Färbung am Horizonte sich ausprägt. Dies ist, nach der Richtung zu schließen, der östlichste Theil des Rhodopegebirgs, da, wo dieses bei Trajanopolis an die Maritza stößt, und es geht hieraus hervor, daß die Küstenkette von Makri, die Enos gegenüber liegt, nicht hoch genug ist, um von Kesán gesehen werden zu können. Das Gebirge von Trajanopolis erscheint zwar kettenförmig gebildet, aber in mannigfaltigen, zum Theil grotesken Formen. Namentlich ragen drei Spitzen ausgezeichnet hervor. Es erinnerte mich unwillkührlich an den Anblick des Oberharzes, wenn man diesen aus dem Hildesheimschen von den Höhen über Söder erblickt. Auch die Größe des Winkels, unter dem jene drei Spitzen sich erheben, kommt wahrscheinlich dem des Brockens, wenn man ihn aus 5 Meilen Entfernung sieht, ziemlich nahe. Da Trajanopolis nur ungefähr 12 Stunden von Kesán entfernt ist, so vermuthe ich, daß die höchsten Puncte am Ostende der Rhodope sich nicht über 4000′ erheben. Diese Meinung stützt sich außerdem auf den Umstand, daß ungeachtet hinlänglicher Klarheit kein Schnee auf jenen Spitzen wahrgenommen werden konnte. Wir werden aber späterhin sehen, daß alle Berge von Thracien und Macedonien, die über 4000′ hoch sind, in diesem Jahre noch bis Ende Juni einzelne Schneelager enthielten. Es ist zwar einleuchtend, daß durch eine günstige Lage von einer solchen Erfahrung leicht Ausnahmen eintreten können: allein wenn man daraus auf die Höhe isolirter Berge zu schließen nicht berechtigt wäre, so liefe man doch weniger zu irren Gefahr, wenn es sich um eine

ganze Gebirgskette handelte, worin die verschiedenartigsten Abhänge zusammenliegen. Von Nordwesten bis über Norden hinaus wiederholte sich endlich der freie Horizont: eine große Ebene, ohne Wölbung, ohne Hügel, so weit man blickte bebaute Fläche oder Wiesengrund, ohne Wald, nur durch einzelne Bäume unterbrochen. Aus dieser Darstellung erhellt, daß das Rhodopegebirge nicht mit den Bergen des Chersones in Verbindung steht, es sei denn, daß das Plateau von Málgara weiter im Norden sich bis zur Maritza ausdehne. Aber man würde dies dennoch keine wahre Gebirgsverbindung nennen können, weil der Character der Hochfläche so entschieden den Kettensystemen der Rhodope gegenübersteht.

Noch ehe ich Kesán erreichte, hatten einige Pflanzen *), die reichlich am Wege blühten, in mir den Wunsch erregt, hier einige Zeit zu verweilen. Noch einladender war der Anblick der Stadt selbst. Sie ist ganz neu gebaut, verhältnißmäßig reinlich und zählt gegen 900 Häuser. Aber besonders spricht ihre erhabene und frische Lage an, denn wiewohl der Abhang, an deren Höhe sie der Länge nach sich hinstreckt, ganz unmerklich in das tiefere Land übergeht, so ist sie doch dem luftigen Zuge der jetzt herrschenden Westwinde ausgesetzt. Ich glaube durch Thatsachen, die sich auf die Verbreitung der Gewächse beziehen und die ich in der Folge mittheilen werde, zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß im südöstlichen Europa die Wärme mit der Höhe rascher abnimmt, als in den Alpen. Sollte Kesán auch nur 4—500′ über dem Meerbusen von Saros liegen, so scheint es, als wäre dieser Unterschied in einem Lande, das von höhern Gebirgen entblößt ist, schon hinreichend, um regelmäßige Luftströmungen von der heißen Küste nach dem Plateau zu bewirken. Wenigstens spricht dafür der Umstand, daß oberhalb der Stadt gegen 30 Windmühlen sich befinden, deren Standpunct für westliche Winde berechnet ist. Auch versicherte mir ein Corfiote, der sich den Sommer hindurch wegen des Blutegelhandels in Kesán aufzuhalten pflegte, daß man hier fast niemals von der Hitze zu leiden habe und daß

*) Z. B. Scutellaria orientalis L. Astragalus virgatus Pall.

er wenige Orte kenne, deren Clima so kühl und angenehm sei. Während meines Aufenthalts schwankte das Thermometer zwischen 12° und 17° R., und beständig wehte ein frischer Westwind, so daß die am meisten beschäftigten Mühlen in ununterbrochener Thätigkeit blieben. Leake giebt seine Verwunderung zu erkennen*), als er in Chalcidice eine Windmühle antraf, und äußert dergleichen in Griechenland nur bei Megara gesehen zu haben. Man trifft sie indessen in Thracien und Macedonien häufig an geeigneten Localitäten, obwohl ich nie wieder eine so große Anzahl beisammen gesehen habe, als bei Kesán. Sie sehen befremdlich genug aus, da sie nicht vier, sondern einen ganzen Stern von Armen tragen, die nicht mit Leinwand überzogen, sondern nur mit einzelnen Tüchern und Lappen behängt sind. Darin soll aber, wie man mir versicherte, eine schwere Kunst bestehen, bei jeder leisen Aenderung des Windes hier oder dort ein Stück Leinwand wegzunehmen oder zu befestigen, ein Geschäft, das eben so viel Erfahrung und Ueberlegung erfordere, als auf einem Schiffe die Anordnung der Segel zweckmäßig zu leiten.

Zu den Annehmlichkeiten des Orts gehörte auch ein ganz neuer Han, der freilich noch ohne Fenster war. Ich vermied es absichtlich, mich auf dieser Reise um Privatwohnungen zu bemühen, da ich glaubte auf diese Weise unabhängiger zu bleiben und Niemandem lästig zu fallen wünschte. Ich verlor indessen dadurch zugleich die Gelegenheit, mit angesehenen Personen bekannt zu werden, deren Unterhaltung belehrend hätte sein können: aus diesem Grunde und als die Han's in weiterer Entfernung von Constantinopel immer seltener verschließbare Räume enthielten, veränderte ich späterhin jenes System und kam wieder auf die Grundsätze zurück, die mich auf der bithynischen Reise geleitet hatten. Als das Muster eines Han kann der von Kesán gelten und deshalb will ich kurz seine Einrichtung beschreiben. Die meisten andern, die ich gesehen, unterscheiden sich dadurch, daß Stall und Haus gesondert sind, das letztere aber da-

*) Northern Greece 3. p. 147.

für kein oberes Stockwerk hat. Das Gebäude in Kesán bildet ein längliches Viereck, aus Holz gebaut und besteht aus dem Parterre, das für Pferde und Wirth, und aus dem obern Stockwerk, das für die Gäste bestimmt ist. Der Stall ist nicht gepflastert und nimmt den ganzen untern Raum bis auf die kleine Boutique ein, worin der Wirth wohnt und seinen Kleinhandel treibt. Sie ist durch eine Lade, die des Nachts verschlossen wird, gegen die Straße geöffnet und man findet darin Vorräthe von Reis, Brod, Tabak, Caffee, Scherbet und einigen Kleinigkeiten. Ein Raum für den Feuerheerd ist besonders abgeschoren und dient Reisenden geringen Standes zum Unterkommen. Aus dem Stalle führt eine leiterartige Treppe oben hinauf. Das obere Stockwerk ist durch eine einfache Lage von Brettern von dem untern getrennt. In der Mitte befindet sich ein geräumiger Saal ohne alle Meublen. Zu den Seiten liegen abgesonderte Gemächer, die durch Thüren verschlossen werden können. Das flach geneigte Dach ist wiederum durch eine Lage von Brettern verdeckt. Die Fenster sind zahlreich und werden in der Folge mit Papierscheiben verschlossen werden. Außerdem fehlt keinem seine Fensterlade, wodurch man sich des Nachts vor Wind und Wetter schützt. Weitere Bequemlichkeiten sind nicht vorhanden, nur daß in den Zimmern eine Matte ausgebreitet wird, auf der man schläft. Für den Aufenthalt zahlte ich hier täglich 20 Piaster. Uebrigens kauft man sich die Nahrungsmittel selbst und läßt sie durch den Diener bereiten. Man ist jedoch fast immer auf Brod, Reis und Hammelfleisch beschränkt. Süße Milch ist in der Regel nicht zu haben, da sie sogleich zu einem säuerlichen Getränk *) und zur Verfertigung von Käse verwandt wird, der bei Griechen und Türken gleich beliebt ist, aber für unsern Gaumen ungenießbar bleibt. Hühner und Eier kann man sich häufig verschaffen und damit einige Abwechselung in die tägliche Kost einführen, deren Monotonie auch den stärksten Magen zuletzt bezwingt. Selbst Fische sind eine seltene Delicatesse, da die kleinern Sorten gewöhnlich gleich nach dem Fange in der Sonne

*) Ὀξύγαλα.

getrocknet werden. Diese aber würzt sie mit einem Hautgout, der der Nase nicht weniger empfindlich ist, als der Zunge.

23. Mai. Ich besuchte die Hügel von Kesán und traf dicht vor der Stadt einen Steinbruch, in dem noch gearbeitet wurde und wo ich die quaderförmige Absonderung des Sandsteins deutlich wahrnehmen konnte. Einen großen Genuß gewährte die unermeßliche Aussicht von der Spitze *, welche nur gegen Osten durch den bedeutendsten Kegel (ι) beschränkt wird. Trotz der geringen Erhebung über das Plateau bemerkt man von hieraus kaum den Höhenunterschied zwischen diesem und der Tiefebene der Maritza, der auf dem Standpuncte neben den Windmühlen von Kesán sich so deutlich ausprägt. So sehr ist man bei der Beurtheilung des Thalniveaus von der Neigung und Höhe des Bergs abhängig, von dem man hinabblickt. Denn die Kegel sind wohl sechsmal so steil, als der Abfall der Hochebene. Nicht die allmählige Senkung des Bodens wird von einer steilen Höhe erkannt, sondern nur die schroffern Formen. Selbst die wellenförmige Gegend von Málgara erscheint von hier wagerecht, und so erblickt man sowohl diesseits als jenseits der Hügelreihe eine in den meisten Richtungen unbegrenzte Ebene. Im Süden stößt sie an die niedrige Küstenkette von Saros, an deren Fuße die Stadt Ibridsi und das Dorf Siltiköi erscheinen. Ueber diese Kette ragt eine ferne Spitze hervor, die ich für den Ida von Troja zu halten geneigt bin. Die Linie des Horizonts geht dann von Süden nach Westen über den schon erwähnten Bergrücken, der an zwei stumpfen Spitzen kenntlich ist. Sodann Samothrake, der Tschatal-tepé bei Enos und das Rhodopegebirge: übrigens nach allen Seiten freier Horizont. Der einzige Ort, den man außer den eben bemerkten und Kesán von diesem Kegel sehen kann, ist Bulgarköi. Dennoch spricht die weite Fläche erfreulich an: denn sie ist grün.

Um nun die Vegetation der Gegend von Kesán im Allgemeinen zu bezeichnen, so ist zunächst zu bemerken, daß die Hügel dicht mit Gesträuch bewachsen sind, die halbmondförmige Fläche aber theils in Cultur steht, theils der Natur überlassen bleibt,

so wie sie denn von zahlreichen Kräutern geschmückt wird und der Holzgewächse meistentheils entbehrt.

Das Gebüsch an den Hügeln ist so gedrängt und verwachsen, daß man nur mühsam den Grund von Bächen und unkenntliche Fußpfade aufsucht, um die Spitze zu erklimmen. Die Sträucher wachsen gesellig von gleicher Art, entweder Eichen, oder Hopfenbuchen, oder Wachholder. Jedoch fehlt unter diesen auch der Christdorn nicht und die Brombeere rankt am Boden. Wie nun aber jenes Gesträuch nur eine geringe Höhe erreicht, so daß ein aufrechter Mann stets daraus hervorragt, so giebt es hin und wieder auch noch niedriges Gestrüpp, welches bald aus Jasmin, bald aus Tragantbüschen besteht. Nur wenige Kräuter können bei so dichtem Wachsthum *) gedeihen.

Nur auf einem der Hügel war die Gesträuchdecke durch eine hochgrasige Wiese unterbrochen. Aber das Gras verlor sich auch dort nicht selten unter der Fülle blühender Glockenblumen, rother Centaureen und rostfarbener Orobanchen **).

Wendet man sich der Fläche selbst zu, so findet man in der nächsten Umgebung der Stadt Weizenfelder nebst Weingärten und weiterhin den Boden als Weidegrund benutzt. Aber je mehr man

*) Quercus pedunculata Ehrh. und Q. Esculus L. Ostrya carpinifolia Scop. Juniperus Oxycedrus L. — Paliurus australis Lam. Rubus fruticosus L. — Jasminum fruticans L. Astragalus pseudotragacantha d' Urv. — Unter den Kräutern bemerkte ich Orobus hirsutus L. und Galium sylvaticum L. — Außer den genannten kommen noch folgende Sträucher einzeln oder an beschränkten Standorten gesellig vor: Crataegus Azarolus L. Pyrus torminalis Ehrh. Phillyrea media L. Quercus coccifera L. Pistacia atlantica Desf. — Rosa canina L. Ligustrum vulgare L. Rhamnus infectoria L. Cistus villosus Lam. Crataegus Oxyacantha L. Pyrus salicifolia L. var. fruticosa.

**) Die Gräser sind: Bromus racemosus L. Br. rubens L. Cynosurus echinatus L. Phleum asperum Vill. Avena tenuis Mch. Anthoxanthum odoratum L. — Die Kräuter: Specularia pentagonia DC. Centaurea cyanoides MB. Orobanche epithymum DC. — Scandix australis L. Cerastium brachypetalum Vill. Ajuga Laxmanni B. etc.

sich den Hügeln nähert, desto steiniger und dürrer wird das Erdreich, da selbst die Quellen und Bäche dieses Thals schon jetzt versiegt waren. Nicht bloß daß der Sandstein an mehren Orten frei ansteht oder nur eine dünne und sandige Humusdecke trägt, sondern viele Geröllsteine liegen auch umher und hemmen das dichte Wachsthum geselliger Pflanzen. Aber so wie es eine ziemlich allgemeine Erfahrung ist, daß, je weniger der Boden gesellige Arten duldet, desto formenreicher die Vegetation werde, so ist es auch hier. Eine bunte Welt von jährigen und dauernden Pflanzen niedrigen Wuchses, von Kräutern und Gräsern findet sich hier zusammen. Die Familien, welche in Griechenland die zahlreichsten Formen enthalten, sind auch hier am häufigsten vertreten. Zuerst kommen die Leguminosen, hierauf die Gräser, dann die Labiaten, Cruciferen, Caryophylleen und Compositen. Die letztere Familie freilich, sonst die artenreichste von Europa, tritt noch zurück, weil die Blüthezeit der meisten erst in eine spätere Periode des Jahrs fällt. Indessen gehört zu ihrem Kreise eine der beiden an Zahl der Individuen vorherrschenden Arten, während die andere eine Malve *) ist.

Alle diese Pflanzen gedeihen, wie schon bemerkt wurde, auf einem sandigen, trocknen Lehmboden und zwischen Steingerölle, welches von der Verwitterung des Sandsteins herrührt. Es war mir daher auffallend, am Ziel meiner Wanderung eine abweichende geognostische Formation anzutreffen. Der südliche Ab-

*) Einige der häufigsten Arten sind folgende: Trifolium stellatum L. Tr. strictum L. Ervum nigricans MB. Vicia pannonica Jacq. Astragalus virgatus Pall. Aegilops ovata L. Melica minuta L. Poa bulbosa L. Festuca ovina L. Dactylis glomerata L. Secale villosum L. Bromus mollis L. — Salvia Verbenaca L. Thymus bracteosus Vis. Scutellaria orientalis L. — Alyssum tortuosum Kit. Lepidium Draba L. — Serratula xeranthemoides MB. — Cerastium manticum L. Silene italica Pers. — Linum flavum L. — Sedum glaucum Kit. Echium plantagineum L. Veronica austriaca L. — Die beiden zuletzt erwähnten prädominirenden Pflanzen, die zu den Gattungen Anthemis und Malva gehören, sind noch nicht mit Sicherheit erkannt.

hang des Hügels x besteht nämlich ausnahmsweise aus einem äußerst festen, dichten Kalksteine von graulich weißer Farbe. Ich verfehle nicht darauf aufmerksam zu machen, daß diese Veränderung der Gebirgsart ohne allen Einfluß auf die Vegetation bleibt. Jener Abhang ist mit demselben Gesträuch bewachsen, wie die übrigen. An lichten Stellen, die dazwischen vorkommen, wiederholt sich der Wiesenwachsthum des Hügels x, der oben geschildert wurde.

24. Mai. Wenn man in der Türkei fast beständig in dem Falle ist, den fortschreitenden Verfall der Städte und Dörfer wahrzunehmen und aus der Größe der Kirchhöfe bei kleinen Ortschaften, aus leer stehenden Häusern und Ruinen auf die wachsende Entvölkerung des Landes zu schließen: so erfreut man sich in Kesán einmal der entgegengesetzten Erscheinung. Ich habe nicht erfahren, wie viel Griechen und wie viel Türken das Städtchen bewohnen, aber man hat mir einen Vorfall erzählt, der auf die Blüthe dieses Orts bedeutend gewirkt zu haben scheint und sich erst vor wenigen Jahren zutrug. Damals lag am Wege nach Enos, eine Stunde von Kesán entfernt, ein wohlhabendes Dorf. Der Name desselben wurde mir nicht bekannt, es scheint jedoch das nämliche zu sein, welches auf den Charten Kiescaban genannt wird. Als ich in die Gegend kam, sah ich eine Menge von Grabsteinen, aber keine Spur von Häusern. Der Ort war von der Erde vertilgt, nicht durch Brand oder Krieg, sondern in Folge der Geschichte, die ich wiederzuerzählen im Begriff bin. Ein Vertrauter des Gouverneurs von Enos war von diesem beauftragt, eine Zahlung von 20000 Piastern in Málgara zu betreiben und ihm diese Summe zu überbringen. Nachdem er sein Geschäft glücklich vollbracht hatte, befand er sich auf dem Rückwege nach Enos. Unbesorgt und weil man die Straße für sicher hielt ohne Begleitung, ruhte er am Absinthos in der Nähe von Kiescaban aus. Dort wurde er von Räubern überfallen, beraubt und ermordet. Da man den Verbrechern nicht auf die Spur kommen konnte, so verlangte der türkische Woiwode von dem Dorfe, weil es dem Schauplatz des Verbrechens zunächst lag, vollen Schadenersatz. Dieses weigerte sich zu zahlen, die Sache

wurde klagbar und gelangte vor die höchsten Tribunale. Dem Woiwoden wurde die Rechtmäßigkeit seiner Forderung zuerkannt, und da die Gemeinde sich für zahlungsunfähig erklärte, sollten Zwangsmaßregeln angeordnet werden. Hierauf beschlossen die Bewohner des Dorfs, Heimath und Besitzthum aufzugeben und sich anderswo anzusiedeln. Sie zerstörten ihre Häuser, zogen mit ihrer beweglichen Habe nach Kesán und entledigten sich dadurch aller weitern Ansprüche. Eine solche Uebersiedelung ganzer Gemeinden, die auch in Folge von Erpressungen türkischer Gewalthaber nicht selten sich ereignen soll, findet dort viel weniger Schwierigkeiten, als bei uns der Fall sein würde. Die Häuser jenes Dorfs hatten vielleicht einen geringern Werth, als die freilich unbedeutende Forderung des Woiwoden, um so mehr, als sie das nutzbare Material zum Bau ihrer neuen Häuser in Kesán mit sich führen konnten. Da außerdem nach türkischem Gesetze jedem Unterthanen frei steht, unbenutztes Land urbar zu machen, und sich dasselbe ohne besondere Lasten anzueignen, so wird man sich im Besitz von Vieh und Geräthschaft auch an einem neuen Wohnorte leicht durch Ackerbau ernähren können. Der Woiwode aber, unter dessen Schutz sich die Ansiedler stellen, wird sich freuen, seine Einkünfte durch die Ankunft der Fremden vermehrt zu sehen.

Die eigenthümliche Verpflichtung einer Gemeinde zum Schadenersatz, die hiebei zur Sprache kam, hat für den Reisenden ein besonderes Interesse. Jedes Dorf ist, so lange er verweilt, an dessen Sicherheit betheiligt, und diese Theilnahme wächst in dem Grade, als man dem Fremden Ansehen und Einfluß zuschreibt. Denn darnach urtheilen diese Leute und fragen sich, ob er nach einem Unglücksfalle den Ferman, welcher der Gemeinde die Entschädigung auferlegt, werde erwirken können, und wie viel sein Leben und seine Güter werth seien. Was anderswo reizen würde, schreckt hier der Consequenzen wegen ab. Wenn es anderswo für klug gilt, in unsichern Gegenden einen unscheinbaren Kittel zu tragen, so ist es hier hingegen angemessener, mit der Freundschaft eines Pascha zu prunken. Da die Gemeinden die jedesmalige Anzahl der Wegelagerer kennen und in der Regel

mit ihnen in Verkehr stehen, so verhindern sie nicht selten aus eignem Interesse Gefahren, von denen der Reisende keine Ahnung hat oder erst spät erfährt. So wie das östliche Thracien für ebenso sicher gehalten werden kann, wie Ungarn oder Italien, so bin ich auch ohne besondere Vorsicht bis Enos gereist, in dem guten Glauben, daß hier nichts zu besorgen wäre, und ich bin erst in der Folge zu der Einsicht gelangt, wie sehr die Sicherheit in den griechischen Provinzen Rumeliens von zufälligen Umständen abhängt und wie die verrufensten Districte an die friedlichsten grenzen.

Die Griechen von Kesán benahmen sich zuvorkommend gegen mich, ohne mir lästig zu fallen, aber auf Fragen über Verkehr und Lebensart vermieden sie auch, mir glaubwürdige Nachrichten mitzutheilen. Des Abends versammelte sich im Han eine große Anzahl, die sich auf ihre Weise lärmend bei der Pfeife unterhielten. Nachdem sie viel Wein getrunken hatten, der hier von trinkbarer Beschaffenheit ist, begannen sie in den abscheulichsten Mißtönen Chöre und Gesänge anzustimmen und hörten mit solchem Treiben erst gegen Morgen auf.

25. Mai. Da meine Beobachtungen über die Vegetation von Kesán's Umgebungen gestern vollendet waren, so hatte ich meine Abreise auf den frühen Morgen festgesetzt. Schon waren die Pferde bereit, als der Postmeister erklärte, ich müsse statt der gesetzlichen 48 Piaster für den Weg nach Enos 72 zahlen, indem er keinen andern Grund anführte, als daß es so üblich sei. Diese Forderung setzte Dimitri in Harnisch. Seine Vorstellungen blieben jedoch Anfangs ohne Erfolg, und er setzte sich den Mißhandlungen einiger Türken aus, die auf die Seite des Postmeisters traten. Zuletzt erklärte er dem Woivoden, der eben so wenig mich zu unterstützen geneigt war, so unbedeutend die Sache auch sei, so wären wir doch nicht gemeint, uns um einen einzigen Para mit Gewalt übervortheilen zu lassen. Wir würden daher eine Beschwerde nach Constantinopel senden und so lange in Kesán bleiben, bis Bescheid eingelaufen sei. Wem alsdann die Kosten unseres Aufenthalts und die Entschädigung für den Zeitverlust von zwanzig Tagen zur Last fielen, würde er leicht vor-

aussehen. Daß eine so eitle Drohung den gewünschten Erfolg hatte und plötzlich das Benehmen des Woiwoden umwandelte, liegt eben so sehr im türkischen Character begründet, als sein herrisches und vornehmes Wesen, ehe ihm Dimitri zu imponiren verstanden hatte.

Die Entfernung von Kesán und Enos kann nach der Länge der Poststraße, die zu 12 t. Stunden berechnet wird, nicht richtig geschätzt werden. Denn um im Winter die überschwemmten Wiesen und Sümpfe des Maritzadelta zu vermeiden, ist sie in einem Bogen angelegt, der so weit nach Süden reicht, daß er in die Nähe des Meerbusens von Saros über die Küstenberge führen soll. Da die Wiesen jetzt schon hinlänglich abgetrocknet waren, so ritten wir in ziemlich gerader Linie nach Enos und langten dort nach neun Stunden an, ohne auf den ersten sieben Stunden dieses Wegs weder irgend ein Dorf noch einen Han zu berühren. Um 7ʰ hatten wir Kesán verlassen.

Sobald man in östlicher Richtung von den Defileen von Kesán herabkommt und die Ebene erreicht, dehnt sich eine weite Wiesenfläche aus, welche mehr als vier Stunden lang theils an das Küstengebirge stößt theils in die sumpfige und reich bewässerte Niederung übergeht, welche auf den Charten zum Meerbusen von Enos gemacht wird, während die Bewohner dieser Stadt die Gewässer derselben zur Maritza zählen. Dazu werden sie auch durch den Umstand berechtigt, daß die nördlich und nordöstlich von Enos befindlichen Wasseransammlungen süß oder nur halbsalzig sind, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Maritza einen großen Theil dieses ehemals vielleicht vorhandenen Meerbusens ausgefüllt und in ein weidenreiches Stromdelta umgewandelt hat. Obgleich die Nachrichten, welche ich hierüber einzog, mir selbst nicht genügen, so lehrte mich wenigstens so viel der Augenschein, daß man auf dem Wege von den Bergen bei Zinezzeköi bis Enos zur Rechten nur einen langsam fließenden Strom von fast trinkbarem Wasser hat, dessen gegenüberliegendes Ufer durch einen Wald von Schilf und Binsen eingefaßt in eine weite Ebene übergeht. Dieser Strom hat nur eine schmale Wasserbreite und mündet dicht vor Enos in dessen seichten Hafen. Auch ward

mir unweit Zinezzekši die Gelegenheit zu Theil, von einer Höhe, welche die Gegend beherrschte, nach Norden zu blicken, und so weit das Auge reichte, sah ich nur binsenbedeckte Sumpfinseln aus engen Wassercanälen hervortreten. Es erschien mir, wie eine Wiederholung des Donaudelta. Indessen ist der Raum, welchen der Golf von Enos auf den Charten einnimmt, so beträchtlich, daß es immerhin möglich bleibt, im Mittelpunct desselben befinde sich noch jetzt eine ausgedehnte Wasserfläche, welche ich wegen zu geringer Höhe meines Standpuncts nicht erblicken konnte. Wahrscheinlich sind diese Zweifel schon durch die Charte von Copeland gehoben, die mir leider nicht zu Gesicht gekommen ist *). Für meinen gegenwärtigen Zweck genügt die Bestimmung, daß die Ebene, durch welche mein Weg von Kešán nach den Küstenbergen von Enos führte, gegen Nordwesten bis an die Maritza reicht.

Ich durchschnitt den südlichsten Theil dieser Fläche: denn nur im Absinthosthal setzt sie sich gegen Ibridši fort. Westlich von diesem Flusse wird sie durch den Bergrücken begrenzt, von dem ich oben angegeben habe, daß er durch zwei stumpfe Spitzen sich auszeichne. Er zieht sich gegen Südwesten fort und vereinigt sich dort mit der Küstenkette von Saros. Diese steht wiederum in der Gegend des 44sten Meridians mit den Bergen von Enos in Verbindung, die sich von Ceriban gegen Caraplacaköi **) erstrecken, und auf diese Weise wird die Ebene im Westen geschlossen.

Wenn ich von den Hügeln bei Kešán einen großen Theil

---

*) Inzwischen finde ich bei Webber Smith (a. a. O. S. 60) bereits die Angabe, daß der größte Durchmesser der Bai von Enos nur ungefähr drei englische Meilen betrage, und daß der vermeintliche Meerbusen der Lapie'schen Charte nicht existirt. Diese Nachrichten, welche meine Vorstellungen völlig bestätigen, beruhen ohne Zweifel auf Copeland's Küstenaufnahme, und bestimmen zugleich, daß der durch eine Lagunenbank geschützte Hafen noch mit einer kleinen Bai in Verbindung steht. Auffallend ist, daß er dabei den unmittelbar neben Enos in den Hafen mündenden Maritzaarm nicht zu kennen scheint.

**) Diese Ortsnamen sind der Cotta'schen Charte entnommen.

dieser horizontalen Fläche überblickte, und darin die Zeichen der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus zu erkennen vermochte, so besteht hingegen ihr Südrand nur aus Wiesengrund. Auf diesen Wiesen, deren hoher Graswuchs und feuchter Humusboden sie von den Weiden des Plateaus von Málgara unterscheidet, sah ich viele Heerden von Büffeln und Rindvieh. Ich erinnerte mich einer Bemerkung, die ich schon früher in Bezug auf die Wiesen bei den süßen Wassern von Constantinopel aufgezeichnet habe. Die Physiognomie der Maritzawiesen gleicht eben so sehr dem Typus von Nordeuropa. Von vier Gräsern, welche die Hauptbestandtheile des Graswuchses bildeten, gehörten auch zwei zu den gemeinsten Arten unserer Wiesengräser: die beiden andern sind hingegen Glieder der südeuropäischen Flora. Unter diesen Gräsern kamen Trifolien und Ranunkeln nicht häufiger, als bei uns vor. Nicht minder bedeutend erschien eine solche Uebereinstimmung an sumpfigen Orten, wo Cyperaceen auftraten oder Alisma und Iris *) sich in den gewöhnlichen Formen zeigten.

Um 9h 15′ erreichte ich ein kleines Gehölz, dessen Bäume, Eichen und Hainbuchen viel hochstämmiger waren, als ich bis jetzt in Thracien gesehen, wenn ich die Platanen in und neben den Ortschaften und die Cypressen der Friedhöfe ausnehme. Weit ragten jene Stämme aus dem Unterholz hervor, aber auch in der Folge blieb der Anblick hochwüchsiger Eichen auf meiner Reise durch Thracien eine Erscheinung, die sich nicht wiederholte. An der andern Seite des Wäldchens fließt der Absinthos oder der stärkste Zufluß desselben, den ich um 9h 30′ durchritt. Es ist ein schmaler Fluß, dessen Wasser nicht bis an die Steigbügel reichte. Von hieraus wird das Terrain sumpfiger.

Aber da wir uns nunmehr in der Nähe des oben erwähnten Bergrückens befanden, so ritten wir stets am Fuße von dessen Erhebungen, um die Sümpfe zu vermeiden, die von Zeit zu

---

*) **Poa pratensis L. Dactylis glomerata L. — Aegilops ovata L. Bromi sp. ex sect. Br. madritensis. — Scirpus sylvaticus L. Carex Fontanesii Poir? — Alisma Plantago L. Iris pseudacorus L.**

Zeit zur Rechten sichtbar wurden. Erst um 10^h wendeten wir uns wieder nach Westen und durchschnitten zwei Stunden lang die Wiesenfläche.

Kein Dorf, keine Hütte, kein Mensch war hier zu sehen. Ein scharfer Nordwestwind wehte uns entgegen, aber er milderte die Schwüle des Mittags nicht. Als wir so einsam und erschöpft fortritten, sahen wir drei Fußwanderer uns entgegen kommen. Schon von Weiten erkannte ich, daß einer von ihnen ein Derwisch war. Ich ritt voran, und als sie uns nahe waren, kamen sie an mein Pferd und riefen: »Bakschisch *),« indem der Derwisch die Arme ausstreckte, um ein Allmosen zu empfangen. Ich war im Begriff, meine Börse zu ziehen, als Dimitri herbeisprengte, einige Para's den Fremden hinwarf und meinem Pferde einen solchen Schlag mit der Peitsche versetzte, daß das muthige Thier unversehens mit mir fortgalopirte. Nachher entschuldigte er sich und meinte, es sei gefährlich, solchen Leuten Geld zu zeigen. Allerdings habe ich später gehört, daß die Klephten häufig die List gebrauchen, die Reisenden mit solchen Worten anzusprechen, sie dadurch sicher zu machen und den Widerstand zu vereiteln, den sie finden würden, wenn sie gleich Anfangs sich einen gewaltsamen Angriff erlaubten.

Um Mittag befand ich mich am Fuße des schon erwähnten Gebirges **) von Enos, welches von hieraus als eine quer der Ebene vorgelagerte Kette erscheint, deren höchste Erhebung am steilen Nordende liegt, von wo der Kamm nach Süden sich fortzieht und sich mit den übrigen Bergzügen vereinigt. Um die höhern Spitzen zu vermeiden, ritten wir hier in einer Schlucht nach Südwest und gewannen von da einen Paß, der auf die Höhe des Gebirgs führte. Wenn es von unten als eine einfache Kette erschien, so erhält man oben eine ganz verschiedene Anschauung. Es zeigt sich ein großes Plateau von unregelmäßiger Oberfläche, dessen Länge dem Abstande von Seriban ***) und

---

*) Eine Gabe, ein Trinkgeld.

**) Tschatal-tepé, d. h. Gabelberg.

***) Etwa wo Seriban liegt, habe ich am Eingange auf das Plateau einige Hütten berührt, deren Namen ich nicht erfahren habe.

Caraplacakdi der Charten entspricht, und dessen Breite drei Stunden beträgt. Dieses Viereck, das sich einem Quadrate nähert, wird im Durchschnitt eine Höhe von 4—600′ haben. Seine Ränder werden größtentheils durch kettenförmig geordnete Berge umgürtet, die aus dem Plateau allmählig sich erheben und nach der Außenseite tief und schroffer abfallen. Die höchsten liegen im nordwestlichen Winkel des Gebirgs und sind wahrscheinlich gegen 1200′ hoch *). Dieser Bergrand, der das Plateau nach allen vier Seiten wallförmig umgiebt, ist an einzelnen Stellen, namentlich gegen Südwesten unterbrochen. Durch diese Einschnitte erblickt man vom Plateau den Meerbusen von Saros, das aegaeische Meer und die Insel Samothrake. Einige Puncte der Straße sind so günstig gelegen, daß man auch nach Südsüdost einen freien Durchblick gewinnt. Ich sah unter diesen Umständen nicht bloß die Küste des Chersones, sondern auch eine äußerst ferne Bergspitze, die zum System des asiatischen Ida zu gehören scheint. Auch nach Westen breitete sich bald das Vorland von Enos vor mir aus, das zwar von kleinen Lagunen durchschnitten doch noch eine fruchtbare Ebene am Fuße des Gebirgs ausmacht.

Die Gebirgsart ist mannigfach. An den Abhängen steht Kalkstein und Schiefer an. Aber die Hauptmasse besteht aus einem rothen, dichten Fels, der nicht geschichtet ist, häufig sich zu Steinblöcken verstreut und wunderlich geformte Abstürze bildet. Schroffere Formen im Großen zeigt dies Gestein am nordwestlichen Bergrande, wo am Passe zwischen zwei Höhen ein malerisch gelegenes Kloster den überraschendsten Gesichtspunct gewährt. Uebrigens ist das Plateau einförmig und fast ohne Cultur. Die Vegetation besteht theils aus Gebüsch theils aus Weiden. In den Schluchten wächst südliches Gesträuch, und Acanthus **) zeigte sich in Knospen.

---

*) Nach Copeland's Messung erhebt sich der Tschatal-tepé 1305′ englische Fuße.

**) Acanthus mollis L., in Gesellschaft von Colutea arborescens L.

Um 4ᵃ erreichte ich beim Dorfe Amidalliak *) den Fuß dieses Gebirgs. Acht Stunden ohne Speise und Trank hatten mich sehr ermüdet, da die Hitze groß war und die frische Luft von Kesán mich verwöhnt hatte. Die Schwüle bei heftigem Winde war für meine Nerven noch ein fremdes Phänomen. Ich sendete den Postillon in das Dorf, um Wein oder Milch zu erhalten: allein es fand sich, daß weder Han noch Caffeehaus darin waren und daß ich auf jede Erfrischung verzichten müsse. Nach 70′ traf ich indessen in Enos ein. Es ist eine große Stadt, die mir nicht kleiner als Rodostó zu sein schien. Sie ist fast durchaus griechisch und hat nur eine Moschee. Da Dimitri hier Bekanntschaften hatte, so wendete er sich an ein ihm befreundetes Kloster, um Logis für mich zu erhalten. Man hatte jedoch über die Fremdenzimmer desselben schon anderweitig verfügt und so wurde ich in ein Nachbarhaus gewiesen, das einer zum Elend dürftigen Griechin gehörte.

*) Auf der Cotta'schen Charte reichen die Lagunen bis an dies Dorf, was ganz fehlerhaft ist. Vergl. meinen Plan (Taf. II.).

Sechstes Capitel.

Aufenthalt in Enos.

Hafen von Enos. Seeräuberei. Vorbereitungen zur Ueberfahrt nach dem Athos. Beschreibung der Stadt. Vegetation an den Lagunen. Hinblick auf Samothrake und auf die umliegende Küste. Die Klosterberge und deren Vegetationsverhältnisse.

Der Hafen von Enos ist zwar nach Art der Lagunen durch einen schmalen Landstreifen geschützt, allein er ist so seicht, daß die größern Schiffe außerhalb der Erdzunge vor Anker gehen müssen. Dazu kommt noch ein größerer Nachtheil, den die Gestalt der Küste mit sich bringt. Die Schiffe können nur bei nördlichem oder östlichem Winde auslaufen und der regelmäßige Wechsel von Land- und See-Wind scheint hier häufig unterbrochen zu werden. Diese Verhältnisse, welche durch die zunehmende Verschlammung der Maritzamündung von Jahr zu Jahr ungünstiger werden, sind ein unüberwindliches Hinderniß für das Emporblühen von Enos, obgleich die geographische Lage dieser Stadt als dem natürlichen Emporium für Bulgarien weit größere Vortheile darbietet, als Gallipoli oder Rodostó besitzen. In der That beschränkt sich der Handel, der die Griechen von Enos ernährt, größtentheils auf Küstenschifffahrt, die auf dem ruhigen Meere in offnen Barken betrieben wird. Diese kleinen Segel-

boote sind gewöhnlich Eigenthum der Schiffsleute und werden von den Kaufleuten je nach ihrem Bedarf gemiethet.

Anhaltende West- oder Süd-Winde haben daher zur Folge, daß die meisten Barken, die an diesen Küsten fahren, sich allmählig im Hafen von Enos versammeln, und daß, wenn der Wind sich nicht ändert, die Schiffer nach und nach ihre Baarschaft verzehren und in Noth gerathen. Solche Umstände bewirken bei dem gemeinen Griechen nicht selten den raschen Entschluß, sich der Seeräuberei zu ergeben. Es genügt, daß ein verwegener und in Gefahren gereifter Mann die Leidenschaft zu entflammen weiß, um eine Anzahl von Matrosen zu versammeln, die bereit sind, für Gewinn und ungebundenes Leben Alles auf's Spiel zu setzen. Ich unterhielt mich über diese Verhältnisse mit einem gebildeten Griechen, der ehemals Kaufmann in Enos gewesen war, und verwunderte mich, wie geringe Schuld er einer Lebensart beimaß, welche stets mit den abscheulichsten Grausamkeiten verbunden ist. Er rühmte die Sittlichkeit, die jetzt bei seinen Landsleuten herrsche, und meinte, daß kein Volk als das griechische sich so gesetzmäßig betragen würde, da der Verdienst in den letzten Monaten schlecht gewesen sei und viele Schiffer ohne Brod in Enos da lägen. Er sagte, die Versuchung sei groß, und, wenn junge Männer in Gefahren Gewinn oder nur Unterhalt suchten, dünke ihm das einigermaßen verzeihlich.

Indessen war dieses Lob des griechischen Characters nicht einmal begründet, da eben damals noch eine der kühnsten Banden von Piraten mit mehren Schiffen ihr Unwesen auf dem Meere zwischen Volo und Enos trieb, bereits zwei Jahre lang unangefochten gehaust und sogar eine förmliche Niederlassung auf einer der unbewohnten Teufelsinseln gegründet hatte, wo sie im Laufe dieses Sommers von der griechischen Marine überfallen und größtentheils aufgehoben wurde. Es war jedoch augenscheinlich, daß, während die Eigenthümer der Barken das hohe Meer sorgsam vermieden, die griechischen Kaufleute entweder aus Furcht oder aus Nationaleitelkeit diese Gefahren verleugneten und die verübten Gräuel in Abrede stellten. Als ich dem Proestos der Griechen von Enos meine Aufwartung machte, befragte ich ihn,

ob ich auf der Fahrt von Enos nach dem Athos nichts von Seeräubern zu befürchten hätte, und er versicherte, alle Erzählungen, die man davon höre, seien durch das Gerücht entstellt und übertrieben, er werde von allen Vorfällen in Kenntniß gesetzt, und könne bezeugen, daß einen Fall auf der Höhe von Volo abgerechnet seit langer Zeit sich nichts der Art ereignet habe. Allein mein Schiffer wagte späterhin nicht in gerader Linie von Enos nach dem Athos zu steuern und wich, so oft er eines Segels ansichtig wurde, nach der thracischen Küste aus.

Als ich in Enos eintraf, war durch den Westwind, der fast vierzehn Tage ohne Unterbrechung geweht hatte und sich erst jetzt in Nordwest umsetzte, eine Anzahl von einigen zwanzig Barken versammelt. Ich erfuhr sogleich, daß zwei Mönche vom Athos schon eine Woche lang auf günstigen Wind warteten, um nach Hause zu fahren. Sie hatten Plätze in einem der kleinsten Boote gemiethet und ich überredete den Schiffer, mich in dieser Gesellschaft für 100 Piaster mitzunehmen. Unsere Uebereinkunft erregte jedoch großes Mißbehagen unter den übrigen Seeleuten. Sie meinten, ich wäre der Mann, durch den einer von ihnen eine größere Summe verdienen müsse. Ich könne leicht gezwungen werden, eine große Barke für mich allein zu nehmen, wofür der zehnfache Preis gefordert ward. Wiewohl ich aus Vorsicht nach abgeschlossenem Handel einen Theil meines Gepäcks hatte in's Schiff tragen lassen, so siegte doch der Gemeinsinn, und mein Schiffer erklärte unter nichtigen Vorwänden, daß er mich im Stiche lassen müsse. Ich sprach den türkischen Woiwoden um Schutz an und erreichte dadurch meine Absicht zum großen Mißvergnügen der Griechen. Man unterließ sogar nicht mich durch Drohungen zu schrecken und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß unter der Menge von entschlossenen Seeleuten, die sich jetzt in Enos befänden, leicht Einige sein möchten, die meine Fahrt nach dem Athos zu einer reichlichen Entschädigung für ausgestandene Mühsal zu benutzen verständen. Ich wußte sehr gut, daß dergleichen in einer großen Barke wie in einer kleinen mir begegnen könne und achtete daher auf ihre Vorstellungen nicht. Um so verdrießlicher aber war es, daß der Wind eine schleunige Ab-

reise vereitelte. Ich wurde dadurch genöthigt, vier Tage in Enos zu bleiben, und da sich des Morgens einige Male Nordostwind einstellte, der jedoch nach kurzer Weile wieder zurücksprang, so erlaubte mein Schiffer nicht, daß ich mich länger als ein bis zwei Stunden aus der Stadt entfernte. Ich konnte mich daher nur in den nächsten Umgebungen umsehen und erst d.n letzten Tag, als die Aussichten noch ungünstiger waren, wie bisher, und ich mich fast entschlossen hatte, zu Lande über Fered weiterzureisen, verwendete ich zu einer interessanten Wanderung durch einen Theil des Tschatal-tepé. In der Nacht, die darauf folgte, setzte sich jedoch der Wind um und wir konnten am andern Morgen abreisen.

Enos war von allen Städten, die ich bis dahin in der Türkei gesehen, die reinlichste und am besten gebaute. Die Häuser sind ansehnlicher und häufig mit Giebeln oder Erkern versehen. Nirgends stößt man, wie in Constantinopel, auf die Trümmerstätten niedergebrannter Häuser, deren Reste dort nicht selten Jahre lang liegen bleiben, ehe man an den Wiederaufbau denkt. Auch in Enos sah ich die Spuren einer Feuersbrunst, aber die neuen Häuser waren schon wieder aufgerichtet. Die Stadt liegt auf einer Landzunge zwischen dem Hafen und einer der Lagunen. Sie ist daher auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt, aber dennoch besitzen die meisten Häuser einen Obstgarten, worin die edelsten Südfrüchte gedeihen. So erscheint in mehren der engen Gassen neben den dunkel gefärbten Wohnungen der Raja's eine freundliche, bunte Verzierung, wenn über die Gartenmauern blühende Granatäpfel und Feigenbäume hervorragen oder das silberfarbige Laub des wilden Oelbaums sich an schlanken Zweigen über die Straße ausbreitet. Uebrigens hat Enos ein finsteres und menschenleeres Ansehen, woraus man nicht auf den Verfall des Orts, sondern auf die Lebensart seiner Bewohner schließen kann. Auch der Bazar ist keineswegs reichlich ausgestattet, und Fleisch ist nur des Morgens früh zu kaufen. Aber wie es von einer Stadt, die nur durch den Transitohandel lebt, erwartet werden kann, so concentrirt sich alles Leben am Hafen. Ein breiter Quai erstreckt sich vom Eingang bis zum Ende des Orts.

aussehen. Daß eine so eitle Drohung den gewünschten Erfolg hatte und plötzlich das Benehmen des Woivoden umwandelte, liegt eben so sehr im türkischen Character begründet, als sein herrisches und vornehmes Wesen, ehe ihm Dimitri zu imponiren verstanden hatte.

Die Entfernung von Kesán und Enos kann nach der Länge der Poststraße, die zu 12 t. Stunden berechnet wird, nicht richtig geschätzt werden. Denn um im Winter die überschwemmten Wiesen und Sümpfe des Maritzadelta zu vermeiden, ist sie in einem Bogen angelegt, der so weit nach Süden reicht, daß er in die Nähe des Meerbusens von Saros über die Küstenberge führen soll. Da die Wiesen jetzt schon hinlänglich abgetrocknet waren, so ritten wir in ziemlich gerader Linie nach Enos und langten dort nach neun Stunden an, ohne auf den ersten sieben Stunden dieses Wegs weder irgend ein Dorf noch einen Han zu berühren. Um 7[h] hatten wir Kesán verlassen.

Sobald man in östlicher Richtung von den Defileen von Kesán herabkommt und die Ebene erreicht, dehnt sich eine weite Wiesenfläche aus, welche mehr als vier Stunden lang theils an das Küstengebirge stößt theils in die sumpfige und reich bewässerte Niederung übergeht, welche auf den Charten zum Meerbusen von Enos gemacht wird, während die Bewohner dieser Stadt die Gewässer derselben zur Maritza zählen. Dazu werden sie auch durch den Umstand berechtigt, daß die nördlich und nordöstlich von Enos befindlichen Wasseransammlungen süß oder nur halbsalzig sind, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Maritza einen großen Theil dieses ehemals vielleicht vorhandenen Meerbusens ausgefüllt und in ein weidenreiches Stromdelta umgewandelt hat. Obgleich die Nachrichten, welche ich hierüber einzog, mir selbst nicht genügen, so lehrte mich wenigstens so viel der Augenschein, daß man auf dem Wege von den Bergen bei Zinezzeköi bis Enos zur Rechten nur einen langsam fließenden Strom von fast trinkbarem Wasser hat, dessen gegenüberliegendes Ufer durch einen Wald von Schilf und Binsen eingefaßt in eine weite Ebene übergeht. Dieser Strom hat nur eine schmale Wasserbreite und mündet dicht vor Enos in dessen seichten Hafen. Auch ward

mir unweit Zinezzeköi die Gelegenheit zu Theil, von einer Höhe, welche die Gegend beherrschte, nach Norden zu blicken, und so weit das Auge reichte, sah ich nur binsenbedeckte Sumpfinseln aus engen Wassercanälen hervortreten. Es erschien mir, wie eine Wiederholung des Donaudelta. Indessen ist der Raum, welchen der Golf von Enos auf den Charten einnimmt, so beträchtlich, daß es immerhin möglich bleibt, im Mittelpunct desselben befinde sich noch jetzt eine ausgedehnte Wasserfläche, welche ich wegen zu geringer Höhe meines Standpuncts nicht erblicken konnte. Wahrscheinlich sind diese Zweifel schon durch die Charte von Copeland gehoben, die mir leider nicht zu Gesicht gekommen ist *). Für meinen gegenwärtigen Zweck genügt die Bestimmung, daß die Ebene, durch welche mein Weg von Kesán nach den Küstenbergen von Enos führte, gegen Nordwesten bis an die Maritza reicht.

Ich durchschnitt den südlichsten Theil dieser Fläche: denn nur im Absinthosthal setzt sie sich gegen Ibridsi fort. Westlich von diesem Flusse wird sie durch den Bergrücken begrenzt, von dem ich oben angegeben habe, daß er durch zwei stumpfe Spitzen sich auszeichne. Er zieht sich gegen Südwesten fort und vereinigt sich dort mit der Küstenkette von Saros. Diese steht wiederum in der Gegend des 44sten Meridians mit den Bergen von Enos in Verbindung, die sich von Seriban gegen Caraplacaköi **) erstrecken, und auf diese Weise wird die Ebene im Westen geschlossen.

Wenn ich von den Hügeln bei Kesán einen großen Theil

---

*) Inzwischen finde ich bei Webber Smith (a. a. O. S. 60) bereits die Angabe, daß der größte Durchmesser der Bai von Enos nur ungefähr drei englische Meilen betrage, und daß der vermeintliche Meerbusen der Lapie'schen Charte nicht existirt. Diese Nachrichten, welche meine Vorstellungen völlig bestätigen, beruhen ohne Zweifel auf Copeland's Küstenaufnahme, und bestimmen zugleich, daß der durch eine Lagunenbank geschützte Hafen noch mit einer kleinen Bai in Verbindung steht. Auffallend ist, daß er dabei den unmittelbar neben Enos in den Hafen mündenden Maritzaarm nicht zu kennen scheint.

**) Diese Ortsnamen sind der Cotta'schen Charte entnommen.

dieser horizontalen Fläche überblickte, und darin die Zeichen der Fruchtbarkeit und des Ackerbaus zu erkennen vermochte, so besteht hingegen ihr Südrand nur aus Wiesengrund. Auf diesen Wiesen, deren hoher Graswuchs und feuchter Humusboden sie von den Weiden des Plateaus von Málgara unterscheidet, sah ich viele Heerden von Büffeln und Rindvieh. Ich erinnerte mich einer Bemerkung, die ich schon früher in Bezug auf die Wiesen bei den süßen Wassern von Constantinopel aufgezeichnet habe. Die Physiognomie der Maritzawiesen gleicht eben so sehr dem Typus von Nordeuropa. Von vier Gräsern, welche die Hauptbestandtheile des Graswuchses bildeten, gehörten auch zwei zu den gemeinsten Arten unserer Wiesengräser: die beiden andern sind hingegen Glieder der südeuropäischen Flora. Unter diesen Gräsern kamen Trifolien und Ranunkeln nicht häufiger, als bei uns vor. Nicht minder bedeutend erschien eine solche Uebereinstimmung an sumpfigen Orten, wo Cyperaceen auftraten oder Alisma und Iris *) sich in den gewöhnlichen Formen zeigten.

Um 9h 15' erreichte ich ein kleines Gehölz, dessen Bäume, Eichen und Hainbuchen viel hochstämmiger waren, als ich bis jetzt in Thracien gesehen, wenn ich die Platanen in und neben den Ortschaften und die Cypressen der Friedhöfe ausnehme. Weit ragten jene Stämme aus dem Unterholz hervor, aber auch in der Folge blieb der Anblick hochwüchsiger Eichen auf meiner Reise durch Thracien eine Erscheinung, die sich nicht wiederholte. An der andern Seite des Wäldchens fließt der Absinthos oder der stärkste Zufluß desselben, den ich um 9h 30' durchritt. Es ist ein schmaler Fluß, dessen Wasser nicht bis an die Steigbügel reichte. Von hieraus wird das Terrain sumpfiger.

Aber da wir uns nunmehr in der Nähe des oben erwähnten Bergrückens befanden, so ritten wir stets am Fuße von dessen Erhebungen, um die Sümpfe zu vermeiden, die von Zeit zu

*) Poa pratensis L. Dactylis glomerata L. — Aegilops ovata L. Bromi sp. ex sect. Br. madritensis. — Scirpus sylvaticus L. Carex Fontanesii Poir? — Alisma Plantago L. Iris pseudacorus L.

Zeit zur Rechten sichtbar wurden. Erst um 10ʰ wendeten wir uns wieder nach Westen und durchschnitten zwei Stunden lang die Wiesenfläche.

Kein Dorf, keine Hütte, kein Mensch war hier zu sehen. Ein scharfer Nordwestwind wehte uns entgegen, aber er milderte die Schwüle des Mittags nicht. Als wir so einsam und erschöpft fortritten, sahen wir drei Fußwanderer uns entgegen kommen. Schon von Weiten erkannte ich, daß einer von ihnen ein Derwisch war. Ich ritt voran, und als sie uns nahe waren, kamen sie an mein Pferd und riefen: »Bakschisch *),« indem der Derwisch die Arme ausstreckte, um ein Allmosen zu empfangen. Ich war im Begriff, meine Börse zu ziehen, als Dimitri herbeisprengte, einige Para's den Fremden hinwarf und meinem Pferde einen solchen Schlag mit der Peitsche versetzte, daß das muthige Thier unversehens mit mir fortgalopirte. Nachher entschuldigte er sich und meinte, es sei gefährlich, solchen Leuten Geld zu zeigen. Allerdings habe ich später gehört, daß die Klephten häufig die List gebrauchen, die Reisenden mit solchen Worten anzusprechen, sie dadurch sicher zu machen und den Widerstand zu vereiteln, den sie finden würden, wenn sie gleich Anfangs sich einen gewaltsamen Angriff erlaubten.

Um Mittag befand ich mich am Fuße des schon erwähnten Gebirges **) von Enos, welches von hieraus als eine quer der Ebene vorgelagerte Kette erscheint, deren höchste Erhebung am steilen Nordende liegt, von wo der Kamm nach Süden sich fortzieht und sich mit den übrigen Bergzügen vereinigt. Um die höhern Spitzen zu vermeiden, ritten wir hier in einer Schlucht nach Südwest und gewannen von da einen Paß, der auf die Höhe des Gebirgs führte. Wenn es von unten als eine einfache Kette erschien, so erhält man oben eine ganz verschiedene Anschauung. Es zeigt sich ein großes Plateau von unregelmäßiger Oberfläche, dessen Länge dem Abstande von Seriban ***) und

*) Eine Gabe, ein Trinkgeld.

**) Tschatal-tepé, d. h. Gabelberg.

***) Etwa wo Seriban liegt, habe ich am Eingange auf das Plateau einige Hütten berührt, deren Namen ich nicht erfahren habe.

Caraplacaköi der Charten entspricht, und dessen Breite drei Stunden beträgt. Dieses Viereck, das sich einem Quadrate nähert, wird im Durchschnitt eine Höhe von 4—600′ haben. Seine Ränder werden größtentheils durch kettenförmig geordnete Berge umgürtet, die aus dem Plateau allmählig sich erheben und nach der Außenseite tief und schroffer abfallen. Die höchsten liegen im nordwestlichen Winkel des Gebirgs und sind wahrscheinlich gegen 1200′ hoch *). Dieser Bergrand, der das Plateau nach allen vier Seiten wallförmig umgiebt, ist an einzelnen Stellen, namentlich gegen Südwesten unterbrochen. Durch diese Einschnitte erblickt man vom Plateau den Meerbusen von Saros, das aegaeische Meer und die Insel Samothrake. Einige Puncte der Straße sind so günstig gelegen, daß man auch nach Südsüdost einen freien Durchblick gewinnt. Ich sah unter diesen Umständen nicht bloß die Küste des Chersones, sondern auch eine äußerst ferne Bergspitze, die zum System des asiatischen Ida zu gehören scheint. Auch nach Westen breitete sich bald das Vorland von Enos vor mir aus, das zwar von kleinen Lagunen durchschnitten doch noch eine fruchtbare Ebene am Fuße des Gebirgs ausmacht.

Die Gebirgsart ist mannigfach. An den Abhängen steht Kalkstein und Schiefer an. Aber die Hauptmasse besteht aus einem rothen, dichten Fels, der nicht geschichtet ist, häufig sich zu Steinblöcken verstreut und wunderlich geformte Abstürze bildet. Schroffere Formen im Großen zeigt dies Gestein am nordwestlichen Bergrande, wo am Passe zwischen zwei Höhen ein malerisch gelegenes Kloster den überraschendsten Gesichtspunct gewährt. Uebrigens ist das Plateau einförmig und fast ohne Cultur. Die Vegetation besteht theils aus Gebüsch theils aus Weiden. In den Schluchten wächst südliches Gesträuch, und Acanthus **) zeigte sich in Knospen.

---

*) Nach Copeland's Messung erhebt sich der Tschatal-tepé 1305′ englische Fuße.

**) Acanthus mollis L., in Gesellschaft von Colutea arborescens L.

Um 4ᵃ erreichte ich beim Dorfe Amiballiak*) den Fuß dieses Gebirgs. Acht Stunden ohne Speise und Trank hatten mich sehr ermüdet, da die Hitze groß war und die frische Luft von Kesán mich verwöhnt hatte. Die Schwüle bei heftigem Winde war für meine Nerven noch ein fremdes Phänomen. Ich sendete den Postillon in das Dorf, um Wein oder Milch zu erhalten: allein es fand sich, daß weder Han noch Caffeehaus darin waren und daß ich auf jede Erfrischung verzichten müsse. Nach 70′ traf ich indessen in Enos ein. Es ist eine große Stadt, die mir nicht kleiner als Rodostó zu sein schien. Sie ist fast durchaus griechisch und hat nur eine Moschee. Da Dimitri hier Bekanntschaften hatte, so wendete er sich an ein ihm befreundetes Kloster, um Logis für mich zu erhalten. Man hatte jedoch über die Fremdenzimmer desselben schon anderweitig verfügt und so wurde ich in ein Nachbarhaus gewiesen, das einer zum Elend dürftigen Griechin gehörte.

*) Auf der Cotta'schen Charte reichen die Lagunen bis an dies Dorf, was ganz fehlerhaft ist. Vergl. meinen Plan (Taf. II.).

Sechstes Capitel.

Aufenthalt in Enos.

Hafen von Enos. Seeräuberei. Vorbereitungen zur Ueberfahrt nach dem Athos. Beschreibung der Stadt. Vegetation an den Lagunen. Hinblick auf Samothrake und auf die umliegende Küste. Die Klosterberge und deren Vegetationsverhältnisse.

Der Hafen von Enos ist zwar nach Art der Lagunen durch einen schmalen Landstreifen geschützt, allein er ist so seicht, daß die größern Schiffe außerhalb der Erdzunge vor Anker gehen müssen. Dazu kommt noch ein größerer Nachtheil, den die Gestalt der Küste mit sich bringt. Die Schiffe können nur bei nördlichem oder östlichem Winde auslaufen und der regelmäßige Wechsel von Land- und See-Wind scheint hier häufig unterbrochen zu werden. Diese Verhältnisse, welche durch die zunehmende Verschlammung der Maritzamündung von Jahr zu Jahr ungünstiger werden, sind ein unüberwindliches Hinderniß für das Emporblühen von Enos, obgleich die geographische Lage dieser Stadt als dem natürlichen Emporium für Bulgarien weit größere Vortheile darbietet, als Gallipoli oder Rodostó besitzen. In der That beschränkt sich der Handel, der die Griechen von Enos ernährt, größtentheils auf Küstenschifffahrt, die auf dem ruhigen Meere in offnen Barken betrieben wird. Diese kleinen Segel-

boote sind gewöhnlich Eigenthum der Schiffsleute und werden von den Kaufleuten je nach ihrem Bedarf gemiethet.

Anhaltende West= oder Süd=Winde haben daher zur Folge, daß die meisten Barken, die an diesen Küsten fahren, sich allmählig im Hafen von Enos versammeln, und daß, wenn der Wind sich nicht ändert, die Schiffer nach und nach ihre Baarschaft verzehren und in Noth gerathen. Solche Umstände bewirken bei dem gemeinen Griechen nicht selten den raschen Entschluß, sich der Seeräuberei zu ergeben. Es genügt, daß ein verwegener und in Gefahren gereifter Mann die Leidenschaft zu entflammen weiß, um eine Anzahl von Matrosen zu versammeln, die bereit sind, für Gewinn und ungebundenes Leben Alles auf's Spiel zu setzen. Ich unterhielt mich über diese Verhältnisse mit einem gebildeten Griechen, der ehemals Kaufmann in Enos gewesen war, und verwunderte mich, wie geringe Schuld er einer Lebensart beimaß, welche stets mit den abscheulichsten Grausamkeiten verbunden ist. Er rühmte die Sittlichkeit, die jetzt bei seinen Landsleuten herrsche, und meinte, daß kein Volk als das griechische sich so gesetzmäßig betragen würde, da der Verdienst in den letzten Monaten schlecht gewesen sei und viele Schiffer ohne Brod in Enos da lägen. Er sagte, die Versuchung sei groß, und, wenn junge Männer in Gefahren Gewinn oder nur Unterhalt suchten, dünke ihm das einigermaßen verzeihlich.

Indessen war dieses Lob des griechischen Characters nicht einmal begründet, da eben damals noch eine der kühnsten Banden von Piraten mit mehren Schiffen ihr Unwesen auf dem Meere zwischen Volo und Enos trieb, bereits zwei Jahre lang unangefochten gehaust und sogar eine förmliche Niederlassung auf einer der unbewohnten Teufelsinseln gegründet hatte, wo sie im Laufe dieses Sommers von der griechischen Marine überfallen und größtentheils aufgehoben wurde. Es war jedoch augenscheinlich, daß, während die Eigenthümer der Barken das hohe Meer sorgsam vermieden, die griechischen Kaufleute entweder aus Furcht oder aus Nationaleitelkeit diese Gefahren verleugneten und die verübten Gräuel in Abrede stellten. Als ich dem Proestos der Griechen von Enos meine Aufwartung machte, befragte ich ihn,

ob ich auf der Fahrt von Enos nach dem Athos nichts von Seeräubern zu befürchten hätte, und er versicherte, alle Erzählungen, die man davon höre, seien durch das Gerücht entstellt und übertrieben, er werde von allen Vorfällen in Kenntniß gesetzt, und könne bezeugen, daß einen Fall auf der Höhe von Volo abgerechnet seit langer Zeit sich nichts der Art ereignet habe. Allein mein Schiffer wagte späterhin nicht in gerader Linie von Enos nach dem Athos zu steuern und wich, so oft er eines Segels ansichtig wurde, nach der thracischen Küste aus.

Als ich in Enos eintraf, war durch den Westwind, der fast vierzehn Tage ohne Unterbrechung geweht hatte und sich erst jetzt in Nordwest umsetzte, eine Anzahl von einigen zwanzig Barken versammelt. Ich erfuhr sogleich, daß zwei Mönche vom Athos schon eine Woche lang auf günstigen Wind warteten, um nach Hause zu fahren. Sie hatten Plätze in einem der kleinsten Boote gemiethet und ich überredete den Schiffer, mich in dieser Gesellschaft für 100 Piaster mitzunehmen. Unsere Uebereinkunft erregte jedoch großes Mißbehagen unter den übrigen Seeleuten. Sie meinten, ich wäre der Mann, durch den einer von ihnen eine größere Summe verdienen müsse. Ich könne leicht gezwungen werden, eine große Barke für mich allein zu nehmen, wofür der zehnfache Preis gefordert ward. Wiewohl ich aus Vorsicht nach abgeschlossenem Handel einen Theil meines Gepäcks hatte in's Schiff tragen lassen, so siegte doch der Gemeinsinn, und mein Schiffer erklärte unter nichtigen Vorwänden, daß er mich im Stiche lassen müsse. Ich sprach den türkischen Voivoden um Schutz an und erreichte dadurch meine Absicht zum großen Mißvergnügen der Griechen. Man unterließ sogar nicht mich durch Drohungen zu schrecken und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß unter der Menge von entschlossenen Seeleuten, die sich jetzt in Enos befänden, leicht Einige sein möchten, die meine Fahrt nach dem Athos zu einer reichlichen Entschädigung für ausgestandene Mühsal zu benutzen verständen. Ich wußte sehr gut, daß dergleichen in einer großen Barke wie in einer kleinen mir begegnen könne und achtete daher auf ihre Vorstellungen nicht. Um so verdrießlicher aber war es, daß der Wind eine schleunige Ab-

reise vereitelte. Ich wurde dadurch genöthigt, vier Tage in Enos zu bleiben, und da sich des Morgens einige Male Nordostwind einstellte, der jedoch nach kurzer Weile wieder zurücksprang, so erlaubte mein Schiffer nicht, daß ich mich länger als ein bis zwei Stunden aus der Stadt entfernte. Ich konnte mich daher nur in den nächsten Umgebungen umsehen und erst d.n letzten Tag, als die Aussichten noch ungünstiger waren, wie bisher, und ich mich fast entschlossen hatte, zu Lande über Fered weiterzureisen, verwendete ich zu einer interessanten Wanderung durch einen Theil des Tschatal-tepé. In der Nacht, die darauf folgte, setzte sich jedoch der Wind um und wir konnten am andern Morgen abreisen.

Enos war von allen Städten, die ich bis dahin in der Türkei gesehen, die reinlichste und am besten gebaute. Die Häuser sind ansehnlicher und häufig mit Giebeln oder Erkern versehen. Nirgends stößt man, wie in Constantinopel, auf die Trümmerstätten niedergebrannter Häuser, deren Reste dort nicht selten Jahre lang liegen bleiben, ehe man an den Wiederaufbau denkt. Auch in Enos sah ich die Spuren einer Feuersbrunst, aber die neuen Häuser waren schon wieder aufgerichtet. Die Stadt liegt auf einer Landzunge zwischen dem Hafen und einer der Lagunen. Sie ist daher auf einen sehr engen Raum zusammengedrängt, aber dennoch besitzen die meisten Häuser einen Obstgarten, worin die edelsten Südfrüchte gedeihen. So erscheint in mehren der engen Gassen neben den dunkel gefärbten Wohnungen der Raja's eine freundliche, bunte Verzierung, wenn über die Gartenmauern blühende Granatäpfel und Feigenbäume hervorragen oder das silberfarbige Laub des wilden Oelbaums sich an schlanken Zweigen über die Straße ausbreitet. Uebrigens hat Enos ein finsteres und menschenleeres Ansehen, woraus man nicht auf den Verfall des Orts, sondern auf die Lebensart seiner Bewohner schließen kann. Auch der Bazar ist keineswegs reichlich ausgestattet, und Fleisch ist nur des Morgens früh zu kaufen. Aber wie es von einer Stadt, die nur durch den Transitohandel lebt, erwartet werden kann, so concentrirt sich alles Leben am Hafen. Ein breiter Quai erstreckt sich vom Eingang bis zum Ende des Orts.

Hier drängen sich Matrosen und Handelsleute, hier sieht man gefüllte Caffeebuden, Kornspeicher und Magazine, und indem sich alle Zeichen eines lebhaften Verkehrs auf einem Puncte vereinigen, so täuscht man sich leicht über die Größe und Bedeutung der Stadt. Es setzte mich in Erstaunen, als der Proestos mir erklärte, daß Enos nur 6000 *) Einwohner zähle, von denen ¾ Griechen sind und manche sich des Rufs begüterter Kaufleute erfreuen. Die türkische Bevölkerung ist sehr gering und nur das Castell, welches an der Südseite der Stadt auf einer Anhöhe liegt und von den Voivoden bewohnt wird, bezeugt die Gegenwart des herrschenden Volks. Es ist nach Art des Serails in Constantinopel von hohen Mauern umgeben und könnte zur Vertheidigung von Stadt und Hafen dienen.

Ich besuchte zuerst die schmalen Lagunenzungen, die bei höherm Wellenschlage von den Fluthen überströmt sich als schmale Landstreifen in das Meer hinausschieben. Aehnliche Küstengebilde, deren Widerstand gegen die Stürme man schwer begreift, sollen bei Venedig eine Mannigfaltigkeit von Gewächsen hervorbringen, aber hier fand ich sie sumpfig, unfruchtbar und nur von wenigen geselligen Pflanzen **) bewachsen. Eine dieser Erdzungen ist eine unmittelbare Fortsetzung der Hafenstraße und dehnt sich an ihrem äußersten Ende zu einer sandigen Fläche aus. Dort sind einige offene Baraken errichtet, die Quarantaineanstalt von Enos. Es lagen damals nur wenige große Schiffe vor dem Hafen. Aber gerade als ich mich dort befand, langte ein Kauffahrer aus Alexandrien an. Er brachte die Nachricht, daß dort die Pest ausgebrochen sei, und wurde demzufolge zur Quarantaine verurtheilt. Wahrscheinlich war es das erste Mal, daß diese Maßregel hier in Ausführung gebracht wurde, allein da die Anstalten keineswegs einen wirksamen Erfolg versprachen, so mußte man besorgen, daß

---

*) Hiermit stimmen auch die Nachrichten von Webber Smith (a. a. O.) überein, der 1300 griechische, 150 türkische und 60 von Zigeunern bewohnte Häuser rechnet.

**) z. B. Carex divisa Huds. Hordeum maritimum With. Cochlearia Armoracia L. Spergularia marina Pers.

die Hoffnung, der sich Viele bei dieser Neuerung überließen, in einer wirklichen Gefahr nicht würde gerechtfertigt werden. Die Araber machten es sich in den Baraken möglichst bequem, Lebensmittel wurden ihnen mit der üblichen Vorsicht dargereicht, doch nur eine einzige Schildwache untersagte den Verkehr zu Wasser und zu Lande. Da jedoch die Kähne im Hafen beständig dicht vorüberfuhren, so war leicht vorauszusehen, daß bei eintretender Nacht jeder aegyptische Matrose nach Belieben die Stadt würde besuchen können.

Nach dem Lande zu fand ich die Küstenebene von Enos in reichlicher Cultur, sowohl an Korn und Gemüse, als an sorgfältig abgewässerten Viehweiden. Die Spaziergänge an den Lagunen gewährten mehre anziehende Prospecte. Statt der Platanen, deren breite Krone so oft ein gefälliges Laubdach verbreitet, ist es hier die griechische Pappel *), die in gewaltigen Stämmen am Ufer der Lagune die ansehnlichste Baumgruppe bildet. An Höhe steht sie ihrer lombardischen Schwester nicht nach, aber im Wuchs und Laube gleicht sie der deutschen. In der Nähe wachsen Bäume von sehr eigenthümlichem Ansehen. Ihre Krone zeigt eine bläuliche Silberfarbe, jedoch matter und glanzloser, als beim wilden Oelbaum. Die nadelförmigen Blätter sind den jungen Trieben der Cypresse nicht unähnlich, allein die Zweige bleiben einfach, breiten sich nach allen Seiten wie straffe Ruthen aus und sind mit unzähligen Blumenrispen beladen, deren winzige fleischfarbige Blüthen erst bei näherer Betrachtung erkannt werden mögen. Es ist eine Art der Tamariske **), allein ihr starker 20' hoher Stamm trennt sie weit von dem gewöhnlichen Gebüsch dieser Gattung, das sich vom Boden aus verzweigt, oder doch nur selten unter günstigen Umständen einen kurzen Stamm abzusondern vermag.

Uebrigens bot die flache Umgegend von Enos dem Botaniker wenig Interesse dar. Eine Menge von Unkräutern bedeckte die

*) Populus graeca Ait.

**) Tamarix parviflora DC. (T. articulata W. nec Vahl. Thuja aphylla L.).

Felder, es ist indessen bekannt, wie wenig in einer solchen Vegetation die europäischen Länder sich unterscheiden, und wie bestimmte Pflanzen überall, hat einmal die Cultur die ursprünglichen Gewächse vertilgt, die Saaten des Landmanns zu begleiten pflegen. So finden sich denn auch hier in einem Verzeichnisse, welches 28 *) der am häufigsten auf den Aeckern von Enos wuchernden Arten aufzählt, 18 auch über die norddeutschen Brachfelder und Raine verbreitet und die übrigen sind wiederum in Italien anzutreffen. Ihre Samen gelangen mit dem Saatkorn aus einer Gegend in die andere und wachsen und vermehren sich, in so weit ihre Lebenssphäre dem fremden Clima entspricht. Und so erheischt die Kunde ihrer ursprünglichen Heimath für den einzelnen Fall eine besondere Untersuchung.

Wenn man sich früh am Tage an das Ufer des Meers begiebt und die jenseitigen Küsten von der Morgensonne am günstigsten beleuchtet werden, so muß man sich billig über die Durchsichtigkeit der griechischen Atmosphäre verwundern, welche auch die entlegensten Puncte in das Gesichtsfeld treten läßt, so weit es die Wölbung der Erde nur gestattet. Denn zweimal habe ich von diesem niedrigen Standpuncte den Berg Athos mit völliger Deutlichkeit rechts von der Insel Samothrake gesehen, und zwar nicht als einen unbemerklichen Punct, den man mit dem Fernrohre suchen müßte, sondern wie eine Pyramide, die glänzend aus den Fluthen hervortaucht und von Jedermann mit unbewaffnetem Auge unterschieden wird. Bei günstigem Winde bedarf der Küstenfahrer, der in gerader Linie von Enos nach dem Athos

*) Barbarea vulgaris Br. Erysimum orientale Br. Sisymbrium Sophia L. Lepidium Draba L. Capsella Bursa pastoris DC. Erodium cicutarium l'Hér. var. glutinosa. Malva sylvestris L. M. rotundifolia L. Fumaria officinalis L. Euphorbia helioscopia L. Potentilla reptans L. Conium maculatum L. Galium Aparine L. Carduus crispus L. Asperugo procumbens L. Plantago major L. Pl. Coronopus L. Urtica pilulifera L. — Ranunculus muricatus L. Medicago orbicularis L. M. scutellata L. Torilis nodosa Gärtn. Anthemis altissima L. Nicotiana rustica L. Anchusa undulata L. A. italica Retz. Rumex pulcher L. Triticum villosum M. B.

schiefrigen Felsart am deutlichsten erkannt werden können. Allein da der größte Theil der Pflanzen von dem festen Gebäude der Erde durch eine pulverige Erdkrume getrennt wird, so schien mir die physische oder chemische Beschaffenheit der letztern für diese Gewächse dieselbe Rolle zu spielen, wie für jene die Art des Gesteins. Da nun die Natur des Bodens durchaus nicht allein von seiner geognostischen Unterlage abhängt, sondern durch die leichte oder schwere Verwitterung benachbarter Gesteine, durch die Neigung der Erdoberfläche, durch Quellen, Flüsse und atmosphärische Niederschläge, so wie durch die Vegetation einmal vorhandener Gewächse gleichfalls bestimmt wird, da auf derselben Formation oft die verschiedensten Bodenarten wechseln, da über zwei benachbarte, fremdartigste Formationen oft dieselbe Erdkrume ausgebreitet erscheint, so bildete ich die Hypothese aus, daß das Vorkommen der meisten Gewächse nicht von der geognostischen Formation, sondern von der Art des Bodens bedingt werde. Diese Ansicht, weit entfernt die übrigen Einflüsse der Außenwelt auf das Zusammenleben der Pflanzen zu leugnen, steht nur der rein geognostisch-pflanzengeographischen Theorie gegenüber und bedarf, erschiene sie auch übrigens in der Natur der Sache begründet und im Bewußtsein der meisten reisenden Botaniker mehr oder minder klar ausgesprochen, dennoch einer bestimmten Begründung durch solche Beobachtungen, die bei einer entschiedenen Gleichartigkeit der sonstigen Lebensverhältnisse den Parallelismus zwischen Veränderungen des Bodens und der Vegetation nachweisen. Zu diesem Zwecke schien mir jede Beobachtung von Bedeutung zu sein, welche entweder die Identität des Pflanzenwuchses auf zwei verschiedenen und benachbarten Formationen darthun, oder entschiedene Vegetationsgrenzen auf derselben Felsunterlage nachweisen würde und im letztern Falle Gegensätze in der Beschaffenheit der Erdkrume aufzufinden im Stande wäre. Ueberzeugt endlich, daß den negativen Beobachtungen über absolutes Fehlen bestimmter Arten in einem umschlossenen Bezirke weniger Beweiskraft zugeschrieben werden kann, wollte ich mein Augenmerk besonders auf das Vorherrschen und Zurücktreten einzelner Arten, auf den physiognomischen Ausdruck solcher Gegen-

aus dem Meere erhebt und wahrscheinlich über 5000′ hoch *) ist, so muß man ihren Anblick zu den großartigsten Erscheinungen dieser Meere zählen. Man kann die steilen Abhänge, welche auch aus größerer Nähe betrachtet nirgends einen bequemen Zugang zu den Höhen der Insel vermuthen lassen, füglich mit den Formen einer Kalkalpe vergleichen und würde sich einen ziemlich genauen Begriff von ihrer Physiognomie entwerfen, wenn man in Gedanken den Salzburger Untersberg in den Archipel versetzte und ihn auf dunkelm, stillem Meere ruhend sich vorstellen wollte. Wäre das Wetter mir günstiger gewesen, so würde ich nicht verfehlt haben, diese anziehende Insel zu besuchen: leider mußte ich mich indessen mit dem schönen Bilde und einigen spärlichen Nachrichten begnügen, welche mir einer der Priester des nachbarlichen Klosters zukommen ließ, als er meine ärztliche Hülfe in Anspruch nahm.

Gegen gichtische Beschwerden waren ihm vor einigen Jahren die Bäder von Samothrake empfohlen, wo sich heiße Mineralquellen finden, welche eines geringen Rufs in der Nachbarschaft genießen. Als der Priester dem ihm gewordnen Rathe nachkommen wollte, begegnete ihm ein Abenteuer, bei dessen Erinnerung er noch jetzt, als er es erzählte, in Seufzer und Klagen ausbrach. Er hatte nach der mißtrauischen Sitte der Griechen, die vielleicht durch die Umstände gerechtfertigt wird, sein sämtliches Vermögen in baarem Gelde mit sich nach Samothrake genommen. Er landete bei einem kleinen Dorfe **), welches eine Strecke von den heilsamen Quellen entfernt lag. Weit entfernt, hier eine geordnete Badeanstalt anzutreffen, mußte er in einer verlaßnen, einsamen Fischerhütte sich einsiedeln und das Wasser gebrauchen, wie es der Felsen ihm darbot. Aber schon am dritten Tage wurde

*) Nach Copeland beträgt die Höhe 5248 englische Fuße.

**) Nach der Angabe dieses Priesters wohnen nur einige hundert Familien auf der ganzen Insel. Ich vermuthe indessen, daß er sich hierin täuschte, da ihm die Südküste von Samothrake unbekannt blieb. Webber Smith besuchte ein Dorf in der Nähe des Westcaps, welches 300 von Griechen bewohnte Häuser zählte.

seine Cur durch einen Ueberfall von mehren vermummten Männern unterbrochen, die in einer Schlucht vom Gebirge herabkamen und in denen er seine eignen Schiffer zu erkennen glaubte. Sie begnügten sich nicht, ihn seines Geldes und sonstiger Habe zu berauben, sondern sie schlugen und mißhandelten ihn dergestalt, daß er für todt liegen blieb. Als er sich erholt hatte, führten ihn Fischer von Samothrake aus Mitleid in sein Kloster nach Enos zurück. Er klagte, daß seine Gesundheit nun völlig von nachfolgender Krankheit geschwächt sei und daß jener Geldverlust ihm seitdem die bitterste Armuth auferlege. So viel ist indessen gewiß, daß seit jenem Vorfall die Insel Samothrake an der ganzen Küste als ein ungastliches Gestade verrufen ist, wohin die Rede des Volks manche Schreckbilder der Phantasie zu verlegen liebt.

Die andere Insel, deren Gebirge nach Enos herüberscheinen, ist Tassos. Ich werde, da ich sie besucht habe, bald mehr von ihr mitzutheilen im Stande sein. Sie ist über 15 g. Meilen entfernt und bedarf daher, um deutlich zu erscheinen, wie der höhere Athos, der Morgenbeleuchtung. Wenn die Sonne höher heraufstieg und der Seewind sich mäßigte, verschwanden die einsamen Umrisse, einer nach dem andern. Dann veränderte sich auch die dunkelblaue Färbung der beiden noch übrigen Bergmassen von Samothrake und vom Cap Marogna in Thracien. Sie schienen um viele Meilen hinausgerückt, wenn man am Morgen, getäuscht durch die genaue Zeichnung der Schluchten und Felswände, ungeübten Auges in einer Stunde hinüberzufahren sich wohl hätte getrauen mögen. Nach Mittag pflegten leichte Wölkchen um den Gipfel von Samothrake zu schweben, die sich gegen Abend sammelten, zu schweren, tiefblauen Massen anhäuften und dies Haupt der Gebirgsinsel verhüllten. Dann tönten zuweilen dumpfe Donnerschläge matt herüber, oder, wenn das Gewitter sich vertheilte, gaben die Wolken zu wundersam geformten und bunt gefärbten Bildern Anlaß, wie den Sonnenblicken des Abends eigen ist. Und so möchte es einem Künstler, der diesen Ort zu seinen Studien erwählte, weder an Schönheit noch an Wechsel der Anschauungen fehlen, falls ihn das Meer, die südliche Natur

und die Zusammenstellung von entfernten und nähern Bergformen anzuziehen vermöchten.

Von der Küste ist bei Enos nur wenig sichtbar, da die Aussicht gegen Süden jenseits der südlichen Lagune durch ein niedriges Vorgebirge beschränkt wird, welches in eine spitze Landzunge ausläuft und als die äußerste Fortsetzung der Saroskette betrachtet werden muß. Wir haben gesehen, wie diese Bergreihe zuerst den südlichen Gebirgssaum des Tekirdagh bildet und weiterhin dieselbe Bedeutung für das Plateau der Küstenberge von Enos erhält. Aber auch über diese hinaus setzt sie sich, wiewohl mitunter nur schwach angedeutet, am Südrande der Enosebene gegen Westen und später gegen Nordwesten fort. Zuletzt wird sie durch die Lagunen und das Delta der Maritza von den Vorbergen des Despoto-dagh getrennt. Ueber diese ragt die höhere Kette hervor, welche bei Fered anhebt und sich über Makri nach Westen fortsetzt. Das hohe Cap Marogna, eine ihrer Brüstungen gegen das Meer, welche scharf nach Süden der Insel Samothrake gegenüber vorspringt, ist der äußerste Punct der thracischen Küste, der von Enos wahrgenommen werden kann. Die Bergreihe von Fered bis zu diesem Cap ist der Bai von Enos gegenüber weniger als 1000′ hoch und erhebt sich erst am Vorgebirge Marogna zu der doppelten Höhe. Sie läßt indessen ihrer Nähe wegen nirgends die höhern Gebirge des Despoto-dagh herübertreten, von denen ich einige in Kesán gesehen hatte. In Nordnordost jedoch erblickt man mehre Spitzen, welche entfernter liegen und jenen Bergen von Trajanopolis wahrscheinlich angehören. In Nordost endlich, wo das Delta sich weit ausbreitet, fällt der Blick auf den unbegrenzten Horizont der Maritzaebene.

Es wurde schon früher erwähnt, daß der östliche Maritzaarm, nachdem er seinen Bogen um das Delta beschrieben, in westlicher Richtung als ein mäßiger, schiffbarer Fluß strömend dicht neben der Stadt in deren Seehafen sich ergießt. Auch die große Deltainsel aus niedrigem Weideland, welche durch diesen Lauf der Gewässer gebildet einen großen Theil des vermeintlichen Meerbusens von Enos ausfüllt, wurde zur Berichtigung jenes seltsamen und einflußreichen Irrthums, wenn gleich nur aus lücken-

hafter Anschauung, bei der Erörterung dieses Gegenstandes angeführt. Als ich nun jetzt jene weite Fläche, die östlich vom Hafen und nördlich vom untern Maritzabett sich ausdehnt, der Stadt gegenüber vom Ufer und später vom Tschatal-tepé überblickte, glaubte ich mir die Verwechselung von Land und Meer an einer von jeher Handel treibenden Küste kaum anders erklären zu können, als indem ich eine späte Bildung jener Insel zu historischer Zeit mir vorstellte. Und da ihre wagerechte Oberfläche, die nur wenige Fuße aus dem Spiegel des aegaeischen Meers hervorragt, eine vulcanische Hebung derselben anzunehmen nicht gestattet, so blieb übrig nach Thatsachen zu forschen, welche das Problem, als sei ein Meerbusen, der in einer frühern Periode der Küstenaufnahmen und Chartenzeichnungen existirte, der aber jetzt größtentheils verschwunden ist, durch die Ablagerungen aus der schlammreichen Maritza in ein Strombelta allmählig verwandelt worden, zu beglaubigen oder doch einigermaßen zu unterstützen vermöchten. Die Tradition des Volks ertheilt hierüber keine Aufschlüsse. Daß der Hafen von Enos sich jährlich mehr und mehr verschlamme, wurde angeführt: aber entscheidende Nachrichten können dort, selbst wenn man das Verständniß der Frage erreichte, kaum erwartet werden. Der Umstand jedoch, daß die Wasserströmung, durch welche die Insel gebildet wird, den Namen Maritza führt und im Sinne der Eingebornen nichts mit dem Meere gemein hat, deutet darauf hin, daß man seit alten Zeiten gewöhnt ist, einen der Arme jenes Stroms neben der Stadt Enos münden zu sehen.

Aus der Oertlichkeit selbst auf jene Verhältnisse zu schließen, kann ich nur eine einzige Beobachtung anführen, die jedoch kaum geeignet ist, einen wesentlichen Beitrag zur Lösung der Frage zu liefern. Sie ist botanischer Art und betrifft die Verbreitung der Halophyten. Sobald man von den Lagunen her neben dem Hafen vorüber bis an die Mündung der Maritza gelangt ist, sieht man sogleich jede Spur von denjenigen Litoralpflanzen verschwinden, die zu ihrer Vegetation einen kochsalzhaltigen oder durch Meerwasser getränkten Boden bedürfen. In den physischen Verhältnissen des Bodens und der Lage aber findet sich kein Unter-

schied zwischen dem Ufer der Lagunen und der Maritza. Daß eben dort sich auch salziges und fast süßes Wasser begegnen, scheint die Erscheinung völlig zu erklären: allein vielleicht läßt sich doch noch mehr daraus schließen. Daß die Maritza oberhalb ihrer Mündung Flußwasser führt, welches vermöge ihres geringen Falls nicht völlig unvermischt bleibt, verträgt sich wohl mit unserer Hypothese, indem bei einer Deltabildung, wenn der Meeresgrund überall und nicht bloß inselförmig vor der Strommündung durch den Schlamm des Flusses erhöht wird, das Meer in der That durch strömendes süßes Wasser verdrängt werden kann. Ist jedoch diese Veränderung bei Enos vor nicht langer Zeit eingetreten, und das heutige Maritzaufer früher beständig von Meerwasser bespült worden, so ist kaum zu begreifen, daß Küstenpflanzen, wie **Spergularia marina P.**, durch jenen physischen Proceß, der seines langsamen Fortgangs wegen kaum eine Catastrophe zu nennen wäre, vollständig von ihrem natürlichen Standorte sollten verdrängt sein. Denn da diese und andere Halophyten nur eine so geringe Menge Kochsalz zu ihrer Ernährung bedürfen, daß man sie in andern Gegenden oft eine Strecke weit in's Land verbreitet sieht und die Bedingung ihres Fortkommens vormaligen Ueberschwemmungen zuschreiben möchte: so würde entweder ein geringer Rest von Salzen in der ehemaligen Küste des Meerbusens jene Gewächse haben erhalten können, oder selbst der eigne Salzgehalt ihres Gewebes hätte, von Generation zu Generation theils durch den Samen theils durch die verwesenden Reste der Mutterpflanzen am Standorte des Gewächses festgehalten, bei ihrem geselligen Wachsthum, ihrer wuchernden Lebensart lange Zeiträume hindurch sie an ihren ursprünglichen Wohnort zu fesseln vermocht. Wenn aber nun die Spergularie am Ufer der Maritza durchaus vermißt wird, so möchte schon dieser, dem Anscheine nach kleinliche Umstand auf die Vermuthung leiten, daß sie dort niemals vorkam, oder, auf unsere Frage angewendet, daß die Maritzainsel der ersten Annahme entgegen nicht durch Ausfüllung eines ehemaligen Meerbusens entstanden sei, sondern daß nur eine breite, vielarmige Strommündung hier allmählig sich verschlammt habe. Inzwischen steht dieser Schlußfolge der Fall

der Sand sich mehr und mehr aus der Erdkrume verliert. Auch dieser Umstand spiegelt sich sehr characteristisch in der Vegetation. Zuerst findet sich unter jenen Kräutern ein geselliges Gras *) ein; es wird immer häufiger; die Kräuter vereinzeln sich; andere Grasarten treten auf. Wo der humose Thonboden sich rein entwickelt hat, bedeckt ihn eine dichte Grasvegetation, von der fast jede blatttragende Pflanze ausgeschlossen bleibt. Namentlich verschwindet die Santolina mit den letzten Kiesstücken, um welche ihre rasenartigen Zweige sich so gern verschlingen und zwischen denen die schwache Wurzel, die doch den hohen Stengel zu tragen bestimmt ist, sich so leicht befestigen kann. Wenn nun aber zahlreiche Grasformen den Raum völlig einnehmen, so würde man doch den Ort nicht wohl eine Wiese nennen können. Es entwickelt sich hier vielmehr vollständig der wesentliche Gegensatz, den man bei einer Vergleichung der süd- und nordeuropäischen Grasarten überhaupt in beschränkterem Sinne aussprechen kann. Die Gramineen, welche die Flora des mittelländischen Beckens vor dem nördlichen Europa voraus hat, haben größtentheils eine zarte Zaserwurzel und dauern daher nicht länger als ein Jahr aus **). Die Grasvegetation der Klosterberge besteht durchaus nur aus jährigen Arten ***). Damit hängt nun natürlich zusammen, daß der Schmuck dichten Rasens ganz fehlt und daß man nur Halm an Halm, Rispe an Rispe gedrängt sieht. Man

---

*) Stipa tortilis Desf.

**) In der Flora des mittelländischen Beckens sind 85 Gramineen allgemein verbreitet, welche diesseits der Alpen nicht vorkommen. Von diesen sind 53 monocarpisch, nur 32 perenniren. — Diesseits der Alpen wachsen in Deutschland 171 Gräser, unter diesen 49 monocarpische und 122 perennirende. — Diese Angaben, welche den Beweis des oben aufgestellten Satzes enthalten, gründen sich auf Zählungen in den beiden synoptischen Werken von Kunth und Koch. Bei der erstern sind die auf einen Theil von Süd-Europa beschränkten Gräser unberücksichtigt gelassen.

***) Aegilops triaristata W. Phleum tenue Schrad. Agrostis pallida DC. Avena tenuis. Mch. Bromus ex sect. Br. madritensis L. Poa annua L. und Stipa tortilis Desf. sind die Bestandtheile der Grasvegetation des humosen Thonbodens.

ebene Oberfläche entsprechen genau der Beschreibung, welche die alten Schriftsteller vom Doriscus entworfen haben. Von Enos, heißt es bei Herodot, umzog Xerxes den Hafen *) Stentoris und gelangte so nach dem Doriscus. Auf dieser Ebene nahm er die Zählung der Truppen vor, während er die Schiffe nicht, wie man dargestellt hat, an demselben Orte, sondern auf einem neben dem Doriscus liegenden Küstenstriche an's Land ziehen ließ, der sich bis an das Vorgebirge Serrium erstreckte und auf dem die Städte Sale und Zone lagen **). In diesen Worten liegt die deutlichste Beschreibung der Gegend, wenn man unter dem Doriscus die Maritzainsel und unter dem benachbarten Küstenstriche die Strecke von der westlichen Mündung bis zum Cap Marogna versteht, welche von jener Insel eben nur durch den westlichen Arm der Maritza getrennt wird. Später finde ich Gelegenheit zu bemerken, weshalb man unter dem Vorgebirge Serrium das Cap Marogna und nicht das von Makri wahrscheinlich wird verstehen müssen. Aus dem Umstande, daß man bisher, ohne den Text des Herodot wörtlich ***) genau zu nehmen, sich den Doriscus bis zum Vorgebirge Serrium ausgedehnt dachte, erklärt sich leicht das Mißverständniß, welches der natürlichen Beschaffenheit des Landes zuwider diese Ebene an die Westseite der Maritza verlegt hat.

Wie auffallend wäre es auch bei so getreuen, der heutigen Küstengestalt so genau entsprechenden Ueberlieferungen, wenn des großen Meerbusens der Charten, der dem Zuge des Heers ein so großes Hinderniß in den Weg gelegt hätte, auf keine Weise sollte gedacht sein! Wie viel natürlicher ist es anzunehmen, daß er

*) Αἶνον — καὶ Στεντορίδα λιμένα παρεξιών, ἐς ὃ ἀπίκετο ἐς Δορίσκον. ib. Die richtige Lesart ist nämlich λιμένα statt λίμνην, da Plinius (l. 4. c. 11.) in derselben Reihenfolge: Os Hebri. Portus Stentoris. Oppidum Aenos aufzählt.

**) ἐν τῷ Δορίσκῳ — τῆς στρατιῆς ἀριθμὸν ἐποιέετο — τὰς νέας — — ἐς τὸν αἰγιαλὸν τὸν προσεχέα Δορίσκῳ ἐκόμισαν, ἐν τῷ Σάλη — πεπόλισται πόλις καὶ Ζώνη, τελευταία δὲ αὐτοῦ Σέῤῥειον ἄκρη ὀνομαστή. ib.

***) Der zweimal gebrauchte Ausdruck αἰγιαλος für zwei verschiedene, wenn auch benachbarte, Oertlichkeiten macht diesen Irrthum noch begreiflicher.

Einiges bleibt noch übrig, um das Bild von der Flora der Klosterberge zu vervollständigen. Der Bach, welcher das Vorland bewässert, giebt Anlaß zu einer besondern Ufervegetation. Erst seit Kurzem auf ein schmales Bett, das auch bald versiegen wird, eingeschränkt, hatte er in seinem Thale sumpfige Gründe und Lachen zurückgelassen, in denen einige der gewöhnlichsten, wasserbedürfenden Pflanzen, z. B. Vergißmeinnicht und weißer Ranunkel *) unter Schilf und Binsen sich verbreiteten. Das ganze Thal aber war von dem schon oben erwähnten Gesträuch **) dicht bewachsen, das man in Frankreich Gatilier, in Griechenland Lygaria nennt. Von der Krim her über alle Küsten des südlichen Europa verbreitet, ist dieser schöne Strauch mir in Rumelien nur dreimal vorgekommen, dann aber gesellig den morastigen Boden oder den Kies der Flüsse üppig bedeckend. Erst im Spätsommer, wenn seine violetten, hellrothen oder weißen Blumentrauben sich entwickeln, zeigt er sich so zierlich und duftend, daß er wohl dazu einladen mochte, aus seinen biegsamen Schößlingen und weichem Laube zur Zeit der Thesmophorien den griechischen Jungfrauen ein keusches ***) Lager zu bereiten. Indessen ist der Wohlgeruch nicht auf die Blüthen eingeschränkt: auch die Blätter und Zweige hauchen einen lieblichen Duft aus, der zwischen dem Aroma der Melone und der Feige gleichsam in der Mitte steht. Wollte man diesen ganz eignen Geruch noch näher bezeichnen und sich der hergebrachten Ausdrücke bedienen, so würde man ihn weder durchaus zu den ambrosischen, noch zu den rein aromatischen Stoffen zählen können, wiewohl er diesen Classen am meisten sich nähert. Er ist höchst angenehm und zart und

---

*) Myosotis palustris With. Ranunculus fluitans Lam. Solanum Dulcamara L.

**) Vitex agnus castus L. (Λυγαρία).

***) Von diesem Gebrauche, der mit der Meinung einer dem Campher analogen Wirksamkeit des Gewächses in Verbindung stand, stammt der Name ἀγνός, dem in der Folge die lateinische Uebersetzung pleonastisch beigefügt wurde. Dieser Name hat sich nach Sibthorp gleichfalls unter den Griechen als ἀγνεά erhalten.

rizainsel kein Product historischer Zeiten sei und daß der vermeintliche Meerbusen von Enos von jeher ein reiches Weideland gebildet habe, welches von Armen der Marizainsel bewässert und umflossen wird. Erleidet es gleich keinen Zweifel, daß, wie im Delta des Nils und anderer Ströme, so auch hier stetige Veränderungen in der Richtung der Flußarme, in ihrer Anzahl, in der Tiefe ihres Betts, in der Gestalt der Deltainseln vorgegangen sind, so haben wir dagegen hier keins jener großen Naturphänomene anzunehmen, wodurch dem Meere durch die Thätigkeit eines Stroms ein bedeutendes Gebiet in neuern Zeiten abgewonnen wäre, eine Annahme, zu der man lediglich durch geographische Irrthümer veranlaßt werden könnte.

Die nordwestlichsten Höhen des Küstengebirgs von Enos, die den östlichen Horizont begrenzen und deren Lage aus dem angehängten Plane hervorgeht, gaben, als ich sie besuchte, mir zu verschiedenen Beobachtungen Anlaß, die ich jetzt mitzutheilen beabsichtige. Um des kürzern Ausdrucks willen werde ich jene Berge, welche den nordwestlichen Winkel des Tschatal-tepé bilden, die Klosterberge nennen, da meine Wanderung mich dort in das Kloster Pandelémona *) führte. Es sind unregelmäßig neben und über einander geordnete Hügel, welche das Plateau des Gabelbergs von der Ebene und Mariza trennen. Man kann sich eine Vorstellung von der Erhebung dieser Hügel machen, wenn man sie terrassenförmig aufgestapelt sich denkt, wobei der Fuß der Terrasse gegen Westen gerichtet die Ebene von Enos berührt.

Wenn man von Enos längs der Mariza nach den Klosterbergen geht, so trifft man eine halbe Stunde von der Stadt, bei *a* zuerst auf anstehendes Gestein. Bis dahin führt ein Fußsteig, der neben der Windmühle, welche vor dem Orte liegt, links vom Reitwege nach Kesán abgeht, über Viehweiden, worauf Pferde gehalten wurden. Auf kleinen Raum in großer Anzahl zusammengedrängt, hatten sie Gras und Kräuter kahl abgeweidet. Doch schienen auch hier, wie jenseits der Küstenberge, die Gräser

---

*) Παντελέμονα sc. εἰς τόν.

zuweilen rücken die einzelnen Gebüschgruppen so dicht zusammen, daß ganze Bergabhänge aus der Ferne völlig bewaldet erscheinen. Allein wo sie zerstreuter wachsen, füllt die oben geschilderte Grasvegetation stets die Zwischenräume aus. Nur in einem der Thäler fand ich Cultur, Felder von Linsen, Kichererbsen und Weizen *).

Fast undurchdringlich war der Hügel θ von 8′ hohen Coccuseichen bewachsen und es kostete ungemeine Anstrengung, die Spitze zu erreichen. Dies ist der höchste Punct, den ich überhaupt im Tschatal-tepé erstiegen habe und von hier aus nahm ich die Winkel auf, worauf der beigefügte Plan sich gründet. Ich schätze die Höhe jenes Hügels auf 1200′ und sie wird nur von dem Berge x, den Copeland **) gemessen zu haben scheint, übertroffen. Die Form dieser beiden höchsten Erhebungen des Gabelgebirgs ist, wiewohl sie aus demselben Material gebaut sind, sehr verschieden: die westliche (θ) ist ein Kegel mit abschüssigen Gehängen, die östliche steigt, zwar ebenfalls steil, aber mit einer breiten Wendung empor, wodurch oben ein länglicher Grat gewonnen wird. Wenn übrigens, wie schon erwähnt wurde, ungeachtet der schroffen Neigung dieser Berge dichtes, grünes Gebüsch sie bedeckt, wenn die Aussicht, die in der Ferne, von der Stadt zur Ebene, von den Küstenhügeln zu den Wiesen der

---

fen, welche ganz allgemein über Thracien und Macedonien verbreitet ist. Ich bin, so eifrig ich darnach suchte, nie so glücklich gewesen Blüthen oder Früchte zu finden oder auch nur Bäume von dieser Eiche anzutreffen. Sie gehört jedenfalls nicht zu Q. pubescens W., die an der albanischen Küste zuerst auftritt und vielleicht nur eine Littoralform unserer Eiche sein mag. Der rumelische Eichenstrauch scheint mir hingegen zu der wenig bekannten Q. Esculus L. zu gehören, von der ich jedoch keine entscheidende Abbildung kenne und die Beschreibungen neuerer Schriftsteller unter einander widersprechend finde. Am nächsten steht sie der gleichfalls vielgestaltigen Q. pyrenaica W. — Außer diesen Eichen praedominirte in den Klosterbergen Ostrya carpinifolia Scop.; einzeln kamen Colutea arborescens L. und Pyrus salicifolia L. vor.

*) Ervum Lens L. Cicer arietinum L. Triticum vulgare Vill.

**) Das Resultat seiner Messung, 1305′, ist schon oben angeführt.

schwemmen. Die Stadt selbst ist durch etwas höhere Lage geschützt und lehnt sich an die Dünen, welche das Castell und die Windmühle tragen.

Sobald ich die Felsen, welche rückwärts in das Vorland der Klosterberge übergehen und gegen die Ebene sanft geneigt sind, auf dem Fußwege erklimmte, fand ich das übrigens kahle Gestein von einer der wohlriechendsten Rosen *) geschmückt, deren umhersprossende Zweige, mit einfachen weißen Blumen beladen, einen unförmlichen Felsblock in zierlichem Wachsthum belebten. Diese Rose, die ich nie zuvor in so vollkommner Ausbildung gesehen hatte, war für mich eine glückliche Vorbedeutung von bedeutendern Ergebnissen, die mir bevorstanden.

Mir ist auf meinen botanischen Wanderungen nie ein Ort vorgekommen, der eins der Hauptprobleme in der Pflanzengeographie, nämlich die Frage nach dem Verhältnisse zwischen Boden und Vegetation, mit solcher Bestimmtheit löste, als die Gegend, die ich jetzt zu betreten im Begriff stand. Ich will meine Ansicht, die ich früher hegte und für welche ich hier wie mir scheint erschöpfende Beweise fand, zuerst dogmatisch hinstellen, um darauf meine speciellen Beobachtungen zu beziehen.

Seitdem Herr Unger, um die Abhängigkeit des Vorkommens bestimmter Pflanzenarten von der geognostischen Beschaffenheit ihres Standorts nachzuweisen, eine Landschaft von Tyrol in diesem Sinne mit Vorsicht und Genauigkeit prüfte, war man trotz einzelner Widersprüche aus früherer oder späterer Zeit allgemein der Ansicht, daß zwar viele Pflanzen sich über die verschiedensten Felsarten verbreiten, gewisse Arten aber mehr oder minder oder ganz absolut an eine bestimmte geognostische Unterlage gebunden sind, und dieser einen eigenthümlichen Vegetationscharacter verleihen. Ich war weit entfernt, diesen Satz für solche Pflanzen in Zweifel zu ziehen, welche unmittelbar auf dem Gestein wurzeln oder zu den sogenannten Felspflanzen gerechnet werden. In den Alpen, wo ein nicht geringer Theil der Flora aus dergleichen Gewächsen besteht, mußte ihre Abhängigkeit von der kalkigen oder

*) Rosa alba L.

schiefrigen Felsart am deutlichsten erkannt werden können. Allein da der größte Theil der Pflanzen von dem festen Gebäude der Erde durch eine pulverige Erdkrume getrennt wird, so schien mir die physische oder chemische Beschaffenheit der letztern für diese Gewächse dieselbe Rolle zu spielen, wie für jene die Art des Gesteins. Da nun die Natur des Bodens durchaus nicht allein von seiner geognostischen Unterlage abhängt, sondern durch die leichte oder schwere Verwitterung benachbarter Gesteine, durch die Neigung der Erdoberfläche, durch Quellen, Flüsse und atmosphärische Niederschläge, so wie durch die Vegetation einmal vorhandener Gewächse gleichfalls bestimmt wird, da auf derselben Formation oft die verschiedensten Bodenarten wechseln, da über zwei benachbarte, fremdartigste Formationen oft dieselbe Erdkrume ausgebreitet erscheint, so bildete ich die Hypothese aus, daß das Vorkommen der meisten Gewächse nicht von der geognostischen Formation, sondern von der Art des Bodens bedingt werde. Diese Ansicht, weit entfernt die übrigen Einflüsse der Außenwelt auf das Zusammenleben der Pflanzen zu leugnen, steht nur der rein geognostisch-pflanzengeographischen Theorie gegenüber und bedarf, erschiene sie auch übrigens in der Natur der Sache begründet und im Bewußtsein der meisten reisenden Botaniker mehr oder minder klar ausgesprochen, dennoch einer bestimmten Begründung durch solche Beobachtungen, die bei einer entschiedenen Gleichartigkeit der sonstigen Lebensverhältnisse den Parallelismus zwischen Veränderungen des Bodens und der Vegetation nachweisen. Zu diesem Zwecke schien mir jede Beobachtung von Bedeutung zu sein, welche entweder die Identität des Pflanzenwuchses auf zwei verschiedenen und benachbarten Formationen darthun, oder entschiedene Vegetationsgrenzen auf derselben Felsunterlage nachweisen würde und im letztern Falle Gegensätze in der Beschaffenheit der Erdkrume aufzufinden im Stande wäre. Ueberzeugt endlich, daß den negativen Beobachtungen über absolutes Fehlen bestimmter Arten in einem umschlossenen Bezirke weniger Beweiskraft zugeschrieben werden kann, wollte ich mein Augenmerk besonders auf das Vorherrschen und Zurücktreten einzelner Arten, auf den physiognomischen Ausdruck solcher Gegen-

den richten, so wie es denn schon aus den ausgezeichneten Untersuchungen Unger's hervorgeht, daß die Vegetation der Kalkalpen von dem Schiefergebirge besonders im Vorwalten der Individuen bestimmter Formen sich unterscheidet.

Die Klosterberge von Enos bestehen aus zwei geognostischen Formationen, von denen die eine die Hügel bildet, die andere Thäler und Vorland zusammensetzt. Schon eine solche Begrenzung der Felsarten läßt es voraussetzen, daß jeder Hügel einem besondern Hebungsdurchbruche entspreche, daß wir auf vulcanischem Boden uns befinden. Noch bestimmter geht dies daraus hervor, daß die Hügel aus einem dichten, ungeschichteten Gestein bestehen und die zweite Formation dessen Conglomerat ist. Die erstere Gebirgsart ist die nämliche, welche schon oben auf der Reise über das Küstengebirge als seine Hauptmasse bildend dargestellt wurde. Da es von rother Farbe ist und die Lagerungsverhältnisse seine vulcanische Entstehung darthun, so scheint es zu gewissen Thonporphyren zu gehören, denen die Crystallaussonderung nicht selten in großen Felspartieen fehlt. Es ist indessen wahrscheinlich, daß noch andere vulcanische Gebirgsarten entweder in der Nachbarschaft anstehen, oder doch bei der Hebung thätig gewesen sind. Dies schließe ich aus der Zusammensetzung des Conglomerats. Das Eingeschlossene desselben sind unregelmäßige Stücke nicht selten von beträchtlicher Größe, von denen zwar ein Theil jenem Porphyr entspricht, ein anderer aber Trachyt ist und ein dritter Bestandtheil einem Grauwacke-artigen Gesteine angehört. Das Bindemittel dieser Felsarten ist eine zerreibliche, hellrothe und in's Grauliche stechende Masse, die sandiger Natur ist und der Verwitterung nur in sehr geringem Grade widerstehen kann. Ich bemerkte darin keine Spur von angeschmolzenen Kieseltheilen. So zerfällt das Conglomerat denn leicht in einen kiesreichen Sandboden, dessen Kies aus den weniger zersetzbaren, früher eingeschlossen gewesenen Gebirgsarten besteht.

Dies Conglomerat erstreckt sich nach dem Plane von $\alpha-\gamma$, setzt sich durch das Thal zwischen δ und ε fort, reicht von da bis an den Fuß von ϑ, kehrt noch einmal zwischen ϑ und $\varkappa$ wieder und kann von da bis zum Kloster von Pandelémona verfolgt

erhält ihre Klöster in Blüthe und Wirksamkeit. Wenn auch die Priester häufig über die gegenwärtigen Zeiten Klage führen, so ist doch nicht zu leugnen, daß viele Klöster, ohne selbst begütert zu sein, noch jetzt durch die Almosen bestehen, die ihnen zufließen, und daß bei dieser Abhängigkeit vom Gemeinsinn ihr Wohlstand groß genug ist, um hie und da neue Bauten zu unternehmen und jedem Fremden ein gastliches Obdach zu gewähren. Wer freilich nicht aus Dürftigkeit, sondern als Reisender oder um irgend eine Feier zu begehen, ihre Behausung aufsucht, setzt eine Ehre darin, durch ein reichliches Geschenk die Gastfreundschaft zu belohnen und zugleich seinen frommen Sinn zu beurkunden.

Die Gesellschaft von Griechen, welche ich im Kloster Panbelémona antraf und die mich zu diesen allgemeinern Bemerkungen über die Bedeutung der griechischen Klöster veranlaßte, war zahlreich und bestand aus mehren Kaufmannsfamilien von Enos. Sie hatten einer Hochzeit in einem benachbarten Dorfe beigewohnt und beschlossen, eine häusliche Nachfeier im Kloster zu halten und erst am folgenden Tage nach Hause zurückzukehren. Der Priester, welcher Pandelémona bewohnt, war nicht zugegen und hatte, was mir characteristisch zu sein scheint, obwohl er vielleicht erst nach mehren Tagen von einer Berufsreise heimkehren mochte, die Pforte des Klosters und die Besuchzimmer unverschlossen und unbewacht zurückgelassen. Hier waren nun die Griechen eingezogen, und da sie kalte Küche mitgebracht und einen Heerd aus aufgelesenen Steinen zum Caffeekochen hergerichtet hatten, so entbehrten sie die Gegenwart des Geistlichen und Hausherrn durchaus nicht. Durch diese Vorgänge wurde ich, ermüdet und nach Trank und Speise verlangend, freilich einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, indem ich sah, daß hier für Geld nichts zu bekommen war. Allein die Kaufherrn kamen mir mit einer so gutmüthigen freundlichen Einladung entgegen, an ihrem Abendbrod Theil zu nehmen, daß ich erfreut sein mußte, in diese ansprechende Gesellschaft mich unerwartet eingeführt zu sehen, um so mehr als eine ältliche Dame, welche die Honneurs machte, französisch und ihre Tochter italienisch sprach.

2. Die Klosterberge bestehen überall, wo das Gestein nicht zu Tage steht, aus humosem Thonboden.

Die Ausführung dieses Details sollte den Satz vorbereiten, daß mit diesen scharfen Grenzen der Bodenarten auch scharfe Vegetationsgrenzen, durch Vorherrschen oder Zurücktreten gewisser Familien und Arten ausgedrückt, zusammenfallen, solche Gegensätze aber den Gesteingrenzen fehlen. Meine Beobachtungen, welche den Beweis dieses Satzes enthalten, haben den Vorzug, daß sie sich nur auf krautartige Gewächse beziehen. Das Vorland, der Hügel δ, eine Strecke im Thale zwischen δ, θ und η besteht, in so weit es zur Lösung jener Frage benutzt wird, aus Weideland. Die Cultur hat nichts dafür gethan. Das Licht kann gleichförmig einwirken. Die Höhe des Vorlandes ist übereinstimmend und entspricht den Thälern innerhalb der Hügel. In der Bewässerung hat kein Ort vor dem andern mehr voraus, als die Natur des Bodens mit sich bringt. So sind alle Umstände, die auf die Vegetation wirken, mit der einzigen Ausnahme des unmittelbaren Substrats, so gleichartig, daß die Vegetationsunterschiede ausschließlich auf das letztere bezogen werden müssen.

1. Der sandige Kiesboden trägt den Stempel der Unfruchtbarkeit. Denn jedes Individuum steht für sich. Gräser herrschen vor, nur einige Leguminosen und Disteln treten zwischen ihnen auf. Von der Grasvegetation des humosen Thonbodens unterscheiden sich die hier vorkommenden Gräser sowohl durch dünnes Wachsthum, dem die Kiesstücke hinderlich sind, als durch größere Uebereinstimmung der Formen und durchgreifende Verschiedenheit der Arten *). Sie sind von dem zweiten Gebiete des Vorlands scharf abgeschlossen.

2. So wie der Boden die Kiesstücke verliert, zugleich schwärzer wird und an Thongehalt zunimmt (β), hören jene Gräser auf. An ihre Stelle tritt eine dichte Decke von Leguminosen,

*) Die Gräser des sandigen Kiesbodens sind: Triticum villosum MB. Aegilops ovata L. und Melica minuta L. Häufig fand ich Galium divaricatum Lam., einzeln Trifolium globosum L. Andere Pflanzen standen noch nicht in Blüthe.

und zwar eine besondere Vereinigung von mehren Kleearten, die zum Theil fest am Boden liegen, oder sich kaum von ihm erheben, und äußerst gesellig wachsen, unter denen einzelne große Arten derselben Gattung einsam sich erheben und die sämmtlich dem südlichen Europa eigenthümlich sind, aber auch nirgends so reichlich und unvermischt als hier von mir beobachtet wurden. Unter diesen Trifolien kommt beständig ein Gras vor, welches dem Sandboden fremd war. Auch diese Vegetation *) ist genau auf den humosen Lehmboden beschränkt. Nur das eben erwähnte Gras bildet auch einen vorherrschenden Bestandtheil der Flora des humosen Thonbodens, wächst aber dort in anderer Gesellschaft.

3. Der kiesreiche Lehmboden, dessen Humusgehalt nach der Farbe zu schließen geringer ist, als bei der vorigen Bodengattung, entbehrt wiederum eines dichten Pflanzenwuchses, aber die hier vorkommenden Kräuter standen im üppigsten Wachsthum, und ihr Gebiet war schon aus der Ferne an zahllosen schwefelgelben Blüthenköpfen kenntlich, welche in der Nähe einen äußerst starken und aromatischen Geruch verbreiteten. Die Pflanze, eine Santolina, enthält diesen kräftigen und der Art eigenthümlichen Duft nicht bloß in den Blumen, sondern im ganzen Kraute, aus dem sich die Blüthenstiele fußhoch erheben. Trotz jener Eigenschaft wird diese Gegend von den Thieren mit besonderer Vorliebe aufgesucht und abgeweidet. Als ich dort war, bot sie eben einen interessanten Anblick dar. Eine Heerde von 40 Cameelen **) hatte sich angesiedelt und hielt sich streng im Bereich der blühenden Santolinen, wiewohl weiterhin das Futter reichlicher wuchs. Da der Platz nicht geräumig ist und die meisten Thiere mit dem Wiederkäuen sich beschäftigten, so mochte man sich mit einiger Phantasie vorstellen, daß sie sich des gewürzhaften Krautes nur als Nachtisch bedienten. Diese Menge von großen Thieren, die fast sämmtlich in einem wohlbehaarten Felle steckten, dessen Man-

*) Die characteristische Vegetation des humosen Lehmbodens besteht aus: Trifolium hirtum All., tomentosum L., subterraneum L., globosum L. und Stipa tortilis Desf. Zerstreut wächst Trifolium angustifolium L.

**) Camelus bactrianus L.

gel sie in der Regel zu entstellen pflegt, ihre verschiedenartigen Stellungen, ihr menschenfreundliches Naturell, welches erlaubt ihnen nahe zu treten, sie zu streicheln, in die stiergroßen und doch klugen Augen zu blicken: alles dies gewährte einen Eindruck, den ich Thiermalern gewünscht hätte. Die ganze Heerde bildete einen Halbkreis. Im Mittelpuncte standen die meisten Cameele aufrecht und bewegten sich langsam hin und wieder. Nur den Kopf senkten sie, um zu grasen, an die Erde. Auf den Seiten befanden sich größtentheils die Thiere, welche ihr Mahl schon beendet hatten. Einige knieeten auf den Vorderfüßen und sahen in dieser Stellung aus der Ferne beinahe wie Känguru's aus; andere lagen ganz ausgestreckt am Boden. Unbeweglich ruhten sie aus; nur die Kinnladen blieben in steter Thätigkeit: übrigens jedes Glied still, wie im Schlaf. Einem Jeden, dem nur etwas Sinn für Naturgeschichte gegeben ist, müßte solch ein Anblick genügen, um trotz der unähnlichen Gestalt die natürliche Verwandtschaft des Cameels mit dem Rinde aussprechen zu können. Also das Futter, das diese Thiere sich gewählt hatten, bestand nicht aus Gräsern, sondern aus Kräutern. Wiewohl unter diesen die Santolina am meisten in die Augen fiel, so theilte sie doch ihr Recht auf den Besitz des Bodens noch mit drei andern Krautarten *), von denen jedoch nur die Chamille, welche uns von Kesán schon bekannt ist, mit ihr an Größe wetteifert. Die beiden andern liegen winzig am Boden, und eine derselben, ein Klee, ist dem Kies- und Lehmboden gemeinsam. Aus diesen vier Pflanzen besteht die Vegetation der Cameelweide.

4. Endlich die vierte und ausgebreitetste Bodenart, der humose Thonboden, der aus der Zersetzung des Porphyrs entstanden ist, zeigt zunächst die Eigenthümlichkeit, daß er nicht wie die bisher betrachteten in scharfer Begrenzung abgeschlossen ist, sondern daß der kiesreiche Lehmboden am Fuße des Hügels *â* allmählig in ihn übergeht, indem die Kiessteine seltener werden und

---

*) Die Pflanzen des kiesreichen Lehmbodens sind: Lyonnetia tenuiloba DC.! (Santolina montana Sibth.). Anthemis sp. Trifolium hirtum All. Scleranthus perennis L.

der Sand sich mehr und mehr aus der Erdkrume verliert. Auch dieser Umstand spiegelt sich sehr characteristisch in der Vegetation. Zuerst findet sich unter jenen Kräutern ein geselliges Gras *) ein; es wird immer häufiger; die Kräuter vereinzeln sich; andere Grasarten treten auf. Wo der humose Thonboden sich rein entwickelt hat, bedeckt ihn eine dichte Grasvegetation, von der fast jede blatttragende Pflanze ausgeschlossen bleibt. Namentlich verschwindet die Santolina mit den letzten Kiesstücken, um welche ihre rasenartigen Zweige sich so gern verschlingen und zwischen denen die schwache Wurzel, die doch den hohen Stengel zu tragen bestimmt ist, sich so leicht befestigen kann. Wenn nun aber zahlreiche Grasformen den Raum völlig einnehmen, so würde man doch den Ort nicht wohl eine Wiese nennen können. Es entwickelt sich hier vielmehr vollständig der wesentliche Gegensatz, den man bei einer Vergleichung der süd- und nordeuropäischen Grasarten überhaupt in beschränkterem Sinne aussprechen kann. Die Gramineen, welche die Flora des mittelländischen Beckens vor dem nördlichen Europa voraus hat, haben größtentheils eine zarte Zaserwurzel und dauern daher nicht länger als ein Jahr aus **). Die Grasvegetation der Klosterberge besteht durchaus nur aus jährigen Arten ***). Damit hängt nun natürlich zusammen, daß der Schmuck dichten Rasens ganz fehlt und daß man nur Halm an Halm, Rispe an Rispe gedrängt sieht. Man

---

*) Stipa tortilis Desf.

**) In der Flora des mittelländischen Beckens sind 85 Gramineen allgemein verbreitet, welche diesseits der Alpen nicht vorkommen. Von diesen sind 53 monocarpisch, nur 32 perenniren. — Diesseits der Alpen wachsen in Deutschland 171 Gräser, unter diesen 49 monocarpische und 122 perennirende. — Diese Angaben, welche den Beweis des oben aufgestellten Satzes enthalten, gründen sich auf Zählungen in den beiden synoptischen Werken von Kunth und Koch. Bei der erstern sind die auf einen Theil von Süd-Europa beschränkten Gräser unberücksichtigt gelassen.

***) Aegilops triaristata W. Phleum tenue Schrad. Agrostis pallida DC. Avena tenuis. Mch. Bromus ex sect. Br. madritensis L. Poa annua L. und Stipa tortilis Desf. sind die Bestandtheile der Grasvegetation des humosen Thonbodens.

kann sich davon eine Vorstellung machen, wenn man bei uns auf verwahrlosten Aeckern dichte Haufen von Windhalm betrachtet. Ein bedeutender Unterschied besteht jedoch darin, daß in jener dem südlichen Europa eigenthümlichen Gräserformation mehre Arten mit einander vermischt wachsen. Dies ist der Typus der Grasfläche, welche einen Theil der Klosterberge bedeckt. Ihre Arten sind daher größtentheils der Flora diesseits der Alpen fremd. Uebrigens läßt sich nicht wohl ermitteln, welche unter ihnen das Hauptmaterial der Formation liefern. Vielmehr sind hierin an verschiedenen Standpuncten Abweichungen ohne bestimmte Regel zu erkennen. Die Stipa war am häufigsten am Fuße des Hügels δ, auf dessen Höhe Aegilops. Ein Punct wäre jedoch noch ausdrücklich hervorzuheben, daß nämlich, wie dort der humose Thonboden über die Gesteingrenze des Porphyrs und Conglomerats hinübergreift, diesem entsprechend auch die Grasvegetation noch auf dem Conglomerate beginnt.

Man kann gegen die Darstellung, welche ich mit dieser Bemerkung beschließe, einwenden, daß man niemals an dem bestimmten Einflusse des Bodens auf die spontane Vegetation gezweifelt habe. Aber selten wird man Gelegenheit haben, diesen Einfluß durch so frappante Gegensätze nachweisen zu können. Die Regel ist, daß heterogene Bodenarten nicht schroff neben einander bestehen, sondern auf weiten Strecken allmählig in einander übergehen: hier sehen wir deren drei, die ohne Vermittelung sich berühren, und zwar auf kleinem Raume. Je größer das Feld solcher Beobachtungen ist, desto unsicherer und schwankender werden die Resultate. Aendert sich das Niveau, greift die Cultur der Aecker oder Waldungen ein, so häufen sich die Einflüsse auf das Pflanzenleben zu sehr, als daß man diese Erscheinungen mit Sicherheit auf eine einzelne Potenz beziehen kann. Es kam überhaupt hier nur darauf an, für eine Lehre, die durch allgemeinere Erfahrungen gültig geworden und niemals angefochten ist, neue und entscheidende Thatsachen mitzutheilen und zugleich darauf hinzudeuten, daß dieselben Thatsachen für die Frage nach dem unmittelbaren Einflusse der geognostischen Formation auf das Vorkommen der Pflanzen ein negatives Resultat ergeben.

Artikel um 300 Pr. theurer geworden sind. Wollte man die Angaben meines Griechen gerade deshalb verdächtigen, weil er eben jene Artikel für mich zu kaufen hatte, so erwiedere ich, daß er nur einen sehr geringen Gewinn davon gehabt hätte, indem ich fast immer bewirthet wurde und freiwillige Geschenke gab, daß die Preise im Innern nach den Umständen geringer wurden, und daß, so oft ich auch seine Treue auf die Probe stellte, ich sie stets gediegen fand. Ich erwähne dies ausdrücklich, weil gerade bei Mittheilungen dieser Art der Reisende nicht mißtrauisch genug gegen seine Quellen sein kann, von leichtfertiger Gefälligkeit, Prunksucht, Betrug und fremdem oder eignem Mißverständniß zu unaufhörlichen Irrthümern verleitet.

Gesetzt also, jene Verhältnisse seien mir der Wahrheit gemäß berichtet, so lassen sie sich mit andern Thatsachen in Verbindung setzen, die vielleicht die bedingenden Ursachen jenes Umschwungs gewesen sind. Allgemein war die Klage der Kaufleute über die beispiellose Abnahme des Handels mit türkischen Producten in Smyrna und Salonichi, den beiden Plätzen, wo der fränkische Handel sich concentrirte, nicht als hätte der Markt sich nach andern Orten gezogen, sondern weil in Rumelien und besonders in Anatolien überall seit dem letzten Decennium die Cultur des Bodens in Abnahme begriffen sei. Leicht könnte der Reisende, wenn er große Flächen unbebaut findet, wenn er hört, daß der größte Theil des Landes im Innern von Kleinasien beim trefflichsten Boden und Clima wüst liege, in dieser Rücksicht irrigen Ansichten Raum geben, indem er den Eindruck der Gegenwart überschätzt, ohne für die Vergangenheit einen vergleichenden Maßstab zu besitzen. Allein der Kaufmann besitzt ihn. Er rechnet darnach, und seine Aussagen, wenn sie allgemein sich wiederholen, verdienen Vertrauen.

---

betrug gleich damals 22 Procent. Nach v. Hammer hatte der Piaster 1787 einen Werth von 43 1/2 X., 1794 von 30 X., 1813 von 21 1/2 X.; nach v. Prokesch 1824 von 13 1/3 X.; nach Urquhart 1830 von 7 1/2 X.; nach Brunner 1831 von 6 4/5 X. Zur Zeit meiner Reise hielt sich der Curs kaum noch auf 6 X.

Noch deutlicher aber spricht die große Korneinfuhr aus den russischen Häfen nach Constantinopel zum täglichen Bedarf dieser Stadt. Bedenkt man die hohen Preise, so wird man sich leicht überzeugen, daß der Ackerbau an den Küsten des Marmormeers und Archipel's für die Ernährung von Constantinopel nicht ausreicht. Noch dazu liegt die Sorge dafür in den Händen der Regierung. Bei meiner Anwesenheit waren mehre Schiffe von Odessa ausgeblieben, welche Korn von der geringsten Qualität herbeiführen sollten. Dieser Umstand ließ Folgen befürchten, die an die Geschichte von Rom hätten erinnern mögen, wenn dort die Korneinfuhr von Sicilien gestört ward. Ich selbst sah Hunderte von Menschen vor den Brodläden zusammengedrängt, und, während die Meisten sich vergebens bemühten, von dem wohlfeilen Brod, das sie allein bezahlen konnten, zu erhalten, wurde der geringe Vorrath in der kürzesten Zeit ausverkauft. Dieser Brodmangel hatte schon über einen Monat gedauert, und, wie man versicherte, wiederholt er sich oft. Seit welcher Zeit dauern diese Zustände? welche Folgen werden sie hervorrufen?

Wenn man sich des polemischen Standpunctes erinnert, auf welchen diese und ähnliche Fragen insbesondere durch Herrn Urquhart gestellt sind, so wird man gegründetes Bedenken tragen, die beobachteten Thatsachen durch Reflexion erweitern zu wollen. Allein, wie ich mich enthalte, sie allgemeiner aufzufassen und als den Reflex eines tiefen Uebels zu betrachten, so wünsche ich doch nicht, eine Bemerkung über die Bedeutung solcher Erscheinungen für die Wohlfahrt des Ganzen zu unterdrücken. Wenn jener Schriftsteller das türkische Familienleben kennt und werthschätzt, wenn er in der hohen Ausbildung der Municipalrechte eine feste Grundlage des osmanischen Staats erblickt: so würde er ihn doch durch die Einführung unserer Kenntnisse und Künste nicht auf die Höhe des Abendlands erheben können, falls das Capital inzwischen in's Ausland sich zu verlieren fortführe. Was helfen diese neuen Institutionen, wenn Ackerbau und Gewerbe fortdauernd sinken und die Ursachen ihres Verfalls fortdauern?

Die nachgewiesene Erhöhung der Kornpreise kann hervorgehen aus Vermehrung des Capitals, der Nachfrage, der Bevölke-

zuweilen rücken die einzelnen Gebüschgruppen so dicht zusammen, daß ganze Bergabhänge aus der Ferne völlig bewaldet erscheinen. Allein wo sie zerstreuter wachsen, füllt die oben geschilderte Grasvegetation stets die Zwischenräume aus. Nur in einem der Thäler fand ich Cultur, Felder von Linsen, Kichererbsen und Weizen *).

Fast undurchdringlich war der Hügel θ von 8′ hohen Coccuseichen bewachsen und es kostete ungemeine Anstrengung, die Spitze zu erreichen. Dies ist der höchste Punct, den ich überhaupt im Tschatal-tepé erstiegen habe und von hier aus nahm ich die Winkel auf, worauf der beigefügte Plan sich gründet. Ich schätze die Höhe jenes Hügels auf 1200′ und sie wird nur von dem Berge x, den Copeland **) gemessen zu haben scheint, übertroffen. Die Form dieser beiden höchsten Erhebungen des Gabelgebirgs ist, wiewohl sie aus demselben Material gebaut sind, sehr verschieden: die westliche (θ) ist ein Kegel mit abschüssigen Gehängen, die östliche steigt, zwar ebenfalls steil, aber mit einer breiten Wendung empor, wodurch oben ein länglicher Grat gewonnen wird. Wenn übrigens, wie schon erwähnt wurde, ungeachtet der schroffen Neigung dieser Berge dichtes, grünes Gebüsch sie bedeckt, wenn die Aussicht, die in der Ferne, von der Stadt zur Ebene, von den Küstenhügeln zu den Wiesen der

---

sen, welche ganz allgemein über Thracien und Macedonien verbreitet ist. Ich bin, so eifrig ich darnach suchte, nie so glücklich gewesen Blüthen oder Früchte zu finden oder auch nur Bäume von dieser Eiche anzutreffen. Sie gehört jedenfalls nicht zu Q. pubescens W., die an der albanischen Küste zuerst auftritt und vielleicht nur eine Littoralform unserer Eiche sein mag. Der rumelische Eichenstrauch scheint mir hingegen zu der wenig bekannten Q. Esculus L. zu gehören, von der ich jedoch keine entscheidende Abbildung kenne und die Beschreibungen neuerer Schriftsteller unter einander widersprechend finde. Am nächsten steht sie der gleichfalls vielgestaltigen Q. pyrenaica W. — Außer diesen Eichen praedominirte in den Klosterbergen Ostrya carpinifolia Scop.; einzeln kamen Colutea arborescens L. und Pyrus salicifolia L. vor.

*) Ervum Lens L. Cicer arietinum L. Triticum vulgare Vill.

**) Das Resultat seiner Messung, 1305′, ist schon oben angeführt.

Maritza und von dem Meere zu den thracischen Gebirgen und zur Insel Samothrake hinüberschweifend, den reichsten Wechsel vereinigt und doch nur in milden Farben und sanften Formen erscheint, so reiht sich ein Vordergrund ohne Wildheit leicht und in künstlerischem Ebenmaaß an die Bilder der reizenden Landschaft. Die Felsen verschwinden vor der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, wo das Gebüsch zurücktritt, sind die Porphyrberge schwächer geneigt und sanfter gerundet. Im nächsten Thale breiten sich Felder und Weideplätze aus. Im Grunde erheben sich, zu den Seiten durch Bäume verdeckt, die stattlichen Gebäude des Klosters Pandelémona *).

Die Spitze des Hügels θ hat nur wenige Quadratfuße Grundfläche. Von da reicht der östliche Abhang in eine tiefe, enge Schlucht, welche die beiden Berge trennt. Eine Ziegenheerde ward hier gehütet, und, als ich den Hirt um Trinkwasser anging, winkte er mir ihm zu folgen und verschwand eilig unter Felsplatten. Die Schlucht hatte ein so trocknes Ansehen, daß ich nicht erwartete, meinen Durst stillen zu können. Als ich jedoch den Knaben eingeholt, und dieser seine unbändigen Hunde, die mich wüthend anfielen, beschwichtigt hatte, zeigte er mir in der von den Felsen überdachten Grotte eine irdene Scherbe, welche mit reinem, kühlem Wasser gefüllt war. Tropfen für Tropfen sickerte aus dem überhangenden Gestein hervor und so mochte eine Stunde vergehen, bis die kleine, zerbrochene Schale sich füllte. Der Knabe war stolz, diese schwache Quelle, die für sein tägliches Leben so werthvoll war, entdeckt zu haben, und freute sich, daß ohne seine Vorrichtung Niemand davon Gebrauch machen könne. Wenn nun aber eine Beschäftigung, wie die seinige, jeden empfänglichen Menschen auf die Beobachtung der ihn umge-

*) Auf dieser Spitze fand ich eine interessante Pflanze, welche hier vielleicht ihren nordwestlichsten Standort hat. Es ist die Statice Echinus L., welche auf den Bergsystemen des Caucasus und Taurus, so wie auf dem Ida in Creta verbreitet ist. Sie unterscheidet sich von ihren Gattungsgenossen sehr auffallend durch ihr Vorkommen im Gebirge, ohne wie jene einen Salzgehalt im Boden zu bedürfen.

benden Natur leitet, so mochte er uns erzählen, daß die sparsamen Wassertropfen seiner Grotte zwar das ganze Jahr hervorträufeln, daß aber der Regen einen besondern Einfluß darauf zu äußern vermag, der jedoch immer erst mehre Tage nachher, wenn die Luft wieder trocken geworden ist, eintritt und noch andere geheime Wege durch die Porphyrfelsen dem Wasser eröffnet. Jetzt aber, behauptete er, sei in dem innern Gebirge außer dieser versteckten Grotte kein Tropfen Quellwasser anzutreffen, und man würde, sich zu erfrischen, stets zum Kloster hinübergehen müssen.

Der Fußpfad, der zum Kloster führt, ist zwar nicht lang, aber ohne Schatten, unbequem und steinig. Man wird für die Mühe des Wegs durch die reizende Lage von Pandelémona entschädigt. Aus einer Thalschlucht erhebt sich das hohe, vierseitige Gebäude. Der Pforte gegenüber sprudelt eine reiche Quelle in ein steinernes Bassin, von gewaltigen Bäumen überschattet. Dicht vor dem Kloster führt eine Brücke über das tiefe Felsenbett des Gebirgsbachs, der jetzt schon völlig ausgetrocknet war, aber in einer andern Jahrszeit zu den Annehmlichkeiten des Orts in hohem Grade beitragen muß, da er alsdann im Mittelpuncte der engen Schlucht einen 30′ hohen Wasserfall bildet und, wie er unerwartet aus der Felsenumgebung heraustritt, ebenso plötzlich unterhalb der Cascade wieder in der Windung des waldigen Thals verschwindet.

Ist man durch die Pforte in das Kloster eingetreten, so gelangt man auf einen Hof, der von den vier Flügeln des Gebäudes eingeschlossen wird. Eine Treppe führt vom Hofe links auf die Gallerie, durch welche die einzelnen Zellen des einstöckigen Wohnhauses in Verbindung stehen. So geräumig es ist, so wird es doch für gewöhnlich nur von einem einzigen griechischen Priester bewohnt. Manche der Klöster in Thracien haben, statt ein abgezogenes Leben zu begünstigen, vielmehr die Bestimmung erhalten, theils die Feste der Kirche durch prunkende Feier zu verherrlichen, wozu sich dann alle Priester der benachbarten Gegend vereinigen und eine große Volksmenge nach sich ziehen, theils zu ländlichen Vergnügungen der Griechen zu dienen, wobei diese freilich nicht unterlassen, irgend einen religiösen Vorwand

zu gebrauchen. Eine fröhliche Gesellschaft zieht über Land, Männer und Frauen, zu Roß und zu Fuße, in's Kloster, findet die Pforte stets geöffnet, und überläßt sich hier einem heitern Zusammensein, das kein Osmane zu stören wagt. Hier wenigstens leben sie für sich, ohne Furcht, ohne unterwürfige Demuth, ohne verschmitzte Anschläge und befreit von der Empfindung, vor Feinden und Bedrückern, und doch von Natur ihnen untergeordneten Menschen auf beständiger Hut sein zu müssen. Da ist ihr Stillleben zu beobachten, die gemüthliche, edle Seite eines Characters, dem so viel Sinn für die Ehre der Familie und für die Geschichte der Nation eigen ist. So kann man denn auch manche Klöster, die im Gebirge versteckt liegen und dem Auge der Welt entzogen sind, als Asyle der Heiterkeit und des Frohsinns betrachten, welche für den Griechen einen hohen Werth behalten müssen, zumal da er, wie der Orientale, den Genüssen der Natur ergeben sich seines schönen Himmels zu erfreuen weiß. Zu Hause hat der Begüterte seinen Reichthum zu verbergen, den stets gefährdeten Besitzstand zu sichern, die Erpressungen so gut es gehen will abzuwehren; gewährt ihm das Glück eine milde Regierung, so pflegen Intriguen und Zwistigkeiten unter den griechischen Familien selbst zu herrschen; im häuslichen Kreise aber nimmt das andere Geschlecht eine erniedrigte Stellung ein, welche Stolz und Absonderung hervorruft und die besten Güter des Lebens verbannt. Wenn aber das Loos des reichen Griechen bei der Vergleichung mit unsern Zuständen schon so düster und unerfreulich erscheint, um wie viel mehr wird dies bei denen der Fall sein, die erst zu erwerben und sich emporzuschwingen hoffen. Ein schattenreiches Bild, aber doch durch Lichtreflexe gehoben, die aus bessern Tagen herüberscheinen und zu tief begründet sind, als daß die Corruption von Jahrhunderten es ganz zu verdunkeln und die ursprünglich nationalen Züge zu verwischen vermocht hätte. Strenger Gehorsam gegen alle Vorschriften der Kirche, Stolz auf ihre Religion, die sie unter allen Nationen, denen der Muselmann gebietet, allein ohne Apostasie rein erhalten haben, das Bewußtsein, daß sie dieser ihre geistige Ueberlegenheit verdanken: alles dies hat sich scharf unter ihnen ausgeprägt und es

Makri gegenüber auf der spiegelglatten Fläche mehre Stunden unbeweglich da, und ich durfte mich nur an dem Hinblick auf die majestätische Samothrake erfreuen, der wir uns jetzt auf 3 geogr. Meilen genähert hatten. Zuletzt erhob sich ein westlicher Wind, und, um nicht nach Enos zurückgetrieben zu werden, suchten die Schiffer durch Rudern die Küste am Cap Marogna zu erreichen. Dies gelang zwar, nicht aber, wie sie wünschten, demselben die Westseite abzugewinnen. So wurden wir genöthigt, in einer Bucht vor Anker zu gehen, die zwischen dem spitzen Vorgebirge und Makri liegt, und zwar so sehr von Bergen umlagert, daß es unmöglich ist, von hieraus das Cap segelnd zu umkreisen. Noch ein Versuch wurde gegen Abend mit den Rudern gemacht, und, nachdem sich die Schiffer vergebens abgemattet hatten, gegen Wind und Strömung anzukämpfen, kehrten sie in die Bucht zurück und warfen den Anker zum zweiten Male.

Zuvor ließ ich mich an's Land bringen, mich zu baden und die Vegetation der Küste kennen zu lernen. Das Bad gewährte wahren Genuß. Das Meer hatte 16° R., die Luft 20° Wärme. Die Sonne war gerade im Untergehen. Leiser, stiller Wellenschlag kräuselte die dunkle Fluth.

Die Küstenkette des Despoto-dagh, die ich von Enos erblickt hatte, lag nun dicht vor uns. Sie läuft vom westlichen Maritza-Arm aus der Küste parallel und biegt sich zuletzt nach Süden, indem sie in das Cap Marogna ausgeht, welches weit und scharf in die See einschneidet. An dem Orte, wo ich gelandet war, ist der Fuß dieses Gebirgs eine halbe Stunde vom Meere entfernt. Das Ufer selbst ist flach und zum Theil angebaut. Da sieht man Pflanzungen von Oelbäumen, die vernachlässigt, wie sie sind, vielmehr einer Wildniß gleichen, aber auch eingehegte Weideplätze und Kornfelder. Einige Häuser von Makri und ein Dorf, welches westlich von diesem Städtchen am Abhange eines Hügels liegt, sind gleichfalls vom Uferplatze sichtbar. Ein großer Theil der Umgegend aber liegt wüst und dann haben sich gewöhnlich immergrüne Sträucher des Bodens bemäch-

Trotz dieses seltnen Zeichens höherer Bildung zeigte sich hier nichts von dem, was man im Abendlande gesellige Formen nennt, und die nationelle Eigenthümlichkeit sprach sich unverhüllt aus. Die Männer, wie die Frauen, ruhten auf einer am Fußboden ausgebreiteten Strohmatte in jener bequemen Körperlage, zu der eine Erhöhung des Sitzes nicht erforbert wird. Eine der jungen Damen, die den Caffee bereitet hatte, trug die volle Tasse jedem Einzelnen hin und verharrte vor ihm mit auf der Brust gekreuzten Armen, bis er sie zurückgab. Als ich in Folge der Einladung, welche durch Dimitri vermittelt worden war, zuerst in diesen Kreis eintrat, erhoben sich Alle und grüßten, indem sie mit der flachen Hand Herz, Mund und Augen berührten. Wiewohl diese Form der Höflichkeit ganz allgemein unter den Griechen dieser Gegend beobachtet wird, so war sie mir doch zuvor nicht so auffallend und eigen ausdrucksvoll vorgekommen. Wie aber jede Gebärde einen ursprünglichen Sinn hat, den man entweder kennt oder hineinzulegen weiß, so erklärte man lächelnd, wie viel jener Gruß zu bedeuten habe. Mein Herz schlägt für dich, will er sagen; meines Mundes Rede soll dir wohlgefällig sein und nur Gutes von dir erzählen; meine Augen bedecke ich aus Demuth vor einem so würdigen Manne, oder vor einem Weibe, weil dessen Schönheit sie blendet. Nach einer andern Version soll jedoch die Bewegung der Hand nach den Augen nur andeuten, daß sie sich freuten, den Freund zu erblicken. In solchen Bildern und Uebertreibungen gefällt sich die Redeweise des Griechen nicht minder, als die orientalische Dichtung, und heutiges Tags verschwendet er im täglichen Umgange jenen demuthsvollen Ausdruck *), den sein Ahnherr sich nur für die Anbetung der Götter vorbehielt und, um den Königen zu huldigen, verschmähte.

Wiewohl nun die Unterredungen, die bei solcher Gelegenheit gepflogen wurden, zu sehr aus allgemeiner Höflichkeit hervorgingen oder von Neugierde herrührten, als daß sie der Ueberlieferung werth erschienen, so war doch die Scene schon um deswillen an-

---

*) προςκυνῶ.

ziehend, weil die beiden Familien, welche die Gesellschaft ausmachten, ihren festlichsten Kleiderschmuck angelegt hatten und zu den ansehnlichsten Häusern von Enos gehörten. Das seidene Leibgewand der Männer war von schwerem Stoffe und, wie es durch den Gürtel fest an den Körper anschließt, so bestätigt es den Grundsatz, daß eine warme Tracht am besten für das warme Clima geeignet scheint. Denn obgleich sie darüber noch einen mit Pelzwerk verbrämten Tuchmantel trugen und die übermäßig weiten Beinkleider allein das Gewicht eines englischen Sommeranzuges übertreffen mögen, so dachten sie doch nicht daran, in der Schwüle des Abends weder eins dieser Kleidungsstücke, noch den Fez abzulegen. Dabei litten sie weniger von der Hitze, als die Frauen, die doch viel leichter gekleidet waren und über dem einfachen Gewande nur eine kurze Cassawaika trugen. Diese war bei einer der jüngern Damen, deren Anzug so geschmackvoll war, daß ich ihn aufgezeichnet habe, von hellbraunem Merino, mit langen Aermeln und reich mit Pelz besetzt. Ohne Schnürbrust, ohne Leibchen, schloß das griechische Kleid mit langer Taille dicht an den Körper und reichte bis an die Kniee, von wo die bauschigen Beinkleider, hellfarbig wie jenes, sichtbar wurden. Ueber der Brust war noch ein spitz ausgeschnittenes, weißes Tuch sehr vortheilhaft angelegt. Aber am meisten zierte sie der Kopfputz, zu dem jedoch Stärke des Haars nothwendig erscheint. Dieses bildet vorn mit schiefem Scheitel einen dichten, langgestreckten Puff und löst sich nach hinten zu zahlreichen, in voller Länge herabhängenden Flechten. Der Puff wird durch einen überall anschließenden, daher ganz niedrigen Fez in der Lage erhalten und um diesen schlingt sich in der gefälligsten Form ein reicher, in vielen Windungen übereinander gelegter Turban von blauem Seidenzeug, der den rothen Fez größtentheils verdeckt.

Ich blieb im Kloster, bis die Sonne sank, und entfernte mich unter herzlichen Wünschen einer glücklichen Reise, die jedoch noch mehr meinem Dolmetscher, als mir zu gelten schienen. Es war mir von Anfang an aufgefallen, wie aufmerksam meine Wirthe Dimitri behandelten und wie dieser ihre Freundlichkeit befangen und verlegen erwiederte. Ich hatte zwar bemerkt, daß

er mit dem Senior dieser Familien schon von früher her bekannt sein müsse, allein erst auf dem Heimwege klärte er mir den allerdings wunderbaren Zusammenhang auf. Da ich keinen Grund habe, in seine Wahrheitsliebe Zweifel zu setzen, und da seine Schicksale, auch wenn er sie etwas auszuschmücken für gut fand, bei aller Einfachheit doch auf die Zustände und die Lebensart der Griechen einiges Licht werfen, so erlaube ich mir, sie in Kürze zu erzählen.

Aus Smyrna gebürtig, gehörte er einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie an. Er verlor jedoch früh seine Eltern und folgte als Knabe seiner einzigen Schwester, die sich nach Cairo verheirathete. Seine Jugendjahre verlebte er im Hause seines Schwagers, der einer der angesehensten griechischen Kaufleute jener Stadt war und ihn wie seinen Sohn behandelte. Da er von frühen Jahren an so viel Geld in die Hände bekam, als er wünschte, und weder zu Lehrstunden, noch zu regelmäßigen Geschäften angehalten wurde, so lebte er nur seinen Vergnügungen und erfreute sich eines bedeutenden Ansehens unter den jungen Griechen von Cairo, theils als guter Gesellschafter, theils, weil seine Familienverbindungen ihm einigen Einfluß verschafften, den er dazu verwendete, seinen Freunden nützlich zu werden. Auch lebte er viel unter den Franken und erwarb sich hier im täglichen Umgange seine Sprachkenntnisse. »Damals,« pflegte er zu sagen, »kannte ich keine Sorge, konnte jeden Wunsch befriedigen und versäumte darüber, mir die Fertigkeit im Schreiben anzueignen, die zum kaufmännischen Geschäfte erforderlich ist.« In diesen glücklichen Verhältnissen, in denen er, unbekümmert um die Zukunft, bis in sein Mannesalter lebte, machte er auch die Bekanntschaft des Griechen, den wir so eben im Kloster getroffen hatten und der ihm seitdem nie wieder begegnet war. Damals erlaubten ihm zufällige Umstände, diesem einen wichtigen Dienst zu leisten, wobei er den vornehmen Protector und jener, nun unter den ersten seiner Stadt, den unbekannten Schützling gespielt hatte. Deshalb überkam Dimitri die Scham, daß er jetzt als Dienender dem einst gering Geachteten entgegentreten müsse, und er klagte über den Zufall, der ihm diese Erniedrigung be-

reitet habe. Indessen überhebt sich der Grieche, der die Ungewißheit der Glücksgüter so lebhaft vor Augen hat, auch wohl seltener über den arm gewordenen Freund, und unser Kaufmann, ebenso wie sonst von Dank und Erkenntlichkeit gegen seinen ehemaligen Beschützer erfüllt, hatte ihn sogleich eingeladen, bei ihm, so lange er in Enos bleibe, als Gast und Genosse seines Hauses zu wohnen.

Ein großer Theil von Dimitri's väterlichem Erbtheil war durch Unglücksfälle verloren gegangen, ohne daß seine Stellung in Cairo dadurch geändert worden wäre, da jedes seiner Bedürfnisse durch die Wohlthaten des Schwagers gedeckt ward. Aber zeigten die Menschen sich wohlwollend, so blieb ihm das Schicksal feindlich. Einst wüthete die Pest in Egypten und die Schwester Dimitri's erlag der Krankheit. Er fühlte, daß er nun nicht mehr in gewohnter Weise fortleben könne, und obwohl der Schwager, an seinen Umgang gewöhnt, ihn mit Bitten bestürmte, bei ihm zu bleiben, und ihm versprach, stets für ihn sorgen zu wollen, als wäre die vermittelnde Gattin noch unter ihnen, so erklärte Dimitri, es sei nun die Zeit gekommen, wo er sich selbst im Leben versuchen müsse. Er raffte den Rest seines eigenen Vermögens zusammen, empfing außerdem vom Schwager ein großmüthiges Geschenk und ging nach Constantinopel. Anfangs versuchte er, einen kleinen Handel zu treiben und, als dies nicht glücken wollte, kaufte er ein Haus und verwendete einen beträchtlichen Theil seiner Baarschaft auf die Anlage einer Caffeewirthschaft und Zuckerbäckerei, wovon er sich bedeutenden Gewinn versprach und sich auch eine Zeitlang mit gutem Erfolge ernährte. Hierbei muß bemerkt werden, daß die gewerbetreibenden Griechen in Constantinopel, wie sie jetzt häufig mit der wahren oder vorgeschützten Behauptung, im Königreich Griechenland geboren zu sein, unter den Schutz von dessen Gesandtschaft sich zu stellen und hierdurch von den Abgaben der Raja's befreit zu werden bemüht sind, so auch damals zuweilen durch Verbindung mit Franken einen Anhaltspunct gegen türkische Uebergriffe fanden. Dimitri, durch ähnliche Verhältnisse begünstigt, versicherte, obgleich in Smyrna geboren, doch nie zu den Raja's gerechnet und immer

die Angabe von Smith, daß er die Nerven zu betäuben im Stande sei, weiß ich mir nicht zu erklären. Nicht minder anziehend ist die Bildung des Laubes, welche dem Strauche bei den Arabern den dichterischen Namen »Hand der Maria *)« verschafft hat. Fünf zierliche Blättchen sind wie die Finger einer Hand an dem Blattstiele sternförmig ausgebreitet und glänzen auf der untern Fläche von einem zarten weißen Flaum. Wegen dieser Anordnung der Blätter haben Einige das Gewächs Hanfstrauch genannt, aber es widerspricht ihrem rein gezeichneten, elastischen Gewebe, sie mit den rauhen, gezackten Blättchen des Hanfs zusammenzustellen. Vielmehr gleicht sie im Laube der Lupine, in den Blumensträußen dem Lavendel und im Wuchse der Korbweide, wenn sie, wie diese, ein dichtes, mannshohes Ufergebüsch bildet. Auch hier waren die einzelnen Sträucher so eng zusammengedrängt und verflochten, daß nur ein einziges Kraut, eine Doldenpflanze **), sparsam in ihrem Schatten gedeihen mochte.

Als ich am Bache hinaufging, erreichte ich bald seine Quellen, eine sumpfige Grasfläche, aus der das Wasser langsam hervorrieselte. Nun begann auch auf der Weide hie und da einzelnes Gesträuch sich zu zeigen, immergrüne Eichen und Paliurus vorherrschend, Asparagus steter Begleiter, Dracunculus und Geranium ***) einzeln hinzugefügt.

Auch in den Klosterbergen selbst ist solches Gesträuch häufig anzutreffen. Aber die Arten bleiben nicht immer dieselben †) und

*) Kaf Marjam nach Forskål Flora p. LXVIII.

**) Oenanthe pimpinelloides L.

***) Quercus coccifera L. Paliurus aculeatus Lam. — Asparagus acutifolius L. — Arum Dracunculus L. Geranium lucidum L.

†) Außer der Coccuseiche herrscht an einigen Orten ein anderer Eichenstrauch vor, der im Winter das Laub verliert. Bei dem Versuche, die nicht hinreichend bekannten Eichenarten Griechenlands auseinanderzusetzen, stößt man auf die große Schwierigkeit, daß die Species foliis deciduis, wenn sie, was die Regel ist, strauchartig bleiben, niemals oder doch nur äußerst selten fructificiren. In der Form und Behaarung der Blätter habe ich sie höchst variabel gefunden. Außer Formen von Quercus pedunculata Ehrh. u. Q. Cerris L. habe ich namentlich eine strauchartige Eiche mit behaarten Blättern angetrof-

Ufers lag jene Stadt *) zwar unmittelbar am Gestade, aber auf

*) Ich trage zwar kein Bedenken, auf fremde Autorität und auf die Uebereinstimmung des Namens mich stützend, diese Stadt in den gegenwärtig vorhandenen Ruinen zu erkennen, allein ich kann nicht umhin, einige Zweifel anzuregen, welche zu lösen ich Kundigen überlasse. 1) Ich weiß nicht, ob man nachweisen könne, daß Maronea unmittelbar am Meere gelegen habe. Statt dessen wird von Herodot angeführt, daß an der Stadt das Flüßchen Sthenas vorbeifließe. Nun ergießt sich zwar ein Bach in den Hafen, aber auf der den Ruinen entgegengesetzten Seite. Unmittelbar am Ostende derselben ist die Uferwand gleichfalls durch eine grabenförmige Vertiefung bis zum Niveau des Meers eingeschnitten. Indessen scheint dieser trockne Graben, auch wenn er in anderer Jahrszeit Gebirgswasser aufnehmen mag, künstlich angelegt worden zu sein und hat vielleicht zur Befestigung der Stadt gedient, indem die außerhalb des Hafens gelegene Ostseite der Ruinen die einzige ist, die nicht von der Natur geschützt wird. 2) Ferner erwähnt Herodot, daß östlich von Maronea der bedeutende Landsee Ismaris belegen sei. Ich kenne an der ganzen Südküste von Thracien keinen Landsee, wenn ich die durch Inseln verdeckte Nordspitze des Golfs von Lagos, welche von den Alten See Bistoris genannt wurde, abrechne. Aber ebenso wenig zeigen unsere Charten irgend einen See im Innern des Landes. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß das Innere der Rhodope sehr wenig bekannt ist und daß dort auch leichthin ein See im Lauf der Zeiten entwässert sein mag: während es keinem Zweifel unterliegt, daß an der Küste selbst, auf dem schmalen Vorlande zwischen dem Cap Marogna und der Maritzamündung, niemals ein beträchtlicher Landsee bestanden haben kann, da es wohl nirgends breiter als höchstens eine halbe g. Meile ist. 3) Ich bezweifele kaum, daß das im Alterthume berühmte Vorgebirge Serrium in dem Cap Marogna zu suchen sei, da dies die einzige Landspitze ist, die weit in das Meer vorspringt und namentlich von Enos gesehen bedeutend hervortritt. Das Cap Makri ist niedrig und unbedeutend. Nun würde es befremden, wenn man bei Maronea die auffallende Lage hart am Cap Marogna sollte unerwähnt gelassen haben. — Könnte man nachweisen, daß Maronea, wie das heutige Marogna, vom Meere entfernt gelegen habe, so würde es ein wichtiges Problem bleiben, welcher Stadt die weitläuftigen Ruinen angehören, welche ich betreten habe. Wenn nicht die ganze Geographie der alten Küste Thraciens einer Revision unterworfen werden muß, so wird jene Frage nicht leicht zu beantworten sein. Zu ihrer Lösung kann vielleicht die Bemerkung Cousinéry's beitragen, daß die Ruinen, welche er, wie es scheint, ohne zu landen, nur vom Schiffe sah (Voy. dans la Macédoine II. p. 103.), heutiges Tages nicht wie ein benachbartes Dorf Marogna, sondern Marulia heißen.

Maritza und von dem Meere zu den thracischen Gebirgen und zur Insel Samothrake hinüberschweifend, den reichsten Wechsel vereinigt und doch nur in milden Farben und sanften Formen erscheint, so reiht sich ein Vordergrund ohne Wildheit leicht und in künstlerischem Ebenmaaß an die Bilder der reizenden Landschaft. Die Felsen verschwinden vor der Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, wo das Gebüsch zurücktritt, sind die Porphyrberge schwächer geneigt und sanfter gerundet. Im nächsten Thale breiten sich Felder und Weideplätze aus. Im Grunde erheben sich, zu den Seiten durch Bäume verdeckt, die stattlichen Gebäude des Klosters Pandelémona *).

Die Spitze des Hügels θ hat nur wenige Quadratfuße Grundfläche. Von da reicht der östliche Abhang in eine tiefe, enge Schlucht, welche die beiden Berge trennt. Eine Ziegenheerde ward hier gehütet, und, als ich den Hirt um Trinkwasser anging, winkte er mir ihm zu folgen und verschwand eilig unter Felsplatten. Die Schlucht hatte ein so trocknes Ansehen, daß ich nicht erwartete, meinen Durst stillen zu können. Als ich jedoch den Knaben eingeholt, und dieser seine unbändigen Hunde, die mich wüthend anfielen, beschwichtigt hatte, zeigte er mir in der von den Felsen überdachten Grotte eine irdene Scherbe, welche mit reinem, kühlem Wasser gefüllt war. Tropfen für Tropfen sickerte aus dem überhangenden Gestein hervor und so mochte eine Stunde vergehen, bis die kleine, zerbrochene Schale sich füllte. Der Knabe war stolz, diese schwache Quelle, die für sein tägliches Leben so werthvoll war, entdeckt zu haben, und freute sich, daß ohne seine Vorrichtung Niemand davon Gebrauch machen könne. Wenn nun aber eine Beschäftigung, wie die seinige, jeden empfänglichen Menschen auf die Beobachtung der ihn umge-

*) Auf dieser Spitze fand ich eine interessante Pflanze, welche hier vielleicht ihren nordwestlichsten Standort hat. Es ist die Statice Echinus L., welche auf den Bergsystemen des Caucasus und Taurus, so wie auf dem Ida in Creta verbreitet ist. Sie unterscheidet sich von ihren Gattungsgenossen sehr auffallend durch ihr Vorkommen im Gebirge, ohne wie jene einen Salzgehalt im Boden zu bedürfen.

benden Natur leitet, so mochte er uns erzählen, daß die sparsamen Wassertropfen seiner Grotte zwar das ganze Jahr hervorträufeln, daß aber der Regen einen besondern Einfluß darauf zu äußern vermag, der jedoch immer erst mehre Tage nachher, wenn die Luft wieder trocken geworden ist, eintritt und noch andere geheime Wege durch die Porphyrfelsen dem Wasser eröffnet. Jetzt aber, behauptete er, sei in dem innern Gebirge außer dieser versteckten Grotte kein Tropfen Quellwasser anzutreffen, und man würde, sich zu erfrischen, stets zum Kloster hinübergehen müssen.

Der Fußpfad, der zum Kloster führt, ist zwar nicht lang, aber ohne Schatten, unbequem und steinig. Man wird für die Mühe des Wegs durch die reizende Lage von Pandelémona entschädigt. Aus einer Thalschlucht erhebt sich das hohe, vierseitige Gebäude. Der Pforte gegenüber sprudelt eine reiche Quelle in ein steinernes Bassin, von gewaltigen Bäumen überschattet. Dicht vor dem Kloster führt eine Brücke über das tiefe Felsenbett des Gebirgsbachs, der jetzt schon völlig ausgetrocknet war, aber in einer andern Jahrszeit zu den Annehmlichkeiten des Orts im hohem Grade beitragen muß, da er alsdann im Mittelpuncte der engen Schlucht einen 30′ hohen Wasserfall bildet und, wie er unerwartet aus der Felsenumgebung heraustritt, ebenso plötzlich unterhalb der Cascade wieder in der Windung des waldigen Thals verschwindet.

Ist man durch die Pforte in das Kloster eingetreten, so gelangt man auf einen Hof, der von den vier Flügeln des Gebäudes eingeschlossen wird. Eine Treppe führt vom Hofe links auf die Gallerie, durch welche die einzelnen Zellen des einstöckigen Wohnhauses in Verbindung stehen. So geräumig es ist, so wird es doch für gewöhnlich nur von einem einzigen griechischen Priester bewohnt. Manche der Klöster in Thracien haben, statt ein abgezogenes Leben zu begünstigen, vielmehr die Bestimmung erhalten, theils die Feste der Kirche durch prunkende Feier zu verherrlichen, wozu sich dann alle Priester der benachbarten Gegend vereinigen und eine große Volksmenge nach sich ziehen, theils zu ländlichen Vergnügungen der Griechen zu dienen, wobei diese freilich nicht unterlassen, irgend einen religiösen Vorwand

zu gebrauchen. Eine fröhliche Gesellschaft zieht über Land, Männer und Frauen, zu Roß und zu Fuße, in's Kloster, findet die Pforte stets geöffnet, und überläßt sich hier einem heitern Zusammensein, das kein Osmane zu stören wagt. Hier wenigstens leben sie für sich, ohne Furcht, ohne unterwürfige Demuth, ohne verschmitzte Anschläge und befreit von der Empfindung, vor Feinden und Bedrückern, und doch von Natur ihnen untergeordneten Menschen auf beständiger Hut sein zu müssen. Da ist ihr Stillleben zu beobachten, die gemüthliche, edle Seite eines Characters, dem so viel Sinn für die Ehre der Familie und für die Geschichte der Nation eigen ist. So kann man denn auch manche Klöster, die im Gebirge versteckt liegen und dem Auge der Welt entzogen sind, als Asyle der Heiterkeit und des Frohsinns betrachten, welche für den Griechen einen hohen Werth behalten müssen, zumal da er, wie der Orientale, den Genüssen der Natur ergeben sich seines schönen Himmels zu erfreuen weiß. Zu Hause hat der Begüterte seinen Reichthum zu verbergen, den stets gefährdeten Besitzstand zu sichern, die Erpressungen so gut es gehen will abzuwehren; gewährt ihm das Glück eine milde Regierung, so pflegen Intriguen und Zwistigkeiten unter den griechischen Familien selbst zu herrschen; im häuslichen Kreise aber nimmt das andere Geschlecht eine erniedrigte Stellung ein, welche Stolz und Absonderung hervorruft und die besten Güter des Lebens verbannt. Wenn aber das Loos des reichen Griechen bei der Vergleichung mit unsern Zuständen schon so düster und unerfreulich erscheint, um wie viel mehr wird dies bei denen der Fall sein, die erst zu erwerben und sich emporzuschwingen hoffen. Ein schattenreiches Bild, aber doch durch Lichtreflexe gehoben, die aus bessern Tagen herüberscheinen und zu tief begründet sind, als daß die Corruption von Jahrhunderten es ganz zu verdunkeln und die ursprünglich nationalen Züge zu verwischen vermocht hätte. Strenger Gehorsam gegen alle Vorschriften der Kirche, Stolz auf ihre Religion, die sie unter allen Nationen, denen der Muselmann gebietet, allein ohne Apostasie rein erhalten haben, das Bewußtsein, daß sie dieser ihre geistige Ueberlegenheit verdanken: alles dies hat sich scharf unter ihnen ausgeprägt und es

erhält ihre Klöster in Blüthe und Wirksamkeit. Wenn auch die Priester häufig über die gegenwärtigen Zeiten Klage führen, so ist doch nicht zu leugnen, daß viele Klöster, ohne selbst begütert zu sein, noch jetzt durch die Almosen bestehen, die ihnen zuflie- ßen, und daß bei dieser Abhängigkeit vom Gemeinsinn ihr Wohl- stand groß genug ist, um hie und da neue Bauten zu unterneh- men und jedem Fremden ein gastliches Obdach zu gewähren. Wer freilich nicht aus Dürftigkeit, sondern als Reisender oder um irgend eine Feier zu begehen, ihre Behausung aufsucht, setzt eine Ehre darin, durch ein reichliches Geschenk die Gastfreund- schaft zu belohnen und zugleich seinen frommen Sinn zu beur- kunden.

Die Gesellschaft von Griechen, welche ich im Kloster Pan- delémona antraf und die mich zu diesen allgemeinern Bemerkun- gen über die Bedeutung der griechischen Klöster veranlaßte, war zahlreich und bestand aus mehren Kaufmannsfamilien von Enos. Sie hatten einer Hochzeit in einem benachbarten Dorfe beigewohnt und beschlossen, eine häusliche Nachfeier im Kloster zu halten und erst am folgenden Tage nach Hause zurückzukehren. Der Priester, welcher Pandelémona bewohnt, war nicht zugegen und hatte, was mir characteristisch zu sein scheint, obwohl er vielleicht erst nach mehren Tagen von einer Berufsreise heimkehren mochte, die Pforte des Klosters und die Besuchzimmer unverschlossen und unbewacht zurückgelassen. Hier waren nun die Griechen eingezo- gen, und da sie kalte Küche mitgebracht und einen Heerd aus aufgelesenen Steinen zum Caffeekochen hergerichtet hatten, so entbehrten sie die Gegenwart des Geistlichen und Hausherrn durch- aus nicht. Durch diese Vorgänge wurde ich, ermüdet und nach Trank und Speise verlangend, freilich einigermaßen in Verlegen- heit gesetzt, indem ich sah, daß hier für Geld nichts zu bekom- men war. Allein die Kaufherrn kamen mir mit einer so gut- müthigen freundlichen Einladung entgegen, an ihrem Abendbrod Theil zu nehmen, daß ich erfreut sein mußte, in diese anspre- chende Gesellschaft mich unerwartet eingeführt zu sehen, um so mehr als eine ältliche Dame, welche die Honneurs machte, fran- zösisch und ihre Tochter italienisch sprach.

diese selbst, wie sie im Meere gespiegelt in die dunkle Nacht hinaus glänzten, die Klarheit der Gestirne, die milde Nachtluft, die schweigende Natur: wer hat ähnliche Eindrücke erfahren und bewahrte sie nicht gern in seiner Erinnerung auf? Aber nicht bloß für beschauliches Genießen, auch für den Wechsel des Reizes war gesorgt. Ein steiler Pfad führte hinab an's Meer, den ich mit Mühe, auf die Schulter des Capitains gelehnt, im Dunkeln hinabglitt. Der Kahn nahm uns auf, und, als das stille Meer von den Rudern geschlagen wurde, leuchtete es wunderbar hell und eine glänzende Furche folgte uns nach. Ich schöpfte von dem Wasser eine Flasche, in der die Bewegung des Fingers hellstrahlende Funken hervorzauberte. Wer das Leuchten des Meers noch nicht kennt, dem wäre die Erscheinung in solcher Schönheit und solcher Umgebung zu wünschen.

Auf dem Schiffe wurde es bald völlig still. Das Meer war ganz ohne Bewegung. Nur die Sterne und das Feuer, das oben am Ufer ruhig fortbrannte und die nächste Laubumgebung erleuchtete, schienen durch die finstere Nacht. Ich erinnerte mich einer Scene aus frühern Jahren, als ich Nachts durch ein Alpenthal des Dauphiné fuhr, an einem Tage, der vor Sonnenaufgang durch auf den Höhen angezündete Feuer festlich begangen wurde. So wie damals leuchteten die Flammen von der Klippe des Ufers herab. Plötzlich ertönten in dieser Richtung klägliche Stimmen, die sich bald wie zu lautem Angstgeschrei steigerten. Es litt keinen Zweifel, daß diese Töne von unserm Feuer herüberkamen. Ich dachte an einen Scherz der Matrosen und fragte, ob Jemand zurückgeblieben sei. Man erwiederte indessen einstimmig, daß es die Thiere des Dickichts seien, die niemals verfehlten, auf der verlassenen Lagerstätte sich einzufinden und ihr Geheul ausstießen, wenn sie statt des Fleisches die glühenden Kohlen erblickten und um die übrig gebliebenen Knochen sich stritten. Ich gedachte der häufig überlieferten Erzählung, daß die Stimmen der nächtlich versammelten Schakale dem Geschrei erschreckter Kinder glichen und, indem ich diese Vergleichung im Allgemeinen zu billigen Anlaß fand, so war ich doch der Meinung, als ich längere Zeit diesem fremdartigen, lauten, gellenden Geräusche mein

Ohr lieh, man könne den Eindruck näher bestimmen und möge den Wechsel, der darin herrscht, gleichfalls zu bezeichnen im Stande sein. Denkt man sich im Walde eine Anzahl von Menschen versteckt, die sich verabredet haben, einen Wanderer, der ihre Gegenwart nicht ahnet, durch verstellte, bald jauchzende, bald angstvoll klagende Stimmen in der Nähe und Ferne und aus vielfacher Richtung auf ihn eindringend zu necken oder zu erschrecken, und stellt man sich diese Töne in unharmonischen Accorden vor, aber stets mit Heftigkeit hervorgestoßen: so würde eine solche Scene die wunderbare Musik nachahmen, die der Schakal erschallen läßt, wenn er des Nachts aus dem Dickicht der Rhodope Nahrung zu suchen hervorkommt und sich in Schaaren zusammenfindet. Die Schiffer nannten und beschrieben das Thier, und seine Stimme, die durchaus der menschlichen gleicht, wenn diese ungegliedert in der Leidenschaft aus der Brust hervortritt, schien mir jeden Zweifel zu verbannen, daß sie wirklich dem Schakal angehöre, so wie diese Laute denn an dem menschenleeren Gestade stundenlang ohne Verringerung forttönten, bis das Feuer völlig niedergebrannt war. Denn hätten sich Menschen dort belustigt, so würden sie auch wohl das Feuer unterhalten und mit uns eine Verbindung angeknüpft haben. Indessen unterlag die Verbreitung des Schakals in Europa so lange Zeit dauernden Zweifeln und Ungewißheiten, daß ich mir gern ein unbedingtes Zeugniß für ihre Anwesenheit verschafft hätte. Ich bot den Schiffern eine Summe, wenn sie mir eins der Thiere erlegen wollten. Allein sie versicherten, der Schakal sei so scheu, daß man sich nicht unbemerkt nähern könne, und indem sie vorgaben, ungesäumt abfahren zu wollen, waren sie nicht einmal zu bewegen, mich selbst an's Land zu setzen, wobei sie zugleich bemerkten, wie thöricht es sei, einem ganz vergeblichen Versuche Zeit und Mühe zu opfern.

1. Junius. In der That segelten wir noch in der Nacht mit halbem Winde ab. Da dieser sich jedoch noch vor Mittag legte und die schwachen Luftzüge, welche von Zeit zu Zeit aus verschiedenen Richtungen wehten, die Segel zu füllen nur selten vermochten, so trieben wir kaum auf dem Meere fort und ge-

langten gegen Abend nur bis zur Höhe von Balustra-Burun, dem Vorgebirge auf der Westseite des Golfs von Lagos, auf dessen Spitze ein Leuchtthurm steht. Das Feuer desselben wurde jedoch, als wir vorüberfuhren und ihm gegenüber einen Theil der Nacht verbrachten, keineswegs unterhalten, mochte nun die Nachlässigkeit der Aufseher daran Schuld sein, oder mochten die Türken, welche heute das Gebiet von Abdera bewohnen, der Ansicht Raum geben, daß die Küste nur bei starkem Winde Gefahr drohe und die Vorsicht der Beleuchtung eines Punctes erheische. Der Golf von Lagos, an welchem die Ruinen jener Stadt liegen sollen, konnte zwar vom Auge nicht bis zu seinem nördlichen Ende übersehen werden, aber an allen übrigen Orten der Küste war die stolze Kette der Rhodope sichtbar, die nunmehr, da wir uns weiter vom Lande entfernt hatten, beständig über die niedrigern Uferberge hervorragte. In dieser Jahrszeit noch vielfältig mit Schneegefilden ausgestattet, erscheint sie dennoch dem Meere so nahe gelegen, daß man sich versucht fühlen kann, dieses Küstenhochgebirge mit der spanischen Sierra Nevada zu vergleichen, der es zwar an Höhe bedeutend nachsteht, aber in langer Erstreckung längs der Südküste des Landes und in schroffer Erhebung aus dem Meere gleichkommt. Die mittlere Höhe dieses Theils der Rhodope beträgt wahrscheinlich nirgend über 4000′, wiewohl weiter gegen Westen in der Nachbarschaft der Ruinen von Philippi höhere Spitzen diesen südlichsten Gebirgszug beschließen. Eine der ausgezeichneten Höhen, die ich heute vom Schiffe erblickte, die Xanthe, nordnordwestlich vom Balustra-Burun, hat Copeland gemessen und schreibt ihr eine Erhebung von 3815′ zu. Ich weiß nicht, woher der Name Despoto-dagh, den wenigstens die südliche Kette der Rhodope heutiges Tags bei den Eingebornen führt, abstamme und was er bedeute. Ich fragte meine Reisegefährten, die Priester vom Athos, nach dem Namen dieser Berge und konnte jenes Wort, wiewohl einigermaßen abgeändert, aussprechen hören. Sie sagten: Dospada-dagh, beharrten mit Sicherheit auf dieser Aussprache und wollten von einem Zusammenhange mit dem griechischen Dhespotis, als dem Herrn der Berge, oder den Mönchen, die sie bewohnen, nichts wissen.

Ich habe Einiges zur Characteristik dieser Athospriester, die ich im engern Zusammenleben zu beobachten Gelegenheit hatte, aufgezeichnet und theile es mit, da ich später habe bemerken müssen, daß meine Reisegefährten, welche ich für besonders unwissend und ungeistlich zu halten geneigt war, doch in dieser Rücksicht ihren Brüdern nicht nachstanden, als angesehene Männer ohne hervorstechende Eigenschaften auf dem heiligen Berge lebten und das Typische der dortigen Zustände sich vollständig angeeignet hatten. Der eine der beiden Priester war nicht ohne Neugierde und hegte den Wunsch, sich auf leichte Art belehren zu lassen, ohne jedoch einem solchen Gespräche eine ernsthafte Folge zu geben. Sein Hauptbestreben beschränkte sich vielmehr darauf, die Kleinigkeiten kennen zu lernen, die der Abendländer, um wesentlichen Bedürfnissen abzuhelfen, auf der Reise mit sich führt, und wenn ihm etwas Fremdes oder auffallend Zweckmäßiges aufstieß, so pflegte er zu sagen: »das ist schön« (καλὸ πρᾶγμα). Der andere hingegen äußerte eine vollkommene Gleichgültigkeit, und, wenn er im dunkelfarbigen Mantel, der seine stattliche Figur völlig einhüllte, mit dem schwarzen Fez auf dem Haupte, mit breitem, bärtigem Antlitz und unveränderlich ernsten Zügen als eine würdige Erscheinung da stand, so mußte man seine Zurückhaltung für bedeutender, seinen Grundsatz, für Weltliches und für ungewohnte Gegenwart theilnahmlos und ohne Erstaunen zu verharren, seiner Stellung für angemessener halten, als die Offenherzigkeit seines Genossen. Allein, als die Verschlossenheit sich mäßigte und wie eine angenommene Rolle allmählig aufgegeben wurde, zeigte er sich in allen menschlichen Dingen so unglaublich naiv und unwissend, daß die gute Meinung, man erblicke hier einen Mann, der die weltlichen Triebe aus Ueberzeugung für immer abgestreift und zur Seite gelegt habe, keineswegs länger bestehen konnte. Da ich im Urtheil über diese Beiden nicht im Stande bin, die Beschränktheit ihres Gesichtskreises so deutlich darzustellen, als sie in unserm Gespräche sich unaufhörlich bekundete, so begnüge ich mich, nur in wenigen Zügen ihre Unwissenheit in Geschichte und alltäglicher Wissenschaft darzulegen. Ich

befragte sie nach der Vorzeit des heiligen Bergs *) und erfuhr sogleich die wenigstens für eins der Klöster beglaubigte Ueberlieferung, daß Kaiser Constantin diese Wohnungen des Friedens gegründet habe. Als ich jedoch weiter nach den noch sichtbaren Spuren des Xerxescanals mich erkundigte, war ihnen der Name Xerxes, so wie jegliche Thatsache der altgriechischen Geschichte, völlig unbekannt, und verwundert und zweifelnd an der Wahrheit, ließen sie sich von mir, dem Fremdling, die vormaligen Geschichten ihrer nächsten Umgebung und die Großthaten ihrer Ahnen erzählen, wobei denn im Hinblick auf den Athos und auf die Berge von Philippi die antike Größe meine Seele berühren und meine Worte beleben mochte. Stellt man sich vor, wie manche gebildete Reisende den Athos in diesem Jahrhundert besucht und wie gewiß Alle von diesen Dingen gesprochen haben, und bedenkt man, daß die Geschichte der Scholle, die man bewohnt, ob auch die Sage davon sich unter dem Volke verloren habe, einmal wieder von Außen her mitgetheilt, schnell von Neuem im Munde der Menschen lebendig zu werden und ein bedeutendes Interesse zu erregen pflegt: so muß man sich billig verwundern, daß die Priester vom Monte santo bei dem einförmigsten Leben nicht einmal diese Erinnerungen allgemein unter sich verbreitet haben. Ich weiß wohl, daß die Griechen nicht selten die Höflichkeit beobachten, sich belehren zu lassen, auch wenn sie ebenso gut als der Erzählende unterrichtet sind, indessen fand diese Bemerkung auf den gegenwärtigen Fall keine Anwendung.

Ich wurde von einem der Reisenden befragt, ob es wahr sei, wie man im Archipel behaupte, daß Syra genau in der Mitte der Erde liege, und als ich ihm erwiederte, daß Delos bei den Alten für den Mittelpunct der Erdscheibe gegolten, weil ih-

---

*) Für diejenigen, welche die neuern Reisen nach den Athosklöstern nicht kennen, bemerke ich, daß die ganze Halbinsel Acte jetzt Hajion-Oros (ἅγιον ὄρος), oder in fränkischer Uebersetzung der heilige Berg, Monte santo, genannt wird. Das Vorgebirge am Ende der Halbinsel hat den Namen des Alterthums unter den Griechen bewahrt und heißt Ston-Athona (εἰς τὸν Ἄθωνα). Die Franken nennen es insgemein Capo di Monte santo.

nen nicht bekannt gewesen, daß die Erde rund sei wie eine Kugel, fiel mir der Verständigere der beiden Priester in die Rede und bemerkte, dies wären heidnische Irrthümer, Jerusalem sei der Mittelpunct der Welt, dies lehre die Religion, und es sei auch begreiflich, daß Christus inmitten aller Völker erschienen sei. Von Kugelform der Erde habe er nicht gehört und dergleichen Behauptungen würden auch seinem unumstößlichen Satze zuwiderlaufen.

Im Ganzen lagen die beiden Priester, ohne sich zu regen oder viel zu reden, phlegmatisch für sich, hingestreckt auf ihre Matte, aßen mit den übrigen Passagieren gesalzene Fische und alten Käse und zeichneten sich vor diesen nur durch ihre anständige Kleidung aus. Allein Dimitri verstand die Kunst, sie zum Sprechen zu bringen, und wußte sie, als die Seereise sich verlängerte, zu bewegen, einen reichen Schatz von Heiligen- und Mönchs-Geschichten, verwebt mit weltlichen und kirchlichen Gedanken, vorzutragen. Zur Unterhaltung und Sprachübung ließ ich mir Alles getreulich übersetzen. Beispielsweise erzähle ich eine dieser Anecdoten, die ein Spiegelbild der übrigen ist und deren Stoff, wenn ich nicht irre, auch in Balladen des Abendlandes benutzt wurde. Satan sendete einstmals drei seiner Teufel in die Welt, um Schaden anzurichten. Der Erste kehrte zurück und berichtete, er habe durch einen Sturm auf dem Meere drei Schiffe mit Pilgern zum gelobten Lande, kurz bevor sie es erreicht und dadurch das Recht auf den Himmel erworben hätten, versenkt und die Gläubigen in ihren Sünden sterben lassen. Auf die Frage Satans, wie viel Zeit dies gekostet habe, erwiederte er: 30 Stunden, und empfing 100 Stockschläge, weil er so viel Zeit zu dergleichen Kleinigkeiten gebraucht hätte. Der Zweite erzählte, er habe bei der Hochzeit des schönsten Paars in Griechenland eine Blutschuld angestiftet und der jugendliche Bräutigam sei während der Trauung von der Hand seines Freundes ermordet zu Boden gesunken. Auch dieser Teufel, der zu der Ausführung seiner That zwei Stunden gebraucht, ward für seine Zeitverschwendung bestraft. Der Dritte endlich kommt und sagt, es sei durch ihn ein Priester vom Hajion-Oros zur Sünde verleitet und zu die-

sem Erfolge habe er ihn 30 Jahre lang in Versuchung geführt. Da sprach der Satan: »Du hast wohlgethan und deine Kunst übertrifft aller Teufel Künste.«

Während wir nun durch solche Unterhaltungen für die vom Winde uns auferlegten Hindernisse und für unsere unbequeme Gemeinschaft uns zu entschädigen und möglichst gegen die Wärme der frei herabstrahlenden Sonne durch die Segeltücher zu schützen strebten, blieb unsere Aufmerksamkeit beständig auf die Zustände der Atmosphäre gerichtet, die, nicht ohne häufigen und unerwarteten Wechsel, doch unser Ziel in eine unbestimmte Ferne hinauszurücken schienen. Bei der fortgesetzten Spannung auf den Zusammenhang der hierher gehörigen Erscheinungen konnte es nicht ausbleiben, einzelne bestimmte Beobachtungen zu machen, welche ich bemüht war mit den Bemerkungen der Schiffer in Einklang zu bringen und sie durch ihre Mittheilungen zu sichern oder zu erweitern. Man trifft zwar im Allgemeinen auch an diesen Küsten die gewöhnlichen Land- und See-Winde, jene des Nachts, diese bei Tage, die letztern jedoch häufig mit Calmen untermischt, von denen ich keine bestimmte Rechenschaft zu geben wüßte: allein der einfache Wechsel jener beiden Winde, den die verschiedene Erwärmung und Abkühlung der Luft über dem Wasser und Lande bei Tage und bei Nacht bedingt, wird auffallend genug durch die Nähe des höhern Küstengebirgs modificirt und zu häufigern Gegensätzen gesteigert. Indem sich die Abhänge desselben in der Höhe und Tiefe nach verschiedenen Gesetzen abzukühlen oder zu erwärmen scheinen, bewirken sie in der Atmosphäre mächtigere Strömungen, welche den schwachen Land- oder See-Wind überwältigen.

Jene Gesetze, welche mit dem nicht genügend gelösten Probleme, die Abhängigkeit der Wärme von der Höhe, Gebirgsform und Beschaffenheit des Bodens zu bestimmen, in Verbindung stehen, lassen sich freilich keineswegs in der flüchtigen Erscheinung festhalten, allein eine einzelne Verkettung von Ursache und Wirkung, die ihrem Bereiche angehörte, stellte sich hier mit befriedigender Deutlichkeit in's Licht der Erfahrung. Wird die örtliche Erwärmung einer Landspitze im Gegensatze zu benachbarten Re-

gionen der Atmosphäre so bedeutend, daß sie eine seitliche, gegen den warmen Punct gerichtete Luftströmung bewirkt, so füllt er sich begreiflicher Weise anfänglich in eine Wolke, indem der kältere Wind, der auf den Berg eindringt, sich mit dessen warmen Umgebungen vermischt. Da nun die Wärme des Berges selbst die Ursache dieser Luftströmung ist, so beginnt sie in seiner Nähe zuerst und theilt sich erst von da allmählig der weitern Umgegend und der Tiefe über der Meeresfläche mit. Hierin besitzt man folglich ein Mittel, den örtlich entstehenden Wind eine Weile vorauszusehen, und wenn eine der Bergspitzen auf den Inseln oder im Despoto-dagh plötzlich durch eine Wolke verhüllt wurde, während eine Calme uns unbeweglich an unsern Ort bannte, so konnte ich mit Sicherheit voraussagen, daß binnen einer Stunde etwa ein leichter Wind sich erheben würde, dessen Richtung der des Berges entgegengesetzt sei.

So verließen wir Enos mit dem regelmäßigen Landwinde aus Nordost, als die Berge von Samothrake und Thracien durchaus heiter vor uns lagen. Samothrake blieb klar, aber die Rhodope hüllte sich vor Mittag in Nebel, die an der obern Scheide des Gebirgs hafteten. Dieser Wolkenbildung folgte auf dem Fuße ein Südwind, also eine Strömung von der klar gebliebenen Samothrake nach der bedeckten Rhodope, und diese verhinderte uns, das Cap Marogna zu umschiffen. Aber am auffallendsten zeigte sich dieser Zusammenhang am letzten Tage unserer Seereise, als wir, fast in jeder Richtung von hohen Bergspitzen umgeben, uns auf dem Wege von Tassos nach dem Hájion-Oros befanden. Während zuerst alle Küstenketten am Golf von Orfano bis zur Gegend von Cavala abwechselnd durch Nebel umhüllt wurden, blieb der Athos selbst, der höchste Punct am Horizonte, völlig klar. Mit dieser Erscheinung stand ein beständiger Südostwind in Verbindung, also eine Strömung vom Athos gegen den Golf und von den unbewölkten Gebirgen auf Tassos gegen die Küste von Cavala. Es war ein heftiger Wind, den wir jedoch nur wenig benutzen konnten, und er begann eine geraume Weile, nachdem seine Vorboten, die in Nordwest gelagerten Wolken, sich schon lange gebildet hatten. Aus diesen Nebeln entwickelte sich gegen

Abend ein Gewitter, welches anfänglich den Golf von Orfano umkreiste, sich später über den Busen von Stellaria zog und zuletzt, an der Bergkette des Hájion-Oros fortschreitend, den Athos selbst erreichte und in dessen Schluchten sich völlig entlud. Zuerst schwebten leichte Wölkchen um das Haupt der Athospyramide, sie verdichteten sich und bald war der majestätische Berg unsern Blicken entzogen. Obwohl es schon lange Zeit blitzte und donnerte, so äußerte das Gewitter doch Anfangs keinen Einfluß auf den herrschenden Wind. Vielmehr trat, als es den Athos umlagert hatte, eine unerwartete Calme ein und dauerte noch fort, als es sich gelöst hatte. Wie wir nun still dalagen, wurden allmählig alle umliegenden Gebirge wieder klar, das ganze, prächtige Amphitheater begegnete unsern Blicken, nur der Athos allein blieb im Nebel versteckt. Dann erhob sich ein günstiger Wind, der genau in der Richtung dieser einzigen Wolkenbildung wehte und unsere Fahrt eine Stunde lang auf das Günstigste förderte. Zugleich aber klärte sich auch der Athos wieder auf und kurz darauf wurde es wieder still.

Aehnliche Verhältnisse traten auch in der heutigen Nacht ein, als wir auf der Höhe von Balustra-Burun verzweifelten Tassos zu erreichen. Unerwartet fanden wir uns am Morgen hart an dieser Insel, während wir beim Einschlafen ungewiß auf bewegtem Meere trieben und die Macht des fern über Tassos hinrollenden Donners mit unserm winzigen, offnen Boote zu messen uns nicht entschlagen konnten.

2. Junius. Statt der fehlerhaften Chartenzeichnung verdanken wir zuerst dem Herrn v. Prokesch genauere Nachrichten *) über die Insel Tassos, eine der größten des Archipels. Dieser Schriftsteller durchwanderte einen beträchtlichen Theil des Innern, erstieg die Höhen und gewann eine Uebersicht über das ganze Gebäude des Gebirgs. Einige der allgemeinsten Angaben muß ich seiner Darstellung entlehnen, um meine eignen Bemerkungen, die sich auf zwei Küstenpuncte beschränken, verständlich vortragen zu können.

*) Denkwürdigkeiten Th. 3. p. 612 u. f.

Die Figur der Insel ist der Kreisgestalt genähert. Ihre Durchmesser betragen zwischen 3½ und 4 g. Meilen. Aber die ganze Fläche bedeckt ein einziges wildes, bewaldetes Gebirge, in welches zahlreiche Thäler einschneiden und das nur zuweilen ein schmales Küstenvorland übrig läßt, in der Regel aber mit abschüssiger Brüstung in's Meer fällt. Am nördlichen Gestade vor Tassos, der Mündung des Carasu gegenüber, liegt der Hafen von Panajia, diese Ortschaft selbst aber anderthalb Stunden tief in's Land, am Fuße des Hauptgebirgsjoches der Insel, von dem nach sämmtlichen Vorgebirgen die Bergketten strahlenförmig auslaufen. Dieser höchste Rücken, von Nordwest nach Südost gerichtet, aber von geringer Ausdehnung, besteht aus drei Spitzen, von denen die höchste, der Ipsario *), nach Copeland 3428′ mißt. Da diese Gipfel der Nordwestspitze der Insel so nahe liegen, so folgt daraus, daß von den Gebirgsarmen, die sich durch Tassos in jeder Richtung verzweigen und deren etwa zwölf sind, die östlichen und südlichen am längsten auslaufen. Glimmerschiefer und Marmor sind die herrschenden Gebirgsarten, deren Goldadern **) von den Alten schon erschöpft scheinen. Den größten Theil der Insel bedeckt Fichten- und Tannen-Wald. Die griechische Bevölkerung, gegen 6000 Seelen, in 12 ***) Dorfschaften vertheilt, führt Schiffsbauholz von vorzüglicher Güte, Olivenoel und Wachs aus, kann jedoch hinlängliche Nahrungsmittel nicht selbst erzielen.

Am Morgen um 6^h waren wir im Hafen von Panajia angelangt und stiegen an's Land. Der Blick verweilte zunächst auf dem Küstengebirge, das zu beiden Seiten diesen kleinen Hafen umgürtet. Es sind hohe Kalkberge mit steilen Felsen und zer-

---

*) Die zweite dieser Spitzen, der Eliasberg, ist 3374′ hoch.

**) Belon (Observations p. 33.) fand noch an einigen Orten große Schlackenhaufen, wodurch er mit Sicherheit auf eine große Metallmasse schließen zu können glaubte, die einst aus dieser Insel gewonnen sei. Allein Minen bestanden damals nicht mehr, und v. Prokesch hat auch keine Schlacken mehr gefunden, meinte indessen, daß die Bergwerke im östlichsten Theile von Tassos, den er nicht besuchte, möchten gelegen haben.

***) v. Prokesch zählt nur 9 auf, von denen er 7 besuchte.

streut bewaldeten Abhängen, deren Fuß das Meer bespült. Aber vom Hafen schneidet zwischen diesen Ketten ein breites Thal nach Süden ein, das, früh geschlossen, über den Höhen seines Ursprungs die höchsten Gipfel der Insel kühn hervortreten läßt. Als wir in der Folge von hier nach Westen die Insel umschifften, erblickte ich eins der größten Dörfer von Tassos, am Fuß des vordersten dieser Gipfel hoch oben über den Vorbergen angesiedelt, Bulgaro, dessen Lage ungefähr der von Panajia auf der Cotta'schen Charte entspricht. An dem Hafen, wo wir landeten, liegt ein kleines Dorf von 12 Häusern, die Marine von Panajia, welche sowohl im verwichenen Sommer als ein Jahr früher von den Piraten völlig ausgeplündert und niedergebrannt worden war.

Der Waldreichthum von Tassos, den Herr von Prokesch so sehr auszeichnet, fällt an diesem Puncte weniger in die Augen. Denn ganze Gehänge tragen nur Buschwaldung, besonders die tiefern Theile des Gebirgs, und die Nadelhölzer treten erst in größeren Höhen auf, bilden jedoch auch da nur an wenigen Orten einen dichten Wald, den man mit den Forsten des Nordens vergleichen könnte. Indessen haben die Tannen und Fichten die Eigenthümlichkeit, daß, während die meisten Laubholz-Arten, besonders die Eichen und Buchen, auf griechischem Boden an ihrem hohen Wachsthum einbüßen und allgemein in strauchartigen Formen verbreitet sind, jene hingegen größtentheils gar nicht solche Spielarten zu erzeugen *) vermögen. So oft ich Fichten in Rumelien gesehen habe, waren sie stets in Krone und Stamm

*) Es ist mir nicht unbekannt, daß die ächte und wenig gekannte Aleppofichte (P. halepensis Ait. und Lamb.), wie schon Clusius bemerkte, fast immer strauchartig bleibt und nur selten höher als 12' wird. Allein diese Fichte, in Murcia und Valencia verbreitet, kommt, wie Link mit Recht gegen die Angabe in der Expédition de Morée einwandte, wahrscheinlich gar nicht in Griechenland vor und mag wohl einen sehr unrichtigen Namen führen. In der Regel hält man sie zwar für eine Spielart der im Orient verbreiteten Pinus maritima Lamb. (P. halepensis Aut.): inzwischen scheint diese Vereinigung noch einer genauen Critik zu bedürfen.

geschieden, sobald sie das erforderliche Alter erreicht hatten, mochte auch übrigens ihr Wachsthum armselig genug geblieben sein.

Wiewohl ich nicht bis zur Coniferenregion vom Hafen hinaufstieg, so konnte ich doch in deren Nähe wohl bemerken, daß die Fichten nicht bloß viel Raum zwischen sich ließen, sondern daß sie auch nirgend für hochstämmige Bäume gelten konnten. Diese Waldungen hatten ganz das Ansehen der Fichtenregion am bithynischen Olymp, die Gebüsche hingegen, welche die untern Vorberge bekleideten, übertrafen an Frische, Ueppigkeit und Verschiedenheit der Formen jede Erwartung.

Dieses Gesträuch, im Allgemeinen die mehrfach verzeichneten Arten des thracischen Festlandes wiederholend, indessen statt des kalten Grüns der den Winter überdauernden Blätter reicher an frischem, lebhaft gefärbtem Laube, war an vielen Orten beinahe vollkommen undurchdringlich, theils wegen der Schlingpflanzen, wie denn z. B. der wild gewachsene Weinstock alle Büsche überrankte, theils wegen der Dornen des überaus häufigen Paliurus. Dieser Strauch hat so starre und scharfe Dornen, daß er die Kleidungsstücke des Vorüberstreifenden auf das Sicherste zu verwüsten pflegt, und, wenn man gebückt vorbeizuschlüpfen sich bemüht, gewöhnlich den Fez an seiner seidnen Zierrath fesselt und unauflöslich verstrickt. Ungeachtet des dichten Wachsthums der Gesträuche haben noch Schatten liebende Kräuter unter ihnen sich angesiedelt, und wenn man zuletzt auf dem Gipfel des nächsten Hügels, der einst eine befestigte Burg trug, aus dem Dickicht heraustritt und auf lichte Waldstellen gelangt, so erfreut man sich zahlloser Blüthen, die den Boden im hohen Rasen bedecken*).

*) Als Bestandtheile der Gesträuchformation sind außer dem Paliurus besonders Crataegus Azarolus L. und Cercis siliquastrum L. bemerkenswerth. Im Schatten wachsen, jedoch nur einzeln: Pisum elatum M. B. Digitalis leucophaea Sibth., deren Vaterland bisher ungewiß war und die ich in den meisten Wäldern von Macedonien angetroffen habe, ferner Aristolochia longa L. und A. Clematitis L. An den lichten Orten blühten z. B. Ornithopus compressus L. Vicia lutea L. Helianthemum guttatum Mill. Hypericum dentatum Lois. und H. perforatum L.

Der Fuß dieser üppig bewachsenen Vorberge, die an den nahen Gebirgsknoten der Insel gelehnt die Seitengehänge des Thals von Panajia bilden, berührt mit seiner mannshohen Gesträuchwand unmittelbar die Thalsohle, welche damals mit Waizen bestellt war, der erst jetzt zu blühen sich anschickte. In der Mitte dieser Felder stehen einige der ungeheuren Platanen, welche der frühere Reisende zu 40′ Umf... maß und nebst den berühmten Stämmen auf Gottfrieds von Bouillon Lagerplatz am Bosporus für die stärksten Bäume des Landes erklärte. Aber dem Absterben nahe werden sie, wenn nicht durch Stärke des Stamms, doch durch Ausbreitung der Aeste und Reichthum des Laubes von einigen Wallnußbäumen übertroffen, welche in demselben Thale prangen.

Von den Ruinen, welche an diesem Orte das Interesse des gelehrten Kenners in so hohem Grade erregten, habe ich nur wenig gesehen, sei es, daß meine Aufmerksamkeit sich weniger darauf richtete, oder die im Getraide versteckten Reste sich meinen Blicken entzogen, oder endlich daß die Sarcophage und Marmortrümmer, die damals das Thal und den Abhang des Schloßbergs bedeckten, seitdem zu profanem Gebrauche ausersehen und in Bauten verwendet worden sind. Altes Gemäuer im Dickicht habe ich indessen wohl bemerkt, auch der Steindamm, an welchem die Schiffe ankern, ist geblieben und der alte Hafenthurm beschäftigte mich eine Weile, indem er mir das einzige Zeugniß von den Gebirgsarten des Innern darbot. Die Umgegend des Hafens bestand nemlich nebst den Vorbergen selbst aus einem Kalkstein, an dem ich nichts Besonderes zu bemerken fand, die höhern Theile der Insel aber erschienen in einer von jenen so abweichenden Gestalt, daß man auf einen Gegensatz in ihrer geognostischen Grundlage zu schließen sich berechtigt fand. Da nun an dem alten Thurme eine Platte von dem schönsten, weißen

---

nebst einer dritten Art dieser Gattung, welche noch unbeschrieben zu sein scheint, Agrostemma coronaria L. Campanula glomerata L. Bartsia viscosa L. Linaria genistaefolia Sibth. Convolvulus althaeoides L. Lamium moschatum Mill. Orchis sp. Andropogon Gryllus L.

Marmor eingesetzt ist, deren blendender Glanz mit den weißen Felsen *) der obern Höhen übereinstimmt, so erblickte ich hier zuerst eine Spur der weit verbreiteten Felsmassen, die auf dem benachbarten Hájion-Oros den ganzen Berg Athos zusammensetzen.

Nachdem wir am Ufer getrocknete Fische, deren Fäulniß das Dorf und in der Folge unser Schiff verpestete, und frisches Wasser gleichfalls von übler Beschaffenheit eingenommen hatten, segelten wir mit schwachem Küstenwinde in nordwestlicher Richtung weiter, um das westlichste der beiden gegen die thracische Küste gerichteten Vorgebirge zu umfahren. Die Meerenge ist schmal, die Breite dürfte kaum eine g. Meile betragen, und ihre Strömung begegnet in der Mitte noch dem Felsen Tasopulo. Die Fahrt gestattete einen freien Ueberblick über die benachbarte Küste, wozu schon durch die Aussicht vom Burgberge einige Anhaltspuncte gewonnen waren. Die beiden Vorgebirge Balustra-Burun und Sarisaban-Burun sind niedrig und mehre Stunden von der Hauptkette der Rhodope entfernt. Diese läßt westlich vom Golf Lagos ein weites Vorland übrig, die fruchtbare Ebene von Sarisaban, eine Deltabildung des Jenidge-Carasu d. h. des Mestus der Alten. Den nördlichen Hintergrund dieser tiefen Fläche beschreibt die Kette der Rhodope selbst, die gerade hier sich zu der schon erwähnten Spitze Xanthe erhebt und von da nach Westen sich bis an die Stromengen des Mestus ausdehnt. An der Ostseite dieses Stromeinschnitts beginnen die hohen und schneereichen Ketten, die sich nordwärts von Seres in westlicher Richtung bis zum Vardar fortpflanzen und die ich erst von dem Plateau auf Chalcidice in ihrem wahren Verhältnisse erblickte. Von diesem westlichen Rhodopesystem läuft eine Kette längs des untern Stromlaufs des Mestus an die Küste und begrenzt auf diese

*) Schon aus dem Alterthume ist der Marmor von Tassos berühmt, und daß dieser das vorherrschende Gestein der höhern Berge sei, bezeugt Belon ausdrücklich (a. a. O.): »les montaignes mesmes qui sont en l'isle, et les rochers sont de plus beau marbre et le plus blanc, qui se puisse trouver«

Weise das Vorland von Sarisaban von der Westseite, wie der Golf von Lazos im Osten. Sobald jene Kette das Meer erreicht hat, wendet sie sich nach Westen, umlagert als mächtiges Küstengebirge den Busen von Orfano und steht zuletzt mit den Bergen von Chalcidice in Verbindung. Indem sie aber bei solchem Verhältnisse dem nördlich gelegenen Hauptgebirge, von dem sie sich abgelöst, wiederum parallel läuft, giebt sie zur Bildung der beiden Kessel von Philippi und Seres Anlaß. Dicht an das Meer gestellt erreicht sie dennoch eine Höhe, die alle bisher gesehenen Berge des thracischen Festlandes übertrifft. Ihre Hauptserhebung ist der Pangeus der Alten, südlich von Drama im Kessel von Philippi und nordwestlich von der Seestadt Orfano. Als ich um das Cap von Tassos gefahren war, bildete dieser Berg den mächtigen Mittelpunct der Landschaft, die sich vor mir ausbreitete, und, reich mit Schneefeldern umgürtet, ragte er weit aus dem nahen Horizonte hervor. Die Höhe des Pangeus, der bei den Türken den prosaischen Namen Pillav-Berg (Pillav-tepé) führt, erreicht nach Copeland beinahe den Athos und beträgt 6143′. Uebrigens fällt er nicht unmittelbar in's Meer ab, wie der Athos, sondern anmuthige Hügelreihen, die Wohnsitze der alten Pieres, sind an seinem Fuße ausgebreitet und reichen nach Nordosten bis Cavala, dessen weiße Mauern, Moscheen und Minarets klar durch die Morgenluft herüberschimmern und die Straße durch das Gefilde von Sarisaban in sich aufnehmen. Von den Olivenbäumen dieser Ebene schweifte das Auge zu den mannigfaltigern, in kühner und milder Gestaltung wechselnden Bildern an der Westseite des Golfs von Cavala hinüber, während an den Busen von Orfano und Stellaria das Land noch unter dem Horizonte verborgen blieb und Tassos selbst den Hä-jion-Oros dem Blicke entzog.

Der Wind blieb südlich und wir waren daher genöthigt, als das Cap umschifft war, einen andern Hafen an der nordwestlichen Küste von Tassos aufzusuchen, die Marine von Casavi, dessen Ortschaft gleich der von Panajia eine Stunde weit vom Meere im Gebirge versteckt ist. In diesem Hafen, der Cavala schräg gegenüber liegt, verbrachten wir den übrigen Theil des

Tags. Auch hier fanden sich nur wenige, ärmliche Hütten, aber der Platz scheint demungeachtet belebter zu sein, als der Hafen von Panajia. Denn zur Zeit, als wir dort waren, lagen hier 10 Küstenfahrzeuge und 2 große Seeschiffe vor Anker. Viele Matrosen nebst Bewohnern der Insel waren vor dem Caffeehause am Ufer versammelt und erfreuten unsere Gesellschaft durch die eben eingelaufene Nachricht, daß die Seeräuber von Jura-Pula vom griechischen Admiral Canaris angegriffen, besiegt und besonders mit Hülfe eines Dampfschiffes vernichtet seien. Sie hatten 3 oder 4 Schiffe besessen und Alle waren mit Ausnahme einer Anzahl, die sich in offnem Boote auf den Monte santo geworfen hatten, nach heftigem Widerstande in die Gewalt der Griechen gerathen. Diese Neuigkeit erregte einen unbeschreiblichen Jubel und in der Freude seines Herzens gestand mein Capitain nunmehr ein, wir würden schon lange auf dem Monte santo sein, aber er habe aus Furcht vor den Seeräubern, von denen er, nun seine Zunge gelöst war, unglaubliche Geschichten zu erzählen wußte, das hohe Meer ernstlich gemieden und zweimal, als wir zwischen Cap Marogna und Tassos fremder Segel in weiter Ferne ansichtig wurden, habe er seine Bestürzung kaum verbergen können, indem seine Angst ihm eingeredet, sie machten Jagd auf uns.

Gewohnt an der Küste von Tassos nur steile Klippen oder enge Thäler zu erblicken, die vom überhangenden Gebirgsjoche fast erstickt zu werden schienen, überraschte mich die lachende Umgebung des Hafens von Casavi, der durch ein fruchtbares, wiewohl immer nur schmales Vorland vom Gebirge geschieden wird. Denn bis zum Fuße der Vorberge ist es wohl nirgend über eine halbe Stunde tief, aber in ansehnlicher Länge zieht es sich längs des Ufers hin und setzt sich dann in das enge Thal von Casavi fort, welches wie das von Panajia sich in die Berge einschiebt und am Ipsariknoten hinaufstehnt. Dieses Vorland nebst dem Thale ist ein einziger Wald von Olivenbäumen, nur am Hafen selbst durch eine Wiese vom Meere getrennt. Der Boden, der dieses Vorland bildet, verdankt seine Entstehung nicht dem Bache, der ihn bewässert, sondern dem Meere, welches hier eine Erdart angespült und abgesetzt hat, die dem Gebirge der Insel fremd

ist. Es fällt in der That auf, eine üppige Vegetation in dem dürren, heißen, lockern Quarzsande anzutreffen, aus dem diese Ebene besteht. Die Berge hingegen, die sie begrenzen, enthalten nur jenen dichten Kalkstein, der auch die Küste von Panajia zusammensetzte, und der Bach von Casaví spült die früher bezeichneten Gebirgsarten des Ypsario herab, die sich mit dem Sande nur so weit vermischen, als von zeitigen Ueberschwemmungen des Bachs zu erwarten steht.

Der Olivenwald enthält die größten und schönsten Stämme, die man sehen kann; ich mußte jedoch den guten Zustand dieser Pflanzung weniger der Natur, als einer sorgfältigen Pflege zuschreiben, welche sich, unerwartet genug, aus verschiedenen Anzeichen abnehmen ließ. Allgemein war eine Art des Ringschnittes angewendet, um den Ertrag der Bäume zu vermehren. Dieser Schnitt, eine kreisförmig um den Stamm oder um die Zweige geführte Entblößung des Holzes von der Rinde, ist bekanntlich eine gewöhnliche Methode der Gärtner, um auf Kosten des Holzzuwachses die Güte und Zahl der Früchte an Obstbäumen zu vermehren. Als ich nun hier an den meisten größern Stämmen eine Menge von feinen Einschnitten wahrnahm, die, ohne bestimmte Regel über den untern Theil des Baumes vertheilt, die Rinde gleichsam siebförmig durchlöchert und das Holz, jedoch ohne ringförmigen Zusammenhang, entblößt hatten, so konnte ich mir in der That keinen wirksamen Erfolg bei dieser Maßregel denken, weil dadurch die Bildung der neuen Holzschicht keineswegs unterdrückt werden kann. Auf meine Erkundigung versicherte man indessen, daß, wenn die Schnitte zu einer bestimmten, jedoch nicht näher bezeichneten Zeit gemacht würden, die Oliven, die sonst zum Theil vor der Reife abzufallen pflegten, sich nicht allein sämmtlich erhielten, sondern auch früher zeitigten und mehr Oel zu liefern pflegten. Sollte diese Meinung auch nur auf einem hergebrachtem Vorurtheile beruhen, so zeigt doch die sorgsame Ausführung dieser mühevollen Arbeit hinlänglich, daß man hier die Cultur des Oelbaums keineswegs vernachlässige. Indem ich diese gute Meinung von der Betriebsamkeit der Bewohner von Tassos auch in der Reinlichkeit des Un-

tergrundes der Pflanzungen, so wie in der sorgfältigen Pflege der Fußpfade, die hindurchführten, bestätigt fand und gegen meine Begleiter anerkennend hervorhob: erwiederten sie, es sei wohl nöthig, auf das Wenige, was ihnen ihre Berge und Felsen zu gewinnen erlaubten, einen besondern Fleiß zu verwenden; denn außer dem Oel, den Baumstämmen, die als Schiffsmasten verkauft würden, und etwas Wachs habe die Insel keine weiteren Erwerbsquellen und wäre doch nicht geringer besteuert, als das Eigenthum anderer Raja's, die sich ihr Korn selbst zu bauen vermöchten. »Bei uns aber«, sagten sie, »giebt es nur Wälder und Steine.«

Der größte Unterschied im Anblick dieser Küste von der früher besuchten beruht darauf, daß das Gebüsch, das dort so reichlich wucherte, hier gänzlich verschwunden ist. Die Oelbäume reichen bis an einen steilen, felsigen Kalkberg, über dem unmittelbar das Gebirgsjoch des Ypsario hervorragt. Jener Kalkberg ist bis an seinen Fuß mit Hochwald aus Coniferen bestanden, so weit die Steilheit seines Abhangs und der steinige Grund den Bäumen Raum sich einzuwurzeln gewährt. In der Begleitung meines Schiffsherrn, der, seiner Furchtsamkeit entledigt, sich nun fröhlich an mich anschloß, kletterte ich eine geraume Zeit an dem Abhange dieses Bergs umher und wandte mich von da in das Thal des Casavi.

Der Wald enthielt zwar schöne Stämme, aber ein dichtes Wachsthum gestattete die Oertlichkeit nicht, und man sah auch leicht, daß, so nett und sauber der Olivenhain gehalten ward, man die Fichten durchaus der Natur überließ und gelegentlich nach dem Bedarfe hier oder dort einen alten Stamm aushieb, aber die Bäume, die der Sturm niedergeschmettert hatte, zu entfernen sich nicht bemühte. Zwei Coniferen bilden diesen Wald, von denen die eine mir sehr merkwürdig erschien, indem sie zur Gattung des Wachholders gehört und doch an Größe und Stärke des Stammes die Seestrandsfichte *), in deren Gesellschaft sie wuchs, noch übertraf. Ich erinnerte mich, daß in Spanien ein

*) Pinus maritima Lamb.

Wachholderbaum *) gefunden wird, der z. B. in der Gegend von Segovia nach alten Nachrichten selbst zu Balken und anderer Zimmermannsarbeit dient, und ich vermuthete, diese Art, deren Vorkommen so beschränkt ist, im Archipel wiedergefunden zu haben. Diese Meinung mußte mir indessen unter einem andern Gesichtspuncte unwahrscheinlich vorkommen, da die geographische Verbreitung der Gewächse in der Regel einen geschlossenen Bezirk auf der Erdoberfläche für jede Art nachweist und da man in Italien von keinen Wachholderbäumen gehört hat. Im Orient giebt es hingegen noch andere Arten dieser Gattung, welche an Größe den Fichten nicht nachstehend unter ihrer Krone einen Stamm tragen, und ich glaube mich in der Folge überzeugt zu haben, daß mein Baum schon Tournefort als im Archipel vorkommend bekannt gewesen sei und zu einer Art **) gehöre, welche in der südlichen Krim und an den warmen Abhängen des Caucasus heimisch ist, sich aber in Tassos auf einem isolirten Standpuncte am äußersten nach Westen verbreitet. Man könnte diesen Baum den Sabinabaum nennen, bis sein griechischer Name bekannt werden möchte, da er sich von dem allgemein berühmten Sabinastrauch neben kleinlichen Merkmalen vornehmlich durch den baumförmigen Wuchs unterscheidet. Dies ist übrigens das einzige Mal, daß der Sabinabaum mir auf meinen Wanderungen vorkam, und er gehört daher schon wegen seiner Seltenheit in Rumelien zu den eigenthümlichsten Erzeugnissen der Insel Tassos.

So weit ich nun im Thal von Casaví hinaufstieg, bildeten diese beiden Nadelhölzer, der Sabinabaum und vorzüglich die Seestrandsfichte, den Wald, und an Laubholz erschienen nur einzelne Platanen eingestreut. Es bleibt daher einem Andern zu ermitteln, welche Veränderung in den Coniferen auf den höhern Bergen der Insel eintritt, da man voraussetzen darf ***), daß

*) Juniperus turifera L.

**) Juniperus excelsa M. B.

***) Wahrscheinlich besteht das Nadelholz der obern Regionen, wie am bithynischen Olymp und am Athos, aus Pinus Picea L. und P. Laricio

oben verschiedene Arten die das wärmste Clima bedürfende Fichte ablösen werden. So wie aber die ganze Insel gleichsam nur einen einzigen Fichtenwald darstellen soll, so wäre der Ort besonders geeignet, um gründliche Untersuchungen über die climatischen Sphären südeuropäischer Nadelhölzer anzustellen.

Ein Wald von Coniferen duldet in seinem Schatten nur selten eine fremde Vegetation von Gesträuch und Kräutern, gleichsam als würden etwa zufällig keimende Samen von den beständig herabfallenden Nadeln erstickt, oder vielleicht, weil diese, langsam verwesend, nicht wie das Laub der Buche, einen fruchtbaren Humusboden zu erzeugen fähig sind. Wenn man daher in das Thal von Casaví eintritt, so vermißt man ganz jene üppige lianenreiche Vegetation, welche die Ruinen der Burg von Panajia einhüllt, und in der That habe ich außer einer sparsamen und einförmigen Bekleidung der Felsblöcke durch in ihren Spalten umherwuchernde Pflänzchen *), nicht ein einziges Gewächs in diesem Walde angemerkt.

Poir. Diese Vermuthung gründet sich auf Belon's Angabe, der so genau ist und hier (p. 33.), wie am Athos (p. 41.) bemerkt, daß die Wälder aus Tannen und Fichten (sapins et picées) bestehen. Für P. Picea möchte dies Zeugniß ausreichen, da die Tanne damals (Clus. hist. p. 54.) wie jetzt im Französischen sapin genannt ward. Für die Bestimmung von P. Laricio aber hat jener Naturforscher durch eine beigefügte Beschreibung gesorgt, welche die Natur so treu zeichnet und die noch heute wenig gekannte Fichtenart so treffend characterisirt, daß seine Worte noch nach 300 Jahren eine ehrende Anerkennung verdienen. Er sagt: les Picées sont quelque peu differents à ceulx — — qui naissent es montagnes d' Auvergne: car leurs cones — sont de telle nature qu' ellens tiennent si fort au rameau, que quand on les arrache par force, l' on enleve un esclat du bois, — aussi sont poliz et non raboteuses comme sont les nostres. In der That unterscheidet sich Pinus Laricio Poir. von P. sylvestris L. wesentlich durch die völlige Stiellosigkeit der Zapfen und die glattere Außenfläche der Schuppenspitze: Merkmale, die von keinem botanischen Schriftsteller der neueren Zeit, so viel ich weiß, ebenso gut beobachtet worden sind, weshalb die Diagnosen derselben im Allgemeinen wenig dazu beigetragen haben, diesen schönen und wichtigen Baum kennen zu lehren.

*) Micromeria graeca Benth. und Parietaria lusitanica L.

Der Bach, dessen Lauf auf den Charten verzeichnet ist, der aber in dieser Jahrszeit schon ausgetrocknet war, führte mich eine halbe Stunde weit in's Gebirg, wahrscheinlich die Hälfte des Wegs nach Casavi. An der Stelle, wo ich umkehrte, fand ich im Walde gegen 30 steinerne Hütten, die jedoch verschlossen und dem Anscheine nach ganz unbewohnt waren. Ich hielt dieses Dorf schon für Casavi, meinte jedoch aus dem wunderlichen Griechisch meines Begleiters zu verstehen, daß diese Häuser zwar den Bewohnern von Casavi gehörten und auch zu dieser Ortschaft gerechnet würden, daß sie aber nur während der Olivenerndte bewohnt und zu diesem Zwecke erbaut, in der übrigen Zeit leer ständen. So sah ich meine Hoffnung, nach der Beschwerde des Wegs mich zu erfrischen, vereitelt, fand indessen glücklicher Weise noch eine wohleingefaßte Quelle auf, freilich nur schlechtes, im Versiegen begriffenes Wasser, das ich mit unzähligen kleinen Fröschen zu theilen hatte, die in der Dürre ihrem baldigen Untergange entgegensahen. Ich weiß mir nicht zu erklären, daß Herr v. Prokesch das Quellwasser von Tassos vor allen Inseln des Archipels rühmte, da er doch im August dort war und schon jetzt im Anfang des Junius die Berge hier sämmtlichen Schnee verloren hatten. Auch sind die Thäler so zahlreich, so eng an einander gerückt, und gehen nach allen Himmelsgegenden von den Bergen zum Meere hinab, daß für jedes einzelne, indem alle bewässert sind, nicht viel Wasser abgegeben werden kann, daher die Quellen und Bäche früh versiegen und viel über Dürre oder Verderbniß des Wassers, wenigstens an der Küste, geklagt wird.

Auf dem Rückwege besuchte ich die Wiese am Meere, die sich als ein ferneres Beispiel an die früher mitgetheilten Beobachtungen anreiht, nach denen in Rumelien am Meeresufer Wiesen vorkommen, die dem Wiesencharacter des Nordens entsprechen. Immerhin kann man jedoch wenigstens in diesem Falle einwenden, daß die Gräser und Kräuter, die diese Wiese zusammensetzen, zum Theil aus Erzeugnissen der südeuropäischen Flora bestehen. Allein nach den frühern Mittheilungen verdient es hervorgehoben zu werden, einmal daß die Gramineen hier vor den

übrigen Gewächsen an Masse bedeutend vorwalten und andererseits, daß sie zugleich einen ausdauernden kriechenden Wurzelstock tragen und daher in ächten Grasrasen den Boden dicht bedecken. Indessen wird eine solche Form der Vegetation fast eben so sehr durch die Scheingräser, als durch die Gramineen selbst begünstigt, und in hohen Büschen und Halmen verzierten Cyperus und Simsen die niedrige Grasnarbe, die wiederum selbst vom eingemischten Klee, von blühenden Orchisarten und Bartsien in bunten Farben prangte *).

3. Junius. Wir hatten uns noch am Abend wieder eingeschifft, konnten auch während der Nacht eine Zeit lang den Seewind benutzen, aber als die Sonne aufging, befanden wir uns noch an der Insel, ohne Hoffnung den Athos zu erreichen. Der Anblick der Westküste von Tassos ist durchaus von der Nordseite nicht verschieden, ebenso felsig, düster und unwirthbar, nur daß hier der groteske Hintergrund fehlt oder weiter zurücktritt, zu dem der Ipsario von Panajia über den beiden Landungsplätzen sich erhob. Da wir uns hart an der Küste hielten, so trat erst gegen Mittag, als wir das südwestliche Cap von Tassos hinter uns ließen, der Athos in seiner bedeutenden Gestalt unsern Blicken entgegen, nunmehr noch gegen 6 g. Meilen entfernt, obgleich seine Höhe und seine helle Erdfärbung ihn weit näher zu rücken schien. So erhaben und mannigfaltig die Ketten und Bergspitzen der Küste von Thracien und Macedonien, wie der beiden Inseln Tassos und Samothrake auch sein mochten, welche nunmehr fast in jeder Richtung den Horizont einschränkten und diesem Winkel des aegaeischen Meers den Character eines großartigen Golfs darleihen: immer erscheint doch der Athos als die höchste, alles Uebrige weit überragende Erhebung, und indem, wie wir sahen, der ebenso nahe Pangeus, der uns im

*) Unter den Gräsern sind einige der ausgezeichnetsten: Andropogon halepensis Sibth., Briza elatior Sibth. und das monocarpische Hordeum maritimum With. — Die übrigen oben bemerkten Pflanzen sind: Cyperus longus L. Juncus maritimus Lam. — Trifolium filiforme L. var. tenerum. Orchis sp. und O. laxiflora Lam. Bartsia Trixago L.

Rücken lag, ihm hierin wenig nachgiebt, so ist zu bemerken, daß der Athos, von Vorbergen entblößt und auf der äußersten Spitze des Landes unmittelbar aus dem Meere hervorsteigend, sehr viel imposanter sich darstellt. Dazu kommt noch seine kühn gebaute Kegelgestalt, in welcher er von der scharfen Spitze zu beiden Seiten in schroffen Abhängen gradlinig bis an seinen Fuß sich herabsenkt, ferner die Nachbarschaft niederer Berge, die ihm an Höhe um das Doppelte nachstehen und in sanft gewölbten Umrissen ausgebreitet durch diese Gegensätze die Eigenthümlichkeit des Athos noch hervorstechender ausprägen. Zu seinen obern Felszacken selbst aber hinüberzublicken, muß einen solchen Eindruck noch erhöhen, wenn durch die helle Morgen- oder Abend-Luft schon in so beträchtlicher Entfernung zu bemerken ist, wie die spärliche Waldung ein bestimmtes Niveau nicht überschreitet und bis zu diesem grünen Gürtel von dem Gipfel sich einzelne Schneelager gletschergleich herablagern. Wenn jedoch diese weißen Gefilde aus den gleichfalls hellfarbigen Felsmassen für gewöhnlich weniger bedeutend hervortreten, als der Bergkegel selbst am tiefblauen Himmel und über der dunklen Meeresfläche sich abzeichnet: so vermag doch eine günstige Beleuchtung den Gegensatz zu steigern, und mir war es vergönnt, von dem geeignetsten Standpuncte den Schnee des Athos sowohl in den Strahlen der scheidenden als der nahenden Sonne glühend zu erblicken, in so fern man den rosenfarbnen Schein, womit das gespiegelte Licht sich in die unbeleuchtete Tiefe verbreitet, in den Alpen ihr Glühen zu nennen pflegt.

Genau gegen den Athos waren wir gesteuert, bis uns um Mittag die Fenoxfelsen und die ferne Samothrake zur Seite lagen, als uns der Wind den Curs zu ändern nöthigte. Langsam trieben wir nach Südwesten gegen das Kloster Vatopédhion, dessen Abstand von Tassos die Schiffer nur zu 24 Miglien berechneten. Als inzwischen die Calme eintrat und sich Nachts wiederholte, wurden die Ruder gebraucht, die das schwer beladene Boot kaum aus der Stelle zu rücken vermochten. In der steten Erwartung, das Land baldigst zu erreichen, mieden wir den Schlaf und verbrachten einen Theil der Nacht, die nach dem Gewitter

heiter, mild und in voller Pracht der Gestirne uns aufnahm, in Gesprächen über die seltsamen Zustände, in welche ich nun endlich einzutreten im Begriff stand.

Unter diesen Gegenständen, worüber meine beiden Mönche mich gründlich zu unterrichten geeignet waren, zeichne ich unsere Unterhaltung über die sonderbarste Eigenthümlichkeit vom Monte santo aus, das oft besprochene Verbot nämlich, kein weibliches Wesen, weder unter Menschen noch Hausthieren, auf der Halbinsel zu dulden, wobei man gewöhnlich, um sich des Abgeschmackten in dieser Satzung zu versichern, den Entsagenden zu bedenken giebt, daß doch die Thiere der Wildniß, die Vögel, die Insecten und zahlreichen Schlangen an ein so naturwidriges Gesetz nicht gebunden und doch keineswegs zu verbannen sein möchten. Wogegen die Sage des Volks, die unter den weniger aufgeklärten Griechen verbreitet ist, erinnert, jenes Gebot sei nicht von den Menschen gegeben, sondern die Halbinsel selbst, von den Heiligen zur Heiligkeit auserlesen, ersticke durch eine geheime Eigenschaft der Atmosphäre jeden Athemzug der weiblichen Schöpfung *) und das unglückliche Weib, das zufällig an diese Küste verschlagen werde, müsse augenblicklich seinen Geist aufgeben. Die Griechen lieben es, ohne Spötter zu sein, dergleichen Fabeln zu erzählen, aber die Mönche erwiederten, so viel man auch gegen jenes Gesetz, wie gegen die Fasten und andere Vorschriften der Kirche erinnern möchte, so erschienen diese Gebräuche doch durch ihr Alterthum und schon um deswillen ehrwürdig, weil nur durch sie sich so viele Jahrhunderte eine Reinheit und Treue des Wandels gesichert habe, wie sie unter ihnen allgemein, auswärts hingegen nur selten und einzeln gefunden werde. Dimitri aber bemerkte, diese Strenge möge doch wohl in der letzten Zeit einigermaßen nachgelassen haben, indem ihm in Enos berichtet wäre, vor einigen Jahren habe eine russische Fürstin, durch das Verbot und durch Neugierde gereizt, die heiligen Klöster zu besuchen gewagt und sei vermöge ihrer hohen Geburt nicht bloß bereitwillig auf-

*) Θηλυκὸν πρᾶγμα δὲν ἠμπορεῖ νὰ ζήσῃ (Leake Northern Greece 3. p. 136.)

genommen, sondern auch mit großen Ehrenbezeugungen überall umhergeführt worden. Diesen Vorgang wollten jedoch die Mönche keineswegs zugestehen, meinten, wenn eine vornehme Dame ein solches Unternehmen sich der Schicklichkeit halber nicht versagte, so würde sie doch aus Achtung vor der Kirche wenigstens männliche Kleidung angelegt haben, und sie versicherten, nach ihrer Ueberzeugung habe Niemand, so lange die Klöster beständen, ein weibliches Gewand auf dem Hájion-Oros erblickt. Durch solche Mittheilungen vorbereitet, nahten wir uns dem merkwürdigen Gestade, das seit funfzehnhundert Jahren Niemand sein Vaterland nennen durfte, und wo nur lieblose Ansiedler in strengster Entsagung gelebt haben.

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Pandocrátoras und Caraes.

Geographische Uebersicht des Hájion-Oros. Ausdruck der Küstenlandschaft. Pandocrátoras. Vegetation der immergrünen Region. Caraes. Castanienwald im Hochthale von Caraes. Irrige Nachrichten über Oberalbanien. Die Proïstámeni.

Um meine Beobachtungen über den Hájion-Oros einzuleiten und den bekannten Thatsachen übersichtlich anzuordnen, scheint es mir erforderlich, indem ich den Faden meiner Tagebücher unterbreche, theils aus eigner Erfahrung theils aus den reichlich *) hierüber vorhandenen Quellen einen gedrängten geographischen Abriß vorauszuschicken.

Die Halbinsel Hájion-Oros, 6 g. Meilen lang und im Durchschnitt ungefähr 1 g. Meile breit, steht mit dem macedonischen Küstenlande Chalcidice nur durch die bis zur Fläche des Meers vertiefte Erdzunge in Verbindung, die von Xerxes zur Anlage seines Canals benutzt sein soll und die ungeachtet ihrer im Verhältniß zur Halbinsel beträchtlichen Breite von 7200', be-

*) Unter denen, die über den Athos berichtet haben, besuchten ihn Belon (1546), Paul Lucas (1706), Pococke (1740), Sibthorp (1794), Leake (1806), Urquhart (um 1830), Webber Smith (1836), und Zachariae (1839).

ren Isthmus genannt zu werden pflegt. Indem nun der Hajion-Oros in der Mitte seines Gebiets noch einmal beinahe auf die Hälfte der gewöhnlichen Breite sich verengt, so hat man den Grundriß der Halbinsel nicht ganz ungeschickt mit der Gestalt eines auf dem Meere ausgestreckten Mannes vergleichen können, der im Xerxescanal mit der Fußspitze das Festland berührt und bei Batopédhion über den Hüften sich angemessen verschmälert. Dieses Bild jedoch, auch auf das Relief der Halbinsel angewendet, wie nicht selten versucht wurde, verliert alsdann seine Anschaulichkeit.

Auf der äußersten Spitze dieses nach Südost, in der Richtung des gelobten Landes, in das ägäische Meer hinauslaufenden Erdstreifens liegt ein kühngestalteter, nackter, marmorweißer Bergkegel, der zu einer Höhe von mehr als 6400 pariser Fuß sich auf drei Seiten schroff aus den Fluthen erhebt und nach dem Lande zu ebenfalls, unmittelbar unter dem Gipfel, in jähen Abgründen bis auf die Hälfte seiner Höhe sich hinabsenkt. Dieser Berg ist das Vorgebirge Athos. Wie tief es aus dem Schooße des Meers emporgestiegen sei, um nun als das erhabenste Cap den Archipel zu beherrschen, kann man daraus abnehmen, daß hart an den schroffen Felsen seines südlichen Gestades, welches nirgends eine Platte zum Landen darbietet, der Schiffer den Grund des Meers mit dem Senkblei zu erreichen nicht vermochte.

Auf der entgegengesetzten Seite lehnt sich an den Athos die Bergkette von Monte santo, ein niederer, überall von dichter und üppiger Waldvegetation bekleideter Gebirgszug, der sowohl die ganze Breite der Halbinsel einnimmt und im gleichmäßig fortlaufenden Kamme die Bäche des singitischen Golfs und ägäischen Meers scheidet, als er auch, allmählig von 3500′ bis zu 600′ Höhe hinabsinkend, jedoch übrigens unverändert bis an den Xerxescanal und das Vorgebirge Platy sich ausdehnt. Da wir diese Kette noch oft im Gegensatz zum Athos selbst zu erwähnen haben, so wollen wir sie in der Folge der Kürze wegen mit dem Namen des heiligen Waldes bezeichnen. Die Seitenabhänge des Kamms sind demnach den beiden Küsten der Halbinsel zugekehrt und beide werden gleichmäßig von bewässerten Thälern und

Schluchten reichlich durchschnitten, zwischen denen die Seitenarme der Kette hinablaufen und gewöhnlich in klippenreichen Abstürzen enden. Die Höhe dieser Klippen, stets eine weite und malerische Aussicht über das Meer und zu den Inseln beherrschend, ist häufig zur Anlage der Klöster ausersehen.

Wenn nun, diesen schroffen Uferfelsen entgegengesetzt, die Ausmündungen der Thäler nicht selten einen geschützten Hafenplatz darbieten, so muß man nach einem Blicke auf die physische Gestaltung dieser Halbinsel gestehen, daß sie der Cultur des Bodens die bedeutendsten Hemmnisse entgegenstelle, hingegen zum Erwerb des Fischers, und sogar zum Betrieb des Handels wohl geeignet erscheine. Denn so bergig und unwegsam ist überall die Oberfläche, so völlig ist das Gebirge von Vorland, Hochfläche oder Thalweitungen entblößt, daß die Bewohner dem Erdboden die nöthigen Nahrungsmittel keineswegs abgewinnen können und daher gleichsam von der Natur auf die Erzeugnisse des Meers angewiesen und bestimmt scheinen, was sie übrigens bedürfen, für die mächtigen Stämme ihres Waldes und für etwaige Früchte ihrer Industrie einzutauschen. In der That besteht auch in den gegenwärtigen und seit langer Zeit dauernden Zuständen, außer daß einzelne Pflanzungen von Trauben, Oliven und Obstbäumen, so wie geringe Gemüsegärten und spärliche Getraideäcker unterhalten werden, keine weitere Bebauung des Bodens; allein da die Hajioriten (so heißen die Bewohner der Halbinsel) auswärtiger Hülfsmittel sich erfreuen und da »ihre furchtsame und träge Gemüthsart« sie abschreckt, »das tiefe und stürmische Meer«, an dem sie wohnen, zu befahren: so haben sie weder dem Fischfang noch dem Handel sich hingegeben und erwerben sich selbst nur den kleinsten Theil ihrer Bedürfnisse, wenn sie geringe Ladungen Holz (und dieß ist das einzige Erzeugniß des Bodens, das sie verwerthen) nach außen verführen.

Es giebt gewiß keinen Ort in Europa, wo die menschlichen Verhältnisse seit den Zeiten des Mittelalters so völlig stationär geblieben wären, als in den Klöstern des Hájion = Dros. Wenn man den ausführlichen Reisebericht von Belon liest, der sie vor 300 Jahren besuchte, so könnte man glauben, dieser Schriftsteller

habe seine Beobachtungen im verwichenen Jahre angestellt. Hierüber ließe sich nun wohl im Allgemeinen bemerken, daß eine Körperschaft, deren Geist und Form in Jahrhunderten ganz unverändert blieb, und, wäre ihr Beharren gleich an eine edle und ewige Idee geknüpft, nicht ohne Verlust an Kraft und Werth habe bestehen mögen. Und so stimmen alle neuern Beobachter in dem Bekenntniß überein, daß Unwissenheit, Egoismus und an die Stelle der Religion getretener Formendienst als das endliche Ergebniß des vor 1500 Jahren begonnenen und streng ausgeführten Versuchs dastehe, in einem zwar kleinen, aber von den übrigen Menschen sowohl abgesonderten, als unabhängigen Reiche christliche Entsagung und betrachtende Lebensrichtung als Grundlage der Gesellschaft festzustellen. Ein Staat von Mönchen und Eremiten, in dessen Einsamkeit sich mehr als ein byzantinischer Kaiser, vom Glanz und Schrecken der Welt ermüdet oder gebeugt zurückzog, hat sein geistiges Leben nunmehr so völlig eingebüßt, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Officier des gebildeten Europa, der, zum Klosterleben fest entschlossen, am Hájion-Oros diesen Wunsch zu erfüllen strebte, bald wieder aus Ekel vor seiner entwürdigten Umgebung sich zurückzuziehen nicht umhin konnte.

Nachdem das älteste Kloster, Batopédhion, von Constantin dem Großen gegründet war, entstanden während der byzantinischen Herrschaft allmählig auch die übrigen, frommen Niederlassungen, überhaupt 20 Klöster mit deren Pertinenzien. Indem ihnen sämmtlicher Grund und Boden der Halbinsel angehört, bilden sie noch heute den kleinen, jedoch durch sich selbst regierten Staat Hájion-Oros, mit der Pforte in keinem andern *) Ver-

*) Wenn sich die Klöster unter einander in Rechtsstreitigkeiten verwickeln, so rufen sie zwar häufig die türkischen Gerichte zum Spruche an, allein sie sind dazu nicht verpflichtet, und es liegt ganz im Sinne der türkischen Verwaltung, eine Municipalität, wie die vom Monte santo, so lange sie ihre regelmäßige Abgabe zahlt, durchaus ihren innern Anordnungen zu überlassen. Der Tribut betrug zur Zeit von Leake's Reise mit den üblichen Geschenken gegen 75000 Piaster, also nach damaligem Geldwerthe etwa 80000 Francs. Mir hingegen wurde in Caraes eine höhere Summe genannt, näm-

hältniß, als daß sie durch Tribut und Geschenke ihre Unabhängigkeit jährlich sich zu sichern genöthigt sind. Ihre Privilegien für eine vom türkischen Reiche abgesonderte Stellung gehen so weit, daß kein Muselmann ohne ihre Erlaubniß die Halbinsel betreten darf. Auch gestatten sie keinem Türken, in ihrer Mitte zu wohnen, mit der alleinigen Ausnahme des aus den Garden des Sultans *) ernannten Aga's, der den Tribut in Empfang nimmt, die Sicherheitspolizei mit Hülfe einiger im Dienste der Klöster stehenden Soldaten ausübt und in Caraes, dem Hauptorte des Hájion = Oros, residirt, indessen keinen Harem mitbringen darf.

Um die bedeutende Beziehung, in der die Hajioritenklöster von jeher zur griechischen Kirche gestanden haben, näher zu bestimmen, hat man den Satz aufgestellt, sie genössen dort desselben Ansehens, wie Rom in der katholischen Welt: womit indessen das Verhältniß nicht rein ausgedrückt wird, da sie keinerlei kirchliche Gewalt ausüben, sondern nur als Wohnsitz der Frommen gepriesen und geehrt werden, indem die Hajioriten den Geboten der Kirche am treusten entsprächen. Sie bilden gleichsam einen höhern und heiligern Mittelpunct für die übrigen von Arabien durch Syrien, Anatolien und Rumelien zerstreuten Klöster der griechischen Kirche, sind aber in geistlichen Angelegenheiten dem Patriarchen von Constantinopel untergeben. Aus dem religiösen Ansehen, dessen die Calojeren **) d. h. die guten Väter oder Mönche des Athos sich erfreuten, erklärt es sich leicht, wie sie allmählig einen bedeutenden Grundbesitz in den meisten Ländern, wo der griechische Glaube herrscht, erwarben. Am beträchtlichsten sind die Revenüen, welche sie aus Macedonien und den Für-

---

lich 250000 Piaster als regelmäßiger Tribut, ohne die Geschenke an den Pascha von Salonichi und die Großen des Reichs. Da sich diese beinahe ebenso hoch als der Tribut selbst zu belaufen scheinen, so könnte man wohl annehmen, daß die Zahlungen des Hájion = Oros sich gegenwärtig auf 100000 — 120000 Francs belaufen mögen.

*) Bostandschi, ursprünglich Gärtner.

**) *Καλόγερος.*

sitzthümern an der Donau beziehen. Ihre Güter, die den Namen Metochieen *) führen, werden zum Theil durch aus ihrer Mitte ausgesendete Väter verwaltet: in Macedonien allein liegen gegen 50 dergleichen Höfe, durch welche die Klöster unmittelbar mit Getraide versehen werden können. Da jedoch so bedeutende Einkünfte dennoch nicht genügen und da bei getrenntem Haushalt einige Klöster reich, andere hingegen arm sind: so wird das Fehlende durch Almosen gedeckt, indem eine große Anzahl im Reiche umherpilgert und die Christen der griechischen Kirche zu frommen Gaben **) auffordert. Zu dieser Klasse von Calojeren gehörten auch meine Reisegefährten.

Hiebei ist zu bemerken, daß die Einzelnen in gewissen Klöstern eignes Vermögen besitzen dürfen, ohne, wie sonst üblich, ihr Gut dem Kloster zu überantworten. Dies hat zur Folge, daß sie, bei aller Entfremdung vom Weltlichen, doch gern auf abgesonderten Erwerb Bedacht nehmen, und so kann man sagen, daß hier von den sogenannten drei Gelübden des katholischen Mönchsstandes die Keuschheit unverbrüchlich streng, die Armuth etwas nachsichtig beobachtet wird: von dem Gehorsam aber befreit sie einigermaßen die republicanische Verfassung, die in der Verwaltung des Ganzen und auch meistentheils in dem innern Leben der einzelnen Klöster eingeführt ist. Vier Proistámeni üben die höchste Gewalt auf dem Monte santo, die nicht von oben, sondern nur durch die Rechte der Untergebnen beschränkt wird. Ihre Würde erlangen sie durch Wahl der Klöster, aber sie dauert nur ein Jahr. Da indessen jedes Kloster sich selbst mit sei-

---

*) *Μετοχία.* Eigentlich ist der Begriff der Metochieen des Hájion-Oros weiter auszudehnen, indem auch die Klostergebäude in den Städten Rumeliens, die dem Hájion-Oros direct angehören, und wo die milden Spenden zusammenfließen, Metochieen genannt werden. Sie begreifen also sämmtliche Einnahmeposten der Klöster. Solche Metochieen ohne Grundbesitz giebt es z. B. in Constantinopel: dahin gehörte auch das Kloster zu Enos, eine Metochie von Laura.

**) Man klagte jedoch, daß die Almosen in neuerer Zeit spärlicher eingingen, und daß die Finanzen sich in Folge dessen und wegen des Drucks nach dem griechischen Kriege verschlechtert hätten.

übrigen Gewächsen an Masse bedeutend vorwalten und andererseits, daß sie zugleich einen ausdauernden kriechenden Wurzelstock tragen und daher in ächten Grasrasen den Boden dicht bedecken. Indessen wird eine solche Form der Vegetation fast eben so sehr durch die Scheingräser, als durch die Gramineen selbst begünstigt, und in hohen Büschen und Halmen verzierten Cyperus und Simsen die niedrige Grasnarbe, die wiederum selbst vom eingemischten Klee, von blühenden Orchisarten und Bartsien in bunten Farben prangte *).

3. Junius. Wir hatten uns noch am Abend wieder eingeschifft, konnten auch während der Nacht eine Zeit lang den Seewind benutzen, aber als die Sonne aufging, befanden wir uns noch an der Insel, ohne Hoffnung den Athos zu erreichen. Der Anblick der Westküste von Tassos ist durchaus von der Nordseite nicht verschieden, ebenso felsig, düster und unwirthbar, nur daß hier der groteske Hintergrund fehlt oder weiter zurücktritt, zu dem der Ipsario von Panajia über den beiden Landungsplätzen sich erhob. Da wir uns hart an der Küste hielten, so trat erst gegen Mittag, als wir das südwestliche Cap von Tassos hinter uns ließen, der Athos in seiner bedeutenden Gestalt unsern Blicken entgegen, nunmehr noch gegen 6 g. Meilen entfernt, obgleich seine Höhe und seine helle Erdfärbung ihn weit näher zu rücken schien. So erhaben und mannigfaltig die Ketten und Bergspitzen der Küste von Thracien und Macedonien, wie der beiden Inseln Tassos und Samothrake auch sein mochten, welche nunmehr fast in jeder Richtung den Horizont einschränkten und diesem Winkel des aegaeischen Meers den Character eines großartigen Golfs darleihen: immer erscheint doch der Athos als die höchste, alles Uebrige weit überragende Erhebung, und indem, wie wir sahen, der ebenso nahe Pangeus, der uns im

*) Unter den Gräsern sind einige der ausgezeichnetsten: Andropogon halepensis Sibth., Briza elatior Sibth. und das monocarpische Hordeum maritimum With. — Die übrigen oben bemerkten Pflanzen sind: Cyperus longus L. Juncus maritimus Lam. — Trifolium filiforme L. var. erectum. Orchis sp. und O. laxiflora Lam. Bartsia Trixago L.

Rücken lag, ihm hierin wenig nachgiebt, so ist zu bemerken, daß der Athos, von Vorbergen entblößt und auf der äußersten Spitze des Landes unmittelbar aus dem Meere hervorsteigend, sehr viel imposanter sich darstellt. Dazu kommt noch seine kühn gebaute Kegelgestalt, in welcher er von der scharfen Spitze zu beiden Seiten in schroffen Abhängen gradlinig bis an seinen Fuß sich herabsenkt, ferner die Nachbarschaft niederer Berge, die ihm an Höhe um das Doppelte nachstehen und in sanft gewölbten Umrissen ausgebreitet durch diese Gegensätze die Eigenthümlichkeit des Athos noch hervorstechender ausprägen. Zu seinen obern Felszacken selbst aber hinüberzublicken, muß einen solchen Eindruck noch erhöhen, wenn durch die helle Morgen- oder Abend-Luft schon in so beträchtlicher Entfernung zu bemerken ist, wie die spärliche Waldung ein bestimmtes Niveau nicht überschreitet und bis zu diesem grünen Gürtel von dem Gipfel sich einzelne Schneelager gletschergleich herablagern. Wenn jedoch diese weißen Gefilde aus den gleichfalls hellfarbigen Felsmassen für gewöhnlich weniger bedeutend hervortreten, als der Bergkegel selbst am tiefblauen Himmel und über der dunklen Meeresfläche sich abzeichnet: so vermag doch eine günstige Beleuchtung den Gegensatz zu steigern, und mir war es vergönnt, von dem geeignetsten Standpuncte den Schnee des Athos sowohl in den Strahlen der scheidenden als der nahenden Sonne glühend zu erblicken, in so fern man den rosenfarbnen Schein, womit das gespiegelte Licht sich in die unbeleuchtete Tiefe verbreitet, in den Alpen ihr Glühen zu nennen pflegt.

Genau gegen den Athos waren wir gesteuert, bis uns um Mittag die Fenoxfelsen und die ferne Samothrake zur Seite lagen, als uns der Wind den Curs zu ändern nöthigte. Langsam trieben wir nach Südwesten gegen das Kloster Batopédhion, dessen Abstand von Tassos die Schiffer nur zu 24 Miglien berechneten. Als inzwischen die Calme eintrat und sich Nachts wiederholte, wurden die Ruder gebraucht, die das schwer beladene Boot kaum aus der Stelle zu rücken vermochten. In der steten Erwartung, das Land baldigst zu erreichen, mieden wir den Schlaf und verbrachten einen Theil der Nacht, die nach dem Gewitter

heiter, mild und in voller Pracht der Gestirne uns aufnahm, in Gesprächen über die seltsamen Zustände, in welche ich nun endlich einzutreten im Begriff stand.

Unter diesen Gegenständen, worüber meine beiden Mönche mich gründlich zu unterrichten geeignet waren, zeichne ich unsere Unterhaltung über die sonderbarste Eigenthümlichkeit vom Monte santo aus, das oft besprochene Verbot nämlich, kein weibliches Wesen, weder unter Menschen noch Hausthieren, auf der Halbinsel zu dulden, wobei man gewöhnlich, um sich des Abgeschmackten in dieser Satzung zu versichern, den Entsagenden zu bedenken giebt, daß doch die Thiere der Wildniß, die Vögel, die Insecten und zahlreichen Schlangen an ein so naturwidriges Gesetz nicht gebunden und doch keineswegs zu verbannen sein möchten. Wogegen die Sage des Volks, die unter den weniger aufgeklärten Griechen verbreitet ist, erinnert, jenes Gebot sei nicht von den Menschen gegeben, sondern die Halbinsel selbst, von den Heiligen zur Heiligkeit auserlesen, ersticke durch eine geheime Eigenschaft der Atmosphäre jeden Athemzug der weiblichen Schöpfung *) und das unglückliche Weib, das zufällig an diese Küste verschlagen werde, müsse augenblicklich seinen Geist aufgeben. Die Griechen lieben es, ohne Spötter zu sein, dergleichen Fabeln zu erzählen, aber die Mönche erwiederten, so viel man auch gegen jenes Gesetz, wie gegen die Fasten und andere Vorschriften der Kirche erinnern möchte, so erschienen diese Gebräuche doch durch ihr Alterthum und schon um deswillen ehrwürdig, weil nur durch sie sich so viele Jahrhunderte eine Reinheit und Treue des Wandels gesichert habe, wie sie unter ihnen allgemein, auswärts hingegen nur selten und einzeln gefunden werde. Dimitri aber bemerkte, diese Strenge möge doch wohl in der letzten Zeit einigermaßen nachgelassen haben, indem ihm in Enos berichtet wäre, vor einigen Jahren habe eine russische Fürstin, durch das Verbot und durch Neugierde gereizt, die heiligen Klöster zu besuchen gewagt und sei vermöge ihrer hohen Geburt nicht bloß bereitwillig auf-

*) Θηλυκὸν πρᾶγμα δὲν ἠμπορεῖ νὰ ζήσῃ (Leake Northern Greece 3. p. 136.)

genommen, sondern auch mit großen Ehrenbezeugungen überall umhergeführt worden. Diesen Vorgang wollten jedoch die Mönche keineswegs zugestehen, meinten, wenn eine vornehme Dame ein solches Unternehmen sich der Schicklichkeit halber nicht versagte, so würde sie doch aus Achtung vor der Kirche wenigstens männliche Kleidung angelegt haben, und sie versicherten, nach ihrer Ueberzeugung habe Niemand, so lange die Klöster beständen, ein weibliches Gewand auf dem Hájion-Oros erblickt. Durch solche Mittheilungen vorbereitet, nahten wir uns dem merkwürdigen Gestade, das seit funfzehnhundert Jahren Niemand sein Vaterland nennen durfte, und wo nur lieblose Ansiedler in strengster Entsagung gelebt haben.

Achtes Capitel.

Aufenthalt in Pandocrátoras und Caraes.

Geographische Uebersicht des Hájion=Oros. Ausdruck der Küstenlandschaft. Pandocrátoras. Vegetation der immergrünen Region. Caraes. Castanienwald im Hochthale von Caraes. Irrige Nachrichten über Oberalbanien. Die Proïstámeni.

Um meine Beobachtungen über den Hájion=Oros einzuleiten und den bekannten Thatsachen übersichtlich anzuordnen, scheint es mir erforderlich, indem ich den Faden meiner Tagebücher unterbreche, theils aus eigner Erfahrung theils aus den reichlich *) hierüber vorhandenen Quellen einen gedrängten geographischen Abriß vorauszuschicken.

Die Halbinsel Hájion=Oros, 6 g. Meilen lang und im Durchschnitt ungefähr 1 g. Meile breit, steht mit dem macedonischen Küstenlande Chalcidice nur durch die bis zur Fläche des Meers vertiefte Erdzunge in Verbindung, die von Xerxes zur Anlage seines Canals benutzt sein soll und die ungeachtet ihrer im Verhältniß zur Halbinsel beträchtlichen Breite von 7200′, be=

*) Unter denen, die über den Athos berichtet haben, besuchten ihn Belon (1546), Paul Lucas (1705), Pococke (1740), Sibthorp (1794), Leake (1806), Urquhart (um 1830), Webber Smith (1836), und Zachariae (1838).

ren Isthmus genannt zu werden pflegt. Indem nun der Hajion-Oros in der Mitte seines Gebiets noch einmal beinahe auf die Hälfte der gewöhnlichen Breite sich verengt, so hat man den Grundriß der Halbinsel nicht ganz ungeschickt mit der Gestalt eines auf dem Meere ausgestreckten Mannes vergleichen können, der im Xerxescanal mit der Fußspitze das Festland berührt und bei Batopèdhion über den Hüften sich angemessen verschmälert. Dieses Bild jedoch, auch auf das Relief der Halbinsel angewendet, wie nicht selten versucht wurde, verliert alsdann seine Anschaulichkeit.

Auf der äußersten Spitze dieses nach Südost, in der Richtung des gelobten Landes, in das ägäische Meer hinauslaufenden Erdstreifens liegt ein kühngestalteter, nackter, marmorweißer Bergkegel, der zu einer Höhe von mehr als 6400 pariser Fuß sich auf drei Seiten schroff aus den Fluthen erhebt und nach dem Lande zu ebenfalls, unmittelbar unter dem Gipfel, in jähen Abgründen bis auf die Hälfte seiner Höhe sich hinabsenkt. Dieser Berg ist das Vorgebirge Athos. Wie tief es aus dem Schooße des Meers emporgestiegen sei, um nun als das erhabenste Cap den Archipel zu beherrschen, kann man daraus abnehmen, daß hart an den schroffen Felsen seines südlichen Gestades, welches nirgends eine Platte zum Landen darbietet, der Schiffer den Grund des Meers mit dem Senkblei zu erreichen nicht vermochte.

Auf der entgegengesetzten Seite lehnt sich an den Athos die Bergkette von Monte santo, ein niederer, überall von dichter und üppiger Waldvegetation bekleideter Gebirgszug, der sowohl die ganze Breite der Halbinsel einnimmt und im gleichmäßig fortlaufenden Kamme die Bäche des singitischen Golfs und ägäischen Meers scheidet, als er auch, allmählig von 3500′ bis zu 600′ Höhe hinabsinkend, jedoch übrigens unverändert bis an den Xerxescanal und das Vorgebirge Platy sich ausdehnt. Da wir diese Kette noch oft im Gegensatz zum Athos selbst zu erwähnen haben, so wollen wir sie in der Folge der Kürze wegen mit dem Namen des heiligen Waldes bezeichnen. Die Seitenabhänge des Kamms sind demnach den beiden Küsten der Halbinsel zugekehrt und beide werden gleichmäßig von bewässerten Thälern und

Schluchten reichlich durchschnitten, zwischen denen die Seitenarme der Kette hinablaufen und gewöhnlich in klippenreichen Abstürzen enden. Die Höhe dieser Klippen, stets eine weite und malerische Aussicht über das Meer und zu den Inseln beherrschend, ist häufig zur Anlage der Klöster ausersehen.

Wenn nun, diesen schroffen Uferfelsen entgegengesetzt, die Ausmündungen der Thäler nicht selten einen geschützten Hafenplatz darbieten, so muß man nach einem Blicke auf die physische Gestaltung dieser Halbinsel gestehen, daß sie der Cultur des Bodens die bedeutendsten Hemmnisse entgegenstelle, hingegen zum Erwerb des Fischers, und sogar zum Betrieb des Handels wohl geeignet erscheine. Denn so bergig und unwegsam ist überall die Oberfläche, so völlig ist das Gebirge von Vorland, Hochfläche oder Thalweitungen entblößt, daß die Bewohner dem Erdboden die nöthigen Nahrungsmittel keineswegs abgewinnen können und daher gleichsam von der Natur auf die Erzeugnisse des Meers angewiesen und bestimmt scheinen, was sie übrigens bedürfen, für die mächtigen Stämme ihres Waldes und für etwaige Früchte ihrer Industrie einzutauschen. In der That besteht auch in den gegenwärtigen und seit langer Zeit dauernden Zuständen, außer daß einzelne Pflanzungen von Trauben, Oliven und Obstbäumen, so wie geringe Gemüsegärten und spärliche Getraideäcker unterhalten werden, keine weitere Bebauung des Bodens; allein da die Hajioriten (so heißen die Bewohner der Halbinsel) auswärtiger Hülfsmittel sich erfreuen und da »ihre furchtsame und träge Gemüthsart« sie abschreckt, »das tiefe und stürmische Meer«, an dem sie wohnen, zu befahren: so haben sie weder dem Fischfang noch dem Handel sich hingegeben und erwerben sich selbst nur den kleinsten Theil ihrer Bedürfnisse, wenn sie geringe Ladungen Holz (und dieß ist das einzige Erzeugniß des Bodens, das sie verwerthen) nach außen verführen.

Es giebt gewiß keinen Ort in Europa, wo die menschlichen Verhältnisse seit den Zeiten des Mittelalters so völlig stationär geblieben wären, als in den Klöstern des Häjion=Dros. Wenn man den ausführlichen Reisebericht von Belon liest, der sie vor 300 Jahren besuchte, so könnte man glauben, dieser Schriftsteller

habe seine Beobachtungen im verwichenen Jahre angestellt. Hierüber ließe sich nun wohl im Allgemeinen bemerken, daß eine Körperschaft, deren Geist und Form in Jahrhunderten ganz unverändert blieb, und, wäre ihr Beharren gleich an eine edle und ewige Idee geknüpft, nicht ohne Verlust an Kraft und Werth habe bestehen mögen. Und so stimmen alle neuern Beobachter in dem Bekenntniß überein, daß Unwissenheit, Egoismus und an die Stelle der Religion getretener Formendienst als das endliche Ergebniß des vor 1500 Jahren begonnenen und streng ausgeführten Versuchs dastehe, in einem zwar kleinen, aber von den übrigen Menschen sowohl abgesonderten, als unabhängigen Reiche christliche Entsagung und betrachtende Lebensrichtung als Grundlage der Gesellschaft festzustellen. Ein Staat von Mönchen und Eremiten, in dessen Einsamkeit sich mehr als ein byzantinischer Kaiser, vom Glanz und Schrecken der Welt ermüdet oder gebeugt zurückzog, hat sein geistiges Leben nunmehr so völlig eingebüßt, daß zu Anfang dieses Jahrhunderts ein Officier des gebildeten Europa, der, zum Klosterleben fest entschlossen, am Hájion-Oros diesen Wunsch zu erfüllen strebte, bald wieder aus Ekel vor seiner entwürdigten Umgebung sich zurückzuziehen nicht umhin konnte.

Nachdem das älteste Kloster, Vatopédhion, von Constantin dem Großen gegründet war, entstanden während der byzantinischen Herrschaft allmählig auch die übrigen, frommen Niederlassungen, überhaupt 20 Klöster mit deren Pertinenzien. Indem ihnen sämmtlicher Grund und Boden der Halbinsel angehört, bilden sie noch heute den kleinen, jedoch durch sich selbst regierten Staat Hájion-Oros, mit der Pforte in keinem andern *) Ver-

*) Wenn sich die Klöster unter einander in Rechtsstreitigkeiten verwickeln, so rufen sie zwar häufig die türkischen Gerichte zum Spruche an, allein sie sind dazu nicht verpflichtet, und es liegt ganz im Sinne der türkischen Verwaltung, eine Municipalität, wie die vom Monte santo, so lange sie ihre regelmäßige Abgabe zahlt, durchaus ihren innern Anordnungen zu überlassen. Der Tribut betrug zur Zeit von Leake's Reise mit den üblichen Geschenken gegen 75000 Piaster, also nach damaligem Geldwerthe etwa 80000 Francs. Mir hingegen wurde in Caraes eine höhere Summe genannt, näm-

hältniß, als daß sie durch Tribut und Geschenke ihre Unabhängigkeit jährlich sich zu sichern genöthigt sind. Ihre Privilegien für eine vom türkischen Reiche abgesonderte Stellung gehen so weit, daß kein Muselmann ohne ihre Erlaubniß die Halbinsel betreten darf. Auch gestatten sie keinem Türken, in ihrer Mitte zu wohnen, mit der alleinigen Ausnahme des aus den Garden des Sultans *) ernannten Aga's, der den Tribut in Empfang nimmt, die Sicherheitspolizei mit Hülfe einiger im Dienste der Klöster stehenden Soldaten ausübt und in Caraes, dem Hauptorte des Hájion = Oros, residirt, indessen keinen Harem mitbringen darf.

Um die bedeutende Beziehung, in der die Hajioritenklöster von jeher zur griechischen Kirche gestanden haben, näher zu bestimmen, hat man den Satz aufgestellt, sie genössen dort desselben Ansehens, wie Rom in der katholischen Welt: womit indessen das Verhältniß nicht rein ausgedrückt wird, da sie keinerlei kirchliche Gewalt ausüben, sondern nur als Wohnsitz der Frommen gepriesen und geehrt werden, indem die Hajioriten den Geboten der Kirche am treusten entsprächen. Sie bilden gleichsam einen höhern und heiligern Mittelpunct für die übrigen von Arabien durch Syrien, Anatolien und Rumelien zerstreuten Klöster der griechischen Kirche, sind aber in geistlichen Angelegenheiten dem Patriarchen von Constantinopel untergeben. Aus dem religiösen Ansehen, dessen die Calojeren **) d. h. die guten Väter oder Mönche des Athos sich erfreuten, erklärt es sich leicht, wie sie allmählig einen bedeutenden Grundbesitz in den meisten Ländern, wo der griechische Glaube herrscht, erwarben. Am beträchtlichsten sind die Revenüen, welche sie aus Macedonien und den Für-

---

lich 250000 Piaster als regelmäßiger Tribut, ohne die Geschenke an den Pasche von Salonichi und die Großen des Reichs. Da sich diese beinahe ebenso hoch als der Tribut selbst zu belaufen scheinen, so könnte man wohl annehmen, daß die Zahlungen des Hájion = Oros sich gegenwärtig auf 100000 — 120000 Francs belaufen mögen.

*) Bostandschi, ursprünglich Gärtner.

**) Καλόγερος.

genthümern an der Donau beziehen. Ihre Güter, die den Namen Metochieen *) führen, werden zum Theil durch aus ihrer Mitte ausgesendete Väter verwaltet: in Macedonien allein liegen gegen 50 dergleichen Höfe, durch welche die Klöster unmittelbar mit Getraide versehen werden können. Da jedoch so bedeutende Einkünfte dennoch nicht genügen und da bei getrenntem Haushalt einige Klöster reich, andere hingegen arm sind: so wird das Fehlende durch Almosen gedeckt, indem eine große Anzahl im Reiche umherpilgert und die Christen der griechischen Kirche zu frommen Gaben **) auffordert. Zu dieser Klasse von Calojeren gehörten auch meine Reisegefährten.

Hiebei ist zu bemerken, daß die Einzelnen in gewissen Klöstern eignes Vermögen besitzen dürfen, ohne, wie sonst üblich, ihr Gut dem Kloster zu überantworten. Dies hat zur Folge, daß sie, bei aller Entfremdung vom Weltlichen, doch gern auf abgesonderten Erwerb Bedacht nehmen, und so kann man sagen, daß hier von den sogenannten drei Gelübden des katholischen Mönchsstandes die Keuschheit unverbrüchlich streng, die Armuth etwas nachsichtig beobachtet wird: von dem Gehorsam aber befreit sie einigermaßen die republicanische Verfassung, die in der Verwaltung des Ganzen und auch meistentheils in dem innern Leben der einzelnen Klöster eingeführt ist. Vier Proistámeni üben die höchste Gewalt auf dem Monte santo, die nicht von oben, sondern nur durch die Rechte der Untergebnen beschränkt wird. Ihre Würde erlangen sie durch Wahl der Klöster, aber sie dauert nur ein Jahr. Da indessen jedes Kloster sich selbst mit sei-

---

*) Μετοχία. Eigentlich ist der Begriff der Metochieen des Hájion-Oros weiter auszudehnen, indem auch die Klostergebäude in den Städten Rumeliens, die dem Hájion-Oros direct angehören, und wo die milden Spenden zusammenfließen, Metochieen genannt werden. Sie begreifen also sämmtliche Einnahmeposten der Klöster. Solche Metochieen ohne Grundbesitz giebt es z. B. in Constantinopel: dahin gehörte auch das Kloster zu Enos, eine Metochie von Lavra.

**) Man klagte jedoch, daß die Almosen in neuerer Zeit spärlicher eingingen, und daß die Finanzen sich in Folge dessen und wegen des Drucks nach dem griechischen Kriege verschlechtert hätten.

nen Angelegenheiten beschäftigt, so beschränkt sich der Wirkungskreis der Proïstámeni auf das Ganze betreffende Maßregeln *), auf die Vertheilung und Eintreibung der Steuern und endlich auf höchste richterliche Entscheidungen. Die Verfassung selbst steht unwandelbar fest und kann durch Niemand verändert werden. Zu ihrer besondern, jedoch ebenfalls zeitigen Regentschaft wählen sich die einzelnen Klöster zwei Vorstände aus ihrer Mitte, die Proestótes **) genannt werden. Nur die ärmern, sieben an der Zahl, werden strenger verwaltet, indem jedem derselben ein einziger Proestós vom Patriarchen auf Lebenszeit zugetheilt wird.

Während auf solche Weise jeder Einzelne gleichen Antheil an dem Regimente des kleinen Staates nimmt und zu der höchsten Würde gelangen mag, verurtheilt ihn der todte Buchstabe, der sich in den Satzungen dieser Gemeinden verewigt und mit christlichem Gewande geschmückt hat, zu der äußersten Beschränkung seiner Freiheit, und dieser Buchstabe, was wohl zu bemerken, wird noch heute ohne Nachsicht, ohne Schlaffheit festgehalten, so wie er vor alten Zeiten galt, und zwar mit einer Strenge, wie sie gewiß selten in Klöstern des Abendlandes geherrscht haben mag. Weibliches zu berühren, anzublicken, versagt die Sitte des Orts; Fleisch, in den Fasten überhaupt etwas Thierisches zu genießen, erlaubt sich kein Calojer. Er lebt von Oliven, gedörrtem Brod, mit Wasser und Salz bereitetem, oft rohem Gemüse und gesalzenen Fischen, so wie ihm auch Honig und Käse gestattet sind. Er trägt ein wollenes Hemd und ein dunkelfarbiges

---

*) So führen sie die Correspondenz mit dem Patriarchen und mit den auswärtigen Agenten in Constantinopel und Salonichi, während die Metochien Privatgüter der einzelnen Klöster sind.

**) Leake nennt sie Hijumeni (ἡγούμενοι τοῦ μοναστηρίου). Carajanopulos (Allgem. Zeitung 1840 nr. 130 aus der Ἀθήνη), der im Herbst 1839 den Athos besuchte, nennt sie ἐπίτροποι und bestimmt ihren Geschäftskreis näher. Um so mehr kann ich mich, auf die Quellen verweisend, auf die allgemeinsten Andeutungen über die Verfassung des Hágion = Oros beschränken, als auch Herr Zachariae (Reise in den Orient S. 238 u. f.) eben jetzt diese Verhältnisse umständlich dargestellt hat.

Priestergewand. Der Thätigen Tagewerk ist dem Kloster gewidmet: die Gärten zu bebauen, etwa ein Handwerk zu betreiben, ist ihr Geschäft, während die übrige Zeit zu religiösen Uebungen bestimmt bleibt.

Zu einer solchen Verfassung und Lebensart, wovon man sagen könnte, sie löse das Problem, die menschliche Gesellschaft in der einfachsten Naturform vor Augen zu führen, während sie zugleich das Menschlichste ihr versagt, hat die ganze Bevölkerung des Häjion-Oros, die man gewöhnlich auf 5—6000 Menschen*) schätzt, sich frei entschlossen, indem Niemand auf der Halbinsel geduldet wird, der sich diesen Vorschriften entgegenstellen wollte. Indessen muß man drei oder vier Stufen der Enthaltsamkeit unterscheiden. Die Cosmiki **) sind Knechten gleich zu achten, die in der Klöster Diensten Arbeiten verrichten, wiewohl sie mit der Zeit unter die Zahl der Kalojeren aufgenommen zu werden pflegen, wenn sie nicht die Sorge und den Genuß der Welt der wenigstens Schicksals- und Bewegungs-losen Heiligkeit vorziehen. Diese leben mit den Calojeren selbst in den 20 Klöstern und in der Stadt Caraes, dem Sitze der Proistämeni. Außer den Klöstern aber liegen noch eine große Menge von einzelnen Zellen

---

*) Alle frühern Reisende stimmen in dieser Zahl überein. Zachariae spricht jedoch nur von 1000 Calojern und ebenso viel weltlichen Hajioriten. W. Smith schätzt die Bevölkerung des Häjion-Oros zu 2500 Seelen. Wiewohl er ein großes Vertrauen verdient, weil er für jedes einzelne Kloster die Zahl der Calojeren, Eremiten und Reisenden anführt (und zwar im Ganzen 925 Calojeren, 244 Eremiten, 281 reisende Calojeren, 150 Cosmiki, 900? Kellaeoten): so hat es doch den Anschein, als wären ihm, vielleicht absichtlich, überall zu geringe Zahlen abgegeben, da es unwahrscheinlich ist, daß die Hajioriten sich im Laufe dieses Jahrhunderts bedeutend sollten vermindert haben. Nun giebt Leake aber ausdrücklich bei Iviron 300, bei Lavra 200 Calojeren an, während Smith auf jenes Kloster nur 160, auf dieß mit Einschluß der Eremiten nur 120 zählt, was gewiß zu gering ist, da mir selbst in Lavra versichert ward, zu diesem Kloster gehörten 300 Personen. Allein die Zahl der Calojeren wurde auf mein Befragen in Caraes zu 2000 angegeben.

**) Κοσμικοί.

oder Kellaeen *) sowohl am Athos als im heiligen Walde zerstreut. Einige derselben stehen zu Gemeinden vereinigt beisammen und heißen dann Askitiria **), von denen jedes einzelne zu einem der Klöster gerechnet wird. Die Kellaeoten ***), welche sie bewohnen, zeichnen sich vor den insgemein trägen Calojeren der Klöster selbst durch größere Betriebsamkeit aus, und es werden verschiedene Artikel von ihnen gearbeitet, durch deren Verkauf sie sich einen Gewinn zu verschaffen suchen, z. B. Kleidungsstücke, hölzerne Löffel, Kreuze mit Schnitzwerk aus Horn oder Holz gefertigt, Rosenkränze, abscheuliche Gemälde der Panajia, d. h. der Mutter Gottes u. s. w. Sonnabends bringen sie diese Dinge auf den Markt nach Caraes, wohin dann gleichfalls von außen Korn, Wein und Eisenwaaren gelangen. Stehen die Kellaeen endlich einzeln im Gebirge, so bewohnt sie ein stiller Eremit ****), der durchaus mit der Arbeit seiner Hände sich selbst das zum Leben Nothwendige schafft, und, wie er von der Welt abschied, so auch den Umgang seiner Genossen meidet.

Die Namen der Klöster, wenn man sie nach der Größe ordnet — und die größten zählen wahrscheinlich über 200 Calojeren — sind folgende *****): Vatopédhion, Chiliandári, Jvíron, La-

*) *Κελλαῖα.* Vor der griechischen Revolution gab es deren nach dem oben eben erwähnten neugriechischen Berichte 190, jetzt weniger. Ueberhaupt hat der Hájion=Oros, in die Revolution verwickelt, in Folge dessen durch achtjährige Einquartierung von 1200 Albanesen gestraft, schwer gelitten.

**) *Ἀσκητήρια.* Deren sind gegenwärtig 11. Der Vorsteher einer solchen Gemeinde heißt *δίκαιος*.

***) *Κελλαιῶται.*

****) *Ἐρημῖται* oder *φιλέρημοι.*

*****) Für die Unveränderlichkeit in den Verhältnissen des Hájion=Oros ist es ein interessanter Beweis, daß die Aufzählung von Belon so genau mit diesem Cataloge, der von Leake und Smith übereinstimmend mitgetheilt worden ist, zusammentrifft. Er redet zwar von 23 — 24 Klöstern, zählt aber deren nur 21 auf, indem er die Stadt Caraes für ein Kloster rechnet. Die übrigen 20 sind dieselben, wie heutzutage, mit der einzigen Ausnahme von Archanjelos, das nicht mehr zu existiren scheint oder vielleicht nur ein Askitirion war. Statt dessen fehlt Xiropotamu, welches nach Leake eine Zeit lang der Seeräuber wegen verlassen stand.

vra (dieses ist jedoch das einflußreichste von allen), Dhionysiu, Caracálo, Rússicon, Esfigménu, Xiropotámu, Pavlu, Xenófu, Zográfu, Dhochariu, Cutlumúsi, Filothéu, Pandocrátoras, Stavronikita, Gregoriu, Simópetra, Castamonitu. 15 dieser Klöster werden von Griechen, die übrigen von Slaven d. h. Serben, Bulgaren und Russen bewohnt. Die slavischen Klöster sind: Chiliandári, Pavlu, Xenófu und Zográfu; endlich Rússikon, auf welches ausschließlich Russen angewiesen sind. — Nach diesen Andeutungen nehme ich mein Tagebuch wieder auf.

4. Junius. Bei Sonnenaufgang fanden wir uns dem Kloster Pandocrátoras gegenüber, allein da kein Lüftchen wehte und ein stiller, heißer Tag sich ankündigte, mußten die Ruder noch einmal ergriffen werden, und es währte volle 5 Stunden, bis wir endlich im Hafen unter den Klippen landeten, auf deren felsiger Platte das Kloster Pandocrátoras in das Meer hinausschaut. Während dieser Fahrt erfreuten wir uns in der heitern Morgenbeleuchtung des Anblicks der frisch grünen Waldung, die von der Fläche des Meers bis zu den sanft geneigten Höhen überall dicht sich verbreitete und in einer Entfernung, wo weder die Klippen noch die Schluchten noch die Krümmungen der Küstenlinie bemerkt werden, vom Cap Platy bis zum Athos einen einzigen, über eine weite Strecke gleichförmig ausgedehnter, mäßig erhöhten Uferabhang mit fruchtbarem Wachsthum zu beleben schien. Je mehr wir inzwischen uns diesem Ufer selbst näherten, desto entschiedener sanken die schattigen Thäler zwischen den hell erleuchteten Armen des heiligen Waldes ein und verschwanden in der Nähe des Meers hinter den Klippen, die nunmehr hier und da zwischen dem Grün des Waldes und dem blauen See in lichter Färbung hervortraten. Selbst von den Klöstern, die so frei über Abgründen da stehen, und von Mauern umgeben, in festungsartiger Bauart einst den Seeräubern Trotz boten, blickten vier oder fünf schon aus weiter Ferne gastlich einladend zu uns herüber, von Batopédhion aus bis zu einem äußersten Puncte, dem Kloster der heiligen Lavra, das jedoch nur vom scharfsichtigsten Auge entdeckt werden mochte, um so mehr als der Athos selbst und ein hoher, zackiger Vorberg, der als eine mächtige

Vorstufe zu seinem Gipfel dem nördlichen Abhange entgegen geschoben ist, sich hart über Lavra erheben und dessen Gemäuer durch den Gegensatz der Größe dem Blicke entziehen. Dagegen konnte die Lage von Pandocrátoras, gegen 150′ über dem Meere auf weißem, senkrechten, von den Wellen bespülten Kalkfels, die Hafenbucht zu seinen Füßen, genau betrachtet werden und die stattlichen Gebäude selbst, welche die gangbare Oberfläche der Klippe völlig einnehmen, bildeten den abgeschlossenen Mittelpunct eines Gemäldes, dessen Rahmen in der ringsum verbreiteten Waldung ebenso sicher abgegrenzt werden mochte. Wendete sich nun das Auge von diesem den Character des Hájion-Oros vorläufig bezeichnenden Bilde wieder zu den übrigen Landschaften, die über dem Spiegel des Meers zu einzelnen bedeutenden Gruppen sich absonderten, so haftete es zuerst am Athos, der, dem Anscheine nach ganz unersteiglich, bis zur halben Höhe etwa von Wäldern umgürtet, unerwartet aus dem ebenen Kamm des heiligen Waldes hervorsteigt und auf der andern Seite von dem Fuße seines Vorgebirgs über Lavra eine flache, grüne Erdzunge in's Meer zu senden scheint, indem eine solche Gesichtstäuschung durch die eigne Wölbung der Küste bewirkt wird. Neben dem Athos tritt sodann die Insel Lemnos hervor, ein niedriges Eiland, so tief gelegen, daß, da, in einem Abstande von 12 geogr. Meilen wahrgenommen, nur die einzelnen Höhenpunkte über den Horizont hervorragen, diese scheinbar ohne Verbindung als ebenso viele einzelne Inseln neben einander gestellt erscheinen. Im Osten blieb Samothrake stets sichtbar, dessen höheres Gebirge von einer Wolkenschicht aufgenommen ward, und wenn man rückwärts den Blick richtete, so erhob sich aus der glatten Spiegelfläche das Gebirge von Tassos, im bläulichen Morgendufte rein abgezeichnet. Endlich um 10ʰ bogen wir in die kleine Felsbucht, den Hafenplatz von Pandocrátoras, ein und mit erleichterter Empfindung sprang ich auf die Steinplatte, wandelte die Treppe, welche in der schrägen Klippenrichtung seitwärts ausgehauen ist, zu der Klosterpforte hinauf.

Der Haupteingang ist wohl gepflastert, und führt, wie die Auffahrt zu einer Ritterburg, aus dem Thale in bequemen Win-

bungen auf die Höhe des Klosters. Vom Hafen gelangt man hingegen durch eine enge Seitenpforte in den äußern Hofraum und weiter wie durch ein Festungsthor in den innern, wo ein hoher und reich verzweigter Orangenbaum in voller Blüthenpracht den zartesten Duft verbreitete. In ein Bassin aber sprudelte köstliches, klares Gebirgswasser, dem ich, der gastfreundlichen Gesinnung dieser Behausung gewiß, noch ehe ich mich angemeldet, nach längerer Entbehrung mit Behagen zusprach. Im Viereck um den Hof lagen die alterthümlich verwitterten Steinwände des Hauptgebäudes, in dessen Gänge eine offne Treppe mich einführte. Auf dem Köschk, einem nach dem Meere zu heraustretenden, lichtreichen Erker, waren Einige der Calojeren versammelt, die mich zuvorkommend begrüßten und, ohne viel nach Herkunft und Absicht zu fragen, mir eine reinliche Zelle zur Wohnung anwiesen. Sogleich wurde eine Schüssel Pillav aufgetragen, und im Uebrigen überließ man mich, falls ich nicht selbst eine Frage oder ein Anliegen an die Calojeren zu richten hatte, schweigend meinen eignen Betrachtungen. Da ich in meinem Zimmer weder Divan noch irgend ein Geräth fand, so kehrte ich bald in den Köschk zurück, dem die ringsum vertheilten Polster, die luftige Vorhalle, so wie die Aussicht auf das Meer, das senkrecht darunter an den Felsen brandete, vor den übrigen Räumen, überbauten Hallen und trüben, ärmlichen Zimmern den entschiedenen Vorzug gaben. Meiner Vorliebe für diesen Ort wurde gern gewillfahrt, und da ich mich bereitete, meinen letzthin erworbenen Sammlungen die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen und die im Trocknen begriffenen Pflanzen auf dem Boden auszubreiten, trat ein bisher nicht beachteter Calojer zu mir, der sich alsbald als Arzt des Klosters zu erkennen gab. Er erregte ein günstiges Vorurtheil, indem er einige italienische Worte redete und verschiedene heilsame Kräuter, die am Häjion-Oros vorkämen, mit den hergebrachten Namen zu bezeichnen wußte; ich befrug ihn daher, ob er die Arzneikunde früherhin schon ausgeübt und etwa in Italien erlernt habe; indessen war ich erstaunt zu vernehmen, daß er schon in jungen Jahren am Athos sich angesiedelt und keine andere Lehrmeister, als die Natur und eigne

in gleicher Ueppigkeit fast beständig selbst dem Reitenden den Umblick versagend, käme er nicht bald an Kellaeen vorüber, bald über kleine Wiesen *), durch Oelbaumpflanzungen **) oder zu den winzigen Weingärten der Calojeren. Vor der Stadt aber betritt der Wanderer unerwartet den dichtesten Hochwald, dessen Kern die Castanie bildet, in den höchsten Stämmen alles Uebrige zurücklassend. Die übrigen Bäume sind Steineichen und einzelne Weißtannen haben sich aus dem höhern Gebirge hier herab verloren. Denn daß die Tanne bei Caraes in einer Höhe von 1700′—2400′ ***) ein allzu feuchtwarmes Clima finde, um sich vollkommen ausbilden zu können, scheint daraus hervorzugehen, daß sie meistentheils niedrig bleibt und in solcher Gestalt eine bedeutendere Rolle in der Zusammensetzung des Unterholzes spielt,

---

Sträucher zeigen sich nach und nach folgende: Quercus coccifera L. Q. Esculus L. Corylus Colurna L. Ornus fraxinifolia Scop. Colutea arborescens L. Genista scariosa Viv. Adenocarpus intermedius DC. — Unter den Kräutern, welche in ihrem Schatten oder am Rande des Gebüsches wachsen, sind noch folgende bemerkenswerth: Alliaria officinalis Andr. Nasturtium lippicense Br. Silene Armeria L. Cerastium manticum L. C. viscosum L. Vicia cracca L. V. pannonica Scop. V. onobrychioides L. Lathyrus grandiflorus Sibth. (eine Liane, die vielleicht unter allen europäischen Leguminosen die größten Blüthen trägt, und wahrscheinlich von der gleichnamigen Art des Bot. mag. verschieden ist). Trifolium procumbens L. Potentilla hirta L. Senecio foeniculaceus Ten. Digitalis leucophaea Sibth. Convolvulus sylvaticus Kit. Fritillaria pontica Wahl. Avena sterilis L.

*) Eine Waldwiese dieser Art bestand besonders aus Dactylis glomerata L., Phleum ambiguum Ten., Rumex Acetosella L., Hieracium praealtum. Vill. und Leontodon autumnalis L.

**) Das angebaute Land bei Caraes ist gewöhnlich von dichten Fliederhecken (Sambucus nigra L.) eingezäunt. Im Schatten dieser Hecken ist wiederum eine besondere Flora: Lamium striatum Sibth. L. moschatum Mill. Pisum elatum M. B. (arvense Sibth.). Campanula ramosissima Sibth. Zuweilen auch: Lythrum hyssopifolia L., Bartsia cosa L. und allgemein über den Häjion-Oros verbreitet Berteroa orbicul... DC.

***) Caraes selbst liegt nach Copeland's Bestimmung schon 2195′ über dem Meere.

wiß die Klöster einen beträchtlichen Gewinn dadurch erwerben möchten. Die Ansicht von den heilsamen Eigenschaften dieser Betónica gehörte, wie ich in der Folge oft genug vernahm, nicht zu den Erfahrungen aus des ärztlichen Calojers Privatpraxis, sondern sie war in den Klöstern so allgemein verbreitet, daß sämmtliche Väter, waren sie gesund, einen diätetischen Thee davon zu trinken pflegten, wurden sie krank, nur noch größere Dosen dieses Tranks gebrauchten, so daß, da in Folge der vegetabilischen Kost und des übermäßigen Genusses starker Weine Verdauungsbeschwerden und selbst organische Leiden aus dieser Sphäre sich ungewöhnlich häufig einstellen *), manche Calojeren fast nichts als ihren Betónica-Thee zu genießen vermögen und ihren siechen Körper dadurch noch eine Zeitlang in erträglichem Zustande erhalten. Ich selbst, wie ich unten berichten werde, hatte eine Gelegenheit, mich der bedeutenden stomachisch-diaphoretischen Heilkraft dieser Betónica zu versichern, deren Kraut, selbst getrocknet noch mit einem höchst eigenthümlichen und intensiv aromatischen Geruche begabt, einen beträchtlichen Reichthum von ätherischem Oele zu enthalten scheint.

Einige Calojeren, die sich mittlerweile im Köschk versammelten, ergingen sich in andern, gleichfalls weltlichen Gesprächen, und, da sie die Angelegenheit der kürzlich zerstreuten Seeräuber

---

*) Neben diesen chronischen Verdauungsbeschwerden, an denen die meisten Calojeren leiden, zeigt sich noch eine andere, fast nicht minder häufige Folge jener naturwidrigen Art sich zu ernähren. Scorbutische Affectionen, gewiß dem Clima und der Oertlichkeit höchst fremdartiq, sind ein allgemeines Uebel, das man hier bis in seine letzten Stadien beobachten kann und gegen welches gleichfalls der Sideritisthee angewendet wird. Nehmen diese oder die ersterwähnten Leiden einen bedenklichen Character an, so schreitet man, da es keinen gebildeten Arzt auf der Halbinsel giebt, zu drastischen Purgirmitteln, die in enormen Dosen und wiederholt gebraucht, den Kranken nicht selten unmittelbar in's Grab fördern. Ein solcher Fall ereignete sich an dem Tage, als ich in Caraes anlangte. Gegen Cardialgie hatte man 3 Tage unaufhörlich Drastica gegeben und dadurch eine acute Wassersucht hervorgebracht, welche die Lebenskraft des Kranken so plötzlich erschöpfte, daß, als man am Abend des dritten Tags Herrn Gannerjibhes zu Rathe zog, dieser den Patienten bereits in Agonie fand.

verhandelten, so kamen sie meinem Wunsche entgegen, hierüber die zu meinen Wanderungen am Hájion-Dros erforderlichen Aufschlüsse zu erhalten, nachdem die letzten Nachrichten mir bei der Absicht, mich allein in das Dickicht dieser Waldungen zu begeben, Bedenken und Vorsicht anzuempfehlen geeignet gewesen waren. Die ernsthafte Verfolgung der Piraten von Seiten der griechischen Marine hatte vor einem Monate begonnen. Es kam gleich Anfangs zu einem Gefechte bei der Insel Piperi, in Folge dessen die Seeräuber, über 40 Mann stark, in 2 Schiffen nach dem Hájion-Dros flohen und sich der Verfolgung entzogen. Damals wagte kein Calojer sein Kloster zu verlassen, und man lebte in beständiger Furcht überfallen zu werden. Jedoch schon nach wenigen Tagen waren die Piraten wieder verschwunden. Sie hatten verwundete Genossen auf Piperi zurücklassen müssen und hofften diese während der Nacht unbemerkt abholen zu können. Allein Canaris hatte dieselben bereits aufgehoben und, da er den Versuch sie in ihrem Verstecke wieder aufzusuchen voraussah, war eben dort ein bedeutender Hinterhalt aufgestellt worden. So erfolgte das entscheidende Gefecht zu Lande und nur dem vierten Theile der Piraten gelang es, sich durchzuschlagen und in eins der Schiffe zu retten, in welchem sie, der scharfen Verfolgung Trotz bietend, endlich ihre verborgene Felsbucht unter dem Vorgebirge des Athos wiedergewannen; als nun aber der Feind zuletzt diesen Schlupfwinkel entdeckte, gaben sie ihr Schiff Preis und verbargen sich zum zweiten Male in den Wäldern. Man schätzte ihre Zahl auf 12 Männer und wußte, daß die beiden verwegensten Anführer in ihrer Mitte sich befänden. Sobald der griechische Admiral der Regierung in Caraes die Anzeige von diesem Vorfalle gemacht hatte, wurden die erforderlichen Maßregeln getroffen, um den Verfolgten die weitere Flucht sowohl zu Wasser als zu Lande unmöglich zu machen. Sämmtliche Boote, die den Klöstern gehörten, wurden durch Einbohrung der Planken für den augenblicklichen Gebrauch untauglich gemacht, weil man befürchtete, sie Nachts überfallen, geraubt und zur Flucht nach entlegenen Inseln benutzt zu sehen; die Grenze der Halbinsel wurde streng mit verstärkter Mannschaft gesperrt, und, indem der Pa-

scha von Salonichi einige Truppen zu senden sich bereit fand, so begann eine eifrige Jagd auf die unglücklich Eingeengten, die freilich in dem dichtverwachsenen Walde selbst durchaus nicht aufgefunden werden mochten, zumal da die Verfolger, theils aus Sympathie, theils aus Furcht vor verzweifeltem und durch treffliche Bewaffnung unterstütztem Widerstande sich begnügten, die Reitwege, die von Kloster zu Kloster führen, zu bewachen. Es läßt sich denken, welcher Schrecken in den ersten Tagen dieses ungewohnten Kriegszustandes sich unter den friedlichen Calojeren verbreitete, und man wünschte mir Glück, daß ich nicht acht Tage früher bei ihnen angekommen sei, weil ich damals meine Absicht keineswegs würde haben ausführen können: denn die Proïstämeni selbst hätten mir gewiß aus Rücksicht auf meine Sicherheit und ihre eigne Verantwortlichkeit, die Klöster zu bereisen, unter solchen Umständen nicht gestattet. Anfangs hofften sie, der Mangel an Lebensmitteln würde die Piraten zwingen, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, wozu ihnen, da es in solchen Fällen unter Griechen nie an Unterhändlern fehlt, möglichst billige Bedingungen vorgespiegelt wurden. Allein in dieser Hoffnung fand man sich gar bald getäuscht, als man in Erfahrung brachte, daß die Seeräuber Nachts bald in diesem bald in jenem Kellaeon sich einfanden, zwar nicht um die armen Eremiten auszuplündern, aber doch deren christliche Liebe in Anspruch zu nehmen, die freilich mit Furcht gepaart ihnen das Nothwendige mitzutheilen sich nicht erwehren konnte. Auf diese Art hatten sie sich, ohne weitern Schaden zuzufügen, für mehre Wochen verproviantirt und hofften, in die Wälder des Athos zurückgezogen, wenn die erste Furcht und die emsige Verfolgung sich gemäßigt hätten, mit günstigem Glücke nach Macedonien zu entkommen. Dies würde ihnen wahrscheinlich gelungen sein, hätte nicht der Anführer der Milizen sich eine Auszeichnung zu erwerben im Sinne gehabt und zu diesem Zwecke die gewöhnliche Taktik der Klephten befolgt. Auf dem weiten, einsamen Wege, der, den Athos umkreisend, von Lavra nach dem Askitirion der heiligen Anna führt, versteckten sich die Soldaten unbemerkt in den Felsen einer wilden Bergschlucht, von der eine Strecke jenes Reitpfades beherrscht wird

und in deren Nähe sich allen Nachrichten zufolge der Schlupfwinkel der Räuber befinden mußte. Sie vermutheten, daß diese einer trefflichen Quelle, die dort gesammelt wird, nicht würden entbehren können, und lauerten, wie der Jäger, der den Ort kennt, wo der Hirsch zu trinken gewohnt ist. Schon am zweiten Tage ihres Aufenthalts in diesem Verstecke fanden die Piraten sich ein und empfingen die Kugeln aus den langen, albanesischen Flinten, die unvermuthet auf sie abgefeuert wurden. Einige von ihnen blieben auf dem Platze, die Andern flohen, da sie die Verborgenen nicht anzugreifen vermochten, zurück in den Wald. Die Köpfe der Gefallenen wurden triumphirend nach Salonichi gesendet, der Capitain der Milizen erwartete eine Belohnung und von jetzt an wurde die Verfolgung der Uebrigen auf das Lässigste betrieben, indem man zugleich die Unterhandlungen im Stillen wiederaufnahm. In Caraes kam ich mit den Soldaten, die jenen Handstreich ausgeführt hatten, in beständige Berührung. Sie waren, 18 an der Zahl — das ist die ganze bewaffnete Macht im Dienste der heiligen Regierung — meistentheils Albanesen, wilde, verwegene Gesellen, die wohl darnach aussahen, auch ohne Kriegslist mit Piraten einen Kampf auf halbe Sonne bestehen zu können. Einer jener glücklichen Jäger, der in besonderm Rufe der Tapferkeit stand, begleitete mich zur Escorte auf den Athos. Er hielt es für ganz unmöglich, den Piraten jetzt noch weiter nachzusetzen; hätten sie nur eine einzige Barke in einer unzugänglichen Bucht verborgen, so könnten sie jeden Augenblick fortgehen, und an Lebensmitteln hätten sie, wiewohl die Eremiten hartnäckig jeden Verkehr ableugneten, keinen Mangel zu besorgen. So war die Lage der Sache, als ich den Häjion-Oros zu durchstreifen mich anschickte und, da die Furcht der Caloyeren beseitigt war und die Meinung sich festsetzte, die noch übrigen Piraten hätten sich in Folge ihres Unfalls getrennt und Jeder suche sich einzeln zu retten, so versicherte man mich eines völlig gefahrlosen Zustandes und daß die Proïstámeni mir ohne Bedenken erlauben würden, die Klöster zu bereisen.

Es wurde mir nun zwar mehr als einmal angedeutet, daß eine höhere Erlaubniß von der Regierungscommission des Häjion-

Oros zuvörderst persönlich von mir eingeholt werden müsse und daß ich mich daher zunächst nach Caraes zu wenden habe: allein da mir daran lag, den Athos so bald als möglich bei heitrem Himmel zu besteigen und meine Schiffer, die eigentlich nach Lavra mich zu bringen versprochen hatten und nur durch den Wind daran vorläufig gehindert waren, jetzt im Begriff standen, dahin abzugehen: so trug ich kein Bedenken, mich ferner mit ihnen einzulassen und verlangte nur bis zum andern Morgen in Pandocrátoras zu bleiben, wozu sich der Capitain in der Hoffnung eines nachträglichen Gewinns gern bereit erklärte. Ich beschäftigte mich inzwischen, während des Nachmittags und Abends die Umgegend des Klosters zu durchstreifen.

Wenn man bei Pandocrátoras landend nur erst dessen Kalkfelsen und in der Ferne den weiß leuchtenden Athos erblickt hat, so kann man leicht eine irrige Vorstellung von dem Felsgebäude der Halbinsel auffassen, und wenn man sich erinnert, daß im westlichen Rumelien und Griechenland jene große und eigenthümliche Kalkformation, die aus den carnischen und dinarischen Alpen nach Süden fortläuft, eine so bedeutende Rolle in der Küstenbildung des adriatischen und jonischen Meers spielt, so wird man im Voraus zu der Vermuthung sich hinneigen, daß auch hier die kreideartigen Gebilde wiederum vorherrschend auftreten mögen. Indessen ist der Kalkstein auf der heiligen Halbinsel, gleich wie in Macedonien, nur von untergeordneter Bedeutung, und namentlich zeigt sich bald, daß die Klippen von Pandocrátoras, eine durchaus örtliche Erscheinung, mit dem Marmor des Athos keineswegs zusammengestellt werden dürfen. Die geschichteten Kalkfelsen, auf denen jenes Kloster erbaut ist, haben im heiligen Walde keine weitere, zusammenhängende Verbreitung und ruhen unmittelbar auf dem Glimmerschiefer, der fast die ganze Halbinsel zusammensetzt. Gerade an dem Hafenplatze, wo ich an's Land stieg, ist dieses Lagerungsverhältniß vollständig aufgeschlossen, und man kann in der schrägen Berührungslinie beider Felsarten die jüngere Bildung des Kalksteins erkennen. Wenn man von da längs der Küste weiter nach Südosten geht, so findet man sich sogleich auf dem Glimmerschiefer, der überall an-

steht und dessen Erddecke an üppiger Pflanzenproduction dem Kalkgesteine weder nachsteht noch sich durch abweichende Formen der Vegetation auszeichnet.

Wer den dichten Pflanzenwuchs und das üppige Wachsthum von immergrünen Sträuchern auf den dalmatischen Inseln gesehen hat, könnte sich von der Vegetation an den Uferabhängen des Hájion = Oros eine ziemlich entsprechende Vorstellung machen, wenn er sich die Kraft des vegetabilischen Lebens noch bedeutend erhöht und die Mannigfaltigkeit der Formen gleichfalls vermehrt denken wollte. Nirgends in Europa habe ich wenigstens eine solche Dichtigkeit und Fülle der Vegetation angetroffen, als im heiligen Walde, und lebhaft vergegenwärtigten sich mir die Darstellungen, welche die Reisenden über das unvergleichlich gesteigerte Leben der organischen Natur in tropischen Gegenden uns überliefert haben. Wenn man solche Bilder freilich nur aus Erzählungen oder Gemälden kennen lernte und ohne eigne Anschauungen kaum zu einer Vergleichung berechtigt erscheint, so mag es doch immerhin als ein reiner Eindruck gelten, daß in dieser Rücksicht der Hájion = Oros alle Gegenden von Rumelien, die ich besucht habe, so sehr hinter sich zurückläßt, daß, wären nicht die meisten der vorherrschenden Gesträucharten dieselben, und nur durch höheren Wuchs, dichtere Vereinigung und das Zusammenleben alles dessen, was sonst zerstreut die Landschaften schmückt, hervorstechend, man vielleicht eine neue und fruchtbarere Zone betreten zu haben sich vorstellen könnte. Bisher ist die Regel gewesen, daß in der immergrünen Küstenregion zwei oder drei Straucharten an Zahl der Individuen die übrigen Gewächse so sehr übertrafen, daß von ihnen allein der Character der Landschaft bestimmt wurde. So waren es bald die zarten Nadeln der Erica, bald die runzlig = wolligen, kaltgrünen Blätter der Cistusrosen, bald das markige, glänzende Laubgewebe der Lorbeerform, mochte diese nun im Arbutus oder in der Coccuseiche oder im Lorbeer selbst sich ausprägen, welche hier verschwindend dort wieder vorwaltend örtlich einen solchen Einfluß hervorbringen mochten. Am Hájion = Oros hingegen sind alle jene Grundtypen des Physiognomischen in der südeuropäischen Flora auf demselben Puncte ver=

webt, gesellig vereinigt und schaffen dadurch ein unerwartet neues Bild. Betrachtet man nun diese characteristischen Laubgestalten der vorwaltenden Sträucher im Einzelnen, so wird man hier sogar vier verschiedene Stufen unterscheiden können, wobei wir von den reichsten zu den zarter gebildeten oder gleichsam vernachlässigten Formen fortschreiten. So wird zuerst das Lorbeerblatt im Arbutus und in der Steineiche vorgeführt, von den Cisten zeigen sich die beiden gewöhnlichen Arten Bithyniens, ebenso für die Erikenform Erica arborea, aber zuletzt werden noch zwei oder drei Leguminosensträucher bedeutend, die gar keine Blätter tragen, in langen, grünen Ruthen sich zwischen das übrige Gebüsch drängen und zum Theil mit Dornen bewaffnet den Zutritt verwehren. Wie nun diese acht immergrünen Gewächse *) gleichartig gemengt ein eignes Gemisch verschiedener Bildungsart darstellen, so stehen sie so dicht und fest durchwachsen beisammen, daß es völlig unmöglich ist, nur zwei Schritte weit in das Dickicht einzudringen. Reitwege und Fußpfade sind künstlich angelegt, die zu den Klöstern und Kellaeen führen, aber übrigens ist die Küste durchaus von diesem unzugänglichen Urgebüsch bedeckt, welches sich weit über Mannshöhe und an einigen Orten bis zu 15' erhebt, so daß auch in dieser beinahe waldgleichen Höhe das Gesträuch gegen alles früher Gesehene eine gesteigerte Lebenskraft anzeigt. Solche Vorzüge entschädigten dafür, daß jetzt, beinahe 40 Tage (S. 46.) nachdem ich sie in Blüthe gefunden, jene immergrünen Sträucher meistentheils schon Früchte trugen; die Jahrszeit der Leguminosenblüthe schien jedoch noch nicht vorüber zu sein, denn eben Ginster und Spartium waren reichlich mit gelben Schmetterlingsblumen geziert.

Wendet man den Blick von diesen hohen Gesträucharten zu den weniger hervorragenden Bestandtheilen der Flora, so findet man die Zwischenräume, welche die nach oben zum Lichte drängenden Zweige zwischen den verborgenen Stämmen übrig lassen,

---

*) Arbutus Unedo L. Quercus Ilex L. — Cistus salvifolius L. C. villosus Lam. — Erica arborea L. — Spartium junceum L. Cytisus laniger DC. Genista acanthoclada DC.

von niedrigem Gebüsch, von Schlehen, Myrten, Osiris und einem von großen, brennend gelben Blumen überladenen Hypericumstrauch ausgefüllt. Auch ranken Lianen hervor, die zuweilen die höhern Sträucher umwinden und sich von beiden Seiten über dem Reitwege begegnend ein Laubdach über dem Reisenden ausbreiten. An schattenliebenden Kräutern, besonders Leguminosen und Glockenblumen, ist gleichfalls kein Mangel und selbst der kalte, festgetretene Thonboden des Wegs nährt noch seine Rasen von Zwergsimse *).

So ist die Küste weit und breit von einer Einöde freiwillig wuchernder, unbenutzter Gewächse bedeckt, und nur in der nächsten Umgebung des Klosters erblickt man einige Olivenbäume und Spuren von Getraidebau. Die Klippen selbst gewähren dem Botaniker eine Ausbeute an seltenen Kräutern, von denen mehre Griechenland oder dem Hágion-Oros selbst ganz eigenthümlich angehören **).

5. Junius. Im Begriff die Barke noch einmal zu besteigen, die mich nach Lavra hinüberführen sollte, wurde mir

---

*) Prunus insiticia L. Myrtus communis L. Osiris alba L. Hypericum olympicum L. — Smilax nigra W. — Psoralea palaestina G. Trifolium Bocconi Sav. Lotus angustissimus L. Dorycnium graecum Sm. Campanula ramosissima Sibth. C. lingulata Kit. Euphorbia verrucosa L. und amygdaloides L. — Linum gallicum L. Hypericum dentatum Lois. Ornithogalum pyrenaicum L. Aira pulchella W. Briza maxima L. — Juncus pygmaeus Thuill.

**) z. B. Campanula rupestris Sibth. Berteroa orbiculata DC. Silene fabaria Ait. Besonders üppig wuchert Statice sinuata L. Ferner erscheinen folgende Arten für die rupestre Vegetation characteristisch: Malcolmia incrassata DC. Papaver hybridum L. Ruta graveolens L. Geranium rotundifolium L. Crithmum maritimum L. Chrysanthemum segetum L. Plantago Coronopus L. Parietaria judaica L. Als Gesträuch treten Ficus Carica L. und Rubus fruticosus L. auf. — Bäume in den Umgebungen des Klosters sind Cupressus sempervirens L., Platanus orientalis L. und Olea europaea L. — Die Ufervegetation eines Bachs besteht aus Vitex agnus castus L., Hypericum olympicum L. und Dracunculus communis Sch. — Im Unkraut der Wegränder bemerkt man besonders Sinapis taurica Fisch. und Hyoscyamus albus L.

durch die Proëstoten bedeutet, wie ich wohl besser thäte, zuvor mich nach Caraes zu wenden, nicht sowohl weil irgend ein Kloster selbst ohne die Empfehlung und ausdrückliche Erlaubniß der Proïstameni den Fremdling zurückweisen würde, als damit ich bei etwa eintretenden Gefährlichkeiten auf besondern Schutz rechnen könne. Zugleich stellten sie mir zur Reise die nöthigen Maulthiere bis Caraes, das nur eine starke Stunde entfernt ist, zur Verfügung. Indessen verzögerte sich die Abreise bis zum Mittage und man bewirthete mich zuvor mit einem Frühstück aus Pillav: eine besondere Vergünstigung, da seit gestern eine der großen Fastenzeiten, die 39 Tage währt, begonnen hatte, in der, um die ohnehin geltende Enthaltsamkeit von Fleisch noch zu erhöhen, auch Eier, Fische und alles Fette, als Butter und Oel, verbannt werden. Auch für mich gab es während meines Aufenthalts in den Klöstern kein Fleischgericht, weil ich nicht daran dachte, mir, wie frühere Reisende gethan, zu eignem Bedarfe Tauben zu schießen: aber während die Calojeren um mich her ihr Mittagsbrod aus Salat und in Wasser zu einem Brei gekochten Bohnen verzehrten, ließen sie für mich das beliebte Reisgericht auftragen, das ohne Fett oder Butter nicht zu genießen ist. Bis auf die strenge Diät sind die Klöster überhaupt recht eigentlich zum annehmlichen Aufenthalte für Fremde geeignet und besonders dem reisenden Naturforscher zu empfehlen. Die Calojeren sind gewohnt Gäste bei sich zu sehen: denn beständig wandern Pilger der griechischen Kirche zu den Athosklöstern, indem sie, wie die Wallfahrer nach dem heiligen Grabe uud den arabischen Städten, damit ein frommes Werk zu verrichten gedenken. Freilich suchen diese Frommen noch dadurch ihr Verdienst zu steigern, daß sie den Klöstern reiche Geldgeschenke widmen, freiwillige Gaben, die nicht selten in jedem einzelnen Kloster, das sie besuchen, bis zu 1000 Piastern sich belaufen: allein hiedurch sind die Ansprüche verhältnißmäßig gewachsen, welche zwar nicht geradezu an den Fremden gerichtet werden, aber ihm fühlbar genug die anscheinende Gastfreundschaft verleiden. So findet er überall freundliche Aufnahme, Unterkunft, Speise und Trank, unentgeltlich die Maulthiere bis zum nächsten Kloster bereit, er empfängt die Ehren-

besuche der Proëstoten, die sich freuen, einen so ausgezeichneten Fremdling mit ihrer Armuth gastfrei bewirthen zu können, und wenn er am andern Morgen weiter reist, so ist er in dem Falle, zum Abschied ein Geschenk von mindestens 100 Piastern in den Klosterfond zu entrichten: zumal wenn ein frommgesinnter Grieche, der sich vom Segen der Calojeren glückliche Folgen verspricht, als Diener und Zahlmeister handelt, wird man gewiß nicht Gefahr laufen, die Gastfreunde durch eine zu karge Gabe zu beleidigen.

Um 12ʰ stieg ich bei hoher Wärme durch das Gebüsch, das zu dieser Tageszeit nur selten Schatten gewährte, den Berg gegen Caraes hinan. Der Weg bleibt eine Weile auf der Grenze des Kalksteins und Glimmerschiefers, die von Pandocrátoras aus gegen Süden in die Halbinsel einschneidet. Der Glimmerschiefer tritt in sehr mannigfaltiger Färbung auf, vom schwarzen bis zu den lichtesten Tönen.

Schon früher hatte ich bemerkt, daß der heilige Wald nicht überall so ganz einfach aus Kamm, Seitenarmen und Querthälern besteht, sondern daß die Verzweigungen der Kette zuweilen dem Haupthöhenzuge fast parallel verlaufen, wodurch die Landschaft einen bedeutendern Gebirgscharacter gewinnt, so daß das Meer, das sonst überall den entschieden nahen Hintergrund ausmacht, alsdann fast durchaus dem Blicke eine Zeit lang entzogen wird. In einem Hochthale, das unter solchen Verhältnissen sich einsamer abschließt, ohne jedoch eines Durchblicks auf die See von Tassos zu entbehren, liegt Caraes *), ein Städtchen von

*) Leake schrieb Καρυὲς: und man leitete den Namen von den Nüssen ab, die man von hier ausführen soll. Ich habe jedoch bei Caraes weder Pflanzungen von Nußbäumen bemerkt, noch im Walde Haselnüsse angetroffen. Καρυά sind übrigens die Früchte von Juglans regia L., einem Baume, den Sibthorp für die griechische Flora gar nicht aufführt, wahrscheinlich weil er ihn nicht für einheimisch hielt, da er doch häufig angepflanzt wird. Corylus Avellana L., dessen Nüsse λεπτοκαρυά genannt werden, wird hingegen von ihm als am Athos wachsend angegeben (Prodr. 2. p. 244.) Carajannopulos (a. a. O.) hingegen nennt die Metropolis des Häjion-Oros Καραὶ und ich glaubte sie gleichfalls Stas Caraes (εἰς τὰς Καραὶς) haben ausspre-

kaum 100 zerstreut liegenden Häusern, durch die umher in den benachbarten Gebirgstheilen hier und da sichtbaren Kellaeen anscheinend vergrößert und am Fuße des höchsten Bergkamms gegen 2000' über dem nahen Meere sich ausbreitend.

Unmittelbar an dem Dickicht kommt man zuerst neben einzelnen, durch Gärten getrennten Häusern vorüber, dann folgen andere, die näher zusammengedrängt eine enge Straße begrenzen, und bald sieht man sich schon im Mittelpuncte der Stadt, wo die kleinen Häuser, meistentheils zu Kramläden eingerichtet, den Bazar bilden, von dem man durch ein Seitengäßchen zu der Ummauerung der Klostergebäude gelangt. In dem ersten Hofe liegt links die Wache oder Casernenstube der im Dienste der Regierung stehenden Soldaten, dann folgt der Audienz- und Geschäfts-Saal der Proïstameni, gegenüber eine Gallerie und ein Köschk, wo diese sich den Tag hindurch meistentheils aufzuhalten pflegten; dieses nebst einem Rosengarten vollendet den Kreis. In einer andern Abtheilung findet sich die Kirche, die zu den ältesten der Halbinsel gehört und ehemals nebst den übrigen Bauten als eins der Klöster gerechnet wurde.

Mir wurde, als Dimitri mich ohne weitere Förmlichkeit angemeldet hatte, sogleich ein Zimmer der Wache, welches für die Aufnahme von Fremden bestimmt war, mit einem daranstehenden offnen Köschk eingeräumt, wo ich mich zunächst von einem Unwohlsein, das mich befallen, wiederherzustellen versuchte. Ich fühlte mich auch bald stark genug, als die Hitze des Tags anfing sich zu mäßigen, einen Spaziergang durch die Umgebungen der Stadt anzutreten; hier aber verlockte mich, obwohl ich ganz allein war, der Reiz einer so unendlich mannigfachen und eigenthümlichen Vegetation tiefer in's Gebirg, als ich beabsichtigt hatte.

Von Pandocrátoras her reicht bis zur letzten Höhe vor Caraes die Gebüschvegetation *), welche wir gestern kennen lernten,

---

chen zu hören. Καραί heißt Schädelstätte, und diesen Namen leitet der griechische Reisende von der Niedermetzelung vieler Calojeren durch Michael Palaeologos im J. 1285 her. Hiernach schreibe ich auch Caraes.

*) Als accessorische Begleiter der erst erwähnten 8 vorherrschenden

in gleicher Ueppigkeit fast beständig selbst dem Reitenden den Umblick versagend, käme er nicht bald an Kellaeen vorüber, bald über kleine Wiesen *), durch Oelbaumpflanzungen **) oder zu den winzigen Weingärten der Calojeren. Vor der Stadt aber betritt der Wanderer unerwartet den dichtesten Hochwald, dessen Kern die Castanie bildet, in den höchsten Stämmen alles Uebrige zurücklassend. Die übrigen Bäume sind Steineichen und einzelne Weißtannen haben sich aus dem höhern Gebirge hier herab verloren. Denn daß die Tanne bei Caraes in einer Höhe von 1700′—2400′ ***) ein allzu feuchtwarmes Clima finde, um sich vollkommen ausbilden zu können, scheint daraus hervorzugehen, daß sie meistentheils niedrig bleibt und in solcher Gestalt eine bedeutendere Rolle in der Zusammensetzung des Unterholzes spielt,

---

Sträucher zeigen sich nach und nach folgende: Quercus coccifera L. Q. Esculus L. Corylus Colurna L. Ornus fraxinifolia Scop. Colutea arborescens L. Genista scariosa Viv. Adenocarpus intermedius DC. — Unter den Kräutern, welche in ihrem Schatten oder am Rande des Gebüsches wachsen, sind noch folgende bemerkenswerth: Alliaria officinalis Andr. Nasturtium lippicense Br. Silene Armeria L. Cerastium monticum L. C. viscosum L. Vicia cracca L. V. pannonica Scop. V. onobrychioides L. Lathyrus grandiflorus Sibth. (eine Liane, die vielleicht unter allen europäischen Leguminosen die größten Blüthen trägt, und wahrscheinlich von der gleichnamigen Art des Bot. mag. verschieden ist). Trifolium procumbens L. Potentilla hirta L. Senecio foeniculaceus Ten. Digitalis leucophaea Sibth. Convolvulus sylvaticus Kit. Fritillaria pontica Wahl. Avena sterilis. L.

*) Eine Waldwiese dieser Art bestand besonders aus Dactylis glomerata L., Phleum ambiguum Ten., Rumex Acetosella L., Hieracium praealtum. Vill. und Leontodon autumnalis L.

**) Das angebaute Land bei Caraes ist gewöhnlich von dichten Fliederhecken (Sambucus nigra L.) eingezäunt. Im Schatten dieser Hecken ist wiederum eine besondere Flora: Lamium striatum Sibth. L. moschatum Mill. Pisum elatum M. B. (arvense Sibth.). Campanula ramosissima Sibth. Zuweilen auch: Lythrum hyssopifolia L., Bartsia cosa L. und allgemein über den Häjion-Oros verbreitet Berteroa orbicul. . DC.

***) Caraes selbst liegt nach Copeland's Bestimmung schon 2195′ über dem Meere.

welches zwischen den ohnehin gedrängten Castanien den Wald fast ganz undurchdringlich macht. Denn es besteht ferner aus Gesträuchen mit stacheligem Laube, aus Ruscus und Ilex, von denen der letztere nicht selten so dicke Stämme ausbildet, wie sie in frühern Zeiten auch im Norden häufig müssen vorgekommen sein, während jetzt mehr als armdicke Zwergbäume, wie die von Caraes, in Deutschland zu den Seltenheiten gehören. So alt nun diese Ilexstämme auch sein mögen, so erreichen sie doch niemals die Höhe der 50—80′ hohen Castanienbäume und, ohne im Geringsten verkrüppelt zu erscheinen, können sie doch nur zum Unterholze gerechnet werden. Gewöhnliches Laubgebüsch findet sich nur selten, z. B. Evonymus und Cytisus, aber eine üppige Kraut- und Farn-Vegetation, die von den Pflanzen der immergrünen Region ganz verschieden ist, sucht jedes freie Plätzchen mit dichten Rasen zu begrünen. In einer so düstern, wilddurchwachsenen Waldung *) kann es auf mächtigem Humusboden auch an Feuchtigkeit und Bewässerung nicht fehlen, und in der That, wenn man in quelligen Gründen von den Moosen zu den sumpfliebenden Kräutern, zu dem Gebüsch, durch die Lianen, die es durchflechten, und zu den ast- und laub reichen Bäumen, die dies Alles beschatten, sich durchwindet, so scheint die Kraft des vegetabilischen Lebens sich noch einmal verdoppelt zu haben **).

---

*) Castanea vesca G. Quercus Ilex L. Pinus picea L. — Ruscus aculeatus L. R. hypoglossum L. Ilex Aquifolium L. Evonymus latifolius Scop. Cytisus hirsutus Sibth. — Geranium lucidum L. G. striatum L. Orobus hirsutus L. Geum urbanum L. Epilobium parviflorum Schreb. Galium Mollugo L. Doronicum Pardalianches L. Crepis Dioscoridis Vill. Melissa grandiflora L. Scutellaria albida L. Symphytum orientale L. Luzula Forsteri DC. Melica uniflora Retz. — Aspidium aculeatum Sw. Polypodium vulgare L. Pteris aquilina L.

**) Bryum ligulatum Schreb. Marchantia polymorpha L. — Ranunculus muricatus L. R. trilobus Desf. Scrofularia Balbisii Hornm. Scr. peregrina L. Rumex Nemolapatum Ehrh. Carex remota L. — Tamus cretica L Smilax nigra W. Hedera Helix L. Wenn der Glimmerschiefer in Schluchten oder Hohlwegen ansteht, so siedelt

Als ich von meiner einsamen Wanderung zurückkehrte, begegnete ich verschiedenen Calojeren, mit denen ich nur das Calispéras (καλὴ ἑσπέρα σας) austauschte, ohne daß meine fremde Erscheinung ihnen aufzufallen schien oder sie zu besondrem Gespräch anregte. Späterhin, in der tiefsten Wildniß, ging ich an einem hölzernen Crucifix vorüber, als ein Arbeiter von wüstem Aussehen mir plötzlich den Weg vertrat, indem er beide Arme ausbreitete. Der rothe Fez, der vernachlässigte Bart schienen anzuzeigen, daß er nicht unter der Klosterzucht lebe. Da ich zu bemerken glaubte, daß er bedeutend nach dem Crucifixe winke, so erklärte ich mir sein Entgegentreten in diesem Sinne, trat einen Schritt zurück und verbeugte mich vor dem Kreuz, wie es in manchen katholischen Ländern üblich ist. Hierüber lachte mein Gegner und, unerwartet auf mich eindringend forderte er mich auf, mich am Piedestal des Kreuzes niederzusetzen: diesem Ansinnen leistete ich, um der körperlichen Berührung zu entgehen, Folge und suchte zugleich durch griechische Erläuterungen über meine Person, daß ich Arzt sei, Kräuter trage, die Sprache nicht genug verstehe, um einer Unterhaltung zu pflegen, seine etwaige Neugierde zu befriedigen. Diesen Bemerkungen erwiederte er nichts, stellte sich aber mir dicht gegenüber und begann eilig seinen Gürtel zu lösen, in dem er schon mehrmals nach etwas Versteckten gesucht hatte. In diesem Augenblicke erwartete ich ein entblößtes Messer zu sehen, und, nach der bisherigen Fügsamkeit den Vortheil einer überraschenden Wendung benutzend, sprang ich auf, überrannte den Gegner, warf ihn zur Seite und entfernte mich eilenden Fußes auf dem Wege nach Caraes. Jener verfolgte mich lange, rief alle Flüche und Mißreden lautschallend hinter mir her, hatte mich aber nicht einzuholen vermocht, als ich athemlos bei den ersten Häusern anlangte. Vielleicht war meine Furcht ungegründet, indessen als meine Erzählung durch

---

sich eine Vegetation an, die mit der auf den Felsen von Pandocrátoras keine Analogie zeigt: Fumaria capreolata L. Sedum tetraphyllum Sibth. Umbilicus pendulinus DC. Sclerochloa rigida Lk. Hordeum murinum L. Asplenium Trichomanes Huds. A. Adiantum nigrum L.

Dimitri zu den Ohren der Proïstämeni gelangte, zeigten diese sich bestürzt und aufgeregt, erbaten sich eine Beschreibung des Unbekannten, verordneten noch am selben Abend einen Streifzug durch die Gegend, tadelten, daß ich allein ausgegangen, und ließen von jetzt an meine Wanderungen durch einen bewaffneten Albanesen aus ihrer Mannschaft beschützen. Hr. Samarjiddes, ein junger Athenienser, der auch zum Besuche in Caraes anwesend häufig mit mir verkehrte, bemerkte hierüber, er habe auf seinen Reisen in Rumelien die Erfahrung gemacht, daß, wenn einmal die Anwesenheit von Räubern in einem Districte zur allgemeinen Kunde gelangt sei, der Reisende diese selbst nicht so viel zu fürchten brauche, als die Unsicherheit der Gegend überhaupt, die alsdann in einem Grade zunehme, die von der Persönlichkeit der Räuber durchaus nicht abhängig sei. Denn es gebe überall eine Menge von Arbeitern und geringen Leuten, die nur durch die Furcht vor Entdeckung und Strafe abgehalten würden, das Klephtenhandwerk auszuüben. Finden sich daher als solche anerkannte Klephten irgendwo vor, auf welche bei einer Missethat der natürliche Verdacht und die Rache fällt, so benutzen Andere diese Zeitumstände, einen Reisenden gelegentlich auszuplündern, wagen aber nicht dies zu unternehmen, wenn der Fremde nur von irgend einem Einheimischen begleitet wird, der den Klephten vom griechischen Taglöhner wohl zu unterscheiden weiß. Verwundert erwiederte ich, falls es in Rumelien sich so verhielte, so könne ich doch kaum denken, daß im Gebiet der frommen Klöster unbeschadet der strengen Grundsätze, von denen es beherrscht wird, solche Uebel der Gesellschaft wirklich zu befürchten wären. Der Athener aber meinte: »die Piraten sind nun einmal hier; die Holzhauer, die von den Calojeren aus Macedonien gemiethet sind, wissen, daß, wenn sie Euch berauben, Jedermann es den Piraten zuschreibt; ich möchte nicht einmal für die Eremiten einstehen, unter denen wohl Männer sind, die einst wegen ihrer Missethaten auf den Athos flüchteten und die jetzt den Piraten den entschiedensten Vorschub leisten.«

Bei meiner Rückkehr erwiesen mir die Proïstämeni die Ehre, mich zu einer Audienz noch am Abende einzuladen, und, da ich

durch einen Rückfall meines Uebelbefindens an das Lager gefesselt mich entschuldigen lassen mußte, kamen sie selbst zu mir: eine überraschend imposante Erscheinung. Alle vier in würdigster Haltung, von bedeutungsvollem, ernstmildem Gesichtsausdruck, der sowohl Ehrfurcht als Vertrauen einflößte; zwei von ihnen in hohem Greisenalter, mit herabwallendem, silbernem Bart, der vierte, der am meisten redete, noch ein rüstiger Mann von funfzig Jahren, brauner Gesichtsfarbe, schwarzem Haar und lebhaft ergreifendem Auge; Jeder aber vor dem Andern durch ein eigenthümliches, immer charactervolles Gepräge des Physiognomischen ausgezeichnet. Ueberhaupt ist man häufig in dem Falle, die äußern Formen der Calojeren bewundern zu müssen. Unter den robusten und dickleibigen Gestalten findet man oft die edelsten Priester- und Greisen-Köpfe: ihr starker Bart, der sorgfältig behandelt bis auf die Brust in Wellenlinien herabfließt, ihre ernsten Züge, ihre unbewegliche Miene, die großen, bedeutenden Augen erinnern an gewisse Gemälde von Geistlichen des funfzehnten Jahrhunderts, denen auch die Tracht ziemlich gleich kommt und deren düstere Gesichtsfarbe, wenn sie dort durch die Verschwärzung der Oelfarben übermäßig geworden zu sein schiene, hier nicht weniger tief in lebendiger oder vielleicht kranker Natürlichkeit entgegentritt. Wie viel erwartet man zuerst von so grandiosen Erscheinungen, die durch ihr Aeußeres unmittelbar eine religiöse Weihe über die Gespräche verbreiten, aber wie sehr täuscht man sich, wenn man unter den hohen Brauen und in den sprechenden Augen eigenthümliche Gedanken sucht! Sie beginnen zu reden und der Zauber ist verschwunden. Nicht einmal den Ernst ihres Standes suchen sie zu behaupten und in phlegmatischer Denkungsart bleiben ihre Ideen darauf gerichtet, sich möglichst bequem einer Lage anzupassen, in welche sie frühe Schwärmerei oder Trägheit oder andere Umstände versetzten. Ihr Streben nach dem, was ihnen annehmlich erscheint, ihre Klagen und Wünsche sprechen sich so unverholen aus, daß man einsieht, wie Viele, sich in die Welt zurücksehnend, ihren Eintritt bereuen, und erinnerten sie sich nicht, daß man dort nur durch Arbeit und Thätigkeit das Wünschenswerthe zu erreichen vermöge, sich gern von den Klöstern lossagen

würden. Sieht man dann zugleich, wie wenig sie sich beschäftigen, und dächte man sich selbst in eine Lage, in der die Zeit inhaltsleer den Geist am drückendsten belasten müßte, so begreift man kaum, daß sie sich nichtsdestoweniger jeder selbstthätigen Ausbildung entschlagen und nicht einmal das Zunächstliegende, die Kenntniß des Altgriechischen zu erwerben suchen, indem sie geradezu den indolenten Vorwand aussprechen, daß das Hellenische für den Kirchendienst nicht erforderlich sei. Nirgends ist eine Spur von gelehrtem Triebe, von einer Nutzung der großen Sammlungen patristischer Litteratur wahrzunehmen, die in andern Zeiten bei ihnen aufgespeichert wurden.

Der Inhalt der ersten Unterhaltung, welche die Proïstámeni mit mir pflogen, als sie meinem Lager gegenüber auf dem Divan sich niedergelassen hatten, bestand größtentheils nur in ausgetauschten Höflichkeiten und in Fragen über den Vorfall, der mir so eben begegnet war. So sehr mich das freundliche Benehmen der Würdigen erfreute, so mußte ihre Gegenwart bei meinem leidenden Zustande doch um so peinlicher für mich werden, als ich mit größter Anstrengung den Worten kaum zu folgen und die meinigen nach Wunsch zu wählen nicht im Stande war. Durch solche Spannung noch mehr angegriffen, nahm ich nun, da andere passende Droguen nicht zu erhalten waren, zum Sideritis-Thee der Calojeren meine Zuflucht, worauf nach einigen Beschwerden sich Ruhe und heilsamer Schweiß einfanden.

6. Junius. Der Umgang mit Hr. Samarjibbes, der in Pisa studirt hatte und dem die innern Provinzen Rumeliens, namentlich auch die nördlichen Theile von Albanien aus eigner Anschauung bekannt waren, mußte, auch abgesehen von seinem freundschaftlichen Benehmen, wegen der Nachrichten besonders wichtig und erfreulich erscheinen, die er über die dortigen Zustände mir bereitwillig mittheilte. Aus der Naturgeschichte hatte er sich zwar nur die allgemeinsten Kenntnisse angeeignet, wußte indessen von seinen Reisen im botanischen Interesse zu bemerken, daß auf einem Berge in der Nähe von Elbassan in Oberalbanien manche Kräuter ihm aufgefallen sein, die er in frühern Jahren beim Uebergang über dem Mont Cénis gesehen, und er zog dar-

aus den Schluß, daß jene Gebirge zu den höchsten Erhebungen Rumeliens gehören müßten. Er bezeichnete deren Lage auf dem Wege von Elbassan nach Tirana an der Hauptstraße von Monastir nach Scútari, führte an, daß dort ein der Madonna geweihtes Kloster, am Fuße der drei höchsten Bergspitzen gelegen, sich besonders zum Mittelpunct für eine botanische Untersuchung jener Gegenden eigne, und rieth mir, mich dahin durch den Bischof von Salonichi empfehlen zu lassen. Jene drei alpinen Gebirgshöhen, von Ost nach West sich erstreckend, ständen mit dem Berglande von Oberalbanien, das jenseit des Thalwegs vom schwarzen Drin sich erhebe, in Verbindung, überträfen aber dieses an Höhe bedeutend und beherrschten das ganze Land zwischen Scútari und Ochridha. Die östlich vom Drin verlaufenden Gebirge verketteten sich mit dem Balkan, Balkan und Pindus aber würden durch die Ebene von Monastír geschieden. Was die Sicherheit jener Länder beträfe, so sei der Olymp ohne bedeutende Escorte, die ich mir in Salonichi leicht würde verschaffen können, der Klephten wegen nicht zu besteigen, selbst die Calojeren des Olymps lägen beständig verschanzt und wagten nicht, einzeln ihre Behausung zu verlassen, im nördlichen Albanien aber sei zur Zeit seiner Reise die Straße nach Scútari über Elbassan unbelästigt und gefahrlos gewesen. Dies ändere sich jedoch oft durch zufällige Umstände und, so lange man unter den Albanesen verweile, müsse man immer gefaßt sein, unerwartet aus einem Verstecke angelegte Flinten zu erblicken, wodurch man dann genöthigt wäre, ohne daß eben viel Worte gewechselt würden, Baarschaft, Gepäck und Kleidungsstücke auf den Boden niederzulegen, bis die Räuber zufrieden gestellt dem Beraubten weiterzuziehen gestatteten. Ebenso redete Hr. Tircke in Brussa, der in früherer Zeit einen Theil des nördlichen Albanien gesehen hatte; was aber die Mittheilungen über das Orographische der Gegenden, die ich zu besuchen gedachte, betrifft, so stimmten sie freilich mit meinen durch Lectüre gewonnenen Ansichten keineswegs überein, aber die Genauigkeit, mit der Hr. Sannerzidhes sich aussprach, erheischte Vertrauen, und ich betrachtete es als eine gute Vorbedeutung, daß ein glückliches Zusammentreffen mir eine Reihe von Addres-

sen *) verschaffte, die mich vorläufig mit den für meine Reise wichtigsten Männern bekannt machten. Wie unsicher und fehlerhaft die Nachrichten waren, die mich damals beglückten, und die doch von einem gebildeten, aus eigner Erfahrung urtheilenden und, wie es schien, beobachtenden Griechen herrührten, darüber habe ich in der Folge oft lächeln müssen, und ich erwähne sie nur, um bei ähnlichen Notizen ein billiges Mißtrauen zu rechtfertigen. Um dies Urtheil nur durch einen auffallenden Punct zu begründen, führe ich an, welche Bewandtniß es mit dem Kloster der Madonna hatte, das ich mir bereits als meinen künftigen Wohnort vertrauensvoll ausmalte. Auf meine Bitte wurden mir in Salonichi von Seiten des Erzbischofs an die von mir namhaft gemachten Geistlichen und Klöster officielle Empfehlungsschreiben ausgefertigt, und, da ich besonders des Madonnenklosters von Elbassan erwähnt hatte, so erhielt ich auch für dieses einen Brief, ohne daß man sich in der Canzlei des Erzbischofs darum kümmerte, ob dieses Kloster zur griechischen oder katholischen Kirche gehöre, oder ob überhaupt ein solches Kloster existire. In Monastir genoß ich der Gastfreundschaft des bischöflichen Hauses, wo eben damals der Erzbischof von Ochridha, ein würdiger und kenntnißreicher Mann, zum Besuche sich befand. Als ich mich mit diesem über meine Reise unterhielt, versicherte er auf das Bestimmteste, daß bei Elbassan, also in seiner Nachbarschaft, und überhaupt in Oberalbanien, so weit er es kenne, kein der Madonna oder Panajia geweihtes Kloster vorhanden sei. Wie irrig nun gar die Angaben von Hrn. Sannergidhes über die rumelischen Gebirgszüge sich erwiesen, wird der weitere Verlauf meiner Reise hinlänglich nachweisen.

Nachmittags machte ich den vier Proïstameni's meinen Gegenbesuch und zum Zeichen, daß die Sitte des Abendlandes ihnen

---

*) Namentlich erwähnte er eines Griechen in Elbassan, der eine Sammlung von Petrefacten aus dortiger Gegend angelegt habe, unter denen sich S. verschiedener Abdrücke von Fischen erinnerte. Ich konnte in der Folge nicht nach Elbassan gelangen, weil die Straße von Monastir nach jener Stadt während meiner Anwesenheit von Aufrührern verlegt war.

nicht fremd sei, hatten sie einen Stuhl herbeizuschaffen gewußt, auf dem ich ihnen gegenüber Platz nahm und die üblichen Zeichen rücksichtsvoller Aufnahme, Früchte, Caffee und Pfeife, empfing. Sie sagten, es sei ihnen nicht auffallend, daß ich zu ihnen gekommen wäre, um die Kräuter (τὰ βότανα) des Athos kennen zu lernen: denn nicht bloß in ihrer Mitte sei der Reichthum an nützlichen und heilsamen Pflanzen, den dies r Berg ernähre, bekannt, sondern sie wüßten, daß er auch im Auslande in großem Rufe stände. Vor vier Jahren etwa sei ein Mann von Stambul zu gleichem Zwecke herübergekommen, ein Franzose, der nach der Besteigung des Bergs sich sehr zufrieden bezeigt habe. Ich glaubte in ihren Worten eine Erinnerung an den unglücklichen Aucher-Eloy zu erkennen, dessen Tod in einem Kloster zu Ispahan kurz zuvor seine Freunde betrübt und der Wissenschaft Nachtheil gebracht hatte. Er schien in gutem Andenken geblieben zu sein, denn als ich von seiner letzten Reise erzählte, wurde auch seines frühern Unfalls gedacht, als er durch eine Feuersbrunst in Constantinopel der Früchte einer beschwerlichen Reise beraubt, sich entschloß, diese Reise zu wiederholen und seinen Entschluß mit Character und günstigem Erfolge ausführte.

Als den Hauptzweck meines Besuchs am Hájion-Oros stellte ich die Besteigung des Athos dar, damit mir in dieser Rücksicht keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt würden. Uebrigens hielt ich es für schicklich, den Wunsch auszusprechen, möglichst viele ihrer heiligen, berühmten Klöster zu besuchen, und als ein naiver Zug dieser griechischen Mönche verdient es bemerkt zu werden, daß sie bei dieser Versicherung nicht nach meiner Confession fragten und wohlgefällig meine Huldigung aufnahmen. Sie erläuterten, daß ich den Athos von Lávra am bequemsten ersteigen könne, und auf mein Befragen, ob ich nicht auf verschiedenen Wegen hin und zurück gehen könne, um den heiligen Berg allerseits kennen zu lernen, gaben sie mir anheim, von Lávra das Cap zu umschiffen und dann die Klöster der Südküste der Reihe nach zu besuchen. Sie wollten ein Rundschreiben für mich ausfertigen lassen, das mir in allen Klöstern eine gute Aufnahme sichern würde, und eine Miliz sollte mich auf dem ganzen

Wege begleiten, obgleich von den Piraten nichts mehr zu befürchten wäre: allein meine Sicherheit betrachteten sie als eine Ehrensache. — Der türkische Pascha würde sagen: »ich schütze dich, denn mein Cavás bürgt für dein Leben mit dem seinigen;« der griechische Proïstámenos hingegen sagte: »ich schütze dich, denn wenn ich nicht hinlänglich für dich sorgte, so würde ich mein Gewissen beunruhigen.«

Durch die heutige Excursion wurde meine Ansicht von dem ungewöhnlichen Pflanzenreichthume der Halbinsel noch mehr befestigt, und es ward mir sehr anschaulich, daß Sibthorp am Abhang des Athos in kurzer Zeit einen Catalog von 450 Arten entwerfen konnte, selbst ohne die höhern Regionen des Bergs zu besuchen *). Noch heute am dritten Tage, während ich stets in derselben Gegend blieb, deren vorherrschende Gewächse außerdem so gleichförmig sich verbreiten, durfte ich die Bemerkung niederschreiben, daß ich in jeder Richtung auf je 50 Schritten gewiß eine bisher noch nicht gesehene Pflanze aufzuzeichnen Gelegenheit fand. In den mannigfachsten Richtungen führen die Maulthierpfade, 3—5′ breit, durch den Wald, und wenn ein Wiesenplatz, ein Abhang oder das Gärtchen eines Kellaeon den freien Durchblick eröffnet, erscheinen Athos, Lemnos, das Meer, Samothrake, Tassos und ein oder das andere Litoralkloster, der Reihe nach am Fuße des waldigen Abhangs hervortretend. Den Eindruck, den die Umgebungen von Caraes selbst immer lebhafter einflößten, suchte ich bei der Rückkehr am späten Abend in folgenden Worten mir nochmals einzuprägen: »Ein Wasserfall, der, wenn ich nicht irre, am Wege nach Xiropotamu in der tiefen Einsamkeit des Waldes liegt, zeigt in seinen Umgebungen den Character dieser Gegend am höchsten entwickelt. Nirgend sah ich weder unten am Meere, noch auf der Höhe des heiligen Waldes eine solche Ueppigkeit der Vegetation, Mannigfaltigkeit der Formen, Benutzung des Raums durch die ihrem Bildungstriebe frei überlassene Natur, ein solches Ebenmaaß der Bewässerung, nirgends eine so fruchtbare Mischung des aus dem Glimmerschiefer entstandenen

*) Walpole travels p. 442.

Erdbodens. Diesen Ort nun erblickt man im frischesten Frühlingsgrün, in dem Laube die schlanke und zierlich gezähnte Blattform der Castanie vorherrschend, durch undurchdringlichen Schatten und erfrischende Feuchtigkeit von der glühenden Sonne abgesondert, man lauscht der lebendigen Bewegung im Geräusch von Bächen und zu Springbrunnen eingefaßten Quellen, man athmet eine reine Bergluft, bei Tage still, des Abends durch sanftes Wehen vom Meere bewegt; wo der Pfad sich erweitert, sieht man den tiefblauen Himmel zwischen dem reinen Grün ausgespannt und zuletzt jenen Reichthum und Glanz von Gestirnen, der nur auf des Südens heitren Höhen dem Blicke begegnen mag. Hiemit nun glaube ich den Reiz dieser Gegend in der schönsten Jahrszeit kaum erschöpft und um so weniger übertrieben dargestellt zu haben, als meine körperliche Stimmung solchen Genüssen damals eben störend entgegentrat.«

Kaum fühlte ich mich nämlich von meinem ersten Unwohlsein wiederhergestellt, als mich ein Unfall betraf, der üble Folgen hätte haben können, jedoch leidlich vorüberging. An dem Köschk vor meinem Zimmer, das im ersten Stockwerk etwa 12′ über dem Erdboden lag, war eine Treppe so übel angebracht, daß ich im Dunkeln die Richtung verfehlend unversehens hinabstürzte und mit Kopf und Brust unter Steinen und Scherben auf den Boden schlug. Ich war so glücklich, bis auf Erschütterung und Hautbeschädigung unverletzt zu bleiben und ließ mich trotz einer in Schmerzen durchwachten Nacht nicht bereden, meine Reise auf den Athos länger aufzuschieben.

7. Junius. Eine schöne Sitte am Hájion=Oros ist, daß zu allen Zeiten des Tags von Unbekannten und Bekannten zu Hause und draußen im Walde zartduftende Rosen mit dem dreifachen Zeichen der Begrüßung dem Fremdling dargereicht werden. Wer erfreut sich nicht fern von der Heimath einer so aufmerksamen und wohlwollenden Gesinnung, und erinnert sich nicht gern, daß bei so manchen Mißständen, die der Berichtende zu rügen nicht unterlassen darf, durch ein solches Zeichen sich erfreuliche Züge in der Sinnesart der Galojeren aussprechen.

Zum Abschied von den Proïstameni's angemeldet, wurde ich

Dimitri zu den Ohren der Proïstámeni gelangte, zeigten diese sich bestürzt und aufgeregt, erbaten sich eine Beschreibung des Unbekannten, verordneten noch am selben Abend einen Streifzug durch die Gegend, tadelten, daß ich allein ausgegangen, und ließen von jetzt an meine Wanderungen durch einen bewaffneten Albanesen aus ihrer Mannschaft beschützen. Hr. Samarjidhes, ein junger Athenienser, der auch zum Besuche in Caraes anwesend häufig mit mir verkehrte, bemerkte hierüber, er habe auf seinen Reisen in Rumelien die Erfahrung gemacht, daß, wenn einmal die Anwesenheit von Räubern in einem Districte zur allgemeinen Kunde gelangt sei, der Reisende diese selbst nicht so viel zu fürchten brauche, als die Unsicherheit der Gegend überhaupt, die alsdann in einem Grade zunehme, die von der Persönlichkeit der Räuber durchaus nicht abhängig sei. Denn es gebe überall eine Menge von Arbeitern und geringen Leuten, die nur durch die Furcht vor Entdeckung und Strafe abgehalten würden, das Klephtenhandwerk auszuüben. Finden sich daher als solche anerkannte Klephten irgendwo vor, auf welche bei einer Missethat der natürliche Verdacht und die Rache fällt, so benutzen Andere diese Zeitumstände, einen Reisenden gelegentlich auszuplündern, wagen aber nicht dies zu unternehmen, wenn der Fremde nur von irgend einem Einheimischen begleitet wird, der den Klephten vom griechischen Taglöhner wohl zu unterscheiden weiß. Verwundert erwiederte ich, falls es in Rumelien sich so verhielte, so könne ich doch kaum denken, daß im Gebiet der frommen Klöster unbeschadet der strengen Grundsätze, von denen es beherrscht wird, solche Uebel der Gesellschaft wirklich zu befürchten wären. Der Athener aber meinte: »die Piraten sind nun einmal hier; die Holzhauer, die von den Calojeren aus Macedonien gemiethet sind, wissen, daß, wenn sie Euch berauben, Jedermann es den Piraten zuschreibt; ich möchte nicht einmal für die Eremiten einstehen, unter denen wohl Männer sind, die einst wegen ihrer Missethaten auf den Athos flüchteten und die jetzt den Piraten den entschiedensten Vorschub leisten.«

Bei meiner Rückkehr erwiesen mir die Proïstámeni die Ehre, mich zu einer Audienz noch am Abende einzuladen, und, da ich

Das Kloster Hajia Lavra, von den Franken Santa Laura genannt, liegt an dem Abhange jenes Vorbergs etwa 200′ über dem Spiegel des Meers. Diese schräge Berglehne ist unten mit Oelbäumen und Wein bepflanzt, die weitläuftigen Gebäude kündigen im Voraus an, daß man sich dem größten, dem leitenden Kloster des Hájion-Oros nähert, worin die einflußreichsten Calojeren ihren Wohnort aufgeschlagen haben. Die Proëstoten, auf meinen Besuch vorbereitet, empfingen mich, nebst den Aeltesten in dem Gastzimmer vereinigt, einer geräumigen Halle, welche mir zur Verfügung gestellt ward. Sie erinnerten sich früherer Reisenden und sprachen mit Antheil vom Dr. Zachariä, der im vorhergehenden Jahre ihre Bibliothek untersucht hatte, von Herrn v. Friedrichsthal, der in einer andern Jahrszeit den Athos bestiegen habe, und einer der Bejahrten gedachte sogar noch des Colonel Leake und wünschte von dessen Schicksal zu hören. So darf man hoffen, unter diesen Würdigen ein geneigtes Andenken zurückzulassen.

8. Junius. Am Morgen wiederholten die Aeltesten ihren Besuch und überließen mich übrigens, ohne sich weiter zu nähern, meinen Beschäftigungen, nachdem sie mir das Topographische des Athos zum Behufe meiner Wanderung auseinandergesetzt und mir erklärt hatten, Einer aus ihrer Mitte werde mich auf den Berg begleiten und für die erforderlichen Maulthiere hätten sie bereits Sorge getragen.

Das Kloster Hajia Lavra scheint unter allen übrigen sich des größten Besitzstandes zu erfreuen, die größten Askitirien, z. B. das der Hajia-Anna, sind von ihm abhängig, des höchsten Ansehens genießt es, in der Regierungscommission führt es mit den drei übrigen Hauptklöstern wechselnd den Vorsitz. Die weitläuftigen Gebäude schließen mehre Höfe ein; in einem derselben steht die Hauptkirche frei, davor ein Springbrunnen mit Marmorbassin. Hier erblickt man zwei herrliche, alte Cypressenbäume *) von einer Stärke des Stamms, daß sie darüber ihre symbolische Physiognomie einbüßen und das Gepräge dauerhaftester Vegeta-

*) Cupressus sempervirens L. pyramidalis.

würden. Sieht man dann zugleich, wie wenig sie sich beschäftigen, und dächte man sich selbst in eine Lage, in der die Zeit inhaltsleer den Geist am drückendsten belasten müßte, so begreift man kaum, daß sie sich nichtsdestoweniger jeder selbstthätigen Ausbildung entschlagen und nicht einmal das Zunächstliegende, die Kenntniß des Altgriechischen zu erwerben suchen, indem sie geradezu den indolenten Vorwand aussprechen, daß das Hellenische für den Kirchendienst nicht erforderlich sei. Nirgends ist eine Spur von gelehrtem Triebe, von einer Nutzung der großen Sammlungen patristischer Litteratur wahrzunehmen, die in andern Zeiten bei ihnen aufgespeichert wurden.

Der Inhalt der ersten Unterhaltung, welche die Proïstámeni mit mir pflogen, als sie meinem Lager gegenüber auf dem Divan sich niedergelassen hatten, bestand größtentheils nur in ausgetauschten Höflichkeiten und in Fragen über den Vorfall, der mir so eben begegnet war. So sehr mich das freundliche Benehmen der Würdigen erfreute, so mußte ihre Gegenwart bei meinem leidenden Zustande doch um so peinlicher für mich werden, als ich mit größter Anstrengung den Worten kaum zu folgen und die meinigen nach Wunsch zu wählen nicht im Stande war. Durch solche Spannung noch mehr angegriffen, nahm ich nun, da andere passende Droguen nicht zu erhalten waren, zum Sideritis-Thee der Calojeren meine Zuflucht, worauf nach einigen Beschwerden sich Ruhe und heilsamer Schweiß einfanden.

6. Junius. Der Umgang mit Hr. Samarjidhes, der in Pisa studirt hatte und dem die innern Provinzen Rumeliens, namentlich auch die nördlichen Theile von Albanien aus eigner Anschauung bekannt waren, mußte, auch abgesehen von seinem freundschaftlichen Benehmen, wegen der Nachrichten besonders wichtig und erfreulich erscheinen, die er über die dortigen Zustände mir bereitwillig mittheilte. Aus der Naturgeschichte hatte er sich zwar nur die allgemeinsten Kenntnisse angeeignet, wußte indessen von seinen Reisen im botanischen Interesse zu bemerken, daß auf einem Berge in der Nähe von Elbassan in Oberalbanien manche Kräuter ihm aufgefallen sein, die er in frühern Jahren beim Uebergang über dem Mont Cénis gesehen, und er zog dar-

aus den Schluß, daß jene Gebirge zu den höchsten Erhebungen Rumeliens gehören müßten. Er bezeichnete deren Lage auf dem Wege von Elbassan nach Tirana an der Hauptstraße von Monastír nach Scútari, führte an, daß dort ein der Madonna geweihtes Kloster, am Fuße der drei höchsten Bergspitzen gelegen, sich besonders zum Mittelpunct für eine botanische Untersuchung jener Gegenden eigne, und rieth mir, mich dahin durch den Bischof von Salonichi empfehlen zu lassen. Jene drei alpinen Gebirgshöhen, von Ost nach West sich erstreckend, ständen mit dem Berglande von Oberalbanien, das jenseit des Thalwegs vom schwarzen Drin sich erhebe, in Verbindung, überträfen aber dieses an Höhe bedeutend und beherrschten das ganze Land zwischen Scútari und Ochridha. Die östlich vom Drin verlaufenden Gebirge verketteten sich mit dem Balkan, Balkan und Pindus aber würden durch die Ebene von Monastír geschieden. Was die Sicherheit jener Länder beträfe, so sei der Olymp ohne bedeutende Escorte, die ich mir in Salonichi leicht würde verschaffen können, der Klephten wegen nicht zu besteigen, selbst die Calojeren des Olymps lägen beständig verschanzt und wagten nicht, einzeln ihre Behausung zu verlassen, im nördlichen Albanien aber sei zur Zeit seiner Reise die Straße nach Scútari über Elbassan unbelästigt und gefahrlos gewesen. Dies ändere sich jedoch oft durch zufällige Umstände und, so lange man unter den Albanesen verweile, müsse man immer gefaßt sein, unerwartet aus einem Verstecke angelegte Flinten zu erblicken, wodurch man dann genöthigt wäre, ohne daß eben viel Worte gewechselt würden, Baarschaft, Gepäck und Kleidungsstücke auf den Boden niederzulegen, bis die Räuber zufrieden gestellt dem Beraubten weiterzuziehen gestatteten. Ebenso redete Hr. Tircke in Brussa, der in früherer Zeit einen Theil des nördlichen Albanien gesehen hatte; was aber die Mittheilungen über das Orographische der Gegenden, die ich zu besuchen gedachte, betrifft, so stimmten sie freilich mit meinen durch Lectüre gewonnenen Ansichten keineswegs überein, aber die Genauigkeit, mit der Hr. Sannerjidhes sich aussprach, erheischte Vertrauen, und ich betrachtete es als eine gute Vorbedeutung, daß ein glückliches Zusammentreffen mir eine Reihe von Addres-

Schon vorhin habe ich eine allgemeinere Bemerkung über den Vorberg des Athos mitgetheilt, der zwischen diesem und dem Kloster Lavra, von Hochwald entblößt, sich erhebt und über dessen östliche Abhänge ich nun zunächst der ganzen Länge nach (4^h 15' — 5^h 15') wandern mußte. Er besteht aus schneeweißem, festem Marmor, ohne alle Schichtung, mit den früher erwähnten Einlagerungen im Schiefergebirge übereinstimmend. Die Grenze beider Formationen muß in der Nähe von Lavra aufgefunden werden können und fällt wahrscheinlich mit dem Puncte zusammen, wo die dichten Waldungen aufhören und einer niedrigen, immergrünen Gesträuchvegetation den Boden überlassen. Dieser Gegensatz ist, wie ich schon erwähnte, beim ersten Anblicke so auffallend, daß man ihn gern auf den Wechsel der Gebirgsart zurückführen möchte. Allein je mehr man das Gesträuch, das den Berg von Lavra bedeckt, im Einzelnen untersucht, desto weniger wird man geneigt sein, auf einer solchen Meinung zu beharren. Wir haben gesehen, wie von Iviron aus die immergrünen Sträucher allmählig einen höhern Wuchs erreichten und nach und nach immer mehr vom Castanien-Hochwalde verdrängt wurden. Dächte man sich aber die Umgegend von Pandocrátoras oder das Thal zwischen Iviron und Caraes neben den Berg von Lavra gerückt, so würde man keinen auffallenden Unterschied weder in den Straucharten, die das Gebüsch zusammensetzen, noch in den Massenverhältnissen derselben bemerken: nur die Größe, die sie erreichen, ist verschieden. An einer steileren Berglehne und bei minder reicher Bewässerung findet die Vegetation von Lavra nicht so günstige Lebensbedingungen, wie bei Caraes: eine Verschiedenheit, die leicht zu erklären ist, ohne daß man sie der Felsunterlage zuzuschreiben nöthig hätte. Das einzige auffallende Phänomen, welches die immergrüne Region des Athos von der des heiligen Waldes trennt und vielleicht auf dem Gegensatze ihrer geognosti-

---

aussprechen, welche nach De Candolle (Physiologie végétale III. Errat.), im J. 1832 4' über dem Boden einen Umfang von 20' hatte. Ist sie ebenso langsam gewachsen, als die Bäume von Lavra, so hat sie ein Alter von 13—1600 Jahren erreicht.

schen Unterlage beruhen mag, besteht darin, daß bei Lavra zwei holzige Euphorbien *) auftreten, die, sogleich in unzähligen Individuen verbreitet, dem höheren Gesträuche die felsigen Geröllstrecken entziehen und diesen Abhängen einen eigenthümlichen Character verleihen. Eine derselben, die häufigste und streng genommen die allein gesellige, wird ungefähr 3′ hoch; aus dem daumendicken Stämmchen, dessen braune, glatte Rinde beim Anschneiden die dickweiße Milch reichlich ausspritzt, verzweigen sich zahlreiche, spannenlange Krautäste, die mit schmalen, lebhaft grünen, von den rothen Stengeln herabhangenden Blättern überladen, in der grünlichen Blüthendolde enden: diese aber ist besonders an den erbsenähnlichen Capseln kenntlich, indem der Strauch im Winter blüht und den Sommer hindurch seine Früchte ausbildet, die reif gewordenen lange Zeit trägt und ihre Schale gleichfalls mit dem Milchsafte des Gewächses versieht. Die andere Art, welche mit dieser in Gesellschaft wächst, ist ihr zwar in manchen Stücken ähnlich, aber ihr niedriger Wuchs, die häufigen Dornen, in welche die Blüthenäste auslaufen, die kleinen myrtenartigen Blätter verleihen ihr gleichfalls einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, den ich mit keinem andern europäischen Gesträuche zu vergleichen wüßte. Ich hebe noch einmal hervor, daß diese beiden characteristischen Wolfsmilchsträucher, gleichsam eine Nachbildung der canarischen Euphorbienbäume in kleinern Verhältnissen, nur auf die felsigen Stellen beschränkt bleiben, welche von der starken Humusdecke entblößt sind. Das übrige Gesträuch ist der Litoralformation von Pandocrátoras gleich und unterscheidet sich, wenn nicht einzelne der dortigen Formen verschwinden, nur durch das Auftreten des Wachholders **), zeigt sich also im Allgemeinen weniger verschieden, als die einzelnen Uferstrecken des heiligen Waldes selbst, wie sie oben verglichen wurden.

Hier ist ferner auch der früherhin (S. 94.) beiläufig erwähnte Ort, wo in einzelnen Stämmen die Agriocumaria ***)

*) Euphorbia spinosa L. und dendroides L.

**) Juniperus Oxycedrus L.

***) Arbutus Andrachne L.

den obern Abhang der Uferklippen schmückt. Nicht zu Waldungen vereinigt, selten über 15′ hoch, kann sie den Wanderer wohl durch die Schönheit ihrer Gestalt fesseln, aber die Physiognomie dieser Region zu ändern vermag sie nicht. Nur an der Westseite des Athos, in der Nähe des Klosters Pavlu *), habe ich am folgenden Tage ein wirkliches Gehölz aus Andrachnebäumen angetroffen und damals zugleich dieses Gewächs zum letzten Male erblickend meiner Erinnerung seine kräftige Vegetation eingeprägt. Eben jetzt war die Jahrszeit eingetreten, in welcher der Stamm der Agriocumariá, ähnlich wie bei den Platanen, seine äußere Rinde abschuppt und selbst hierdurch, wie durch seine Windungen und Farbe, zu der Fabel von erstarrten Schlangen den Anlaß giebt, die nun nach dem Tode glänzendes Laub entfalten und den auf sonnigen Fels gebannten Körper mit ihrer dichten Krone beschatten. Alles ist zart und ebenmäßig an diesem Baume. Die hochrothe Rindenschale, die jetzt einen Stich in's Hellbraune erhalten hat, fühlt sich weich wie Sammet an, und man bemerkt mit bewaffnetem Auge eine überaus gleichförmige, feine Behaarung, von der es räthselhaft bleibt, wie sie sich so lange unverstört auf dem trocknen, bastartigen Organe erhalten konnte. Wo sich die rothe Decke des Stammes abschält, tritt die neue Rinde glänzend hellgrün und glatt hervor, und so erscheint der Baum stellenweise bunt bemalt und mit rothen Flittern behangen.

Der Hochwald des Athos, der dessen mittlere Pflanzenregion bildet und den ich nach anderthalb Stunden (um 5h 45′) erreichte, steht in einem scharf ausgesprochenen Gegensatze gegen die Baumvegetation des heiligen Waldes. An dem Puncte, wo der Weg nach Kerasia aus der immergrünen Region in den Hochwald übergeht, findet sich ein Gehölz von mehr als 80′ hohen Steineichen mit den schönsten Kronen, die, so weit auch die Stämme von einander stehen, doch den Grund durchaus zu beschatten vermögen. Diese Bäume unterscheiden sich von den Steineichen des

*) Der Andrachnebaum ist übrigens nicht auf den Athosmarmor beschränkt, indem außer den beiden angeführten Localitäten auch einige Stämme auf dem Glimmerschiefer von Caracalo vorkommen.

heiligen Waldes wesentlich dadurch, daß sie in ihrem Schatten weder Unterholz, noch Lianen, noch Kräuterwachsthum dulden: nacktes Erdreich breitet sich unter ihnen aus. Jenseit dieses kleinen Waldes verändert sich die Scene völlig. Zwar überall dicht bewaldet, erreichen die Bäume nirgend die Höhe jener Steineichen. Die Mannigfaltigkeit der Holzarten ist besonders characteristisch. Eichen und Castanien sind vorherrschend, aber Eichen mit abfallendem Laube; in einzelnen Gruppen kommen Elsbeerbäume vor, die den Castanien an Höhe nicht nachstehen; seltener sind kleinere Bäume, etwa 20′ hoch, Hopfenbuchen und 1½′ dicke Ilexstämme. Dann tritt ohne Niveauunterschied die Weißtanne auf, aber die Eigenthümlichkeit des Nadelholzwaldes wird fast immer durch eingestreute Castanien und Eichen aufgehoben. Bemerkenswerth ist endlich, daß das Gebüsch, welches hier die Zwischenräume ausfüllt und meist 3—4′ hoch wird, wenigstens anfänglich noch durchaus immergrüne Formen enthält. Wo dieses niedrige Unterholz fehlt, ist der Boden von Farnkraut dicht bedeckt. So vereinen sich in diesem Walde, der den Umgebungen von Caraes übrigens sehr auffallend an Ueppigkeit nachsteht und auch ganz verschiedene Kräuter ernährt, fast alle Laubformen Europa's, vom glänzenden Lederblatte des Ilex durch die übrigen immergrünen und Laubholz-Formen bis zu den Nadeln der Tanne *)

---

*) Quercus Ilex L. — Quercus pedunculata Ehrh. Castanea vesca G. Pyrus torminalis Ehrh. Ostrya carpinifolia Pers. Ilex aquifolium L. Pinus Picea L. — Zu einigen Sträuchern der immergrünen Region, die in verschiedenen Höhen in der Waldung zurückbleiben, kommen nun noch Rosa canina L. und besonders Rubus fruticosus L. — Pteris aquilina L. — Unter den Kräutern sind wenige durch den ganzen Wald verbreitet: Epipactis rubra Sw. Veronica austriaca L. Polygala major Jacq. Astragalus monspessulanus L. Thalictrum majus Jacq. Das Vorkommen der übrigen wird durch die vorherrschende Baumart bedingt. Die Stieleiche wächst häufig in unvermischter Waldung. Dann wird der beschattete Boden zuweilen durch eine dichte Grasnarbe von Dactylis glomerata L. bedeckt, eine Graminee, die daher besonders zur Begrünung von Waldanlagen in Parks benutzt werden kann. An Kräutern wachsen im Eichenwalde häufig Veronica officinalis L.; zerstreut: Hieracium murorum L. Medicago lupulina L. Lathraea squamaria L. Epipactis nidus

regellos vermischt. Aber so mannigfaltig alle diese Erscheinungen auch sein mögen, und so wenig ein bestimmterer Typus sich bis zum Kellaron von Kerasia herausbildet, so stehn sie doch in so fern in einem klaren Gegensatze gegen die Castanienwaldungen der Halbinselkette, daß man weder Schlingpflanzen, noch bis an die Baumkronen reichende Sträucher bemerkt, die beiden Charactere, denen der heilige Wald seine undurchdringliche Lebensfülle verdankt. Wäre die geognostische Formation an dieser Verschiedenheit Ursache, so müßte die Waldung auch auf den Marmoreinlagerungen der Nordwestküste locker werden. Da dies nicht der Fall ist, da die Erhebung über das Meer den heiligen Wald noch nicht übertrifft, so liegt es nahe einzusehen, daß die Gestalt des Athos jenen Gegensatz des Waldcharacters bedingt, indem die Bergwand hier so abschüssig wird, daß häufig nackte Felsen und Abgründe von ungemessener Tiefe, die bis an das Meer hinabreichen, jede Vegetation ausschließen, oder doch nur Wachsthum von Kräutern in den Felsritzen oder von Flechten gestatten, deren Entwickelung indessen fast niemals die Stufe unfruchtbarer Mißbildungen überschreitet.

Den Weg bis Kerasia, der allmählig um den Berg sich emporwindend keine großen Beschwerden darbietet, legte ich zu Fuße in 2¾ Stunden zurück. Eine geraume Weile erblickt man das Meer links unter sich, indem es tiefer und tiefer sich herabzusenken scheint, während die Inseln Samothrake, Lemnos und Hajiostrati, immer bedeutender aus dem Horizonte hervortreten. Nachdem man beinahe zwei Stunden in südlicher Richtung fortgewandert ist, gelangt man an einen Felsen und ein Kreuz bezeichnet hier einen wichtigen Wendepunct. Dieser Ort nämlich liegt genau über der scharfen Schneide des Vorgebirgs, in recht-

---

avis Sw. — Diesen mitteleuropäischen Formen stehen die Kräuter des gemischten Waldes, in welchem die Castanie vorherrscht, gegenüber: Silene nemoralis Kit. Helianthemum vulgare Pers. Sedum hispanicum L. Sanicula europaea L. Galium rotundifolium L. Pterocephalus perennis Vaill. Digitalis leucophaea Sibth. Atropa Belladonna L. Stachys italica Mill. Phlomis lunarifolia Sibth. Melissa Acinos L. Thymus sp. Carex Agastachys Ehrh.

winkliger Biegung überschreitet der Pfad die äußerste Spitze des Athos und, von hier aus gegen West gewendet, eröffnet er bald ganz neue Breiten des aegaeischen Meers, während die oft betrachteten Inseln des nördlichen Archipels sich dem Blicke entziehen. Statt deren beleben es nun in großer Entfernung, aber deutlichen Gebirgsumrissen, winzige, jedoch zahlreiche Eilande, die Reihe von Hajiostrati bis Scópelos, besonders das letztere nebst der Teufelsinsel Jura=pulo bedeutend herüberscheinend, vielleicht von einer Bergspitze auf Euboea überragt. Hier werden die Felsen über und unter dem Reitpfade viel jäher und großartiger und, was bisher durch Wald und Vorberge verborgen war, ein großer Theil der Hauptmasse des Athos, zeigt sich plötzlich unmittelbar zur Rechten emporgerichtet, ein weißer, steiler Coloß, hier und da mit Tannenwald verziert, im Uebrigen nackter Marmor, fast senkrecht, oben mit einzelnen Schneeflecken. Mehrfache Unterbrechungen des Walds durch Pterisniederung begünstigen diese gigantische Ansicht.

Bald darauf gelangt man in eine tiefe, wilde Schlucht, an deren Wänden unförmliche Steinblöcke umhergerollt oder mauerförmig über einander gelagert sind. Vom Ausgange des finstern Kessels ragen hohe, dunkle Tannen herein und hiermit beginnt eine düstere Waldstrecke *), die ausschließlich und dicht mit hochstämmigem Nadelholz bestanden ist. Dies ist der Ort, wo vor wenigen Tagen die Piraten erschossen wurden. Dort aus dem Hochwalde traten sie arglos hervor, hier an der Felsmauer lagen die Albanesen im Hinterhalte. Als wir durch die Schlucht kamen, wo nun am Abend eine kalte, strenge Gebirgsluft uns entgegenwehte, wurden die Maulthiere unruhig, schauderten mit dem Leibe, bogen den Kopf zurück und bestrebten sich, seitwärts

*) Dieser Tannenwald ist ohne beträchtliche Ausdehnung und bildet nur ein untergeordnetes Glied der vorhin geschilderten Waldregion. Vor Kerasia kommt man wieder durch Laubholzstrecken. Aber mir waren jene Tannen sehr auffallend, da ich sie bis dahin nur einzeln unter den Castanien bemerkt hatte, und da dies der erste reine, hochstämmige Coniferenwald war, der mir seit meinem Besuche des bithynischen Olymps vorkam.

vom Wege zu den Felsen bergan zu laufen. Auf mein Befragen erzählte der Calojer, daß die Körper der Gebliebenen hier nur leicht mit Laub bedeckt zurückgelassen wären, da man die Ehre des Begräbnisses ihnen nicht habe gestatten können: was unsern Sinnen kaum bemerklich ward, hatte die Thiere mit Angst erfüllt. Unser Geleitsmann, der Genosse jenes Kampfs, freute sich, den Schauplatz seiner Heldenthat wiederzusehen, und verfehlte nicht, das Abenteuer an Ort und Stelle mit lebhaften Farben unserer Phantasie vorüberzuführen. Unter diesen Eindrücken, in dem Dunkel des Tannenwaldes, beim ungewissen Lichte anbrechender Dämmerung wurde mir denn freilich etwas unheimlich zu Muthe, um so mehr, als es fast gewiß war, daß die übrigen Piraten noch in derselben Gegend, vielleicht hart in unserer Nähe, sich aufhielten. Dimitri aber pflegte zu sagen: »sie sind furchtsam, wie gescheuchtes Wild, und werden uns nicht angreifen.« Dies war auch die Meinung des Eremiten, bei dem wir übernachteten und der gewiß oft in persönliche Berührung mit ihnen gekommen war. Das verschwieg er indessen sorgfältig und redete gerade so, wie Sannerjibhes mir vorausgesagt. »Sie kommen in die Kellaeen,« sprach er, »und holen sich Brod, wir geben es nicht, aber sie nehmen es, indessen sind sie hier in Kerasia noch niemals gewesen.«

Zehn in der Mitte des Waldes zerstreute Kellaeen bilden zusammen die Gemeinde Kerasia, ein Askitirion, das zum Kloster Lavra gehört. Das Kellaeon, wo wir noch vor einbrechender Nacht (7h 0′) eintrafen, wurde von einem einzigen, bejahrten Philerimen bewohnt. Es war eine ärmliche, verfallene Hütte, die zwei dunkle Räume, ein Betstübchen und oben eine offene Gallerie enthielt, wo ich trotz ihrer gebrechlichen Stützen zu bivouakiren beschloß. Neben dem Häuschen fand sich ein kleiner Weingarten, ein Zwiebelfeld, einige Ruthen zum Gemüsebau bestimmt, und das war Alles, was der Greis für dieses Leben bedurfte und seit vielen Jahren besessen hatte. Er redete wenig und äußerte, ohne auf unsere Ankunft und Aufnahme vorbereitet zu sein, weder Verwunderung, noch Theilnahme, noch Sorgfalt: aber die ganze Nacht brachte er, ohne sich einen Augenblick Schlaf zu gönnen, wegen eines verstorbenen Heiligen in Gebeten zu:

Abends und Morgens und zweimal während der Nacht, als ich erwachte und im Anblick der leuchtenden Gestirne, dem Zauber der Waldesstille hingegeben, zu schlafen säumte, hörte ich stets die leise Stimme des Eremiten in gleichen Tönen fortsummen, und sah, als ich dem Gemache mich näherte, durch die Spalten der locker zusammengefügten Bretter im Schein einer matten Kerze den Greis vor dem Bildnisse knieend, das ihn so lebhaft, so dauernd und doch so friedlich zu bewegen vermochte. Wem sollten bei solchen Eindrücken nicht einige berühmte Verse gegenwärtig sein, die Lord Byron dem Athos widmete und die so genau die Stimmung wiedergeben, welche das Kellaeon von Kerasia einflößt, daß man glauben möchte, hier wären sie gedichtet worden. Der Sinn ist ungefähr, wie selig das Leben des frommen Eremiten sei, der, auf des Athos Felsen einsam ruhend, am Abend von den Höhen durch die heiter milden Lüfte auf die blaue Fluth niederblickt. Ich kenne kein anderes Kellaeon, das auf so bedeutender Höhe unmittelbar zu den Füßen einen engen Durchblick auf das Meer gewährt. Ueberhaupt ist die Lage von Kerasia so wunderbar entzückend, großartig und zugleich die Einsamkeit des Gebirgs, des Nordens Laubgrün, des Südens Küstenfärbung und die Frische der reinsten, durch See- und Höhen-Wind stets erneuerten und gemäßigten Luft gewährend, daß man gern weiter mit dem Dichter ausspricht, wer solcher Stunden Reiz genossen habe, müsse sich sehnen, an jenem heiligen Orte zu wohnen, des stillen Mannes Geschicke zu theilen, und reiße sich zaudernd von dieser zauberhaften Scene los. Wäre es erlaubt, der Darstellung dieser Situation noch einige weitere Worte zu widmen, so verdiente dies um so eher entschuldigt zu werden, als eine Zeichnung des Orts, dessen Reiz hauptsächlich in dem Wechsel der verschiedenen Ansichten besteht, indem man bald hinab zum Meere, bald rückwärts auf das Hochgebirge blickt, diese wirkungsreichen Gegensätze durchaus nicht auf einem einzigen Bilde zu vereinen vermöchte.

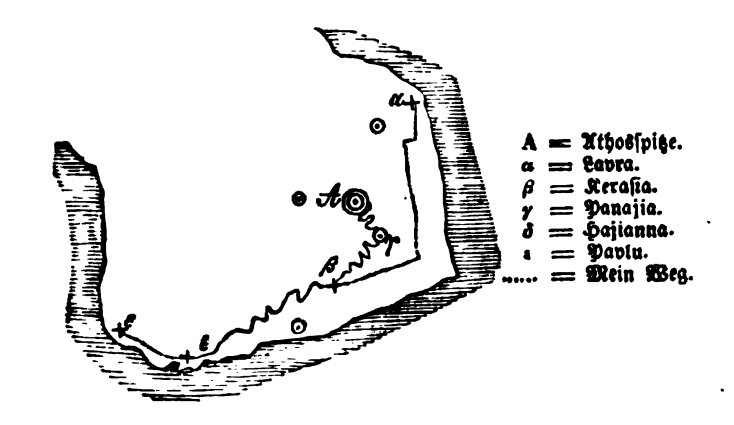
Denn, wiewohl das Kellaeon nach allen Seiten von Castanien und Fichten umgeben, nur eine enge Waldblöße einnimmt, so ist der Abhang unter derselben doch so abschüssig, das Mar-

tionskraft dafür eintauschen. Eine dieser Cypressen, die vom Alter in keiner Rücksicht gelitten haben, mißt 4′ über dem Erdboden 15′, die andere 12′ im Umfange. Diese Stämme sind um so merkwürdiger, als man genau den Zeitpunct kennt, in dem sie gepflanzt wurden und der nach mündlicher oder vielleicht auch schriftlicher Ueberlieferung mit der Gründung des Klosters durch Athanasios zusammentrifft. Es erhellt aus Inschriften, daß diese im J. 859 statt fand, und wenn man rechnet, daß der Heilige nicht den Samen, sondern bereits erwachsene Schößlinge zur Zierrath seines Klosters anpflanzte, so wird man jenen beiden Cypressen mit Grund ein mehr als tausendjähriges Alter *) zuschreiben dürfen.

---

*) Ich kenne keinen zweiten Fall, wo das tausendjährige Alter eines Gewächses auf historischen Documenten beruhte. Von der Rose am Dome zu Hildesheim, die noch vor den Zeiten Ludwigs des Frommen gepflanzt sein sollte (s. Roeper in De Candolle's Physiologie der Gewächse. Deutsche Ausgabe. 2. p. 846) ist es wahrscheinlich, daß sie öfter erneuert worden sei. Die Annahme, daß Linden von mehr als tausend Jahren existiren, gründet sich nur auf die unsichere Proportion zwischen Alter und Dicke des Stammes. Nur von Eichen und Taxusbäumen scheint es einige exacte Zählungen von Jahresringen zu geben, aus denen man ein solches Alter mit derselben Schärfe zu entnehmen vermag, wie aus sichern historischen Daten, während die bekannten Meinungen über das hohe Alter tropischer Bäume einer genauern Begründung bedürfen, theils wegen des ungleichen Wachsthums in verschiedenen Lebensaltern, theils wegen der Ungewißheit, ob man in tropischen Climaten die gewöhnlichen Schlüsse aus den Jahresringen ziehen darf. Solchen Zweifeln gegenüber erhält die hinlänglich beglaubigte Nachricht von jenen tausendjährigen Cypressen zu Hajia Lavra eine besondere Wichtigkeit, wobei ich die Bemerkung der Berücksichtigung für werth halte, daß auch in Ermangelung schriftlicher Urkunden die Tradition in einer so abgeschlossenen und alle diese Jahrhunderte hindurch gleichmäßig erhaltenen Corporation eine hohe Glaubwürdigkeit, wenigstens in Rücksicht auf solch' einen Gegenstand, verdient. Diese nun als unzweifelhaft angenommen, ergiebt sich andererseits das äußerst langsame, mittlere Wachsthum der Cypresse in die Dicke, welches nach den oben angeführten Messungen auf 10 Jahre eine Zunahme des Durchmessers von nur 5,5—7,0 Linien bewirkt hat. Diesem nähert sich indessen der Taxusbaum, der in einigen Lebensperioden während eines Jahrzehnts gleichfalls nur um 8 Linien an Dicke zunimmt. Was nun endlich die Cypresse im Be-

Durch meine Sammlungen bis zum Nachmittage zurückgehalten, verließ ich Lavra um 4h 15′, in der Absicht, die Nacht in einem Kellaeon zuzubringen und den Athos am frühen Morgen des folgenden Tags zu besteigen. Die Steilheit dieses Bergs gestattet nur einen einzigen Zugang und auch auf diesem würde das Terrain bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen, wenn nicht wegen einer Feierlichkeit, die in der auf dem Gipfel des Athos erbauten Marmorcapelle einmal im Jahre gehalten wird, mühsame Arbeiten zur Verbesserung und Erhaltung des Wegs schon seit Jahrhunderten wären ausgeführt worden. Um jedoch jenen Schlangenpfad, der auf der Südseite des Bergs von dem Kellaeon Kerasia zur Capelle führt, zu erreichen, muß man von Lavra aus zunächst den halben Athos zwischen seinem Gipfel und Cap umkreisen, wie aus der eingedruckten Skizze sich entnehmen läßt, zu der ich nur die Bemerkung erläuternd hinzufügen möchte, daß der Weg von Lavra nach Kerasia nicht etwa am Seestrande, der hier vielmehr ganz unzugänglich von senkrechten Klippen eingefaßt wird, oder auf der Höhe einer Bergterrasse sich hinzieht, sondern allmählig oder stufenweise ansteigend bei jenem Kellaeon, das 3 Stunden von Lavra entfernt liegt, schon die beträchtliche Meereshöhe von beiläufig 2000′ erreicht hat.



sondern betrifft, so darf man auf diese Thatsachen sich stützend nunmehr auch eine Vermuthung über das hohe Alter der Cypresse zu Somma bei Mailand

Schon vorhin habe ich eine allgemeinere Bemerkung über den Vorberg des Athos mitgetheilt, der zwischen diesem und dem Kloster Lavra, von Hochwald entblößt, sich erhebt und über dessen östliche Abhänge ich nun zunächst der ganzen Länge nach (4^h 15′ — 5^h 15′) wandern mußte. Er besteht aus schneeweißem, festem Marmor, ohne alle Schichtung, mit den früher erwähnten Einlagerungen im Schiefergebirge übereinstimmend. Die Grenze beider Formationen muß in der Nähe von Lavra aufgefunden werden können und fällt wahrscheinlich mit dem Puncte zusammen, wo die dichten Waldungen aufhören und einer niedrigen, immergrünen Gesträuchvegetation den Boden überlassen. Dieser Gegensatz ist, wie ich schon erwähnte, beim ersten Anblicke so auffallend, daß man ihn gern auf den Wechsel der Gebirgsart zurückführen möchte. Allein je mehr man das Gesträuch, das den Berg von Lavra bedeckt, im Einzelnen untersucht, desto weniger wird man geneigt sein, auf einer solchen Meinung zu beharren. Wir haben gesehen, wie von Iviron aus die immergrünen Sträucher allmählig einen höhern Wuchs erreichten und nach und nach immer mehr vom Castanien-Hochwalde verdrängt wurden. Dächte man sich aber die Umgegend von Pandocrátoras oder das Thal zwischen Iviron und Caraes neben den Berg von Lavra gerückt, so würde man keinen auffallenden Unterschied weder in den Straucharten, die das Gebüsch zusammensetzen, noch in den Massenverhältnissen derselben bemerken: nur die Größe, die sie erreichen, ist verschieden. An einer steileren Berglehne und bei minder reicher Bewässerung findet die Vegetation von Lavra nicht so günstige Lebensbedingungen, wie bei Caraes: eine Verschiedenheit, die leicht zu erklären ist, ohne daß man sie der Felsunterlage zuzuschreiben nöthig hätte. Das einzige auffallende Phänomen, welches die immergrüne Region des Athos von der des heiligen Waldes trennt und vielleicht auf dem Gegensatze ihrer geognosti-

---

aussprechen, welche nach De Candolle (Physiologie végétale III. Erra[ta]) im J. 1832 4′ über dem Boden einen Umfang von 20′ hatte. Ist sie eb[enso] langsam gewachsen, als die Bäume von Lavra, so hat sie ein Alter von 13—1600 Jahren erreicht.

schen Unterlage beruhen mag, besteht darin, daß bei Lavra zwei holzige Euphorbien *) auftreten, die, sogleich in unzähligen Individuen verbreitet, dem höheren Gesträuche die felsigen Geröllstrecken entziehen und diesen Abhängen einen eigenthümlichen Character verleihen. Eine derselben, die häufigste und streng genommen die allein gesellige, wird ungefähr 3′ hoch; aus dem daumendicken Stämmchen, dessen braune, glatte Rinde beim Anschneiden die dickweiße Milch reichlich ausspritzt, verzweigen sich zahlreiche, spannenlange Krautäste, die mit schmalen, lebhaft grünen, von den rothen Stengeln herabhangenden Blättern überladen, in der grünlichen Blüthendolde enden: diese aber ist besonders an den erbsenähnlichen Capseln kenntlich, indem der Strauch im Winter blüht und den Sommer hindurch seine Früchte ausbildet, die reif gewordenen lange Zeit trägt und ihre Schale gleichfalls mit dem Milchsafte des Gewächses versieht. Die andere Art, welche mit dieser in Gesellschaft wächst, ist ihr zwar in manchen Stücken ähnlich, aber ihr niedriger Wuchs, die häufigen Dornen, in welche die Blüthenäste auslaufen, die kleinen myrtenartigen Blätter verleihen ihr gleichfalls einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, den ich mit keinem andern europäischen Gesträuche zu vergleichen wüßte. Ich hebe noch einmal hervor, daß diese beiden characteristischen Wolfsmilchsträucher, gleichsam eine Nachbildung der canarischen Euphorbienbäume in kleinern Verhältnissen, nur auf die felsigen Stellen beschränkt bleiben, welche von der starken Humusdecke entblößt sind. Das übrige Gesträuch ist der Litoralformation von Pandocrátoras gleich und unterscheidet sich, wenn nicht einzelne der dortigen Formen verschwinden, nur durch das Auftreten des Wachholders **), zeigt sich also im Allgemeinen weniger verschieden, als die einzelnen Uferstrecken des heiligen Waldes selbst, wie sie oben verglichen wurden.

Hier ist ferner auch der früherhin (S. 94.) beiläufig erwähnte Ort, wo in einzelnen Stämmen die Agriocumariá ***)

*) Euphorbia spinosa L. und dendroides L.

**) Juniperus Oxycedrus L.

***) Arbutus Andrachne L.

den obern Abhang der Uferklippen schmückt. Nicht zu Waldungen vereinigt, selten über 15′ hoch, kann sie den Wanderer wohl durch die Schönheit ihrer Gestalt fesseln, aber die Physiognomie dieser Region zu ändern vermag sie nicht. Nur an der Westseite des Athos, in der Nähe des Klosters Pavlu *), habe ich am folgenden Tage ein wirkliches Gehölz aus Andrachnebäumen angetroffen und damals zugleich dieses Gewächs zum letzten Male erblickend meiner Erinnerung seine kräftige Vegetation eingeprägt. Eben jetzt war die Jahrszeit eingetreten, in welcher der Stamm der Agriocumariá, ähnlich wie bei den Platanen, seine äußere Rinde abschuppt und selbst hierdurch, wie durch seine Windungen und Farbe, zu der Fabel von erstarrten Schlangen den Anlaß giebt, die nun nach dem Tode glänzendes Laub entfalten und den auf sonnigen Fels gebannten Körper mit ihrer dichten Krone beschatten. Alles ist zart und ebenmäßig an diesem Baume. Die hochrothe Rindenschale, die jetzt einen Stich in's Hellbraune erhalten hat, fühlt sich weich wie Sammet an, und man bemerkt mit bewaffnetem Auge eine überaus gleichförmige, feine Behaarung, von der es räthselhaft bleibt, wie sie sich so lange unverstört auf dem trocknen, bastartigen Organe erhalten konnte. Wo sich die rothe Decke des Stammes abschält, tritt die neue Rinde glänzend hellgrün und glatt hervor, und so erscheint der Baum stellenweise bunt bemalt und mit rothen Flittern behangen.

Der Hochwald des Athos, der dessen mittlere Pflanzenregion bildet und den ich nach anderthalb Stunden (um 5^h 45′) erreichte, steht in einem scharf ausgesprochenen Gegensatze gegen die Baumvegetation des heiligen Waldes. An dem Puncte, wo der Weg nach Kerasia aus der immergrünen Region in den Hochwald übergeht, findet sich ein Gehölz von mehr als 80′ hohen Steineichen mit den schönsten Kronen, die, so weit auch die Stämme von einander stehen, doch den Grund durchaus zu beschatten vermögen. Diese Bäume unterscheiden sich von den Steineichen des

*) Der Andrachnebaum ist übrigens nicht auf den Athosmarmor beschränkt, indem außer den beiden angeführten Localitäten auch einige Stämme auf dem Glimmerschiefer von Caracalo vorkommen.

heiligen Waldes wesentlich dadurch, daß sie in ihrem Schatten weder Unterholz, noch Lianen, noch Kräuterwachsthum dulden: nacktes Erdreich breitet sich unter ihnen aus. Jenseit dieses kleinen Waldes verändert sich die Scene völlig. Zwar überall dicht bewaldet, erreichen die Bäume nirgend die Höhe jener Steineichen. Die Mannigfaltigkeit der Holzarten ist besonders characteristisch. Eichen und Castanien sind vorherrschend, aber Eichen mit abfallendem Laube; in einzelnen Gruppen kommen Elsbeerbäume vor, die den Castanien an Höhe nicht nachstehen; seltener sind kleinere Bäume, etwa 20′ hoch, Hopfenbuchen und 1½′ dicke Ilexstämme. Dann tritt ohne Niveauunterschied die Weißtanne auf, aber die Eigenthümlichkeit des Nadelholzwaldes wird fast immer durch eingestreute Castanien und Eichen aufgehoben. Bemerkenswerth ist endlich, daß das Gebüsch, welches hier die Zwischenräume ausfüllt und meist 3—4′ hoch wird, wenigstens anfänglich noch durchaus immergrüne Formen enthält. Wo dieses niedrige Unterholz fehlt, ist der Boden von Farnkraut dicht bedeckt. So vereinen sich in diesem Walde, der den Umgebungen von Caraes übrigens sehr auffallend an Ueppigkeit nachsteht und auch ganz verschiedene Kräuter ernährt, fast alle Laubformen Europa's, vom glänzenden Lederblatte des Ilex durch die übrigen immergrünen und Laubholz-Formen bis zu den Nadeln der Tanne *)

*) Quercus Ilex L. — Quercus pedunculata Ehrh. Castanea vesca G. Pyrus torminalis Ehrh. Ostrya carpinifolia Pers. Ilex aquifolium L. Pinus Picea L. — Zu einigen Sträuchern der immergrünen Region, die in verschiedenen Höhen in der Waldung zurückbleiben, kommen nun noch Rosa canina L. und besonders Rubus fruticosus L. — Pteris aquilina L. — Unter den Kräutern sind wenige durch den ganzen Wald verbreitet: Epipactis rubra Sw. Veronica austriaca L. Polygala major Jacq. Astragalus monspessulanus L. Thalictrum majus Jacq. Das Vorkommen der übrigen wird durch die vorherrschende Baumart bedingt. Die Stieleiche wächst häufig in unvermischter Waldung. Dann wird der beschattete Boden zuweilen durch eine dichte Grasnarbe von Dactylis glomerata L. bedeckt, eine Graminee, die daher besonders zur Begrünung von Waldanlagen in Parks benutzt werden kann. An Kräutern wachsen im Eichenwalde häufig Veronica officinalis L.; zerstreut: Hieracium murorum L. Medicago lupulina L. Lathraea squamaria L. Epipactis nidus

regellos vermischt. Aber so mannigfaltig alle diese Erscheinungen auch sein mögen, und so wenig ein bestimmterer Typus sich bis zum Kellaeon von Kerasia herausbildet, so stehn sie doch in so fern in einem klaren Gegensatze gegen die Castanienwaldungen der Halbinselkette, daß man weder Schlingpflanzen, noch bis an die Baumkronen reichende Sträucher bemerkt, die beiden Charactere, denen der heilige Wald seine undurchdringliche Lebensfülle verdankt. Wäre die geognostische Formation an dieser Verschiedenheit Ursache, so müßte die Waldung auch auf den Marmoreinlagerungen der Nordwestküste locker werden. Da dies nicht der Fall ist, da die Erhebung über das Meer den heiligen Wald noch nicht übertrifft, so liegt es nahe einzusehen, daß die Gestalt des Athos jenen Gegensatz des Waldcharacters bedingt, indem die Bergwand hier so abschüssig wird, daß häufig nackte Felsen und Abgründe von ungemessener Tiefe, die bis an das Meer hinabreichen, jede Vegetation ausschließen, oder doch nur Wachsthum von Kräutern in den Felsritzen oder von Flechten gestatten, deren Entwickelung indessen fast niemals die Stufe unfruchtbarer Mißbildungen überschreitet.

Den Weg bis Kerasia, der allmählig um den Berg sich emporwindend keine großen Beschwerden darbietet, legte ich zu Fuße in 2¼ Stunden zurück. Eine geraume Weile erblickt man das Meer links unter sich, indem es tiefer und tiefer sich herabzusenken scheint, während die Inseln Samothrake, Lemnos und Hajiostrati, immer bedeutender aus dem Horizonte hervortreten. Nachdem man beinahe zwei Stunden in südlicher Richtung fortgewandert ist, gelangt man an einen Felsen und ein Kreuz bezeichnet hier einen wichtigen Wendepunct. Dieser Ort nämlich liegt genau über der scharfen Schneide des Vorgebirgs, in recht-

---

avis Sw. — Diesen mitteleuropäischen Formen stehen die Kräuter des gemischten Waldes, in welchem die Castanie vorherrscht, gegenüber: Silene nemoralis Kit. Helianthemum vulgare Pers. Sedum hispanicum L. Sanicula europaea L. Galium rotundifolium L. Pterocephalus perennis Vaill. Digitalis leucophaea Sibth. Atropa Belladonna L. Stachys italica Mill. Phlomis lunarifolia Sibth. Melissa Acinos L. Thymus sp. Carex Agastachys Ehrh.

winkliger Biegung überschreitet der Pfad die äußerste Spitze des Athos und, von hier aus gegen West gewendet, eröffnet er bald ganz neue Breiten des aegaeischen Meers, während die oft betrachteten Inseln des nördlichen Archipels sich dem Blicke entziehen. Statt deren beleben es nun in großer Entfernung, aber deutlichen Gebirgsumrissen, winzige, jedoch zahlreiche Eilande, die Reihe von Hajiostrati bis Scópelos, besonders das letztere nebst der Teufelsinsel Jura-pulo bedeutend herüberscheinend, vielleicht von einer Bergspitze auf Euboea überragt. Hier werden die Felsen über und unter dem Reitpfade viel jäher und großartiger und, was bisher durch Wald und Vorberge verborgen war, ein großer Theil der Hauptmasse des Athos, zeigt sich plötzlich unmittelbar zur Rechten emporgerichtet, ein weißer, steiler Coloß, hier und da mit Tannenwald verziert, im Uebrigen nackter Marmor, fast senkrecht, oben mit einzelnen Schneeflecken. Mehrfache Unterbrechungen des Walds durch Pterisniederung begünstigen diese gigantische Ansicht.

Bald darauf gelangt man in eine tiefe, wilde Schlucht, an deren Wänden unförmliche Steinblöcke umhergerollt oder mauerförmig über einander gelagert sind. Vom Ausgange des finstern Kessels ragen hohe, dunkle Tannen herein und hiermit beginnt eine düstere Waldstrecke *), die ausschließlich und dicht mit hochstämmigem Nadelholz bestanden ist. Dies ist der Ort, wo vor wenigen Tagen die Piraten erschossen wurden. Dort aus dem Hochwalde traten sie arglos hervor, hier an der Felsmauer lagen die Albanesen im Hinterhalte. Als wir durch die Schlucht kamen, wo nun am Abend eine kalte, strenge Gebirgsluft uns entgegenwehte, wurden die Maulthiere unruhig, schauderten mit dem Leibe, bogen den Kopf zurück und bestrebten sich, seitwärts

*) Dieser Tannenwald ist ohne beträchtliche Ausdehnung und bildet nur ein untergeordnetes Glied der vorhin geschilderten Waldregion. Vor Kerasia kommt man wieder durch Laubholzstrecken. Aber mir waren jene Tannen sehr auffallend, da ich sie bis dahin nur einzeln unter den Castanien bemerkt hatte, und da dies der erste reine, hochstämmige Coniferenwald war, der mir seit meinem Besuche des bithynischen Olymps vorkam.

vom Wege zu den Felsen bergan zu laufen. Auf mein Befragen erzählte der Calojer, daß die Körper der Gebliebenen hier nur leicht mit Laub bedeckt zurückgelassen wären, da man die Ehre des Begräbnisses ihnen nicht habe gestatten können: was unsern Sinnen kaum bemerklich ward, hatte die Thiere mit Angst erfüllt. Unser Geleitsmann, der Genosse jenes Kampfs, freute sich, den Schauplatz seiner Heldenthat wiederzusehen, und verfehlte nicht das Abenteuer an Ort und Stelle mit lebhaften Farben unserer Phantasie vorüberzuführen. Unter diesen Eindrücken, in dem Dunkel des Tannenwaldes, beim ungewissen Lichte anbrechender Dämmerung wurde mir denn freilich etwas unheimlich zu Muthe, um so mehr, als es fast gewiß war, daß die übrigen Piraten noch in derselben Gegend, vielleicht hart in unserer Nähe, sich aufhielten. Dimitri aber pflegte zu sagen: »sie sind furchtsam, wie gescheuchtes Wild, und werden uns nicht angreifen.« Dies war auch die Meinung des Eremiten, bei dem wir übernachteten und der gewiß oft in persönliche Berührung mit ihnen gekommen war. Das verschwieg er indessen sorgfältig und redete gerade so, wie Sannerjibhes mir vorausgesagt. »Sie kommen in die Kellaeen,« sprach er, »und holen sich Brod, wir geben es nicht, aber sie nehmen es, indessen sind sie hier in Kerasia noch niemals gewesen.«

Zehn in der Mitte des Waldes zerstreute Kellaeen bilden zusammen die Gemeinde Kerasia, ein Askitirion, das zum Kloster Lavra gehört. Das Kellaeon, wo wir noch vor einbrechender Nacht ($7^h\ 0'$) eintrafen, wurde von einem einzigen, bejahrten Philerimen bewohnt. Es war eine ärmliche, verfallene Hütte, die zwei dunkle Räume, ein Betstübchen und oben eine offene Gallerie enthielt, wo ich trotz ihrer gebrechlichen Stützen zu bivouakiren beschloß. Neben dem Häuschen fand sich ein kleiner Weingarten, ein Zwiebelfeld, einige Ruthen zum Gemüsebau bestimmt, und das war Alles, was der Greis für dieses Leben bedurfte und seit vielen Jahren besessen hatte. Er redete wenig und äußerte, ohne auf unsere Ankunft und Aufnahme vorbereitet zu sein, weder Verwunderung, noch Theilnahme, noch Sorgfalt: aber die ganze Nacht brachte er, ohne sich einen Augenblick Schlaf zu gönnen, wegen eines verstorbenen Heiligen in Gebeten zu:

Abends und Morgens und zweimal während der Nacht, als ich erwachte und im Anblick der leuchtenden Gestirne, dem Zauber der Waldesstille hingegeben, zu schlafen säumte, hörte ich stets die leise Stimme des Eremiten in gleichen Tönen fortsummen, und sah, als ich dem Gemache mich näherte, durch die Spalten der locker zusammengefügten Bretter im Schein einer matten Kerze den Greis vor dem Bildnisse knieend, das ihn so lebhaft, so dauernd und doch so friedlich zu bewegen vermochte. Wem sollten bei solchen Eindrücken nicht einige berühmte Verse gegenwärtig sein, die Lord Byron dem Athos widmete und die so genau die Stimmung wiedergeben, welche das Kellaeon von Kerasia einflößt, daß man glauben möchte, hier wären sie gedichtet worden. Der Sinn ist ungefähr, wie selig das Leben des frommen Eremiten sei, der, auf des Athos Felsen einsam ruhend, am Abend von den Höhen durch die heiter milden Lüfte auf die blaue Fluth niederblickt. Ich kenne kein anderes Kellaeon, das auf so bedeutender Höhe unmittelbar zu den Füßen einen engen Durchblick auf das Meer gewährt. Ueberhaupt ist die Lage von Kerasia so wunderbar entzückend, großartig und zugleich die Einsamkeit des Gebirgs, des Nordens Laubgrün, des Südens Küstenfärbung und die Frische der reinsten, durch See- und Höhen-Wind stets erneuerten und gemäßigten Luft gewährend, daß man gern weiter mit dem Dichter ausspricht, wer solcher Stunden Reiz genossen habe, müsse sich sehnen, an jenem heiligen Orte zu wohnen, des stillen Mannes Geschicke zu theilen, und reiße sich zaudernd von dieser zauberhaften Scene los. Wäre es erlaubt, der Darstellung dieser Situation noch einige weitere Worte zu widmen, so verdiente dies um so eher entschuldigt zu werden, als eine Zeichnung des Orts, dessen Reiz hauptsächlich in dem Wechsel der verschiedenen Ansichten besteht, indem man bald hinab zum Meere, bald rückwärts auf das Hochgebirge blickt, diese wirkungsreichen Gegensätze durchaus nicht auf einem einzigen Bilde zu vereinen vermöchte.

Denn, wiewohl das Kellaeon nach allen Seiten von Castanien und Fichten umgeben, nur eine enge Waldblöße einnimmt, so ist der Abhang unter derselben doch so abschüssig, das Mar-

morgebirge im Norden aber so hoch und steil, daß man über die Baumwipfel hinaus sowohl die Abgründe zum Meere, als die Felswände übersehen kann, über welche der Schlangenpfad zum Athos sich hinaufwindet. Abwärts schaut man bis zum dunkelblauen Spiegel der See in eine einzige, jähe, jedoch durchaus hellgrün bewaldete Thalschlucht, die bei einer Tiefe von etwa 2000′ wegen ihrer geradlinigen, gleichartigen Oberfläche von der größten Wirkung ist. Sie wird jederseits von einer ungeheuern, senkrechten Marmorklippe eingeschlossen, deren kühne Gipfel noch beträchtlich höher liegen, als Kerasia, und ebenso felsig in die Schlucht, als zum Meere abfallen. So treffen die vier bedeutendsten Farben, die eine Landschaft zu zieren vermögen und die hier besonders im Abendlichte auf das Reinste und Wärmste gehalten sind, das nordische Frühlingswaldgrün, das Schwarzblau des Meers, der aus Purpur und Lasur gemischte Ton des griechischen Himmels und das Weiß des Marmors in einem engen Keilschnitt und zugleich in mässigen Umrissen zusammen. Von den unendlich schroffen Abstürzen dieser Schlucht wendet das Auge sich gern zur Seite, wo eine einfache Waldansicht, über den Stufenabsatz des Athos und eine freundliche Paßlehne weit ausgedehnt, die wild majestätischen Formen mit dem Stillleben von Kerasia angemessen vermittelt. Denn eben am Außenrande jenes Absatzes oder jener Brüstung, welche die beiden Klippen von dem Athos selbst scheidet und einen höhern, reichern Wachsthum der Bäume verstattet, liegt unser Kellaeon. Von der südwestlichen Klippe aber zieht sich ein waldiger Bergrücken zum Athos, welcher die Brüstung westlich begrenzt und über den der Paß nach Hajianna und Pavlu hinüberführt. Der diesseitige Abhang desselben ist sanft geneigt und erweitert auf diese Weise das Gebiet der Hochwaldlandschaft. Endlich im Norden, der Meeresschlucht entgegengesetzt, wo dicht aus dem Walde die Athospyramide kahl, steil, weiß, fast vegetationslos hoch in den Aether hinaufragt, wird der Sinn des Betrachtenden, vom Erhabensten gefesselt, weder durch die Wildheit der Natur erschreckt, noch durch ihre lebendige Regsamkeit abgelenkt, sondern ihrer stillen Größe hingegeben, stets einen Gedankenkreis hervorzurufen geneigt sein,

wie ihn der Greis dieser Zelle, vom Irdischen abgewandt, für immer ergriffen hat.

9. Junius. Ehe ich meine Besteigung des Athos weiter verfolge, will ich zunächst meine Höhenbestimmungen und sonstigen Schätzungen einschalten, um die Darstellung der Vegetationsverhältnisse in den obern Regionen bequemer daran knüpfen zu können.

Die Messungen des Siedepunctes haben für die höchste Spitze des Athos eine Erhebung von 6438, für die Capelle Panajia 4506 pariser Fuße ergeben *). Zur Ersteigung des Bergs habe ich nach den erforderlichen Abzügen von Lavra aus 4^h 30′ gebraucht, und zwar von Lavra bis Kerasia 1^h 30′, von da bis zur obern Laubholzgrenze 1^h, im Lariciowalde 45′, in der obern Weißtannenregion 30′ und von der Baumgrenze bis zur Spitze 45′. Hieraus ergeben sich nach den früher mitgetheilten Bemerkungen folgende Schätzungen: für die Capelle Panajia, die genau an der Grenze des Lariciowaldes und der obern Weißtannenregion

*) Ich bediente mich zu diesem Zwecke eines englischen Thermometers, auf welchem ich den vierten Theil eines Fahrenheitschen Grades ablesen konnte. Die auf der Spitze des Athos um 10^h M. angestellte Beobachtung ergab bei einer Lufttemperatur von 12° R. einen Kochpunct von 200° F. Hierfür ist aus den Gindl'schen Tafeln ein Barometerstand von 602^mm,1 substituirt und in Vergleichung mit der Lufttemperatur von 20° R. und einem Siedepuncte von 212° F., die obige Meereshöhe über Pavlu nach den Gauß'schen Tafeln berechnet. Dasselbe Verfahren ist für zwei Beobachtungen von Panajia angewendet, deren mittlerer Werth einen Siedepunct von 203,75 bei einer Lufttemperatur von 12° R. ergab. Hieraus kann entnommen werden, wie viel Werth diesen approximativen Bestimmungen beigelegt werden darf. Copeland fand die Athoshöhe = 6349′, eine Angabe, die, wenn auch englische Fuße verstanden sind, doch bei diesen Arten von Messungen noch einen befriedigenden Grad von Uebereinstimmung mit der meinigen zeigt. Sonstige Messungen des Athos, dessen Höhe, von den Alten übertrieben dargestellt, neuerlich meist zu gering geschätzt wurde, sind mir nicht bekannt. Nur auf Leake's Charte finde ich, ohne Nachweisung im Texte zu finden, die Angabe von 4700′, die ohne Zweifel viel zu gering ist. Auch hat Leake den Athos nicht bestiegen. Zacharioe (Reise S. 219.) giebt gleichfalls ohne nähere Nachweisung die Höhe zu 5200′.

liegt, 4550′, für die Spitze des Athos 6300′: diese beiden Werthe geben, mit den directen Messungen verglichen, den Anhaltspunct für die übrigen; nämlich für Kerasia 2100′, für die obere Laubholzgrenze 3500′ und für die Baumgrenze 5250′.

Hieran reihen sich zwei Temperaturbeobachtungen, die zugleich einen ungefähren Maßstab für die climatische Sphäre des Athos zu gewähren geeignet sind. Doch ist eine Bemerkung über die Bewässerung desselben vorauszuschicken. Im Ganzen ist dieser Berg auffallend quellenarm und eben darin scheint eine eigenthümliche Beziehung zu dem ungewöhnlichen Wasserreichthum der Quelle des Athanasios zu liegen, so wie sich überhaupt in der unbewässerten Oberfläche des Athos ein entschiedener Gegensatz gegen das Schiefergebirge des heiligen Waldes ausdrückt. Denn obgleich mein Aufenthalt gerade in die Jahrszeit fiel, die des schmelzenden Schnees wegen der Bewässerung des Athos am förderlichsten sein muß, so habe ich doch während der Umkreisung des Athos, die mich über jeden Wasserabfluß hätte nothwendig führen müssen, von der Quelle des Athanasios über Lavra, Kerasia und Hajianna bis nach Pavlu nicht eine Quelle auffinden können, und der einzige Bach, den ich überschritt, entspringt in der Nachbarschaft der Piratenschlucht, wo, wie später erörtert werden wird, Glimmerschiefer ansteht, fließt dann neben Kerasia vorüber und fällt zwischen den beiden gegenüberliegenden Klippen nach kurzem Laufe in's Meer. Wo aber der Athosmarmor in Südwesten aufhört, zeigt sich sogleich wieder ein höchst wasserreicher Gebirgsbach, der in der Thalschlucht von Pavlu zum Meere hinabstürzt. Da nun der Schnee des obern Athos und die Nebel, welche er oft um sein Haupt versammelt, irgend einen Abfluß haben müssen, so ist es einleuchtend, daß sein Marmor von Spalten durchsetzt werde, die jene Feuchtigkeit unterirdisch ableiten, den Berührungspuncten mit dem Glimmerschiefer zuführen und erst hier in wenigen, aber desto reichern Quellen dem Tageslichte sich öffnen. Ja man kann bestimmter behaupten, daß fast alles Wasser des Athos in zwei großen Quellen gesammelt wird, der des Athanasios am nordöstlichen und dem Bache von Pavlu am südwestlichen Fuße, und bei dieser Anschauung stellt

der Glimmerschiefer des heiligen Waldes ein Filtrum mit unzähligen Poren, der Athos hingegen eine undurchdringliche Marmorsäule dar, worin das Wasser nur einzelne Klüfte aufzufinden vermag, durch welche es in unterirdischen Canälen vereinigt herabströmt.

Um die Eremiten mit Trinkwasser zu versorgen, sind an mehren Orten tiefe, brunnenförmige Cisternen von geringem Durchmesser ausgemauert, welche theils künstlich mit Wasser gefüllt werden, theils in Felsschluchten auf solche Weise angelegt sind, daß sie von jedem heftigen Regenschauer ihren Antheil empfangen. Zwei derselben lagen so tief (4′) im Boden und waren nach oben so gut gegen Erwärmung und Luftwechsel verwahrt, daß ich mich überzeugt hielt, ihr Wasser würde die mittlere Wärme des Bodens angenommen haben. Auf diese beiden Cisternen beziehen sich meine Temperaturbeobachtungen. Eine derselben findet sich auf der Spitze des Athos selbst, in einem eingeschlossenen Raume der Capelle, und enthält nach der Versicherung des Calojers Regenwasser. Dieses zeigte eine Temperatur von + 4° R. Die andere Cisterne lag in einer Schlucht am Wege von Kerasia nach Hajianna, jenseit des Passes, noch im Laubholzwalde. Ihr Wasser hatte eine Wärme von 10°, 6 R. (nämlich = 56° F.).

Die Temperatur der Athanasiosquelle konnte ich leider ihrer künstlichen Einfassung wegen nicht bestimmen, und bemerke überhaupt, daß es als ein seltner Glückszufall zu betrachten ist, wenn es gelingt, in Rumelien brauchbare Quellenwärmen zu erhalten. Der hohe Werth, den Türken und Griechen in gutes Trinkwasser setzen, die beträchtliche Sommerwärme des Tieflandes, welche diesen Genuß dem Reisenden so wünschenswerth macht, der alte muselmännische Gebrauch endlich, durch gestiftete Legate in den Einöden der Landstraße herrenlose Brunnen errichten zu lassen, haben es zur Folge gehabt, daß, besonders in der Ebene, auch die kleinste Quelle, ihrem natürlichen Ursprunge entzogen, durch Bauten und Röhrenleitungen zum Besten des Wanderers verändert worden ist. Da man nun auf diese Weise über den wirklichen Ursprung des Wassers fast niemals ein Urtheil hat, da man

im einzelnen Falle ungewiß bleibt, ob der Brunnen durch nahe oder ferne Quellen unterhalten werde: so kann man aus ihrer Temperatur auf das Clima des Orts keine Schlüsse *) bauen. In Gebirgsgegenden, wo es keine größere Straßen giebt, treten diese Schwierigkeiten natürlich seltner ein, aber wir entbehren alsdann der Vergleichung mit der Erdwärme der Ebene. Aus dem flachen Lande werle ich in der That späterhin nur eine einzige Messung dieser Art mitzutheilen wagen: allein da ich sie im nördlichen Macedonien, zwei Breitengrade vom Athos entfernt, anstellte, glaube ich sie nicht zu dem gegenwärtigen Zwecke benutzen zu dürfen.

Nach einer wahrscheinlichen Schätzung wird die mittlere Temperatur am Meeresufer von Montesanto etwa 16° C. betragen, d. h. ungefähr in der Mitte der Jahreswärme von Rom (15°,5 C.) und Cagliari (16°,6 C.) liegen **). Die Wärme des Erdbodens dürfte am Fuße des Athos damit ziemlich genau übereinkommen.

Geht man von dieser Schätzung aus, so findet vom Meeresufer bis zur Spitze des Athos eine Abnahme der Erdwärme = 11° C. statt. Diesem würde nach der von Kämtz ***) für mittlere

---

*) In wie fern gerade durch solche Verhältnisse die Messungen zu niedrige Werthe geben und daher das Clima des Landes kälter erscheint, als es ist, wird von Kämtz erläutert (Meteorologie Bd. 2. p. 188.).

**) Boué soll aus seinen Quellentemperaturbeobachtungen in Rumelien zwar den Schluß gezogen haben, daß das Clima von Rumelien rauher sei, als die problematische Zeichnung der Isothermen-Charte voraussetzen läßt: allein meine oben angedeutete Messung in der Ebene ergiebt unter 41°53′ bei einer Plateauhöhe von etwa 600′ eine Quellentemperatur = 14° C., während die in höhern Gegenden angestellten Beobachtungen im Verhältniß zu ihrer Höhe eine ähnliche Uebereinstimmung mit jenen Voraussetzungen zeigen. Was übrigens das Verhältniß von Erde und Luftwärme betrifft, Größen, die in Italien sehr bedeutend von einander abweichen, so wird die Isotherme und Isogeotherme von 15° C. auf Mahlmann's Charte als in der Gegend von Adrianopel sich kreuzend dargestellt.

***) Dessen Meteorologie Bd. 2. S. 139. Eben so findet Reich, daß die Quellentemperatur bei 585′,4 Erhebung um 1° C. sinkt. Kämtz hingegen

Breiten aus den Beobachtungen abgeleiteten Wärmeabnahme mit der Höhe (540′—600′ auf 1° C.) eine Erhebung des Athos von 6270′ entsprechen, ein Resultat, das von unserer Messung nur um 168′ abweicht. Nach demselben Verfahren findet man für die zweite Cisterne eine Meereshöhe von 1520′. Diese Resultate nähern sich vielleicht aus zufälligen Gründen den wahren Höhen mit größerer Schärfe, als die unsichern Voraussetzungen, worauf sie sich stützen, vermuthen lassen.

Die Erdwärme auf der Spitze des Athos giebt endlich auch einen ungefähren Maßstab an die Hand, um zu schätzen, wie viel etwa der Athos höher sein müßte, um auf seiner Spitze ewigen Schnee zu tragen. Wollten wir nach den hierüber aufgestellten Grundsätzen annehmen, daß die Schneegrenze hier mit einer Erdwärme = — 1°,5 C. zusammenträfe, so müßte der Athos ungefähr 10000′ oder 3600′ höher sein, als er ist, um seinen Schnee das ganze Jahr hindurch zu bewahren. Dieser Werth stimmt theils mit der Lage des Bergs unter 40° 9′ n. Br. gut zusammen, so wie z. B. am Caucasus bei entsprechender Erdwärme die Schneegrenze zu 10260′ gefunden wurde, theils findet er eine practische Anwendung auf den gegenüberliegenden thessalischen Olymp, wahrscheinlich den höchsten Berg Rumeliens, der wenigstens einzelne Schneelager im Sommer nicht verlieren soll und dessen Höhe Copeland zu 9757′ bestimmt hat. Uebrigens brauche ich kaum zu bemerken, daß diese, wie andere climatologische Bemerkungen, nur den Zweck haben, eine allgemeinere Vorstellung des Gegenstandes zu vermitteln, da schon die geringe Zahl der Messungen natürlich nicht dazu dienen kann, genügende Beiträge zur Kenntniß der noch unbekannten climatischen Verhältnisse von Rumelien zu liefern.

Wenden wir uns nunmehr zu den Pflanzenregionen, die am Athos, stufenweise scharf ausgeprägt, vom Fuße des Bergs bis zum Gipfel auf einander folgen, so halte ich für angemessen, der besondern Darstellung einige allgemeinere Betrachtungen voraus-

---

(a. a. O. S. 200.) ist der Ansicht, daß die Bodenwärme erst bei 900′ um 1° C. sinkt.

zuschicken. Denn wenn wir weiter vom Athos nichts wüßten, als daß er, gleich den meisten übrigen hohen Bergen Europa's, unten einen Laubholzgürtel, in der Mitte eine Region von Nadelwald und oben einen baumlosen Abhang enthält, so würde die Kenntniß des Niveaus, in dem diese Regionen sich gegen einander abgrenzen, schon zu bedeutenden Vergleichungen mit andern Gebirgen Anlaß und Stoff darbieten.

Als ich den Athos bestieg, setzte es mich nicht wenig in Erstaunen, die obere Grenze des Baumwuchses, durch einzelne verkrüppelte Tannenstämme entschieden ausgesprochen, schon in einer Höhe von 5250′ anzutreffen. Aehnliche Verhältnisse am Aetna, wo die Baumvegetation bei 6200′ aufhört, bestimmten Herrn Philippi *), örtliche Ursachen für eine solche Anomalie aufzusuchen. Anomal aber erschien die Erscheinung ihm deshalb, weil die verschiedensten, vorherrschenden Gewächse, wie der Weinstock, die Castanie, die Buche, am Aetna 13—1400′ höher hinaufsteigen, als am Südabhang der Alpen, die Baumgrenze hingegen fast in derselben Höhe sich einstellt. Er äußerte die Meinung, daß die vulcanischen Processe am Aetnakegel mechanisch die Bildung einer Erdkrume hindern möchten, welche zur Ernährung von Bäumen fähig wäre, und führte zur Unterstützung dieser Meinung die Beobachtung des Herrn Gemmellaro an, der auf der Höhe von 7800′ noch eine einzelne Pappel, freilich nur die einzige und zwar eine 6′ hohe, gesehen hat, eine Erscheinung, für die man auch in den Alpen weit über der Baumgrenze zuweilen analoge Fälle anzutreffen Gelegenheit hat **). Ich theilte inzwischen die Ansichten Philippi's und versuchte schon damals, die niedrige Baumgrenze des Athos, die noch um 1000′ früher eintritt, als am Aetna, ja sogar um 250′ früher, als am Nordabhang der Schweizer Alpen, aus örtlichen Ursachen mir einigermaßen verständlich zu machen.

---

*) Vegetation des Aetna in der Zeitschrift »Linnaea« Bd. 7. p. 756.

**) Ich erinnere mich, eine einzelne Lärche oberhalb der Baumgrenze beim Paßübergange vom Fuscher Thale nach Heiligenblut in Oberkärnthen gesehen zu haben.

Am nächsten lag es, der Gestalt des Bergs die Baumlosigkeit seiner obern Abhänge zuzuschreiben. So wie der Aetna eine aus der Verwitterung der Felsmassen sich bildende Erddecke, kaum von Pflanzen besamt, wieder durch Laven einhüllt, oder durch Erdbeben gleichsam abschüttelt, eben so wenig mochte sie hier an steilen Abstürzen zu haften vermögen, vielmehr entweder sogleich herabrollen, oder bei der freien Lage des Athos an einer stürmischen Küste vom Winde zu Atomen verstreut werden. Diese Betrachtungsweise ist jedoch nicht zu befriedigen geeignet, wenn man die bewaldete und baumlose Region aus diesem Gesichtspuncte vergleicht. Auch die Waldregion enthält freilich ausgedehnte Lücken, deren Neigung so groß ist, daß weder Baum, noch Gesträuch an der Marmorwand sich zu befestigen im Stande ist. Die höchste Region aber ist im Allgemeinen nicht abschüssiger, als die übrigen Theile des Athos. Auch ist sie durchaus nicht ohne Vegetation, sondern ein niedriges, die Alpenrosen vertretendes Gesträuch kommt bis zum Gipfel vor. Es ist eine alpine Region, im Gegensatz zum Aetnakegel mit einer reichen und eigenthümlichen Vegetation von perennirenden Kräutern und Zwergsträuchern, also den characteristischen Formen der alpinen Flora, geschmückt.

Freilich stehen die Bodenverhältnisse in einem bestimmten Gegensatze gegen die Waldregion, jedoch in keinem höhern Grade, als in felsigen Alpengegenden. So weit der dichte Fichten- und Tannen-Wald reicht, findet sich begreiflicher Weise auch eine starke, vereinigte Humusdecke. Die alpine Region hingegen ist ein Chaos von Felstrümmern und kleinen, festen Marmorsteinen: aber in den Spalten und Höhlungen der Felsblöcke, zwischen dem feinern Gruß und ihn vereinigend, finden sich, so weit überhaupt Gewächse den Abhang beleben, auch jene fetten, tiefen Humusablagerungen, welche für die alpine Vegetation so characteristisch sind und deren Lebenslauf bedingen. Sehr irrig würde es sein, von diesen Verschiedenheiten der Erdkrume den Character der beiden Pflanzenregionen ableiten zu wollen, während es in die Augen springt, daß die erstern vielmehr von den letztern bedingt werden, und daß, wenn die Bäume weiter oben noch die

climatischen Bedingungen ihres Fortkommens fänden, ihr Vegetationsproceß auch bald eine vereinigte Humusdecke über dem felsigen Untergrunde ausbreiten würde.

Wenn man jene climatischen Bedingungen für die Waldvegetation nur in der mittlern Wärme, z. B. des Erdbodens, erblicken wollte, so wäre es leicht nachzuweisen, daß nach dieser Bestimmung der Wald bis auf den Gipfel des Athos reichen müßte *). Andere climatische Factoren aber sind bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniß nicht anzuwenden.

Unter diesen Umständen beschränkte ich mich, die alpine Flora des Athos als etwas Gegebenes, einmal Vorhandenes, als ein von unbekannten, vielleicht historischen Ursachen abhängiges Phänomen zu betrachten, und legte mir nur noch die Frage vor, ob wohl, falls beständige, climatische Factoren auf dessen Erscheinung nicht einwirkten, die Waldregion, sei es durch natürliche Besamung, oder durch die Thätigkeit des Menschen, die alpine Flora allmählig zu verdrängen und den Gipfel des Bergs zu erreichen fähig sei. Ich ging hierbei von der Betrachtung aus, daß die alpine Flora des gemäßigten Europa, abgesehen von ihrer Temperatursphäre, besonders durch eine eigenthümliche Art der Bewässerung den Waldregionen gegenüber characterisirt werde. Der stetig den Sommer hindurch schmelzende Schnee auf der einen Seite, die häufigen und anhaltenden Nebel, welche sich an die Bergspitzen hängen, andererseits, bewirken nicht bloß einen ununterbrochenen und reichlichen Zufluß von tropfbarem Wasser, sondern sie vertheilen dasselbe auch gleichmäßig auf die kleinsten Oertlichkeiten, gleichsam als wäre ein Sieb mit feinen Poren über der ganzen Alpenflora ausgespannt, von dem die Feuchtigkeit niedertropfend die humuslosen Felsspalten beständig abspülte und rein erhielte, um deren Furchen und Spalten, wo die zusammengeschlämmte Erdkrume durch die Wurzeln der Gewächse

*) Beispielsweise führe ich aus Wahlenberg's Quellenbeobachtungen an (Flora Carpat. p. XCVI.), daß er eine dem Cisternenwasser der Athosspitze entsprechende Quellentemperatur von 5° C. in den Carpaten in einer Höhe von 3337′ oder 1300′ unterhalb der dortigen Baumgrenze fand.

zusammengehalten wird, desto wirksamer zu tränken. Im Gegensatze gegen diese Weise der Bewässerung, welche dem Ursprunge der Gewässer in den Hochalpen entspricht, haben sich in der Waldregion die Quellen bereits zu Gebirgsbächen und reißenden Fluthen vereinigt, während die Nebel, hier in Wechselwirkung mit der Krone der Bäume, ihre Wurzeln erfrischend und zu einem großartigen Vegetationsprocesse verwendet, weniger auf die Erdkrume und Felsunterlage zu wirken vermögen.

Durch diese Gegensätze, die sich indessen nur auf die rupestre Formation der alpinen Flora, nicht auf ihre Wiesen beziehen, schien es einigermaßen erklärlich, daß, wo einmal Wald und Alpenflora sich gegenseitig abgegrenzt haben, diese Grenze auch in der Folge schwerlich werde verrückt werden können, wenigstens nur zum Nachtheil des Waldes, nicht aber zu dessen Erweiterung. Man erkennt darin Ursachen des Bestehens einer alpinen Vegetation, auch wo die Meereshöhe deren climatische Bedingungen noch nicht erfüllt. Auf den quellenlosen Athos aber, wiewohl derselbe nirgends eine Spur von Alpenwiesen zeigt, schienen solche Betrachtungen nicht unmittelbar angewendet werden zu können. Die Schneelager jedoch, welche sich tief in den Sommer erhalten, und mir in jetziger Jahrszeit zuerst in einer Höhe von 5300′ begegneten, entsprechen den so eben angedeuteten Verhältnissen. Bedenkt man sodann die freie, einsame Lage des Bergs über einer warmen und dem veränderlichen Spiel der Winde in mittlern Breiten preisgegebenen See: so wird man ihn oft im Sommer von Gewitterwolken umlagert sich vorstellen dürfen, von jenen Niederschlägen, die von der wandelbaren Erwärmung und Abkühlung des Hochgebirgs abhängen.

Wie sehr sich ferner in der Regenzeit des Herbstes diese Meteore mehren, dafür besitzen wir das Zeugniß von Mr. Leake *). Bei seinem Aufenthalt am Hajion-Oros im October schreibt er, die Jahrszeit, den Athos zu besteigen, sei vorüber gewesen. Denn »wenn die herbstlichen Orcane in diesem, dem stürmischsten Winkel eines Meers, das überall unbeständig und Windstößen un-

*) Northern Greece 3. p. 127.

morgebirge im Norden aber so hoch und steil, daß man über die Baumwipfel hinaus sowohl die Abgründe zum Meere, als die Felswände übersehen kann, über welche der Schlangenpfad zum Athos sich hinaufwindet. Abwärts schaut man bis zum dunkelblauen Spiegel der See in eine einzige, jähe, jedoch durchaus hellgrün bewaldete Thalschlucht, die bei einer Tiefe von etwa 2000′ wegen ihrer geradlinigen, gleichartigen Oberfläche von der größten Wirkung ist. Sie wird jederseits von einer ungeheuern, senkrechten Marmorklippe eingeschlossen, deren kühne Gipfel noch beträchtlich höher liegen, als Kerasia, und ebenso felsig in die Schlucht, als zum Meere abfallen. So treffen die vier bedeutendsten Farben, die eine Landschaft zu zieren vermögen und die hier besonders im Abendlichte auf das Reinste und Wärmste gehalten sind, das nordische Frühlingswaldgrün, das Schwarzblau des Meers, der aus Purpur und Lasur gemischte Ton des griechischen Himmels und das Weiß des Marmors in einem engen Keilschnitt und zugleich in mässigen Umrissen zusammen. Von den unendlich schroffen Abstürzen dieser Schlucht wendet das Auge sich gern zur Seite, wo eine einfache Waldansicht, über den Stufenabsatz des Athos und eine freundliche Paßlehne weit ausgedehnt, die wild majestätischen Formen mit dem Stillleben von Kerasia angemessen vermittelt. Denn eben am Außenrande jenes Absatzes oder jener Brüstung, welche die beiden Klippen von dem Athos selbst scheidet und einen höhern, reichern Wachsthum der Bäume verstattet, liegt unser Kellaeon. Von der südwestlichen Klippe aber zieht sich ein waldiger Bergrücken zum Athos, welcher die Brüstung westlich begrenzt und über den der Paß nach Hajianna und Pavlu hinüberführt. Der diesseitige Abhang desselben ist sanft geneigt und erweitert auf diese Weise das Gebiet der Hochwaldlandschaft. Endlich im Norden, der Meeresschlucht entgegengesetzt, wo dicht aus dem Walde die Athospyramide kahl, steil, weiß, fast vegetationslos hoch in den Aether hinaufragt, wird der Sinn des Betrachtenden, vom Erhabensten gefesselt, weder durch die Wildheit der Natur erschreckt, noch durch ihre lebendige Regsamkeit abgelenkt, sondern ihrer stillen Größe hingegeben, stets einen Gedankenkreis hervorzurufen geneigt sein,

wie ihn der Greis dieser Zelle, vom Irdischen abgewandt, für immer ergriffen hat.

9. Junius. Ehe ich meine Besteigung des Athos weiter verfolge, will ich zunächst meine Höhenbestimmungen und sonstigen Schätzungen einschalten, um die Darstellung der Vegetationsverhältnisse in den obern Regionen bequemer daran knüpfen zu können.

Die Messungen des Siedepunctes haben für die höchste Spitze des Athos eine Erhebung von 6438, für die Capelle Panajia 4506 pariser Fuße ergeben *). Zur Ersteigung des Bergs habe ich nach den erforderlichen Abzügen von Lavra aus 4ʰ 30′ gebraucht, und zwar von Lavra bis Kerasia 1ʰ 30′, von da bis zur obern Laubholzgrenze 1ʰ, im Lariciowalde 45′, in der obern Weißtannenregion 30′ und von der Baumgrenze bis zur Spitze 45′. Hieraus ergeben sich nach den früher mitgetheilten Bemerkungen folgende Schätzungen: für die Capelle Panajia, die genau an der Grenze des Lariciowaldes und der obern Weißtannenregion

*) Ich bediente mich zu diesem Zwecke eines englischen Thermometers, auf welchem ich den vierten Theil eines Fahrenheitschen Grades ablesen konnte. Die auf der Spitze des Athos um 10ʰ M. angestellte Beobachtung ergab bei einer Lufttemperatur von 12° R. einen Kochpunct von 200° F. Hierfür ist aus den Gindl'schen Tafeln ein Barometerstand von 602ᵐᵐ,1 substituirt und in Vergleichung mit der Lufttemperatur von 20° R. und einem Siedepuncte von 212° F., die obige Meereshöhe über Pavlu nach den Gauß'schen Tafeln berechnet. Dasselbe Verfahren ist für zwei Beobachtungen von Panajia angewendet, deren mittlerer Werth einen Siedepunct von 203,75 bei einer Lufttemperatur von 12° R. ergab. Hieraus kann entnommen werden, wie viel Werth diesen approximativen Bestimmungen beigelegt werden darf. Copeland fand die Athoshöhe = 6349′, eine Angabe, die, wenn auch englische Füße verstanden sind, doch bei diesen Arten von Messungen noch einen befriedigenden Grad von Uebereinstimmung mit der meinigen zeigt. Sonstige Messungen des Athos, dessen Höhe, von den Alten übertrieben dargestellt, neuerlich meist zu gering geschätzt wurde, sind mir nicht bekannt. Nur auf Leake's Charte finde ich, ohne Nachweisung im Texte zu finden, die Angabe von 4700′, die ohne Zweifel viel zu gering ist. Auch hat Leake den Athos nicht bestiegen. Zachariae (Reise S. 219.) giebt gleichfalls ohne nähere Nachweisung die Höhe zu 5200′.

liegt, 4550′, für die Spitze des Athos 6300′: diese beiden Werthe geben, mit den directen Messungen verglichen, den Anhaltspunct für die übrigen; nämlich für Kerasia 2100′, für die obere Laubholzgrenze 3500′ und für die Baumgrenze 5250′.

Hieran reihen sich zwei Temperaturbeobachtungen, die zugleich einen ungefähren Maßstab für die climatische Sphäre des Athos zu gewähren geeignet sind. Doch ist eine Bemerkung über die Bewässerung desselben vorauszuschicken. Im Ganzen ist dieser Berg auffallend quellenarm und eben darin scheint eine eigenthümliche Beziehung zu dem ungewöhnlichen Wasserreichthum der Quelle des Athanasios zu liegen, so wie sich überhaupt in der unbewässerten Oberfläche des Athos ein entschiedener Gegensatz gegen das Schiefergebirge des heiligen Waldes ausdrückt. Denn obgleich mein Aufenthalt gerade in die Jahrszeit fiel, die des schmelzenden Schnees wegen der Bewässerung des Athos am förderlichsten sein muß, so habe ich doch während der Umkreisung des Athos, die mich über jeden Wasserabfluß hätte nothwendig führen müssen, von der Quelle des Athanasios über Lavra, Kerasia und Hajianna bis nach Pavlu nicht eine Quelle auffinden können, und der einzige Bach, den ich überschritt, entspringt in der Nachbarschaft der Piratenschlucht, wo, wie später erörtert werden wird, Glimmerschiefer ansteht, fließt dann neben Kerasia vorüber und fällt zwischen den beiden gegenüberliegenden Klippen nach kurzem Laufe in's Meer. Wo aber der Athosmarmor in Südwesten aufhört, zeigt sich sogleich wieder ein höchst wasserreicher Gebirgsbach, der in der Thalschlucht von Pavlu zum Meere hinabstürzt. Da nun der Schnee des obern Athos und die Nebel, welche er oft um sein Haupt versammelt, irgend einen Abfluß haben müssen, so ist es einleuchtend, daß sein Marmor von Spalten durchsetzt werde, die jene Feuchtigkeit unterirdisch ableiten, den Berührungspuncten mit dem Glimmerschiefer zuführen und erst hier in wenigen, aber desto reichern Quellen dem Tageslichte sich öffnen. Ja man kann bestimmter behaupten, daß fast alles Wasser des Athos in zwei großen Quellen gesammelt wird, der des Athanasios am nordöstlichen und dem Bache von Pavlu am südwestlichen Fuße, und bei dieser Anschauung stellt

der Glimmerschiefer des heiligen Waldes ein Filtrum mit unzähligen Poren, der Athos hingegen eine undurchdringliche Marmorsäule dar, worin das Wasser nur einzelne Klüfte aufzufinden vermag, durch welche es in unterirdischen Canälen vereinigt herabströmt.

Um die Eremiten mit Trinkwasser zu versorgen, sind an mehren Orten tiefe, brunnenförmige Cisternen von geringem Durchmesser ausgemauert, welche theils künstlich mit Wasser gefüllt werden, theils in Felsschluchten auf solche Weise angelegt sind, daß sie von jedem heftigen Regenschauer ihren Antheil empfangen. Zwei derselben lagen so tief (4′) im Boden und waren nach oben so gut gegen Erwärmung und Luftwechsel verwahrt, daß ich mich überzeugt hielt, ihr Wasser würde die mittlere Wärme des Bodens angenommen haben. Auf diese beiden Cisternen beziehen sich meine Temperaturbeobachtungen. Eine derselben findet sich auf der Spitze des Athos selbst, in einem eingeschlossenen Raume der Capelle, und enthält nach der Versicherung des Calojers Regenwasser. Dieses zeigte eine Temperatur von + 4° R. Die andere Cisterne lag in einer Schlucht am Wege von Kerasia nach Hajianna, jenseit des Passes, noch im Laubholzwalde. Ihr Wasser hatte eine Wärme von 10°,6 R. (nämlich = 56° F.).

Die Temperatur der Athanasiosquelle konnte ich leider ihrer künstlichen Einfassung wegen nicht bestimmen, und bemerke überhaupt, daß es als ein seltner Glückszufall zu betrachten ist, wenn es gelingt, in Rumelien brauchbare Quellenwärmen zu erhalten. Der hohe Werth, den Türken und Griechen in gutes Trinkwasser setzen, die beträchtliche Sommerwärme des Tieflandes, welche diesen Genuß dem Reisenden so wünschenswerth macht, der alte muselmännische Gebrauch endlich, durch gestiftete Legate in den Einöden der Landstraße herrenlose Brunnen errichten zu lassen, haben es zur Folge gehabt, daß, besonders in der Ebene, auch die kleinste Quelle, ihrem natürlichen Ursprunge entzogen, durch Bauten und Röhrenleitungen zum Besten des Wanderers verändert worden ist. Da man nun auf diese Weise über den wirklichen Ursprung des Wassers fast niemals ein Urtheil hat, da man

im einzelnen Falle ungewiß bleibt, ob der Brunnen durch nahe oder ferne Quellen unterhalten werde: so kann man aus ihrer Temperatur auf das Clima des Orts keine Schlüsse *) bauen. In Gebirgsgegenden, wo es keine größere Straßen giebt, treten diese Schwierigkeiten natürlich seltner ein, aber wir entbehren alsdann der Vergleichung mit der Erdwärme der Ebene. Aus dem flachen Lande werde ich in der That späterhin nur eine einzige Messung dieser Art mitzutheilen wagen: allein da ich sie im nördlichen Macedonien, zwei Breitengrade vom Athos entfernt, anstellte, glaube ich sie nicht zu dem gegenwärtigen Zwecke benutzen zu dürfen.

Nach einer wahrscheinlichen Schätzung wird die mittlere Temperatur am Meeresufer von Montesanto etwa 16° C. betragen, d. h. ungefähr in der Mitte der Jahreswärme von Rom (15°,5 C.) und Cagliari (16°,6 C.) liegen **). Die Wärme des Erdbodens dürfte am Fuße des Athos damit ziemlich genau übereinkommen.

Geht man von dieser Schätzung aus, so findet vom Meeresufer bis zur Spitze des Athos eine Abnahme der Erdwärme = 11° C. statt. Diesem würde nach der von Kämtz ***) für mittlere

---

*) In wie fern gerade durch solche Verhältnisse die Messungen zu niedrige Werthe geben und daher das Clima des Landes kälter erscheint, als es ist, wird von Kämtz erläutert (Meteorologie Bd. 2. p. 188.).

**) Boué soll aus seinen Quellentemperaturbeobachtungen in Rumelien zwar den Schluß gezogen haben, daß das Clima von Rumelien rauher sei, als die problematische Zeichnung der Isothermen-Charte voraussetzen läßt: allein meine oben angedeutete Messung in der Ebene ergiebt unter 41°53′ bei einer Plateauhöhe von etwa 600′ eine Quellentemperatur = 14° C., während die in höhern Gegenden angestellten Beobachtungen im Verhältniß zu ihrer Höhe eine ähnliche Uebereinstimmung mit jenen Voraussetzungen zeigen. Was übrigens das Verhältniß von Erde und Luftwärme betrifft, Größen, die in Italien sehr bedeutend von einander abweichen, so wird die Isotherme und Isogeotherme von 15° C. auf Mahlmann's Charte als in der Gegend von Adrianopel sich kreuzend dargestellt.

***) Dessen Meteorologie Bd. 2. S. 139. Eben so findet Reich, daß die Quellentemperatur bei 585′,4 Erhebung um 1° C. sinkt. Kämtz hingegen

Breiten aus den Beobachtungen abgeleiteten Wärmeabnahme mit der Höhe (540′—600′ auf 1° C.) eine Erhebung des Athos von 6270′ entsprechen, ein Resultat, das von unserer Messung nur um 168′ abweicht. Nach demselben Verfahren findet man für die zweite Cisterne eine Meereshöhe von 1520′. Diese Resultate nähern sich vielleicht aus zufälligen Gründen den wahren Höhen mit größerer Schärfe, als die unsichern Voraussetzungen, worauf sie sich stützen, vermuthen lassen.

Die Erdwärme auf der Spitze des Athos giebt endlich auch einen ungefähren Maßstab an die Hand, um zu schätzen, wie viel etwa der Athos höher sein müßte, um auf seiner Spitze ewigen Schnee zu tragen. Wollten wir nach den hierüber aufgestellten Grundsätzen annehmen, daß die Schneegrenze hier mit einer Erdwärme = — 1°,5 C. zusammenträfe, so müßte der Athos ungefähr 10000′ oder 3600′ höher sein, als er ist, um seinen Schnee das ganze Jahr hindurch zu bewahren. Dieser Werth stimmt theils mit der Lage des Bergs unter 40° 9′ n. Br. gut zusammen, so wie z. B. am Caucasus bei entsprechender Erdwärme die Schneegrenze zu 10260′ gefunden wurde, theils findet er eine practische Anwendung auf den gegenüberliegenden thessalischen Olymp, wahrscheinlich den höchsten Berg Rumeliens, der wenigstens einzelne Schneelager im Sommer nicht verlieren soll und dessen Höhe Copeland zu 9757′ bestimmt hat. Uebrigens brauche ich kaum zu bemerken, daß diese, wie andere climatologische Bemerkungen, nur den Zweck haben, eine allgemeinere Vorstellung des Gegenstandes zu vermitteln, da schon die geringe Zahl der Messungen natürlich nicht dazu dienen kann, genügende Beiträge zur Kenntniß der noch unbekannten climatischen Verhältnisse von Rumelien zu liefern.

Wenden wir uns nunmehr zu den Pflanzenregionen, die am Athos, stufenweise scharf ausgeprägt, vom Fuße des Bergs bis zum Gipfel auf einander folgen, so halte ich für angemessen, der besondern Darstellung einige allgemeinere Betrachtungen voraus-

---

(a. a. O. S. 280.) ist der Ansicht, daß die Bodenwärme erst bei 900′ um 1° C. sinkt.

im einzelnen Falle ungewiß bleibt, ob der Brunnen durch nahe oder ferne Quellen unterhalten werde: so kann man auf ihrer Temperatur auf das Clima des Orts keine Schlüsse *) bauen. In Gebirgsgegenden, wo es keine größere Straßen giebt, treten diese Schwierigkeiten natürlich seltner ein, aber wir entbehren alsdann der Vergleichung mit der Erdwärme der Ebene. Aus dem flachen Lande werde ich in der That späterhin nur eine einzige Messung dieser Art mitzutheilen wagen: allein da ich sie im nördlichen Macedonien, zwei Breitengrade vom Athos entfernt, anstellte, glaube ich sie nicht zu dem gegenwärtigen Zwecke benutzen zu dürfen.

Nach einer wahrscheinlichen Schätzung wird die mittlere Temperatur am Meeresufer von Montesanto etwa 16° C. betragen, d. h. ungefähr in der Mitte der Jahreswärme von Rom (15°,5 C.) und Cagliari (16°,6 C.) liegen **). Die Wärme des Erdbodens dürfte am Fuße des Athos damit ziemlich genau übereinkommen.

Geht man von dieser Schätzung aus, so findet vom Meeresufer bis zur Spitze des Athos eine Abnahme der Erdwärme = 11° C. statt. Diesem würde nach der von Kämtz ***) für mittlere

---

*) In wie fern gerade durch solche Verhältnisse die Messungen zu niedrige Werthe geben und daher das Clima des Landes kälter erscheint, als es ist, wird von Kämtz erläutert (Meteorologie Bd. 2. p. 188.).

**) Boué soll aus seinen Quellentemperaturbeobachtungen in Rumelien zwar den Schluß gezogen haben, daß das Clima von Rumelien rauher sei, als die problematische Zeichnung der Isothermen-Charte voraussetzen läßt: allein meine oben angedeutete Messung in der Ebene ergiebt unter 41°53′ bei einer Plateauhöhe von etwa 600′ eine Quellentemperatur = 14° C., während die in höhern Gegenden angestellten Beobachtungen im Verhältniß zu ihrer Höhe eine ähnliche Uebereinstimmung mit jenen Voraussetzungen zeigen. Was übrigens das Verhältniß von Erde und Luftwärme betrifft, Größen, die in Italien sehr bedeutend von einander abweichen, so wird die Isotherme und Isogeotherme von 15° C. auf Mahlmann's Charte als in der Gegend von Adrianopel sich kreuzend dargestellt.

***) Dessen Meteorologie Bd. 2. S. 139. Eben so findet Reich, daß die Quellentemperatur bei 585′,4 Erhebung um 1° C. sinkt. Kämtz hingegen

Breiten aus den Beobachtungen abgeleiteten Wärmeabnahme mit der Höhe (540′—600′ auf 1° C.) eine Erhebung des Athos von 6270′ entsprechen, ein Resultat, das von unserer Messung nur um 168′ abweicht. Nach demselben Verfahren findet man für die zweite Cisterne eine Meereshöhe von 1520′. Diese Resultate nähern sich vielleicht aus zufälligen Gründen den wahren Höhen mit größerer Schärfe, als die unsichern Voraussetzungen, worauf sie sich stützen, vermuthen lassen.

Die Erdwärme auf der Spitze des Athos giebt endlich auch einen ungefähren Maßstab an die Hand, um zu schätzen, wie viel etwa der Athos höher sein müßte, um auf seiner Spitze ewigen Schnee zu tragen. Wollten wir nach den hierüber aufgestellten Grundsätzen annehmen, daß die Schneegrenze hier mit einer Erdwärme = — 1°,5 C. zusammenträfe, so müßte der Athos ungefähr 10000′ oder 3600′ höher sein, als er ist, um seinen Schnee das ganze Jahr hindurch zu bewahren. Dieser Werth stimmt theils mit der Lage des Bergs unter 40° 9′ n. Br. gut zusammen, so wie z. B. am Caucasus bei entsprechender Erdwärme die Schneegrenze zu 10260′ gefunden wurde, theils findet er eine practische Anwendung auf den gegenüberliegenden thessalischen Olymp, wahrscheinlich den höchsten Berg Rumeliens, der wenigstens einzelne Schneelager im Sommer nicht verlieren soll und dessen Höhe Copeland zu 9757′ bestimmt hat. Uebrigens brauche ich kaum zu bemerken, daß diese, wie andere climatologische Bemerkungen, nur den Zweck haben, eine allgemeinere Vorstellung des Gegenstandes zu vermitteln, da schon die geringe Zahl der Messungen natürlich nicht dazu dienen kann, genügende Beiträge zur Kenntniß der noch unbekannten climatischen Verhältnisse von Rumelien zu liefern.

Wenden wir uns nunmehr zu den Pflanzenregionen, die am Athos, stufenweise scharf ausgeprägt, vom Fuße des Bergs bis zum Gipfel auf einander folgen, so halte ich für angemessen, der besondern Darstellung einige allgemeinere Betrachtungen voraus-

---

(a. a. O. S. 280.) ist der Ansicht, daß die Bodenwärme erst bei 900′ um 1° C. sinkt.

zuschicken. Denn wenn wir weiter vom Athos nichts wüßten, als daß er, gleich den meisten übrigen hohen Bergen Europa's, unten einen Laubholzgürtel, in der Mitte eine Region von Nadelwald und oben einen baumlosen Abhang enthält, so würde die Kenntniß des Niveaus, in dem diese Regionen sich gegen einander abgrenzen, schon zu bedeutenden Vergleichungen mit andern Gebirgen Anlaß und Stoff darbieten.

Als ich den Athos bestieg, setzte es mich nicht wenig in Erstaunen, die obere Grenze des Baumwuchses, durch einzelne verkrüppelte Tannenstämme entschieden ausgesprochen, schon in einer Höhe von 5250′ anzutreffen. Aehnliche Verhältnisse am Aetna, wo die Baumvegetation bei 6200′ aufhört, bestimmten Herrn Philippi *), örtliche Ursachen für eine solche Anomalie aufzusuchen. Anomal aber erschien die Erscheinung ihm deshalb, weil die verschiedensten, vorherrschenden Gewächse, wie der Weinstock, die Castanie, die Buche, am Aetna 13—1400′ höher hinaufsteigen, als am Südabhang der Alpen, die Baumgrenze hingegen fast in derselben Höhe sich einstellt. Er äußerte die Meinung, daß die vulcanischen Processe am Aetnakegel mechanisch die Bildung einer Erdkrume hindern möchten, welche zur Ernährung von Bäumen fähig wäre, und führte zur Unterstützung dieser Meinung die Beobachtung des Herrn Gemmellaro an, der auf der Höhe von 7800′ noch eine einzelne Pappel, freilich nur die einzige und zwar eine 6′ hohe, gesehen hat, eine Erscheinung, für die man auch in den Alpen weit über der Baumgrenze zuweilen analoge Fälle anzutreffen Gelegenheit hat **). Ich theilte inzwischen die Ansichten Philippi's und versuchte schon damals, die niedrige Baumgrenze des Athos, die noch um 1000′ früher eintritt, als am Aetna, ja sogar um 250′ früher, als am Nordabhang der Schweizer Alpen, aus örtlichen Ursachen mir einigermaßen verständlich zu machen.

---

*) Vegetation des Aetna in der Zeitschrift »Linnaea« Bd. 7. p. 756.

**) Ich erinnere mich, eine einzelne Lärche oberhalb der Baumgrenze beim Paßübergange vom Fuscher Thale nach Heiligenblut in Oberkärnthen gesehen zu haben.

Am nächsten lag es, der Gestalt des Bergs die Baumlosigkeit seiner obern Abhänge zuzuschreiben. So wie der Aetna eine aus der Verwitterung der Felsmassen sich bildende Erddecke, kaum von Pflanzen besamt, wieder durch Laven einhüllt, oder durch Erdbeben gleichsam abschüttelt, eben so wenig mochte sie hier an steilen Abstürzen zu haften vermögen, vielmehr entweder sogleich herabrollen, oder bei der freien Lage des Athos an einer stürmischen Küste vom Winde zu Atomen verstreut werden. Diese Betrachtungsweise ist jedoch nicht zu befriedigen geeignet, wenn man die bewaldete und baumlose Region aus diesem Gesichtspuncte vergleicht. Auch die Waldregion enthält freilich ausgedehnte Lücken, deren Neigung so groß ist, daß weder Baum, noch Gesträuch an der Marmorwand sich zu befestigen im Stande ist. Die höchste Region aber ist im Allgemeinen nicht abschüssiger, als die übrigen Theile des Athos. Auch ist sie durchaus nicht ohne Vegetation, sondern ein niedriges, die Alpenrosen vertretendes Gesträuch kommt bis zum Gipfel vor. Es ist eine alpine Region, im Gegensatz zum Aetnakegel mit einer reichen und eigenthümlichen Vegetation von perennirenden Kräutern und Zwergsträuchern, also den characteristischen Formen der alpinen Flora, geschmückt.

Freilich stehen die Bodenverhältnisse in einem bestimmten Gegensatze gegen die Waldregion, jedoch in keinem höhern Grade, als in felsigen Alpengegenden. So weit der dichte Fichten- und Tannen-Wald reicht, findet sich begreiflicher Weise auch eine starke, vereinigte Humusdecke. Die alpine Region hingegen ist ein Chaos von Felstrümmern und kleinen, festen Marmorsteinen: aber in den Spalten und Höhlungen der Felsblöcke, zwischen dem feinern Gruß und ihn vereinigend, finden sich, so weit überhaupt Gewächse den Abhang beleben, auch jene fetten, tiefen Humusablagerungen, welche für die alpine Vegetation so characteristisch sind und deren Lebenslauf bedingen. Sehr irrig würde es sein, von diesen Verschiedenheiten der Erdkrume den Character der beiden Pflanzenregionen ableiten zu wollen, während es in die Augen springt, daß die erstern vielmehr von den letztern bedingt werden, und daß, wenn die Bäume weiter oben noch die

climatischen Bedingungen ihres Fortkommens fänden, ihr Vegetationsproceß auch bald eine vereinigte Humusdecke über dem felsigen Untergrunde ausbreiten würde.

Wenn man jene climatischen Bedingungen für die Waldvegetation nur in der mittlern Wärme, z. B. des Erdbodens, erblicken wollte, so wäre es leicht nachzuweisen, daß nach dieser Bestimmung der Wald bis auf den Gipfel des Athos reichen müßte *). Andere climatische Factoren aber sind bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Kenntniß nicht anzuwenden.

Unter diesen Umständen beschränkte ich mich, die alpine Flora des Athos als etwas Gegebenes, einmal Vorhandenes, als ein von unbekannten, vielleicht historischen Ursachen abhängiges Phänomen zu betrachten, und legte mir nur noch die Frage vor, ob wohl, falls beständige, climatische Factoren auf dessen Erscheinung nicht einwirkten, die Waldregion, sei es durch natürliche Besamung, oder durch die Thätigkeit des Menschen, die alpine Flora allmählig zu verdrängen und den Gipfel des Bergs zu erreichen fähig sei. Ich ging hierbei von der Betrachtung aus, daß die alpine Flora des gemäßigten Europa, abgesehen von ihrer Temperatursphäre, besonders durch eine eigenthümliche Art der Bewässerung den Waldregionen gegenüber characterisirt werde. Der stetig den Sommer hindurch schmelzende Schnee auf der einen Seite, die häufigen und anhaltenden Nebel, welche sich an die Bergspitzen hängen, andererseits, bewirken nicht bloß einen ununterbrochenen und reichlichen Zufluß von tropfbarem Wasser, sondern sie vertheilen dasselbe auch gleichmäßig auf die kleinsten Oertlichkeiten, gleichsam als wäre ein Sieb mit feinen Poren über der ganzen Alpenflora ausgespannt, von dem die Feuchtigkeit niedertropfend die humuslosen Felsspalten beständig abspülte und rein erhielte, um deren Furchen und Spalten, wo die zusammengeschlämmte Erdkrume durch die Wurzeln der Gewächse

*) Beispielsweise führe ich aus Wahlenberg's Quellenbeobachtungen an (Flora Carpat. p. XCVI.), daß er eine dem Cisternenwasser der Athosspitze entsprechende Quellentemperatur von 5° C. in den Carpaten in einer Höhe von 3337′ oder 1300′ unterhalb der dortigen Baumgrenze fand.

zusammengehalten wird, desto wirksamer zu tränken. Im Gegensatze gegen diese Weise der Bewässerung, welche dem Ursprunge der Gewässer in den Hochalpen entspricht, haben sich in der Waldregion die Quellen bereits zu Gebirgsbächen und reißenden Fluthen vereinigt, während die Nebel, hier in Wechselwirkung mit der Krone der Bäume, ihre Wurzeln erfrischend und zu einem großartigen Vegetationsprocesse verwendet, weniger auf die Erdkrume und Felsunterlage zu wirken vermögen.

Durch diese Gegensätze, die sich indessen nur auf die rupestre Formation der alpinen Flora, nicht auf ihre Wiesen beziehen, schien es einigermaßen erklärlich, daß, wo einmal Wald und Alpenflora sich gegenseitig abgegrenzt haben, diese Grenze auch in der Folge schwerlich werde verrückt werden können, wenigstens nur zum Nachtheil des Waldes, nicht aber zu dessen Erweiterung. Man erkennt darin Ursachen des Bestehens einer alpinen Vegetation, auch wo die Meereshöhe deren climatische Bedingungen noch nicht erfüllt. Auf den quellenlosen Athos aber, wiewohl derselbe nirgends eine Spur von Alpenwiesen zeigt, schienen solche Betrachtungen nicht unmittelbar angewendet werden zu können. Die Schneelager jedoch, welche sich tief in den Sommer erhalten, und mir in jetziger Jahrszeit zuerst in einer Höhe von 5300′ begegneten, entsprechen den so eben angedeuteten Verhältnissen. Bedenkt man sodann die freie, einsame Lage des Bergs über einer warmen und dem veränderlichen Spiel der Winde in mittlern Breiten preisgegebenen See: so wird man ihn oft im Sommer von Gewitterwolken umlagert sich vorstellen dürfen, von jenen Niederschlägen, die von der wandelbaren Erwärmung und Abkühlung des Hochgebirgs abhängen.

Wie sehr sich ferner in der Regenzeit des Herbstes diese Meteore mehren, dafür besitzen wir das Zeugniß von Mr. Leake *). Bei seinem Aufenthalt am Hájion-Oros im October schreibt er, die Jahrszeit, den Athos zu besteigen, sei vorüber gewesen. Denn »wenn die herbstlichen Orcane in diesem, dem stürmischsten Winkel eines Meers, das überall unbeständig und Windstößen un-

*) Northern Greece 3. p. 127.

terworfen ist, begonnen haben, so können Wochen vorübergehen, bis ein Tag erscheint, an dem man sicher wäre, einer vollständigen Ansicht der entfernten Puncte vom Gipfel zu genießen.« Endlich könnte man anführen, daß die reinen Sommernächte Griechenlands eine reichliche Thaubildung am Athos ungewöhnlich begünstigen, und man könnte bemerken, daß eben die eigenthümliche Humusanhäufung in den Spalten der Marmorblöcke nebst deren nackter Oberfläche selbst auf eine ähnliche Bewässerung schließen läßt, wie sie mit der Felsvegetation der Alpen in Verbindung steht.

Wenn ich durch solche Betrachtungen mir während meiner Reise die Ausdehnung der Alpenflora am Athos aufzuklären suchte und sie jetzt ausführlicher mitgetheilt habe, so geschah dies nicht deshalb, weil ich ihnen einigen Werth für die Lösung jenes Problems einräumte, dessen Grundlage, die ursprüngliche Bedingung der niedrigen Baumgrenze, sie eigentlich unberührt lassen. Aber indem sich die Phantasie des Reisenden mit solchen Ideen beschäftigt, lenkt sie, um ihre Hypothesen durch Thatsachen zu regeln, die Aufmerksamkeit auf manche übrigens vielleicht unbeachtet gebliebene Erscheinungen, die Darstellung gewinnt an Zusammenhang und es kommt Einzelnes zur Sprache, das immerhin dazu dient, die Eigenthümlichkeiten des geschilderten Gegenstandes genauer zu bezeichnen, wenn auch die Sätze, zu deren Unterstützung es gesagt wurde, sich nicht bestätigen oder einer schärfern Begründung ermangeln sollten *).

Um 4h Morgens verließ ich Kerasia, um den Gipfel des Athos zu besteigen, welchen nach der Bemerkung des Eremiten ein rüstiger Mann in drei Stunden zu Fuße zu erreichen im Stande sei. Der Weg führt steil, oder, wo der Berg felsig wird, im Zickzack bis zur Spitze: an eine terrassenartige Absonderung desselben ist nicht zu denken.

---

*) Allgemeinere, vergleichende Bemerkungen über diesen Gegenstand, welche bestimmt sind, im Gegensatz gegen diese Erklärungsversuche obiges Problem aus einem geläuterten Gesichtspuncte darzustellen, sind in der vierten Note am Schlusse des Bandes entwickelt.

4ʰ — 5ʰ. Während der ersten Stunde oder bis zu einer Höhe von 3500′ befand ich mich dem Obigen zufolge noch in derselben Laubwaldregion, deren Characteristik uns schon mehrfach beschäftigt hat. Es ist noch übrig, die Bemerkungen hinzuzufügen, welche sich auf ihre obern Abhänge beziehen und wodurch die Ansicht von den Eigenthümlichkeiten dieses Waldes wesentlich näher bestimmt wird. Sein Character im Gegensatze gegen den heiligen Wald beruhte vorzüglich darauf, daß am Athos eine größere Zahl verschiedener Baumarten in Gesellschaft wächst und daß diese regellos unter einander vertheilt sind: dieser Character verliert sich um so mehr, je höher man ansteigt und je näher man der obern Grenze des Laubwaldes entgegenrückt. Beim ersten Eintritte in diese Region bemerkten wir eine Gruppe von hohen Steineichen, die einen vortheilhafteren Eindruck in Hinsicht auf die Güte des Wachsthums zurückließ, als die folgende Anschauung bestätigte. Allein auch an andern Orten, besonders in den Umgebungen von Kerasia, spielt die Steineiche eine bedeutende Rolle in der Zusammensetzung des Waldes. Hierauf folgten die Castanien und Stieleichen, den erstgenannten Bäumen an Höhe und Stärke des Stamms nachstehend. Doch fand ich späterhin auch hochwüchsige Castanien, welche ein schönes Laubdach ausbreiteten, und zwei Baumarten, die oberhalb Kerasia fast überall, jedoch nur in einzelnen Stämmen unter den Steineichen und Castanien vorkamen, standen diesen an Umfang und Höhe nicht nach: der südeuropäische Ahorn, der in der immergrünen Region auffallender Weise strauchförmig bleibt, hier aber zu einem großen Baume auswächst und der bereits erwähnte Elsbeerbaum, welcher höher als alle übrigen am Athos hinaufsteigt. Die Weißtanne hingegen, die an der Piratenschlucht einen kleinen Wald für sich bildete, ist weiter oben nur ein untergeordnetes Glied der Laubwaldregion, und zeigt, wie wir sehen werden, von allen Bäumen des Athos die merkwürdigste Verbreitung *).

---

*) Quercus Ilex L. Castanea vesca G. Quercus pedunculata Ehrh. Acer monspessulanum L. Pyrus torminalis Ehrh. Pinus Pi-

Wenn man der obern Laubwaldgrenze sich nähert, so verliert sich eine Baumart nach der andern, nur die Stieleiche wird häufiger. Das Unterholz oder Schattengesträuch, welches bisher noch so häufig war, daß die einzelnen Stellen, wo es fehlte, mochten sie nun mit Farnkraut oder mit Gras bewachsen sein, sehr in die Augen fielen, hört nun allmählig ganz auf. Häufig breitet sich eine starke Grasfläche am Boden aus. So besteht denn der oberste Theil dieser Region, die nach unten so mannigfaltige Erscheinungen darbietet, nur aus einem einfachen Gürtel, den jene Eiche für sich bildet und der in einer Breite von 500′ sich bestimmt abscheidend weiter abwärts allmählig in den Mischwald übergeht. Denn während bis zu dieser Uebergangsregion (etwa 2600′—3000′) sowohl unter den Waldbäumen selbst die Steineiche und der Ilex in ihrem immergrünen Laube den Typus der Küstenflora bewahren, als besonders im Unterholze die Glieder dieser Flora selbst erst nach und nach verschwinden: so entfaltet der obere Eichenwald selbst vielmehr einen rein mitteleuropäischen Character: ein weitläuftiger, hochstämmiger Wald aus einer einzigen Baumart, die im Winter entlaubt ist, statt des Unterholzes im Schatten der Laubkronen nur eine dichte Grasnarbe, Mangel an Kräutern und unter diesen Formen aus Mitteldeutschland *). Können nun also die Eichen überhaupt als die wesentlichsten Typen der beiden untern Stufen der Waldregion gelten, so bezeichnen wir die erste durch deren immergrüne, die zweite durch die nordische Art.

Wie wenig naturgemäß es inzwischen erscheine, nach solchen Verhältnissen den Berg in eine größere Reihe von Regionen **)

---

cea L. — Zu den früher erwähnten Waldkräutern gesellte sich hier, jedoch höchst selten, Brassica cretica Lam.

*) Dactylis glomerata L. Cephalanthera ensifolia Rich. Mercurialis ovata Sternbg.

**) Man könnte, um hier diese Idee im ganzen Umfange zusammenzustellen, am Athos 6 Regionen mit ziemlicher Genauigkeit abgrenzen: 1) Immergrüne Sträucher (0–1200′); 2) Mischwaldung mit immergrünen Formen, besonders durch die Steineiche und Castanie characterisirt (1200′—3000′);

zu theilen, die dann freilich bei der Vergleichung mit andern Gebirgen zu größern Schwierigkeiten führt: beweist eine denkwürdige Localerscheinung, die ich im obersten Gebiete des Mischwaldes beobachtete. Um sie richtig zu würdigen, ist es erforderlich, einen allgemeinern Blick auf die Bewaldung des Athos zu werfen. Der Weg, den ich von Kerasia aus einschlug, ist überhaupt der einzige Zugang zum Gipfel des Bergs. Fast nach jeder Seite zu ungeheuern Abgründen abstürzend, kann er überall nur an wenigen Orten bewaldet sein, und wenn der Weg, die sanftere Neigung aufsuchend, fast immer bis zur Baumgrenze im Schatten des Waldes fortschreitet, so darf man aus einem solchen Eindrucke nicht auf die übrigen Bergseiten schließen. Man hat sich die Waldregion des Athos vielmehr nicht, wie auf andern Bergen, in gürtelförmigen Kreisen vorzustellen, sondern als schmale Waldstreifen, die strahlenförmig von der Baumgrenze zwischen den Felswänden hinablaufen und erst in tiefern Regionen zu einem zusammenhängenden Walde sich vereinigen können. Aber jene Streifen selbst werden nicht selten durch Felsgehänge quer unterbrochen, und, was am Wege unter solchen Bedingungen nur als eine Lücke in der Baumvegetation sich darstellt, beschränkt sie an den übrigen Seiten unstreitig viel bedeutender, und somit erscheinen jene Streifen und Gürtel vielmehr als vereinzelte Waldinseln in einer pflanzenlosen Einöde. In einer solchen Lücke, unmittelbar ehe die Eichenregion beginnt, wo der Pfad mit plötzlicher Wendung unerwartet am Rande des Precipice vorüberführt, zeigte sich nach oben eine ziemlich große Fläche, zu sehr geneigt, um Bäume zu tragen, aber noch zum Wachsthum von Sträuchern geeignet. Diese Fläche nun, etwa 3000' über dem Meere, war durchaus mit der Coccuseiche *) bewachsen, was mich um so mehr überraschte, als der Wald schon lange die immergrünen Formen zurücklassend, der Steineichen und des Ilex, ja selbst des Unterholzes entbehrte. So

3) Eichenwald (3000'—3500'); 4) Laricioswald (3500'—4500'); 5) Weißtannen-Region (4500'—5260'); 6) Alpine Region (5260'—6438').

*) Quercus coccifera L.

trat, freilich unter örtlicher Begünstigung — der Lage gegen Süden —, noch einmal und zum letzten Male eine Gebüschform auf, die entschieden der wärmern Küstenflora angehört. Wenn man den Zweck, den man bei der Eintheilung eines Bergs in seine Vegetations-Regionen verfolgt, in's Auge faßt und sich bestrebt, dadurch ein treues Naturbild, naturgemäß gegliedert, darzustellen, würde diese Absicht wohl erreicht werden, wenn durch Festhalten am Einzelnen ihre Zahl sich so vermehrte, daß die eine Region sich nicht mehr von dem Typischen der andern befreit?

Bei der Beschreibung eines Bergs ist es nöthig, die einzelnen Beobachtungen, welche die Vegetation betreffen, gesondert wiederzugeben. Deshalb ist auch vom Unterschiede des Waldcharacters zwischen dem heiligen Walde und Athos die Rede gewesen. Will man dagegen zuletzt dieses Einzelne in allgemeinen Hauptzügen vereinigen und diese zur Vergleichung mit andern Gebirgen benutzen, so begegnet man nicht selten Schwierigkeiten, die kaum zu beseitigen sind. Es ist sehr naturgemäß und einfach, am Athos, wie am Aetna, nur von drei Hauptregionen zu reden, die auf folgende Art sich begrenzen:

1) Immergrüne Region. 0′—1200′.
2) Waldregion. 1200′—5250′.
3) Alpine Region *). 5250′—6438′.

Fragt man aber außer diesen physiognomischen Bestimmungen auch nach aus der Art der Vegetation geschöpften Gründen für diese Eintheilung, so muß man gestehen, daß eine scharfe Trennung zwischen den beiden untern Regionen in der Natur sich gar nicht findet. Es liegt gewiß nicht an den persönlichen Ansichten,

*) Die Coniferenregion des Athos gehört, wie am Caucasus, zum Begriffe der mitteleuropäischen und nicht, wie in den Alpen, zu der alpinen Flora. Die allgemeinern Gründe für diese Ansicht sind in der 3ten Note am Schlusse des Bandes ausgesprochen, die örtlichen bestehen darin, daß die alpinen Gewächse oberhalb der Baumgrenze (namentlich die den Alpenrosen entsprechende Daphne), sich nicht in den Nadelwald verbreiten, was in den Alpen bekanntlich mit den Alpenrosen und zahlreichen Alpenkräutern der Fall ist.

wenn einige Gebirgsbeobachter, wie v. Humboldt und Wahlenberg, die Pflanzenregionen nach den vorherrschenden Gewächsen genau bestimmen, Andere hingegen *) nur eine allmählige Verschmelzung einer Region in die andere wollen gelten lassen. Vielmehr scheinen die Grenzen solcher Regionen auf einigen Gebirgen oder einzelnen Bergen viel schärfer in der Natur ausgeprägt zu sein, als in andern. Zu den letztern gehört die untere Hälfte des Athos und der heilige Wald.

In dieser Beziehung ist oben erörtert worden, welchen Schwierigkeiten die örtliche Beobachtung begegnet, um zwischen dem Walde von Caraes und der Küstenflora eine bestimmte Niveaugrenze festzustellen. Dasselbe würde für den Athos gelten, wo die obere Hälfte der Waldregion so entschiedene Gegensätze gegen die Küstenflora entfaltet. Eine schärfere Grenze, als die einfache Thatsache des Baumwuchses darbietet, darf hier nicht gezogen werden: sie würde der natürlichen Verbreitung der Gewächse Gewalt anthun und künstliche Gesetze unterschieben. Allmählig verlieren sich nach oben die immergrünen Formen, allmählig begleitet sie die Eiche, der obere Eichenwald hat einen rein mitteleuropäischen Typus, das Nadelholz gehört bereits einem kältern Clima an, und es würde in Vergleichung mit andern rumelischen Gebirgen sehr wenig der Natur entsprechen, wenn man die mittelländische Flora sich bis an die obere Laubholzgrenze hinaufgerückt denken und dabei etwa nur die örtliche Erscheinung der Coccuseiche berücksichtigen wollte. Durch diese Betrachtungen kam ich zu dem oben mitgetheilten Ergebniß, dem nur die Bemerkung nothwendig hinzugefügt werden müßte, daß die mittelländische Flora am Athos sich in allmähligem Uebergange noch weit in die mitteleuropäische verbreite, jedoch nur einzelne Bestandtheile, nicht ihre sämmtlichen Formen ihr darleihend, bis sie auch von jenen eine nach der andern, stufenweise und ihrer climatischen Sphäre angemessen, verliert.

5' — 5' 45'. Ohne irgend eine Uebergangsstufe betreten

*) Z. B. Blume für Java (Rumphia. p. 62.).

wir plötzlich den Fichtenwald*) und erblicken von nun an (3500′) keine Eiche mehr am Athos. Auf andern Gebirgen Rumeliens, wo die Buche wächst, die ein kälteres Clima als die Eiche zu ertragen fähig ist, wird die Region des Nadelwaldes weniger scharf begrenzt, weniger einförmig und, man kann sagen, weniger nordisch, als am Athos, auf dem ich keine Buche gesehen habe, während wir diesen Baum am heiligen Walde werden kennen lernen. Er pflegt, wie in den Apenninen und am bithynischen Olymp, den düstern Coniferen einen freundlicheren Wechsel zu verleihen: in den obern Regionen des Athos verliert die Natur jeden Schein der Anmuth und der erhabene Typus der Felsmassen und Abgründe drückt sich auch in majestätischen Laricio-stämmen aus, die den schönsten Edeltannen heimischer Gebirge nicht nachstehen. So weit der abschüssige Boden es irgend gestattet, stehen diese Fichten, die alle andern zweinadeligen Pinus-Arten Europa's an kräftigem Wachsthum übertreffen, in dichtem Walde zusammen. Dreiviertel Stunden aber bedarf man ansteigend, diesen alterthümlichen Forst zu durchwandern, 25 Minuten zur Rückkehr. Während dieser Zeit bleiben Boden und Vegetation sich gleich.

Die Flora des Laricio-Waldes ist einfach zu bezeichnen. Sie ist so einförmig, wie fast alle Fichtenwälder sie darbieten. Unterholz fehlt, nur zuweilen erblickt man Gruppen von Sabina, ein Strauch, der auf diesen Wald beschränkt bleibt und mir an keinem andern Orte in Rumelien vorkam. Das ist die erste Spur einer alpinen Flora: denn unter denselben Verhältnissen wächst die Sabina auf dem südlichen Alpenzuge, wo die Buchen- und Nadel-Wälder sich scheiden **).

---

*) Pinus Laricio Poir (s. oben p. 221.).

**) Juniperus Sabina L. So fand ich sie im südlichen Tyrol bei Buchenstein. Nach Sibthorp ist sie durch die höhern Gebirge Griechenlands verbreitet, besonders häufig am Parnaß. Aber sie kommt auch am bithynischen Olymp vor, dessen Vegetation überhaupt eine auffallende Analogie mit der des Athos zeigt. Die Flora des letztern steht in Uebereinstimmung mit

Zuweilen ist der Boden des Laricioswaldes ganz nackt, ein dürrer Kalksand oder Marmorgerölle. Indessen fehlt an andern Orten auch jene Grasnarbe nicht, welche wir weiter abwärts kennen gelernt haben. Aber sie entbehrt jenes dichten Wuchses und frisch grünen Ansehens, das sie im Schatten des kalt gefärbten Eichenlaubs auszeichnet. Statt dessen wachsen hier auf den Grasplätzen einige gesellige Kräuter, Veilchen und Anemonen, dieselben Arten *), die im Frühlinge die deutschen Buchen- und Tannen-Wälder schmücken.

Höchst vereinzelt kommen endlich in dieser Region auch noch zwei niedrige Baum- und Strauch-Formen vor, deren Verbreitung zu den eigenthümlichsten Erscheinungen des Athos gehört. Die erste ist der Elsbeerbaum, den wir schon als einen stattlichen Baum im Laubwalde bemerkten und der, von allen Gewächsen desselben das einzige, noch in einzelnen Exemplaren durch den Laricioswald hinaufsteigt, aber hier gewöhnlich zur Strauchform verkrüppelt. Die zweite Form **) dagegen, derselben Gattung angehörig, die Mehlbirne, ist der einzige Baum mit entwickeltem Laube, der am Athos oberhalb der Laubwaldgrenze vorkommt, jedoch stets vereinzelt für die physiognomische Characteristik des Bergs ohne Bedeutung ist. Dieser Baum erreicht dort eine Höhe von 20—30′ und erhält sich in solchem Wachsthum bis zu seiner obern Grenze. Das Auffallendste ist, daß seine Verbreitung fast ganz dasselbe Gesetz befolgt, als der Nadelwald, dem er so fremdartig erscheint. Denn ich habe einige Bäume noch oberhalb der Capelle im höchsten Tannenwalde (4900′) beobachtet und ebenso habe ich ihn niemals in der Re-

---

seiner Lage gleichsam in der Mitte zwischen den kleinasiatischen und griechischen Hochgebirgen. Einige Gewächse scheinen ihm jedoch ganz eigenthümlich zu sein.

*) Viola canina L. V. tricolor L. Anemone nemorosa L. — Arabis alpina L. var. Dieselbe Form hatte ich in den bithynischen Gebirgen angetroffen.

**) Pyrus torminalis Ehrh. P. Aria Ehrh. — Höchst einzeln kommt auch Mespilus Cotoneaster L. vor.

gion der Laubhölzer bemerkt. So steigt er von allen Laubbäumen bei weitem am höchsten am Athos hinauf und beschränkt sich zugleich auf die kälteren Höhen, auf welchen die ähnlichen Formen nicht mehr gedeihen können.

5h 45′—7h 45′. Aufenthalt bei der Capelle Panajia. Aus dem Lariciowalde tritt man unerwartet auf eine kleine Wiesenplatte, die, genau über der Wendung des Wegs von Lavra nach Kerasia vom Athoskegel vorspringend, gegen das Cap, d. h. nach Südosten, aber nicht weniger gegen Osten bis über Nordost hinaus, von Felsen umgürtet einen schauerlichen Blick in ungeheure, senkrechte Abgründe gestattet. Von Süd bis West reicht der Lariciowald schräg zu ihr hinauf, im Norden starrt der Athosgipfel, sein Fuß im schwarzen Tannenwalde auf die Platte sich stützend. Auf dieser schmalen Fläche steht eine offne, der Jungfrau Maria geweihte Capelle, daher Panajia genannt. Hier ist eine reiche Flora von Gräsern und Kräutern, mit Berberitzengesträuch untermischt. Man könnte den Ort keine Alpenwiese nennen, aber die Lage sich genau vorstellen, wenn man sie mit jenen pflanzenreichen Felsplatten vergleicht, die man so oft in den Kalkalpen antrifft. Jene Zwerg-Berberitze ist nebst zwei Gebirgsleguminosen, einer rothköpfigen Anthyllis und einem Traganth-Astragalus, auf dieser Athosspitze häufig verbreitet, und diese Formen erscheinen wegen ihrer sparsamen Verbreitung auf griechischem Boden besonders characteristisch *).

Oberhalb dieser Platte giebt es keine Fichte mehr, abwärts bis zum Laubwalde keine Tanne. Dieser Punct ist eine äußerst scharfe Vegetationsgrenze: denn mit Ausnahme des eben erwähnten Baums und jener Berberis fand ich, daß kein Gewächs diese Platte weder nach oben noch nach unten überschritt. Ja man kann noch mehr sagen. Der Wiesengrund selbst, besonders aber die Felsblöcke am Precipice, sind eine äußerst reiche Fundgrube an seltenen und eigenthümlichen Pflanzen. Von dem ganzen Reichthume dieser Vegetation kenne ich kein einziges Gewächs, das

---

*) Berberis cretica L. Astragalus angustifolius Lam. Anthyllis vulneraria L. var. rosea.

mir außerhalb dieser Oertlichkeit noch auf irgend einem Puncte des Athos vorgekommen wäre. Ich könnte erklärend hinzufügen, daß die Platte zugleich die einzige Andeutung einer Bergwiese gewesen sei, die ich in diesem Gebirge gesehen: allein wenn dieser Umstand das einmalige Vorkommen der Wiesenpflanzen hinreichend erläutert, so ist dies nicht in Hinsicht auf die reichere Felsbekleidung der Fall. Eben solche Marmorblöcke, wie bei Panajia, bedecken den baumlosen Gipfel des Athos von der Spitze bis zur Baumgrenze. Nicht eine einzige Pflanze von Panajia kehrte dort oben wieder, bei identischen Verhältnissen des Bodens, aber durch einen Höhenunterschied von 750′ getrennt. Je mehr man alpinen Höhen sich nähert, desto bestimmter sind die Niveaugrenzen abgeschnitten, innerhalb deren ein Gewächs ein seinem Lebenskreise entsprechendes Clima findet. Dieses Phänomen, das bei der verhältnißmäßig gleichförmigen Abnahme der Wärme schwierig zu erklären sein möchte, glaube ich auf mitteleuropäischen Gebirgen gleichfalls bestätigt zu sehen.

Daß die Verschiedenheit der Felsflora von Panajia und vom alpinen Athos keine zufällige Erscheinung, sondern durch die Höhe des Standorts bedingt sei, geht noch deutlicher aus der Betrachtung der Pflanzen selbst hervor, unter denen sich hier noch nicht jene Familien finden, die, für alpine Höhen characteristisch, fast auf der ganzen Erde, wie an den Polen wiederkehren. Bei Panajia werden die Felsen bei Weitem vorherrschend von Cruciferen und Alsineen geschmückt, nicht, daß diese den physiognomischen Character bestimmten, vielmehr sind's meist winzige, gesellige Formen, aber so zahlreich an Arten, daß sie von den damals blühenden oder erkennbaren Gewächsen *) mehr als die Hälfte ausmachten. Bekanntlich giebt es aus diesen beiden Familien

*) Clypeola Jonthlaspi L. Vesicaria utriculata DC. Draba Aizoon Wahl. Isatis tinctoria L. Thlaspi perfoliatum L. Aubrietia deltoidea DC. Alyssum minimum W. Alsine verna Bartl. A. rostrata Koch. Arenaria pubescens d'Urv. Arenaria serpyllifolia L. Cerastium pumilum Curt. — Geranium rotundifolium L. Melissa Acinos Benth. Bromus mollis L. Sedum athoum DC. u. s. w.

auch alpine Reihen, aber die Arten von Panajia gehören nicht zu diesem Kreise, die Saxifragen fehlen, und, was noch mehr beweist, die beiden physiognomisch bestimmenden Gewächse, Anthyllis und Tragantstrauch, tragen vollends den griechischen Typus. Oefter habe ich die Bemerkung wiederholt, daß auf den rumelischen Gebirgen die Puncte, wo zwei Regionen sich berühren, stets eine ergiebige Ausbeute an eigenthümlichen Pflanzen darbieten. Die Platte von Panajia selbst endlich ist theils ohne Spuren alpiner Vegetation, theils besonders durch gelbe Asphodelen *) characterisirt. So kehren südliche Formen noch einmal oberhalb des nördlichen Laricio-Waldes wieder.

7^h 45′—8^h 15′. Nur bis zur Capelle von Panajia ist der Athos für Maulthiere zugänglich: wenigstens wurde dies vom Albanesen behauptet, und er blieb daher mit dem Gepäck und unsern vier Thieren zurück. Nur der Priester von Lavra, Dimitri und ich bestiegen den Gipfel. Ich fand den Weg zwar viel schmaler als bisher und nur für Fußwanderer berechnet, aber doch so künstlich im Zickzack angelegt und die kleinen Marmorstücke so sicher zum Auftreten, daß ich mich, ungeachtet der Steilheit des Abhangs, der wahrscheinlich mehr als 30° geneigt ist, kaum erinnere, jemals auf so bequeme Weise eine hohe Bergspitze erstiegen zu haben. Denn der Fußpfad ist größtentheils nur nach vorn geneigt, seitwärts aber rechtwinklich gegen die Bergaxe künstlich eingelegt, was auch leicht geschehen konnte, da es nur darauf ankam, die losen Steine abzutragen, die sich dann fest zusammenlegen und nicht leicht von selbst hinabgleiten, weil sie eckig und klein sind. So ist der untere Theil des Kegels durchaus mit kleinen Marmorsteinen von großer Härte und rein weißer Farbe übersäet, zwischen denen der pflanzennährende, schwärzliche Humus sich einsenkt; erst in der Nähe des Gipfels vergrößert sich das Volumen dieser Felsfragmente und dort oben findet man zu-

*) Asphodeline lutea Rchb. — Uebrige Bestandtheile dieser Formation waren: Rosa pimpinellifolia L. Lamium striatum Sibth. Galium cruciata Scop. Plantago lanceolata L. Poa alpina L. und Danthonia carinata n. sp.

letzt ein Chaos von mächtigen Felsblöcken, zwischen denen man mühsam emporklimmt, ohne das Ziel der Wanderung zu erblicken, bis man unerwartet auf dem ebenen Boden zwischen den Gipfelfelsen anlangt. Schnee fand sich nur in einzelnen Lagern an dieser, der südlichen Seite des Bergs, und war, im Schmelzen begriffen, an einer Stelle, wo er den Pfad bedeckte, unserm Beginnen hinderlich.

Ueber der Platte von Panajia breitet sich unmittelbar der Tannenwald aus, aber schon nach 15' hatte ich die obere Grenze der dichten Waldung erreicht, da während der letzten Viertelstunde unterhalb der Baumgrenze nur einzelne Stämme fortkommen. Ich war sehr begierig zu erfahren, aus welcher Tannenart diese höchste Waldregion gebildet werde, allein bald überzeugte ich mich, daß es die gewöhnliche Weißtanne sei, deren Vorkommen in dieser Höhe auch sehr gut mit ihrer Verbreitung in den Alpen übereinstimmt *). Da ich nun hier über die Identität der Art unzweifelhaft sein durfte, in der Laubholzregion aber keine Tannenzapfen gesehen hatte, so wurde ich zweifelhaft, ob die Tanne von Kerasia wirklich zu den Weißtannen gehöre. Allein in der Folge glückte es mir, am heiligen Walde einen einzelnen Baum, mit aufrechten Zapfen beladen, aufzufinden und mich zu überzeugen, daß nur eine einzige Tannenart **) am

---

*) In den Alpen kommt Pinus Picea L. im Durchschnitte bis zu einer Höhe von 4600' vor. Ebenso wird im Durchschnitte der Höhenunterschied zwischen den obern Grenzen gleicher Arten an den südlichen Alpen und am Athos etwa 700' betragen. Dieser Höhenunterschied beträgt nach Herrn Philippi am Aetna 1400'; der Athos steht daher, seiner geographischen Lage entsprechend, in pflanzengeographischer Beziehung gerade in der Mitte zwischen den Alpen und dem Aetna.

**) Als ich hörte, daß man vor einiger Zeit eine der Weißtanne nahe verwandte Art auf den jonischen Inseln unterschieden habe, vermuthete ich, daß die Tanne der Laubholzregion wohl dieser Form angehören möge. Ich habe mich jedoch im botanischen Garten zu Triest, wohin jene cephalonische Tanne, wenn ich nicht irre, durch Herrn Link gelangt war, überzeugt, daß sie von der Weißtanne nicht specifisch verschieden sei. Herr Zuccarini äußerte später dieselbe Ansicht.

Athos vorkomme. So bleibt es denn eine sehr auffallende, gewissermaßen unerklärliche Erscheinung, daß dieser Baum zuerst einzeln, aber doch zuweilen gesellig, meist ohne Früchte, aber doch mit eben so üppigem Wachsthum in einer Höhe von 1500′ —3000′ am Athos auftritt, daß er dann in der Zone von 3000′ —4500′ gänzlich fehlt und über diesem tannenlosen Gürtel wieder in gleicher Gestaltung als der dem kältesten Clima trotzende Baum wiederkehrt.

Der dichte Tannenwald ist der Bezirk, innerhalb dessen die dornige Zwergberberitze von Creta ihre Verbreitung beschränkt. Auf der freien Platte von Panajia gedeiht sie am besten, im Walde ist sie das einzige Gesträuch, gewöhnlich 2—3′, höchstens 4′ hoch; wo die Tannen sich über den Abhang zerstreuen, hört sie auf zu wachsen. Sie ist zugleich nebst den einzelnen Stämmen der Mehlbirne das einzige Gewächs, welches mit der Tanne in Gesellschaft vorkommt. Weder Kraut, noch Gras sah ich im Schatten dieser Waldung: nur ein Parasit, die Mistel, wuchert auf einigen Weißtannen *).

Wo aber der Tannenwald aufhört und in einer Zone von etwa 300′ nur noch einzelne Stämme in Abständen von 100 und mehr Schritten bemerkt werden, kündigt die alpine Vegetation sich allmählig an. Eine Krummholzregion, wie auf den Alpen, Carpaten und Sudeten, giebt es am Athos nicht. Zwar kann man an den höchsten Laricioſichten bei Panajia bemerken, daß die Zweige häufig sich horizontal auszubreiten bestreben: aber die Tanne zeigt dieses Phänomen nicht, und der oberste Baum, der einsam über einer Marmorklippe steht, trägt auf einem schlanken Stamm seine mäßig entwickelte Krone und mag eine Höhe von 20′ erreichen. Freilich kommen selbst auf der Spitze des Athos liegende Holzgewächse vor, Rosaceen, aber dies sind kriechende Sträucher, die in den Spalten der Felsblöcke haften, und können nicht als Stellvertreter des Krummholzes gelten, weil ihre Zweige sich nicht nach oben verbreiten: ihre Vegetation entspricht den Zwergweiden und alpinen Rhamnusarten.

*) Berberis cretica L. Pyrus Aria Ehrh. Viscum album L.

8h 15′—9h. Als ich in die baumlose Region eintrat, fürchtete ich sehr, in zu früher Jahrszeit den Berg bestiegen zu haben, um eine richtige Ansicht von seiner alpinen Flora erlangen zu können. Ueberall sproßte zwischen dem Gestein eine Masse von Zwerggesträuch und perennirenden Kräutern hervor, die Blattformen waren mir größtentheils unbekannt: aber nur selten gelang es, eine blühende Pflanze zu erhalten. Erst auf dem Gipfel selbst war die Vegetation weiter fortgeschritten, vielleicht weil er sich schon längere Zeit vom Schnee des Winters befreit hatte, oder weil er im höchsten Wechsel der Tag- und Nacht-Wärme durch Thaubildung in höherm Grade, als der Abhang begünstigt wurde. So enthielten z. B. die Saxifraga-Rasen eine solche Menge Feuchtigkeit, daß daraus auf einen starken Thau oder Nebel am heutigen Frühmorgen geschlossen werden durfte. Hier war ich nun so glücklich, mir eine Sammlung von mehr als 20 blühenden Gewächsen zu verschaffen, sehr eigenthümliche, zum Theil bisher unbekannte Formen. Rechne ich zu diesen noch einige Arten, welche Herr von Friedrichsthal in der letzten Hälfte des August von der Athosspitze zurückbrachte, und die ich zu untersuchen Gelegenheit habe, so glaube ich zu einer allgemeinen Uebersicht dieser, wenn auch armen, doch merkwürdigen und von keinem Botaniker beschriebenen Flora gelangt zu sein.

Die Holzgewächse bestehen aus vier Arten. Von diesen ist eine Daphne mit hellen Wachsblüthen der einzige aufrechte Strauch, der, wenn auch nur sparsam, doch bis zum Gipfel vorkommt: ein ästiges, fußhohes Gewächs, mit Blättern wie Buchsbaum, gewöhnlich unter Felsblöcken versteckt, so daß die Nacktheit des Kegels durch seine Vegetation nicht belebt erscheint. Außerdem giebt es nur einen einzigen aufrechten Strauch, der jedoch nur einzeln vorkommt, eine Art Zwergwachholder. Die beiden andern, schon angeführten, kriechenden Holzpflanzen standen auf den obersten Felsen in Blüthe, eine kleinblättrige Rose und eine andere Rosacee, die bisher irrig zu den Pflaumen gerechnet worden ist. Diese vier Gewächse*) rufen dem Botaniker,

*) Daphne buxifolia Sibth. Juniperus hemisphaerica Presl. Rosa olympica Don. Hagidryas prostrata (Prunus Lab.).

wenn er den Athos besteigt, zum Theil die entlegensten und höchsten Bergspitzen des südlichen Europa's in's Gedächtniß. Denn wollte er die Daphne noch einmal wiedersehen, müßte er zum Ida auf Creta wandern; den Wachholder fände er auf dem Aetna, die Zwergpflaume auch auf dem Ida, aber auch am Libanon, am Parnaß und vielleicht auch auf dem Biocovo in Dalmatien. Das ist die merkwürdige Verbreitung dieser Gewächse, auf die berühmten, südöstlichen Berggipfel eingeschränkt.

Die alpine Krautvegetation des Athos, eine Felsenflora, enthält besonders Saxifrageen, Cruciferen und Euphorbiaceen; ferner finden sich Compositen, Leguminosen, Alsineen, Borragineen, Corydaleen und Liliaceen *) repräsentirt. An Cryptogamen ist diese Region, wie der Athos überhaupt, sehr arm. Keine Flechte bekleidet den Marmor: nur ein einziges Moos **) habe ich entdeckt. Lebendigen Wesen in dieser Einöde zu begegnen, darf man nicht erwarten. Ein einziger Käfer, ein Cerambyx, wie ich glaube, verbarg sich eilig neben der Capelle. Beim Hinabsteigen verjagten wir im Tannenwalde einen prächtigen Hirsch.

Nach diesem allgemeinern Ueberblicke über die Vegetation des Athos gehen wir zu einigen Bemerkungen über die Lage des Bergs über, die nur vom Gipfel aus richtig übersehen und in ihrem wahren Verhältnisse zu den umliegenden Landschaften dargestellt werden kann, und wir verweilen zugleich bei den hohen Naturgenüssen, welche die Besteigung des Athos gewährt.

In Kerasia hatte ich geglaubt, der westlich vom Kellaeon

*) Saxifraga media Gouan. S. sancta nov. sp. — Arabis alpina L. var. grandiflora. A. drabiformis m. (Draba hirta Sm. nec al.). Aethionema athoum m. Eunomia oppositifolia DC. — Euphorbia fragifera Jan var. E. deflexa Sm. E. Myrsinites L. — Ptarmicae sp. Astragalus depressus Sibth. Anthyllis montana L. Arenaria biflora L. Myosotis alpestris S. Corydalis digitata Pers. Scilla bifolia L. Carex sp.

**) Syntrichia subulata W. M. var. alpina.

gelegene, bewaldete Paß gestatte den Zugang zum Athos, der in nördlicher Richtung ganz unersteiglich zu sein schien. Dennoch wendet sich der Pfad sogleich nach Nordosten und findet hier verborgene Schluchten, in denen er schräg und ohne die Hauptrichtung zu ändern bis Panajia aufsteigt. Wenn man nun hier, aus einer Waldschlucht zur andern zu gelangen, die freie Klippenbrüstung umkreist, kann man sehr belohnende Blicke nach rückwärts in die Tiefe und Ferne werfen, weil alle Gegenstände rasch aus dem Meere hervortreten. Dort sieht man zum ersten Male nach den beiden andern Halbinselstreifen von Chalcidice, nach Longos und Cassandra hinüber, von denen jener, der nächste, mit dem heiligen Walde, diesen vom Athos getrennt gedacht, zu vergleichen wäre. Denn Longos wird auch durch eine Bergkette gestaltet, deren höchste Erhebung (nach Copeland 2596′), nicht wie hier an der äußersten Landspitze, sondern in der Mitte der Halbinsel liegt und mit einer zweiten Spitze an deren Nordende verbunden ist, die zum Zeichen der Vermischung von Griechen und Osmanen Cárvuna *) genannt wird. Doch über diese Nachbarküsten hinaus öffnet sich schon jetzt ein fernerer Einblick in den griechischen Continent, freilich nur durch einzelne Bergspitzen am Meereshorizonte ausgedrückt. Zwei Gipfel, von denen der nördliche von Schneelagern glänzt, zeigen sich dort durch einen breiten Hochthaleinschnitt getrennt. Schon freute ich mich, den thessalischen Olymp und das Thal Tempe zu begrüßen, aber ich überzeugte mich später, daß ich, in der Richtung irrend, den Ossa mit dem Olymp verwechselte. Es waren die Berge Ossa und Pelion, die mir aus einer Entfernung von 20 g. Meilen zuerst vom griechischen Festlande herüberwinkten, und die Küstenkette von Thessalien, die zwischen beiden über den Spiegel der Meeresfläche sich erhob.

Die häufigen Windungen des Wegs verändern diese Scene beständig. Der Blick nach Süden schließt die mannigfaltigste Fernsicht auf. Von Osten nach Westen beginnt sie mit dem

*) Der Cárvuna ist nach derselben Quelle nur 1842′ hoch, die Halbinsel Cassandra aber erhebt sich nur bis zu 1078′.

Eliasberge auf Skyro, beherrscht die Teufelsinseln Piperi, Jura-Pulo und Pelaghisi, findet ihren bedeutendsten Mittelpunkt in der Gruppe von Selidromi, Skópelo und Skiatho und endet in der Gebirgssenkung südöstlich von Volo, zwischen dem Pelion und dem Berge von Skiatho, wo über dem Canal von Trikeri einige Berge von Nordeuboea erkannt werden, vielleicht sogar der Parnaß, der genau in dieser Richtung liegt, aber 30 g. Meilen entfernt ist. Daß es nicht so ganz unwahrscheinlich sei, den Parnaß vom Athos erblicken zu können, dafür spricht ein Umstand, der mir in diesem Panorama einer der bemerkenswerthesten zu sein scheint. Oestlich von Skópelo sah ich am äußersten Horizonte einen schneebedeckten Kegelberg, der viel weiter entfernt zu liegen schien, als irgend ein anderer Punct im Gesichtskreise. Nach der Richtung und Entfernung konnte dies kein anderer Berg sein, als der Dhelfi auf Euboea, dessen Höhe Leake zweifelhaft auf 6000′ schätzt. Dieser Berg aber ist 25 g. Meilen vom Athos entfernt und erschien noch bedeutend über den Horizont erhoben. Hinreichend erhabene Gegenstände scheinen in diesem Clima und bei günstiger Beleuchtung bis zu zwei Breitegraden sichtbar zu sein.

Zuweilen kehrte auch das frühere Bild wieder vom nordöstlichen Archipel, welches mich von Lavra bis zur Wendung um das Cap begleitet hatte: aber auch diese Ansicht hatte jetzt an Umfang gewonnen. Lemnos ward zu einer einzigen, im Vordergrunde ausgebreiteten Insel; jenseits tauchte Tenedos hervor; und eine noch weiter entlegene Bergcontur, das letzte Denkmal von Asien, konnte nur auf den trojanischen Ida gedeutet werden, wiewohl auch dieses Gebirge gegen 25 g. Meilen vom Athos entfernt liegt. Alle Landschaften, welche nördlich von einer Linie, die vom Ossa zum Ida reicht, gelegen sind, wurden bis jetzt noch durch den vorliegenden Athosgipfel verdeckt.

So sehr nun der weite Umblick über eine Meeres-, Insel- und Gestade-Fläche, deren Halbmesser 25 g. Meilen beträgt, das Auge zu fesseln vermag, so stark es auch die ärmste Phantasie bewegen müßte, hier so viele berühmte Berge und Eilande des Alterthums auf die bequemste Art in einem einzigen Augenpuncte

vereinigen zu können: so ist das Gemälde des Vordergrundes, der Blick in die Tiefe doch viel reicher, lebendiger und anregender. Große Formen, blendende Farben sprechen unmittelbar zum Gemüth. Die tiefen Abgründe, die hohen Marmorfelsen, das mannigfache Grün, das Indigo- und Lasur-Blau: alles dies wirkt auf das Auge in ganz ähnlicher Weise, wie das Ohr durch gewaltige und harmonische Töne gereizt wird, die das empfängliche Organ sodann mit der Stimmung der Seele zu vermitteln versteht: so wie auch der Landschaftssinn gleich dem musicalischen Gehör theils ein angebornes Gut ist, theils durch schöne Eindrücke weiter ausgebildet werden kann. Wenn aber schroffe und zugleich in gewissem Sinne versöhnte Gegensätze in dieser Sphäre die größte Wirkung äußern, so ist es hier besonders die Nähe des Meers an den wildesten Gestalten der Feste, die der großartigen Natur einen beruhigenden Character verleiht. Denn die stille, blaue Fläche erscheint stets in äußerster Nähe, als sähe man von einem hohen Thurme auf die klare Fluth hinab; aber in so großen Verhältnissen, daß, wer den höchsten Gipfel hinaufklimmt, sich wie eine Ameise vorkommt, die einen Kirchthurm zu erklettern bemüht ist. Erst, wenn man einen Berg, der tausendmal größer ist, als der Mensch, beständig vom Fuße bis zum Gipfel übersehen kann, empfängt man sein Bild, so wie es unsern Begriffen von materieller Größe entspricht.

Hatte der Frühmorgen durch den klarsten Himmel meine Wanderung so freundlich begünstigt: so drohten die folgenden Stunden wenigstens den sinnlichen Genuß ganz zu vereiteln. Als ich aus dem Fichtenwalde trat und den Athosgipfel wiederzuerblicken hoffte, hatte sich eine Wolke leicht um den Scheitel des Bergs gelagert. Während ich in Panajia verweilte, drängte sie sich nach oben, und ich schöpfte wieder Muth, als, da ich weiterzugehen mich anschickte, nur noch die Spitze selbst im engbegrenzten Nebel sich versteckte. Dieses Wölkchen, das im Thale wie ein schwacher Cirrus erscheinen mochte, blieb unveränderlich haften und hatte sich nicht gelöst, als ich den Gipfel erreichte. So suchte ich mich denn, durch den feindlichen Nebel von dem

reichsten Panorama getrennt und eingehüllt, zunächst an dem Orte selbst heimisch einzurichten.

Zuerst mußte die Capelle des Gipfels gleichsam entdeckt werden. Denn sie liegt unter den gewaltigsten Marmorblöcken versteckt und, da sie aus demselben Gestein roh zusammengefügt ist, so kann sie in einem dichten Alpennebel wohl übersehen werden, und auch sonst würde man sie beim Ansteigen nicht im Voraus erblicken. Sie enthält zwei kleine Räume, der eine mit Altar und Bildniß zur geistigen, der andere mit der Cisterne, mit Holz und Kessel zur leiblichen Erquickung bestimmt. Sie führt einen schönen, angemessenen Namen, Metamórphosis, der einen kirchlichen Bezug hat *), aber poetisch mit der Idee des Ortes verknüpft erscheint, wo das Irdische, Körperliche, wie die feine Spitze des Minarets, in das Himmlische hineinragt, und wo zugleich der Geist, das Niedrige abstreifend, sich in hohen Anschauungen spiegelt.

Die Luft war ganz still. Das Thermometer zeigte um 9ᵘ eine Wärme von 10°,5 R. an. Nach einer Viertelstunde öffnete sich plötzlich der Nebel von Norden bis Nordosten. Die Landschaft von Tassos bis Salonichi, der heilige Wald lagen ausgebreitet: eine Chartenansicht, aber farben- und formenreich. Ich begann die Halbinsel, mir das Nächste und Bekannteste, zu mustern; ich sah den heiligen Wald, wie eine flache, grüne Hügelwölbung, in der Mitte des Landstreifens bis zum Golf von Stellaria in sanft gerundeter Form hinablaufen; ich erstaunte noch mehr, als unten, über den gewaltigen Gegensatz des Athos, dessen Gipfel steile, große Vorberge landwärts umgürten und dessen Abgründe geradlinig von der Spitze bis zum Meere sich zu erstrecken scheinen; ich sah auf dieser Seite nur wenige Waldinseln: sie verloren sich unter den Gesteinmassen. Dann suchte ich die einzelnen Klöster auf, unterschied an dem Tone des Grün sehr deutlich die Linie, welche die Küstensträucher von der Waldregion

*) Einmal im Jahre, zum Feste der Verklärung Christi, wird hier Gottesdienst gehalten, am 17ten August. Zachariae a. a. O. S. 254.

trennt *), und erkannte sogar die örtlichen Ausnahmen, die meine Ansicht von diesen Regionen auf dem Wege von Caraes nach Lavra verwirrt hatten. Weiter umkreiste mein Auge den Golf von Orphano und verweilte an den schneetragenden Küstenbergen der westlichen Rhodope. Dort entfaltete sich ein weitläufiges System von Gebirgen und Hügeln, die ganz Chalcidice bedecken und gewiß tiefe Blicke in das Herz von Rumelien öffneten, die ich aber nicht so schnell zu entwirren vermochte, als sie überhaupt mir gestattet waren. Denn kaum hatte ich begonnen, die Boussole zu gebrauchen, die Grenzen von Tassos **) bestimmt, und mich vergeblich bemüht, nach der Weisung des Calojeren die Minarets von Salonichi aufzufinden: als plötzlich der Vorhang vor diesem Schauspiel der Natur wieder niedersank. So blieb der Nebel eine Weile ringsum dicht zusammengezogen, aber ich gab die Hoffnung nicht auf, da das Thermometer beständig stieg und um 10h 15′ bereits 13° zeigte. Dabei wehte kein Lüftchen.

Eine Stunde lang blieb die Wolke launenhaft, bald hier, bald dort eine Lücke mir gewährend. So wurde mir stückweise, wie durch die Fenster eines Thurms, der größte Theil dieses weiten Panoramas, vielleicht mehr als 2000 g. Quadratmeilen, in völliger Klarheit ausgebreitet, da außer der Gipfelwolke der Himmel ganz heiter war. Nur in Westen ist's niemals entschleiert worden und das Land zwischen Ossa und Salonichi nebst den südlichen Theilen von Chalcidice habe ich nicht gesehen. War aber alles Uebrige bis zur Wölbungslinie der Erde deutlich, wie jemals, aufgeschlossen, so ward mir dagegen nicht die Zeit gegönnt, die wechselnden Eindrücke bestimmter zu ordnen und festzuhalten. Wohl zehnmal habe ich meine Magnetnadel aufgestellt: kaum hatte sie den Ruhepunct gefunden, so ballten sich die Wol-

*) Vergl. oben S. 267.

**) Ich sah das Südcap von Tassos unter N45°O und die höchste Erhebung der Insel unter N41°45′O. Etwas links von diesem Puncte, etwa unter N41°O, sah ich eine ausgezeichnete Spitze der Rhodope, ohne Zweifel den Berg Xanthe, der nördlich vom alten Abdera liegt und dessen Höhe Gozeland zu 3815′ bestimmte.

ken, wie von einem Dämon getrieben, wieder zusammen. Auf diese Art konnte ich zu keiner genauern Einsicht in das, was ich sah, gelangen. Ich übergehe daher das Detail dieser Ansichten und gebe nur eine problematische Linie an, welche die äußersten vom Athos gesehenen Puncte, so weit ich sie zu erkennen geglaubt habe, vereinigen würde.

Diese Linie des Horizonts beginnt also im Osten mit dem Ida; von da folgt nach Norden das Meer jenseit Imbros und Samothrake bis zur Richtung der Maritzamündung: Chersones und Tschatal-tepé habe ich nicht mit unbewaffnetem Auge erkannt; aus dem Meere ragt sodann zunächst der östlichste Berg der Rhodope bei Trajanopolis hervor, und von da begrenzt der Kamm der südlichen Rhodopekette den Gesichtskreis, ungefähr bis zum magnetischen Meridian, bis zum Pilav-tepé bei Orphano; das Thal des Carasu (des Nestus der Alten) ist durch die größere Nähe und bedeutendere Erhebung der westlich von seiner Mündung gelegenen Berge ausgedrückt; hierauf scheint der hohe Gebirgskamm, der sich nördlich und nordwestlich von Seres bis zum Vardar erstreckt, der Schengel-dagh, von dem noch später die Rede sein wird, weiter zurücktretend sich anzureihen; von da bleibt die Linie bis zum Olymp und Ossa unbekannt; vom Olymp folgt sie der thessalischen Küste bis zum Cap Iiorji; der südliche Gesichtskreis ist oben erwähnt: vielleicht würde der lesbische Olymp hinzuzufügen sein. So groß die Zahl von wichtigen Puncten ist, die von hieraus gesehen werden könnte, so scheint sie doch von Leake *) überschätzt worden zu sein. Wenigstens dürften gegen die Hypothese, daß man vom Athos möglicher Weise die Lage des bithynischen und thessalischen Olymps vergleichen könnte, dieselben Bedenken geltend zu machen sein, welche der Verfasser selbst einer irrigen Meinung der Hajioriten, nach deren Angabe die Minarets von Constantinopel in einer Entfernung von mehr als 50 g. Meilen sichtbar wären, entgegengestellt hat: denn der bithynische Olymp liegt in einem geraden Abstande von 60 g. Meilen.

*) Northern Greece 3. p. 128.

Um 11ʰ zog sich der Nebel dicht zusammen und von diesem Augenblicke an mußte ich meine Hoffnung, ihn schwinden zu sehen, aufgeben. Von Minute zu Minute nahm er an Dichtigkeit zu und erst bei Panajia trat ich aus der Wolke heraus. Aber auch später verfolgte sie mich und erst im Laubholze durfte ich mich ganz des heitren, südlichen Tags erfreuen. Ich verweilte indessen noch bis 11ʰ 45′ auf der Spitze und beobachtete noch um 11ʰ 30′ eine Temperatur von 16°,3 R., also eine Zunahme von beinahe 6° in drittehalb Stunden. Dieses Phänomen ist mir ganz räthselhaft. Woher kommt es, daß bei der stillsten Luft und beständig steigender Wärme hier an dem isolirten und dem einzigen Puncte des Gesichtskreises eine Wolke regellos sich bildet, stellenweise verschwindet, aber im Ganzen sich allmählig vergrößert und zuletzt den Gipfel völlig auf mehr als 2000′ einhüllt? Statt daß die zunehmende Wärme gegen Mittag sie auflöst, wird sie dichter; statt daß der Niederschlag eine örtliche Bewegung in der Atmosphäre bedingen sollte, bleibt sie still. Vielleicht war der Erdboden dort oben um Sonnenaufgang sehr viel kälter geworden, als die Luft, vielleicht war dieser Unterschied der Temperatur gegen Mittag noch gestiegen, als die Luft durch Wolkenbildung und Sonne sich erwärmte, der Felsoberfläche aber eben durch den Nebel die Sonnenstrahlen entzogen wurden.

Die Zeit, die ich auf dem Rückwege gebrauchte, kann zur Bestimmung der Regionenbreite nicht angewendet werden. Um 12ʰ 15′ erreichte ich die erste Tanne, den Tannenwald selbst und die Berberitzen um 12ʰ 30′, um 12ʰ 50′ die Platte von Panajia, wo ich erfreut war, das Gepäck unversehrt und den getreuen Albanesen in der Capelle schlafend wiederzufinden, und mein Mittagsmahl aus Bouillon, Brod und Wein verzehrte. Um 1ʰ 40′ verließ ich Panajia und gelangte um 2ʰ 5′ an die obere Eichengrenze, um 2ʰ 20′ an den Mischwald. Endlich um 2ʰ 40′ traf ich wieder bei dem Eremiten in Kerasia ein, so daß ich, von Karaus gerechnet, in 3 Stunden hinauf, in 2 Stunden und 5 Minuten wieder herabgestiegen war.

Das Kellaeon gewährte mir Ruhe, Wasser und Wein, aber schon um 3ʰ 30′ setzte ich meinen Weg nach der Südküste fort.

Er führt zunächst auf die Paßhöhe, die den Athos mit der hohen Küstenklippe verbindet und die ich nach einer Viertelstunde erreichte. Man blickt in die Tiefe zu den verborgenen Meeresbuchten hinab, die, am Fuße der Kerasischen Thalschlucht, von den vorspringenden Klippen verschränkt jene unzugänglichen, vom Meere aus unsichtbaren Zufluchtsorte für die flüchtigen Piratenschiffe dargeboten hatten. Stets auf schattigen Waldpfaden sich bewegend, überschreitet man den Paß, dessen Höhe nach unsern Schätzungen etwa 2450′ beträgt. Von da geht's in westlicher und südwestlicher Richtung unerwartet steil hinab, ohne einen einzigen Absatz, immer tiefer, bis wir um 5^h 15′ Hajianna erreichten, das nur noch einige 100 Fuße über dem Meere liegt. Es ist eine enge Thalschlucht, die, unmittelbar vom Athos herabreichend, zwischen senkrechten Klippen hinabführt. Ungeachtet ihrer großen Neigung ist sie größtentheils bewaldet. Der Pfad ist für Maulthiere viel weniger gangbar, als der Weg auf den Athoskegel selbst sein würde. Er ist zwar künstlich im Zickzack angelegt, aber dennoch blieb es an vielen Orten erforderlich, Stufen in den Felsen einzuhauen. Es ist sehr beschwerlich, diese rohen, steilen Treppen hinabzusteigen. Wenn man von unten hinaufschaut, begreift man kaum, wie es möglich war, herabzukommen. Dieser einfache, unmittelbar von der Höhe zum Fuß des Gebirgs führende Bergabhang ist viel höher, steiler und gleichmäßiger geneigt, als einer der höchsten Abhänge in den Tyroler Alpen, der vom Porphyrgebirge der Seißer Alp in das Eisackthal abfällt. Gerade über dem Ursprunge der Schlucht ragt der Athosgipfel, durch noch jähern Absturz geschieden, hervor.

Je weiter ich hinabstig, desto mehr empfand ich den Unterschied des Climas. Die kühle Bergluft von Kerasia war vorüber, drückende Hitze lähmte meine Schritte. Dieser Gegensatz wurde auch hier in der Vegetation treu abgespiegelt. Jedoch liegt die Grenze des Waldes und der immergrünen Sträucher in dieser Thalschlucht tiefer, als gegen Lavra. Sie findet sich, in bestimmter Linie ausgedrückt, etwas oberhalb Hajianna.

Die Kellaeen, welche das Askitirion dieses Namens, das größte des Hajion-Oros, bilden, stehen nahe beisammen, und

ihre Bewohner zeichnen sich, wie man mir sagte, durch Betriebsamkeit aus. Wohl zwanzig Häuschen *) sah ich hier und dort am Felsen zerstreut, oder in einer künstlichen Terrasse versteckt, die meisten mit kleinen Gärten und mühsam erlangtem Ackergrunde versehen, alle durch eine freundliche Kirche in ihrem Mittelpuncte vereinigt. Von hier bis zum Kloster Pavlu beträgt die Entfernung nur noch eine halbe Stunde, ein Weg, der am Berggehänge bequem durch die immergrünen Sträucher hinüberführt.

Diese Region ist hier reicher und üppiger entwickelt, als bei Lavra. Aber sie enthält noch jene characteristischen Formen, welche den Athos vor dem heiligen Walde auszeichnen: die Andrachne und die Wolfsmilchsträucher. So wie aber fast jeder Punct an diesem Gestade seine botanischen Eigenheiten hat, so traf ich auch hier allein ein Gewächs von sehr eigenthümlichem, fremdartigem Ansehen. Zwar holzig, aber doch nur wenig verzweigt, mit äußerst schmalen, langen Blättern dicht besetzt: eine Distel ächt griechischen Ursprungs, welche die Küsten von Morea und die cycladischen Inseln physiognomisch characterisiren soll **).

Nichts ist malerischer, als der Anblick des Klosters Pavlu, das man plötzlich, in die erste bewässerte Thalschlucht einbiegend, wie ein Schloß an die Felswand geklebt, vor sich sieht. Gerade da, wo die höchste Erhebung des heiligen Waldes sich dem Athos anlagert, strömt der Gebirgsbach aus der Waldregion herab. Denn an der Nordküste durch Thaleinschnitt und Vegetation getrennt, sind hier beide Systeme genauer verbunden, der heilige Wald steiler und höher ***) emporgerichtet, der Athos in entsprechender Höhe gleichmäßig bewaldet. Diese Waldung nebst

*) Im Ganzen gehören zu Hajianna 60 Kellaeen und jedes zu 4—5 Bewohnern gerechnet, gegen 250 Kellaeoten (nach Carajannopulos a. a. O.).

**) Chamaepeuce fruticosa DC. — Ferner bemerkte ich hier zuerst: Convolvulus Cantabrica L. Cynanchum monspeliacum L. Serratula cynaoides MB. Matthiola incrassata Br. Althaea rosea Cav.

***) Man kann die höchste Erhebung des heiligen Waldes auf 3500′ schätzen, wenn man Copeland's Messung des Kamms über Simópetra von 2249′ zu Grunde legt.

den hohen Gesträuchen reicht von oben her bis an die Felsplatte, auf der das Kloster des Apostels Paulus erbaut ist. Von dieser Platte, unmittelbar unter der Klostermauer, welche die Kirche und die weitläuftigen Gebäude einschließt, reicht eine senkrechte Felswand etwa 150′ zum schmalen begrünten Vorlande, das sie vom Meere trennt. Aber diese Felsen stützen nicht bloß das Kloster, die ganze Mündung des Gebirgsthals wird von ähnlichen Massen getragen. Diese überstürzt der reißende, geschwollene Gebirgsbach, und so übersehen wir mit einem Blicke vom Spiegel des Meers bis zum Gipfel des Athos ein großartiges Bild, das durch die beiden Brüstungen des Thals von den übrigen Landschaften abgeschieden wird.

In einer Nische der Klostermauern sprudelte uns ein Springbrunnen entgegen, ein befestigtes Thor bot uns den Eingang. Im Innern war man mit großen Bauten beschäftigt, eine neue Kirche war im Werke. Die Calojeren, die gerade zu einem priesterlichen Geschäfte versammelt waren, — auf 50 *) schätzte ich ihre Zahl, — slavischer Abstammung, standen ihren griechischen Brüdern an äußerer Haltung und geistlicher Würde nach. Ein großes Gemach wurde mir angewiesen, aus dessen Fenstern ich jählings zum Strande hinabschauen konnte. Unten aber beherrschte die Aussicht den Golf, gegenüber Longos; darüber ragte der Pelion hervor, matt von der Abendsonne beleuchtet; von den Inseln war Skiathos sichtbar.

10. Junius. Nachdem ich den Athos in den meisten Richtungen, die meiner Beobachtung zugänglich waren, zu schildern versucht habe, bleiben mir noch einige Erfahrungen darzustellen übrig, welche ich erst in den Umgebungen von Pavlu, wo ich heute verweilte, zu einer bestimmten Ansicht zusammenzustellen vermachte. Sie betreffen die Felsgeschichte des Bergs, über die ich zu Anfang nur einige einleitende, jetzt weiter auszuführende

---

*) Nach den eingezogenen Erkundigungen gehören 100 Calojeren zum Kloster Pavlu. Dies ist wiederum eine viel höhere Zahl, als in Webber Smith's Liste sich findet, der 36 ansässige, 15 reisende Calojeren und 20 Eremiten zählt.

Bemerkungen mitgetheilt habe. Um jedoch meine einzelnen Beobachtungen unter einen vereinigenden Gesichtspunct zu bringen, denke ich sie sogleich im Zusammenhange mit der Hypothese vorzutragen, welche ich mir an Ort und Stelle über die Entstehung der Halbinsel gebildet habe, ohne zu verkennen, daß sie zu einer Begründung derselben vielleicht nicht umfassend genug sind.

Daß der Marmorkegel des Athos eine durch vulcanische Kräfte aus der Tiefe des Meers emporgestiegene Felsmasse sei, bedürfte bei den gegenwärtig in der Geologie geltenden Grundsätzen wohl kaum eines besondern Beweises. Indessen liegt in der Natur ein solcher Beweis vor, jedoch nur an einer einzigen Localität, so weit ich die Halbinsel kenne. Der einzige Berg nämlich, der weder aus Marmor, noch aus Schiefer, noch aus Kalkstein besteht, ist derselbe, an dessen Abhang das Kloster Pavlu erbaut ist, oder das südliche Verbindungsglied des Athos und des heiligen Waldes. Das Gestein dieses Bergs ist ein von Feldsteinmasse durchdrungener Quarzfels; Nester von lauchgrünem Chlorit kommen darin vor mit einzelnen Glimmerschuppen. Diese große Gebirgsmasse, die den ganzen Berg von Pavlu, also die höchste Erhebung der heiligen Waldkette bildet, ruht unmittelbar auf dem Marmor des Athos; auf beider Gesteine Berührungslinie strömt der Gebirgsbach herab. Der zweite Berg jener Kette, nördlich vom Kloster, besteht schon aus Glimmerschiefer, wie alle folgenden. Dieser ist jenem angelagert: der porphyrartige Quarzberg liegt zwischen Schiefer und Marmor, zwischen dem heiligen Walde und dem Athos eingekeilt. Sein Gestein dürfte daher als diejenige Masse zu betrachten sein, welche die ganze Halbinsel gehoben hat, welche unter ihren Bergen ruht und nur am westlichen Fuße des Athos, neben dem Schauplatz ihrer größten Kraftentwickelung, sich an das Tageslicht in einem mehr als 3000′ hohen Berge hervorgedrängt hat.

Wenn man annimmt, daß vor dieser vulcanischen Erhebung der Marmor am tiefsten, der Glimmerschiefer in der Mitte, zu oberst die am Nordende der Halbinsel weiter entwickelte Kalkformation im Grunde des Meers horizontal geruht haben, und daß der Marmor, am stärksten der feurigen Gewalt von unten aus-

gesetzt, sich während der Hebung theils gangförmig in den Schiefer hinaufgedrängt, theils ihn durchbrochen und im Athos sich weit über ihn emporgerichtet habe: so erklären sich alle örtlichen Lagerungsverhältnisse, die am Häjion-Oros beobachtet worden sind, auf befriedigende Weise. In Hinsicht auf den Kalkstein von Pandocrátoras wissen wir bereits, daß er sich dort dem Schiefergebirge auflagere. Dasselbe Verhältniß wurde später in größerm Umfange wiederholt in dem nördlichen Theile der Halbinsel beobachtet. Daß aber der Schiefer wiederum sich eben so zum Marmor, wie der Kalkstein zum Schiefer, verhalte, zeigt sich am südlichen Fuße des Athos aufgeschlossen. In der Piratenschlucht bei Kerasia steht, auf einen kleinen Raum beschränkt, ein Glimmerschiefer an, der dem des heiligen Waldes gleich ist, dessen Schichten aber im Sinne der Athos-Hebung nach Süden abfallen. Noch entscheidender aber ist für dieses Lagerungsverhältniß eine Stelle auf dem Wege von Kerasia nach Hajianna, wo noch einmal, in der Thalschlucht des Athos, der Marmor durch Glimmerschiefer überdeckt wird. Die Schichten desselben fand ich hier sehr genau gegen den Athos schräg aufgerichtet: da ich aber hier auf einer um den Berg in Gedanken gezogenen Kreislinie schon um einen halben Quadranten weiter fortgeschritten war, so war der Schichtenfall des Schiefers nicht mehr gegen Süden, sondern gegen Südwesten gerichtet, mit einer Steilheit, die im Verhältniß zur Neigung des Bergs zu stehen schien. Diese beiden Schiefermassen verdankten daher unstreitig die Stellung ihrer Schichten dem unter ihnen emporgestiegenen Athos.

Die Beobachtung dieses Verhältnisses im Thale von Hajianna erschien mir um so wichtiger, als sie in einem wesentlichen Gegensatze gegen den Schichtenfall der Nordseite des heiligen Waldes stand. Dort haben wir gesehen, daß der Schiefer allgemein seine Schichten nach Süden bis Südsüdosten, also im entgegengesetzten Sinne gegen den Athos abfallen ließ. In der Richtung stimmte damit der Schiefer der Piratenschlucht überein, der sich im Verhältniß zum Athos entgegengesetzt verhielt; nun wich auch eine andere Schiefermasse von jener constanten Richtung ab.

Als ich diese Beobachtungen erwog, glaubte ich noch an die schon früher widerlegte Idee, daß die Halbinsel durch zwei durchgebrochene Massen gebildet sei, einmal durch den Athos, zu dem die benachbarten Schiefer gehörten, und zweitens durch eine Masse, die ich im Norden der Halbinsel voraussetzte und an welche die vom Athos abgewendete Bergkette sich hinauflagern würde. Eine ungeschichtete Felsmasse findet sich aber im Norden der Halbinsel nicht. Ich erwähne indessen jene Ansicht nochmals, weil sie mir zu einer Beobachtung am Athos selbst Gelegenheit gab. Dessen Marmor ist nämlich, wie sich von selbst versteht, zwar nicht geschichtet, aber doch in bestimmten Richtungen zerklüftet und abgesondert. Seine Absonderungsflächen sind stets senkrecht gegen den Zenith gerichtet, während sie in horizontalem Sinne beinahe einen rechten Winkel mit dem Meridiane machen. Betrachtet man diese Flächen als die Ueberreste der durch Erhitzung in Marmor verwandelten Kalksteinschichten, so kann man daraus schließen, daß die Richtung der vulcanischen Kraft in perpendiculärem Sinne stattgefunden habe. Wollte man nun versuchen, sich die Catastrophe der Erhebung vorzustellen, so wäre es schwer einzusehen, wie die Wirkung des Athos sich vom äußersten Ende aus auf eine lange Halbinsel sollte ausgedehnt haben. Eher würde eine einsame Felseninsel entstanden sein. Die Hypothese, daß der Athos die Halbinsel mit sich emporgerissen habe, schien es zu fordern, daß seine Schichten nach Südosten aufgerichtet wurden. Außerdem steht das Lagerungsverhältniß des Schiefers am südlichen Fuße des Athos mit der senkrechten Erhebung desselben in einem befriedigenden Zusammenhange.

Die Haltbarkeit eines solchen Raisonnements hängt ganz von der Richtigkeit der Vorstellungen ab, die man sich von der Natur der vulcanischen Catastrophen überhaupt entwirft. Sie werden, so lange man nur einzelne Inseln und Vulcane, nicht aber Gebirgsketten, hat entstehen sehen, wahrscheinlich stets unvollkommen bleiben. Im vorliegenden Falle ist dies um so gleichgültiger, als eine directe Beobachtung jene Ansicht berichtigt und mich über die Anomalie in dem Lagerungsverhältnisse des heiligen Waldes bestimmter belehrt hat. Sie bezieht sich auf den zweiten Berg

der Kette, vom Athos gerechnet, der am Wege von Pavla nach Caraes unmittelbar auf den vulcanischen Berg folgt. Es ist für die Geologie des Häjion-Oros ohne Zweifel der wichtigste Punct der Halbinsel und seine felsigen Abhänge sind zur Beobachtung sehr günstig gebildet. Die Lagerungsverhältnisse zeigen sich am Maulthierpfade selbst aufgeschlossen.

Bis zur halben Höhe des Bergs ist hier der Glimmerschiefer genau im Sinne der Athoserhebung geschichtet. Die Schichten fallen gegen Westsüdwesten. Eine Fläche vom Gipfel des Athos im Sinne dieses Bergs an's Meer gelegt, würde mit seinem Schichtenfalle, wie mit dem Abhange des ungeschichteten Quarzbergs parallel verlaufen. Oberhalb der mittlern Höhe aber, wo der Abhang sehr felsenreich wird, verändert sich der Schichtenfall allmählig: die Schichten werden steiler und bald stehn sie senkrecht. In der Nähe des Kamms endlich haben sie eine entgegengesetzte Richtung angenommen. Hier fallen sie gegen Osten, also vom Athos gerade eben so sehr abgewandt, als sie am Fuße des Bergs ihm zugekehrt sind. In dieser Richtung verharren sie auf dem Kamme bis Caraes, indem der Schichtenfall nur allmählig von Osten nach Süden übergeht. Dieser Uebergang ist der geographischen Lage gegen den Athos mehr oder minder angemessen, indem die Schichten ihm beständig, wie an der Nordküste von Pandocrátoras bis Lavra, streng abgewendet bleiben, wiewohl sie dabei immer in steilen Winkeln abfallen. Hierbei ist jedoch zu erwähnen, daß örtliche Verrückungen vorkommen und daß im weitern Verlaufe des Wegs nach Caraes die dargestellte Schichtenlagerung nur selten aufgeschlossen ist. Dafür aber fällt ihre Uebereinstimmung an der Nordküste in die Wagschale.

Wie hat man sich nun die Biegung der Schichten am ersten Glimmerschieferberge zu denken? Bedenkt man die doppelte Athoshöhe und sein steiles Emporsteigen, so erscheint es klar, daß hier die Schichten am untern Theile des Bergs einfach mitgehoben, nach oben aber rückwärts überworfen sind. Sollte diese Bewegung nach der Außenseite des Durchbruchpunctes der ganzen Kette sich haben mittheilen können? Vielleicht ist es richtiger, in der Erhebung des heiligen Waldes eine gleichzeitige, aber doch

nicht unmittelbar durch den emporsteigenden Athos bewirkte Thatsache zu erblicken. Wenn man sich die Erdbeben in Wirksamkeit denkt, die einer solchen Catastrophe vorauszugehen pflegen und wodurch die Felsschichten in jeder beliebigen Richtung fixirt werden können, denkt man sie sich als die Vorboten des vulcanischen Durchbruchs, der dann zuletzt an irgend einem einzelnen Puncte gelingt: so wird es nicht auffallen können, daß der heilige Wald eine anomale Schichtenbildung behauptet: um so mehr, als dieselbe am Nordende der Insel, oder an den niedrigsten Theilen der Kette, wo die hebende Kraft weniger entschieden wirkte, weit veränderlicher wird und keine bestimmte Streichungslinie unterscheiden läßt. So scheint bei einer vulcanischen Gebirgserhebung, in sofern sie die Schichtenstellung verrückt, der Durchbruch eine bestimmte Richtung der benachbarten Schichten zu fordern, ein Erdbeben aber eine mehr beliebige Richtung zuzulassen. In der Nähe des Durchbruchs ist daher die einfache, durch die Hebung bedingte Schichtenrichtung vorherrschend; in größerer Entfernung wären die Felsmassen in mannigfachem Sinne erbebt, diese Richtungen dann nach der Catastrophe festgehalten: aber nichts ist später hinzugekommen, weil es keine horizontalen Schichten auf der Halbinsel giebt.

Dem sei jedoch, wie ihm wolle, so geht doch aus der dem Durchbruch entsprechenden Anlagerung des Schiefers über dem vulcanischen Berge von Pavlu bestimmt hervor, daß der heilige Wald am Durchbruche des Athos betheiligt gewesen sei. Ich bin aber ferner auch so glücklich gewesen, zu beobachten, daß nicht bloß auf den Schiefer, sondern auch auf die Kalkformation der Halbinsel der Athos unmittelbar gewirkt habe. Auf dem Wege von Lavra nach Kerasia, besonders aber in der Gegend von Hajianna findet sich am Fuße des Athos, freilich nur an beschränkten Localitäten, ein anstehendes Conglomerat, worin Kalkstücke von einer festen, marmorgleichen Masse eingeschlossen sind. Diese Kalksteine stimmen physicalisch mit der Kalkformation der nördlichen Theile des heiligen Waldes überein. Ein unveränderter Kalkgestein habe ich jedoch am Athos nicht gefunden.

Diese Conglomeratbildung ist sehr einfach aus unserer an-

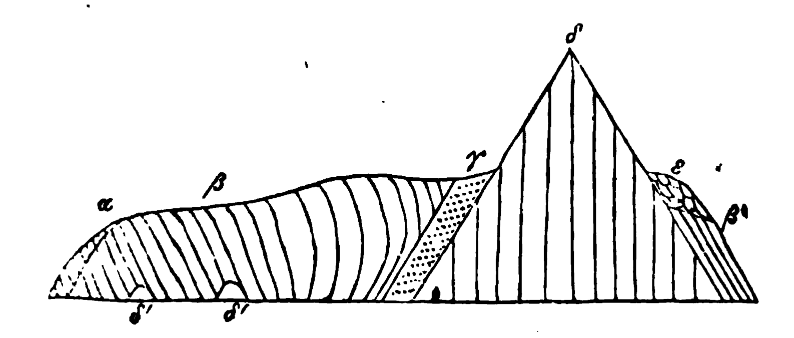
fänglichen Theorie zu erklären: diese wird wesentlich dadurch gestützt. Wir haben angenommen, daß die oberste Formation vor der Catastrophe die Kalkformation gewesen sei. Wenn sie damals den Schiefer deckte und vor dem Contacte mit der Außenwelt schützte, so konnte nur sie allein verwittern und mit Gerölle bedeckt sein. Als nun die vulcanische Masse den Athos hervortrieb, wurde der Kalkstein nach Nordwesten am weitesten zur Seite geworfen, einige Fragmente seines Gerölles in Süd und Südosten aber von der geschmolzenen oder weichen Marmormasse eingehüllt. So mochte das Conglomerat am Fuße des Athos entstehen, das aus dem Schiefer nicht gebildet werden konnte, weil dieser kein Gerölle hatte.

Ohne das Alter der Kalkformation bestimmen zu können, ohne durch die Alluviallinie des Xerxescanals meine Ansichten erweitert zu sehen, kann ich über den Zeitpunct der Athoshebung nicht urtheilen. Ein wichtiger Punct wäre hierbei zu berücksichtigen. Die Gebirgsaxe der Halbinsel steht zwar mit den benachbarten rumelischen Gebirgen in Widerspruch, nicht aber, wie wir sahen, ihre Streichungslinie. Da dieselbe in Uebereinstimmung mit der Gebirgsaxe der Küstenrhodope eine westöstliche Hauptrichtung hat, da die Absonderungsflächen des Athosmarmors ebenso gestellt sind: so darf man wohl vermuthen, daß der Hájion-Oros mit den Gebirgen des südlichen Thracien und Macedonien gleichzeitig gehoben sei.

So hypothetisch bis jetzt solche Anschauungsweisen bleiben mögen, so dienen sie doch theils, die isolirten Thatsachen zu ordnen, theils um planmäßig in der Beobachtung fortzuschreiten. Darum schließe ich diese Darstellung mit der Bemerkung, daß, wer diese geologischen Studien weiter verfolgen wollte, besonders den Fuß des Athos zwischen Pavlu und Lavra an der Nordseite zu umgehen hätte. Ich habe jedoch nicht erfahren können, ob sich dort ein gangbarer Paß finden mag, was bei der Steilheit der Vorberge des Athos an dieser Seite sehr zweifelhaft erscheint, vorausgesetzt, daß die Gesteinsgrenzen nicht tiefer am heiligen Walde lägen. Dagegen giebt es einen Weg von Kerasia nach Caraes, der wahrscheinlich lehrreich sein wird und den man mir in Lavra,

um mich nicht bis Caraes mit Maulthieren versehen zu müssen, absichtlich verheimlichte. Er soll sogar nur 4 Stunden lang sein und wäre daher der nächste, um von Caraes den Athos zu besteigen. — Was in meiner Darstellung etwa noch unklar geblieben sein sollte, hoffe ich in dem folgenden Holzschnitte deutlicher ausgedrückt zu haben.

Idealer Durchschnitt in der Längsaxe des Hájion=Oros.



α = Kalkstein von Pandocrátoras.
β = Glimmerschiefer des heiligen Waldes.
β' = Glimmerschiefer an der Piratenschlucht.
γ = Quarzreiche Feldsteinmasse von Pavlu.
δ = Marmor des Athos.
δ' = Marmoreinlagerungen im Glimmerschiefer des heiligen Waldes.
ε = Conglomerat des Athos.

10. Junius. Ungestört konnte ich in Pavlu die Zeit meinen Arbeiten widmen; die Calojeren kümmerten sich wenig um mich. Nur suchten sie mich zu bereden, statt von hieraus auf geradem Wege nach Caraes zurückzukehren, vorher die übrigen Klöster der Südküste der Reihe nach zu besuchen. Sie versprachen mir einen Nachen, um die schwierigen Bergpfade vermeiden

zu können; sie schilderten den Weg nach Caraes in den unerfreulichsten Farben. Da jedoch solche Schwierigkeiten in der That nicht vorhanden waren, so konnte man den Zweck, den die guten Väter hierbei im Auge hatten, leicht errathen. Es war ihnen unbequem, die Maulthiere, auf denen sie mich nach der üblichen Sitte weiterschaffen mußten, einen ganzen Tag zu entbehren, und das nächste Kloster Dhionysiu liegt ganz in der Nähe, Caraes ist 6 Stunden entfernt. Dazu erschien es als eine natürliche Loyalität gegen ihre Brüder, auch den übrigen Klöstern die herkömmlichen Ehrengeschenke zuzuwenden. Ich bedauerte sehr, zu meinem eignen Nachtheile ihrem freundlichen Rathe nicht folgen zu können, und befand mich indessen nach den Mühen der letzten Tage unter ihrem gastlichen Dache sehr behaglich. Ein frischer Seewind kühlte den Abend und lockte die Nachtigallen in Schaaren herbei, die in der nachbarlichen Waldung sich des Nachts und am Morgen vernehmen ließen. Auch hatte ich mich nun an die Fastenspeisen der Priester gewöhnt und den Reis nebst den Speisen animalischen Ursprungs bis auf die Fische ganz verbannt. Rohe Zwiebeln, die sich hier durch einen nußartigen Beigeschmack auszeichnen, in Essig bereitete Bohnen, mit Oel und Honig gewürzte Brodkuchen, kleine gesalzene und große, frische, vortreffliche Seefische, ein mit Wasser vermischter, trinkbarer Wein: das waren meine Klostergenüsse. Ganz ruhig und schweigsam blieb es zugleich in den innern Räumen des Klosters bis auf ein stetes, leises Gemurmel, das Tag und Nacht aus der meinem Zimmer nahen Capelle herüberwogte: denn wie Schildwachen, die sich ablösen, wechselten die Priester in jenen Handlungen, wodurch sie ihren Beruf erfüllen.

Um 1h 30′ verließ ich das Kloster Pavlu und ging über den Kamm des heiligen Waldes nach Caraes zurück, wo ich schon um 6h 45′ anlangte. Anfangs steigt man in nördlicher Richtung steil zu den höchsten Erhebungen der Kette in die Höhe: von der entgegengesetzten Seite, von Lavra aus, kann man sich des Walds und der Vorberge wegen keine richtige Vorstellung von diesen Höhen machen. Gegen Pavlu fallen sie unmittelbar vom höchsten Kamme, wie der Athos selbst, zum Golfe hinab. Ich

erreichte den Kamm erst nach 1¾ Stunden und schätze hiernach die Paßhöhe auf etwa 2500′. Ehe man in den Hochwald gelangt, findet man auf diesem Wege die günstigsten Puncte, um den Athos vom Gipfel bis zur Basis bei Hajianna in seiner ganzen Größe zu übersehen. Der Neigungswinkel wird wahrscheinlich gegen 40° betragen. Eine deutliche Vorstellung von diesem Anblicke, wiewohl vom Golfe aus gezeichnet, gewährt die Titelvignette im achten Bande der Flora graeca, die den Berg so naturgetreu darstellt, daß ich meinen Weg darauf deutlich wiedererkenne.

Bis zur Höhe ist der Saumpfad oft ziemlich schroff, häufig an malerischen Felsen vorüberführend, und für seine Beschwerden entschädigt er weiter oben zuweilen durch eine schöne Perspective auf die gegen den Golf parallel verlaufenden Querthäler. Nachdem ich den Kamm erreicht hatte, traf ich einige Holzhauer, deren Kürbisflasche mit frischem Quellwasser zuvorkommend dargereicht wurde. Bald erblickte ich beide Meere zu meinen Füßen, so oft links oder rechts ein Fels den Durchblick durch den Wald gestattete. Bis dicht vor Caraes geht dann der Weg, wie der Rennsteig des Thüringer Waldes, auf dem Kamme wellenförmig fort, wobei man deutlich gewahr wird, daß man jedes Mal weiter herab, als hinauf zu steigen hat. Der Character des Gebirgs ist sehr gleichartig. Kurz ehe man Caraes (6ʰ 30′) erreicht, führt der Weg rechts in dessen Hochthal hinab.

Dieser Weg auf der Wasserscheide ist sehr angenehm, weil er sich beständig im Schatten des Hochwalds bewegt. Aber zugleich bereitet er in den häufigen Fernblicken dem Wanderer beständigen Wechsel und Anregung. Die Thalaussichten stellen sich immer in den sanftesten Formen dar, von denen man sich so ganz entwöhnt hatte: die Vegetation senkt sich fast ohne Waldblößen zum Spiegel des Meers zu beiden Seiten hinab. Der schönste Durchblick dieser Art ist der, wo das Kloster Filotheu den Hintergrund der Landschaft schmückt. An andern Orten ist dann wieder eine Vergleichung mit dem südöstlichen Athos gestattet.

Der Wald auf dem Kamme des heiligen Waldes theilt

So lange ich mich auf dem Kamme des heiligen Waldes befand, erfreute ich mich oft, wie ehegestern, jener malerischen Durchblicke, wenn durch die Lücken der Waldung bald zur Rechten das jüngst überschiffte Meer mit den Bergen von Tassos und Cavala, bald zur Linken der Golf von Montesanto und die Halbinsel Longos tief unten und aus der Ferne, hervortraten. Von dort wehte Morgens ein erfrischender Seewind herüber und die weißen Spitzen der Wogen, die aus der dunkeln Fläche auftauchten, verkündeten stürmische Bewegung auf dem sonst so ruhigen Meere. Dort unten erblickte ich auch das Kloster Batopédhion, eins der größten des Bergs, hoch über einer Hafenbucht auf Klippen gelegen. Ganz verschieden aber von allen bisher besuchten ist die Lage von Chiliandari, mitten im Walde, in einem felsenumkränzten Thale, von reichen Cypressen umgeben. Ohne die Calojeren zu begrüßen, ritt ich vorüber, und fand, mit Reisekost versehen, neben einem kühlen Brunnen im Schatten des Platanenwaldes ein Viertelstündchen vom Kloster Mittagsruhe und Schutz gegen die Wärme des Tags, die dem kühlen Morgen gefolgt war ($1^h 30' - 3^h$).

Während wir hier, nach morgenländischer Weise gelagert, uns Mittagsmahl und Caffee bereiteten, die Maulthiere entlasteten, sie frei umherspringen ließen und Herr und Diener in geselligem Kreise sich unterhielten: ritt ein einzelner Türke die Straße uns entgegen, der sogleich unserer Gruppe sich anschloß, und, um die Sicherheit der Wege befragt, uns jede erwünschte Auskunft über die Zustände von Chalcidice ertheilte. Er war Kaufmann, kannte die Gegend genau, besuchte sie häufig und kam eben, im Begriffe nach Caraes zu reisen, von Salonichi. Er berichtete, daß bis zu dem Hauptorte der Straße, bis Larigovi, nichts zu befürchten wäre. Von da führen zwei Wege nach Salonichi, einer über den Berg Cholomonda und Galatzista, der früherhin schon verrufen gewesen sei, der andere nach Nordwesten zu den Seen, wo er in die Constantinopolitanische Straße mündet. Dem letztern habe man bisher aus dem angeführten Grunde stets den Vorzug gegeben, aber jetzt sei er wegen der neu organisirten, großen Klephtenbande gar nicht zu passiren.

weniger als 100 türkische Krieger seien ihm gefolgt, mit diesen gebiete er über die Landstraßen von Chalcidice und alle Reisende würden beraubt, Einige, die sich letzthin gegen versprengte Räuber zur Wehre gesetzt, wären eingeholt und ermordet.

So unglaublich oder doch übertrieben mir auch diese Nachrichten erscheinen mochten, so hatten sie doch die unmittelbare Folge, daß Niemand mir für die Reise nach Salonichi seine Maulthiere vermiethen und anvertrauen wollte. Ueberhaupt war die Straße nach Chalcidice schon seit Jahren verrufen gewesen. Dort war es auch, wo unlängst der Osmanenfreund Urquhart persönliche Abenteuer mit griechischen Klephten bestanden hatte, aus deren Händen er sich nach seinem Berichte durch Geistesgegenwart und Kenntniß griechischen Characters befreite. Auch die Calojeren des Hájion-Oros pflegten, wenn Geschäfte sie nach Salonichi riefen, aus Furcht vor den Herren der Straße der Schifffahrt um die Halbinseln den Vorzug zu geben. Eifrig redete Dimitri mir zu, denselben Weg einzuschlagen, und, wiewohl mir die Seefahrt von Enos in unerfreulicher Erinnerung vorschwebte, so zeigte ich mich doch bereit, seinem Vorschlage zu folgen. Nun fand es sich aber, daß in Xiropotamu, der Hafenstation von Caraes, eben kein segelfertiges Schiff vor Anker lag, und meine Reise, bis ein solches einträfe, in's Ungewisse zu verschieben, konnte ich nicht überredet werden.

Glücklicher Weise verbreitete sich durch einige eintreffende Reisende um Mittag ein neues Gerücht, das zwar die frühere Nachricht bestätigte, aber nähere Umstände hinzufügte. Seit 14 Tagen etwa treibe jener Capitain sein Wesen, indessen wären sie selbst wohlbehalten von Salonichi herübergekommen, weil die Klephten sich weiter nordwärts hielten, und auf die constantinopolitanische Landstraße, die an den Seen vorüber von Orphano nach Westen führt, vorzüglich ihr Augenmerk richteten. Auch habe der Pascha von Salonichi bereits Truppen gegen sie ausgesendet, und man erwarte, daß ein Vergleich werde geschlossen werden. Diese Erzählungen waren in sofern glaubwürdiger, als die Fremden auch durch sonstige Neuigkeiten, namentlich, daß Mustapha Pascha von Jánina in Salonichi eingetroffen sei, be-

kundeten, erst kürzlich jene Stadt verlassen zu haben. So fand sich denn zuletzt ein Eigenthümer in Caraes, der sich entschloß, mir drei Maulthiere zu vermiethen und mich in eigner Person begleiten wollte. Die Abreise wurde auf den folgenden Morgen festgesetzt.

Noch andere Nachrichten setzten an diesem Tage die Gemüther der frommen Stadt Caraes in Bewegung. Die wichtigste für die Priester selbst war die, daß die versteckten Piraten endlich, nachdem durch den Pascha von Salonichi ihnen Begnadigung war versprochen worden, den Milizen sich freiwillig ausgeliefert hatten. Man sah ihrer Ankunft stündlich entgegen. Zur großen Befriedigung der Priester kamen sie richtig, ihrer vier (die Uebrigen hatten dem Pardon nicht getraut) nebst dem Anführer selbst gegen Abend an, jedoch in einem merkwürdigen Aufzuge, wie ich ihn wahrlich nicht vorausgesehen hätte. Durch Unterhändler war ihnen nämlich eröffnet worden, daß der Pascha nicht bloß bereit sei, ihnen zu verzeihen, sondern, daß er sie auch in Rücksicht auf ihre Tapferkeit in seinen Leibgarden anstellen wolle. Als sie in Folge dessen sich in Lavra einfanden, konnte natürlich nicht die Rede davon sein, sie als Gefangene zu behandeln. Frank und frei, im Besitz ihrer Waffen, zogen sie daher in Begleitung von wenigen Albanesen, mit denen sie alsbald Freundschaft geschlossen hatten, durch den heiligen Wald nach Caraes, wurden hier sehr artig bewillkommnet und im Kloster, wie Krieger, die aus dem Felde heimkehren, bestens verpflegt. Auch hier blieben sie frei, konnten gehen, wohin sie wollten: nur mußten sie binnen einer festgesetzten Zeit in Salonichi sich einstellen. Versäumten sie diesen Termin, so würden sie ihren Anspruch auf Gnade verwirkt haben. Als sie in Caraes anlangten, feierten sie eine Art von Triumphzug. Besonders bewirkte die Neugierde, die sich um sie drängte, ihre Schicksale aus ihrem eignen Munde zu hören, daß die alten, würdigen Calojeren sich Manches von ihrer Würde vergaben. In demselben Saale, wo vor wenigen Tagen in feierlicher Versammlung die neuen Regierungs-Präsidenten erwählt waren, saßen jetzt die Piraten, wohlgefällig rauchend, im zahlreichen Kreise der Priester, nicht etwa, um er-

mahnende Worte zu vernehmen, sondern um Alles zu erzählen, was man zu hören wünschte und um einen langen Abend auf die anmuthigste Weise zu verkürzen: und da die Banditen muntere und aufgeweckte Burschen waren, so schienen selbst vertrauliche Reden und Scherze von einer solchen Zusammenkunft nicht ausgeschlossen zu sein. Welch' ein Land, wo Verbrecher und schimpflichem Tode Geweihte Abscheu, Mitleid, Entfremdung weder in der Gesellschaft, noch selbst bei denen erregen, die den Anspruch machen, im sittlichen Wandel als Vorbilder zu glänzen: und wie vereinigt sich diese Gesinnung mit einer treueren Religionsübung, mit einer strengern Enthaltsamkeit und Bekämpfung der meisten Leidenschaften, als im westlichen Europa leicht mag gefunden werden?

Uebrigens wohnten die Piraten nun dicht neben meinem eignen Gemache, und am andern Morgen hatte ich selbst die Ehre, die persönliche Bekanntschaft des Capitains zu machen: eine kleine kräftige Figur, braunes Archipelgesicht, enorme Armmuskeln, scharf gezeichnete, doch rohe Gesichtszüge, blitzende kleine Augen, der ganze Kopf in einen starken schwarzen Bart, wie in eine Bärenmütze, eingehüllt: genau, wie man sich solche Leute zu denken pflegt. Er war leicht und frei in seinen Bewegungen, spielte die Zither und schien von fröhlicher Gemüthsart. Unbefangen sprach er über seine Zukunft. Er sagte: »der Pascha hat versprochen, mich in seine Dienste zu nehmen, doch weiß ich wohl, daß solch' ein Versprechen selten gehalten wird; werde ich statt dessen in Salonichi hingerichtet: so wußte ich dies voraus; ich kann nichts Anderes erwarten.« — Dann spielte er mit meinen Pistolen, warf sie verächtlich in die Luft, fing sie wieder, und meinte, vor solchen Waffen hege er keine Furcht, er wolle sich, ich weiß nicht auf wie viel Schritte, ihrem Feuer gegenüberstellen. Lächelnd erzählte er, er kenne mich schon, er habe aus seinem Verstecke am Athos uns dicht neben sich vorüberreiten und nach mehren Stunden wiederzurückkommen sehen. Damals habe er seinen Gefährten gesagt: »da ist Jemand, der wahrscheinlich Tausende bei sich führt, aber es ist nicht der Zeitpunct.« »Das war Glück,« dachte ich bei mir selbst.

Wahrscheinlich wäre er indessen weniger vergnügt und vielleicht auch weniger schonend gegen mich selbst gewesen, wenn ihm die Zusage des Pascha's nicht bedeutendes Vertrauen eingeflößt hätte. Ich erinnere mich wohl, daß während des vorhergehenden Jahrs in öffentlichen Blättern davon die Rede war, daß eine Räuberbande von 7—800 Köpfen vom Pascha von Macedonien wäre eingefangen worden. Was diesen höchst übertriebenen Angaben wirklich zu Grunde lag, wurde mir in Caraes erzählt. Noch von den griechischen Kriegen her hatten in der Morea und in Livadien einige Capitani existirt, die ursprünglich ein unregelmäßiges Corps vielleicht von der angegebenen Zahl befehligt hatten und sich dort in der Folge viele Jahre durch Räubereien erhielten. Als sie sich nicht mehr länger behaupten konnten, vereinigten sie die nach und nach zusammengeschmolzenen Reste ihrer Banden und zogen im Sommer 1838 in die türkischen Provinzen. Allein da sie hier nicht Raum fanden, ihre frühere Beschäftigung in größerem Maßstabe fortzusetzen, so boten sie dem Mustapha Pascha ihre Dienste an und wurden mit Vergnügen unter dessen Truppen eingereiht. Auf diesem Vorgange beruhte nun hauptsächlich auch die Hoffnung der Piraten, in Salonichi gleichfalls ihrer anerkannten, militairischen Brauchbarkeit wegen einen gnädigen Herrn zu finden. In der That wurden sie später in dieser Erwartung nicht getäuscht: als ich in Salonichi war, stolzirte der Capitain schon in seiner neuen Uniform durch die Straßen, und seine Erscheinung, ein lebendiges Zeugniß türkischer Rechtspflege, setzte Alle, die seine Geschichte kannten, in Verwunderung.

Zum Zeichen, wie wunderbar erfinderisch hier das Gerücht ist, und wie leicht man sich bereit zeigt, jede Frage aus der Phantasie zu beantworten, will ich auch die andere Nachricht noch anführen, welche damals am Häjion-Oros von Mund zu Munde ging. Es war der Zeitpunct, welcher der Kriegserklärung gegen Muhamed Ali unmittelbar vorausging. Ein fremder Grieche verbreitete in Caraes plötzlich die Nachricht, die er aus einem empfangenen Briefe zu schöpfen behauptete, die Franzosen hätten Chios besetzt und der Pforte den Krieg erklärt. Dieses

Gerücht hatte sich binnen 24 Stunden mit den detaillirtesten Angaben über den Hergang, einen Consulatsstreit, ausgeschmückt. Die Erzählung war so bestimmt, sie machte in Caraes ein solches Aufsehen, daß ich mehre Tage dadurch über die Fortsetzung meiner Reise in Besorgniß erhalten wurde. Höchst verwundert war ich, als man in Salonichi von diesen Nachrichten nicht das Geringste wußte. Freilich verbreiteten sie sich später auch dorthin, konnten aber hier bald entlarvt werden. Einige Personen in Caraes mußten es sich zur Aufgabe gemacht haben, von Stunde zu Stunde neue Umstände zu erfinden: zu welchem Zwecke, war nicht einzusehen.

13. Junius. Um 7h Morgens brachen wir nach Chalcidice auf, berührten auf der Halbinsel nur noch eins der nördlichen Klöster, Chiliandari, das wir nach 5 Stunden erreichten, und langten noch am Abend bei dem Canale des Xerxes an. Die ganze Entfernung von Caraes nach Salonichi, auf einem Reitwege, der ohne Postverbindung ist, wird zu 36 t. Stunden berechnet und gewöhnlich in 3 Tagen zurückgelegt.

Dimitri bezeigte sich mit dieser Reise ziemlich unzufrieden, wiewohl er einsah, daß sie nicht zu vermeiden war: er wünschte die Tage erst vorüber und suchte seine Furcht durch die ernsthaften Gründe, die er seiner Besorgniß unterlegte, zu beschönigen. In der That waren wir nicht im Stande, im Falle eines Angriffs irgend einen Widerstand zu leisten. Wir waren zwar vier Männer, da sich deren zwei aus Caraes zur Begleitung der Maulthiere einfanden, jedoch außer meinen beiden Pistolen ohne Waffen. Dies war indessen das Geringste, da man durch Vertheidigung das Uebel nur zu verschlimmern pflegt: aber die Umstände, unter denen wir abreisten, waren Dimitri verdächtig. Der Tag, an dem wir Caraes verlassen würden, unser Ziel waren lange vorher bekannt gewesen; nur eine einzige Straße führte nach Macedonien; die ganze Landschaft wurde durch Räuber in Schrecken erhalten; nichts hätte weniger Aufsehen gemacht, als ein Angriff auf uns zu damaliger Zeit: in Caraes sollte es nicht an schlechten Subjecten fehlen. Nun traf es sich, daß, obgleich ich die Abreise auf 5h M. festgesetzt und deshalb ein bestimmtes

Versprechen erhalten hatte, die Maulthiere unter nichtigen Vorwänden ausblieben und erst zwei Stunden später erschienen. Die Begleiter derselben konnten uns nichts weniger als Vertrauen einflößen, und Dimitri machte die Bemerkung, es sei in Griechenland eine gewöhnliche Taktik, daß Leute, die einen Raub beabsichtigten, die Abreise ihrer Opfer um einige Stunden aufzuschieben suchten, damit ihre Gefährten indessen vorausgehen und einen bequemen Ort zum Wegelagern aufsuchen könnten. Mit solchen Phantasiebildern wurde die Reise angetreten, und, damit wir stets in Spannung erhalten würden, so schreckten uns einmal einige Männer, die sich bei unserer Annäherung rasch im Farnkraut niederbückten, aber sich auch nicht wieder sehen ließen, und dann wieder gegen Abend zwei zerlumpte Krieger, die mit langen Musketen eine Anhöhe am Wege besetzt hielten, die aber bald uns ihr Oracalis entgegenriefen und zu den unregelmäßigen Albanesen gehörten, denen die Bewachung der Grenze anvertraut war und die in Anzug und Bewaffnung unsern Piraten ganz gleich sahen.

So glücklich wir nun jetzt und später den etwaigen Gefahren entgingen, so fand sich doch heute an der Straße ein deutliches Wahrzeichen, daß auch außer den Piraten noch andere nichtswürdige Menschen in dem Lande der Priester sich aufhielten. Zu den wichtigsten Lebensbedürfnissen in Rumelien, wo es so viele holzarme Provinzen giebt, gehören die Holzkohlen, und im heiligen Walde wird ihre Bereitung in ziemlich großem Maßstabe betrieben. Ich weiß zwar nicht, ob dieser Artikel ausgeführt wird, oder nur zum eignen Bedarfe dient: indessen war am Strande, nicht weit vom Cap Platy, ein sehr großer Vorrath aufgehäuft, gewiß mehr als eine mäßige Schiffsladung und bei ihrem hohen Preise von einem sehr bedeutenden Capitalwerth. Diese Kohlen nun waren, vermuthlich einige Stunden, ehe ich vorüberritt, nicht etwa aus Nachlässigkeit, sondern aus Frevel angezündet worden, und, ohne daß irgend ein Mensch in der Nähe gewesen wäre, dem Schaden zu begegnen, war schon ein beträchtlicher Theil der Kohlen in voller Gluth, während verbranntes oder noch glimmendes Holz am Fuße der Meiler die Stellen bezeich-

nete, wo man die Brände angelegt hatte. Ueber Nacht mußte Alles niedergebrannt sein.

Der Weg von Caraes nach Chiliandari ist eine Fortsetzung des Rennsteigs über den Kamm des heiligen Waldes. Erst in der Nähe jenes Klosters reitet man rechts zum Meere hinab. Dieser nördliche Theil des Gebirgszuges ist weniger regelmäßig gebaut, als der südliche. Bestimmter kann man diese Verschiedenheit dadurch bezeichnen, daß nach und nach die Thalbildung die Entwickelung des Kamms überwiegt. Caraes selbst lag in einem Hochthale, und so sind alle südlichen Querthäler schräg gegen die Höhe der Kette mit beträchtlichem Niveauunterschiede aufgerichtet. Je weiter man sich vom Athos entfernt, desto niedriger wird die Kette selbst. Damit ist aber zugleich der Umstand verbunden, daß die Querthäler tiefer einschneiden und sich nach oben weniger erheben. Wiewohl sie nun nirgends eine eigentliche Gebirgslücke, eine Unterbrechung des Kamms bewirken, so kann man sich doch wegen der Entwickelung der Secundär-Ketten eine richtige Vorstellung von diesem Gebirgstheile machen, wenn man sich eine Reihe von einzelnen, parallelen Ketten denkt, die senkrecht auf der Gebirgsaxe stehen, von Meer zu Meer verlaufen und im Kamme nur durch Querjoche untereinander verbunden sind. Die bedeutendste dieser Secundär-Ketten, die man jedoch auch als Gabeltheilung des Hauptkamms betrachten kann, ist nun die letzte und nördlichste, Mejalivilja genannt, die mit dem Cap Platy endet und dadurch den Golf von Stellaria südlich begrenzt.

Mit dieser größern Mannigfaltigkeit der Thäler und Höhen steht es ferner im Zusammenhange, daß die Schichtenstellung hier jene Regelmäßigkeit verliert, die im südlichen Gebiete der Halbinsel bemerkt worden ist. Während die Schieferformation noch immer dieselbe bleibt, möchte es kaum eine Himmelsgegend geben, gegen die nicht zuweilen Streichen oder Fallen der Schichten gerichtet wäre*). Erst jenseit Chiliandari verändert sich dann die geognostische Formation selbst. Dort spielt der Kalkstein von

*) So zeigt der letzte Berg vor Chiliandari im Gegensatze gegen die frühern Beobachtungen einen Schichtenfall gegen Nordosten.

Pandocrátoras eine bedeutende Rolle in der Zusammensetzung der Secundär-Ketten, die der Weg, von dort aus längs des Meers verlaufend, eine nach der andern umkreist oder schneidet. Zuletzt, ehe man die höhere Kette zum Cap Platy in einem lang gewundenen Passe überschreitet, um an das Südgestade des Golfs von Stellaria zu gelangen, lagert dieser Kalkstein wiederum auf der Schieferformation, welche jene Kette bildet. Dieser letzte Schiefer aber ist viel reicher an Marmorlagern, als die südlichen Berge. Denkt man sich jedes Marmorlager als einen kleinen Hebungspunct, nur durch Größe vom Athos unterschieden, so wird die Unregelmäßigkeit des Schichtenbaus in dieser Gegend leichter erklärlich. Indessen ganz aus Marmor bestehende Berge giebt es hier eben so wenig, als vulcanisches Gestein.

Der Waldcharacter von Caraes bis Chiliandari stimmt vollkommen mit der Darstellung des südlichen Hochwaldes überein. Doch sowie dieser Vegetation kein bestimmtes Gesetz in dem Vorherrschen der Baumarten zu Grunde liegt, so sind es hier besonders lichte Eichenwälder, welche die Gebirgshöhen schmücken und die sich von deutschen Waldungen etwa nur durch niedrigeren Wuchs, so wie gegen die Thäler durch eingemischte Stein- und Coccus-Eichen *) unterscheiden. Indessen tritt in der Gegend von Chiliandari eine gewisse Aenderung in der Vegetation ein. Schon ehe man dahin gelangt, bemerkt man zum ersten Male auf der Halbinsel Platanen im Walde: diese Platanen bilden sodann einige selbstständige Forsten zwischen dem Kloster und Strande. Chiliandari liegt übrigens schon in der immergrünen Region und diese nimmt bald von der Küstenflora der südlichen Halbinsel einen ganz verschiedenen Typus an.

Zuerst beginnt im immergrünen Gesträuch eine Cistusrose mit weißen Blumen und schmalen Blättern häufig zu werden, die ich hier zum ersten Male auf rumelischem Boden erblickte. Bald ist sie der vorherrschende Strauch, und, da sie niedriger bleibt, als die übrigen Gebüsche des Hajion-Oros, so verändert

*) Quercus pedunculata Ehrh. Q. Ilex L. Q. coccifera L. — Platanus orientalis L.

sich schon dadurch der Anblick der Küste. Zugleich giebt es Schluchten am Gestade, die, wie bei Enos, mit Agnus Castus bewachsen sind. Dann aber erstreckt sich der Wald in einer weiten Küstenlinie bis zur Kette von Platy von den Höhen herab bis an's Meer: ein großer Pinienhain, der einzige, den ich an den nördlichen Küsten des aegaeischen Meers gesehen habe. Pinien und Seestrandsfichten stehen hier vermischt in einer weitläufigen, hochstämmigen Waldung, die über die Thäler und Vorhügel sich gleichförmig verbreitet. Das Gesträuch dieses prächtigen Hains wird großentheils durch jene Cistusrose gebildet, oder der Boden ist von Farnkraut bedeckt, und da diese Gewächse sich selten über 3′ erheben, jedoch dicht den Boden bedecken, so kann man ihre Vegetation mit den Heidelbeeren vergleichen, die in Norddeutschlands Wäldern sich auf ähnliche Weise zu verbreiten pflegen. Ebenso werden die L..ken der Waldung durch Cisten und andere immergrüne Sträucher bedeckt *).

Dieser Pinienhain fängt ungefähr an eben dem Orte an, wo an die Schieferformation die Kalkberge grenzen. Aber sie verbreitet sich auch auf die Schieferkette des Cap Platy, und die weiße Cistusrose praedominirt schon auf dem Schiefer westwärts von Chiliandari. Auch erscheint der Gegensatz dieser waldigen Küste gegen die Küstenflora von Pandocrátoras bis Lavra weniger bedeutend, wenn man sich erinnert, daß dort nicht selten aus dem Strauchmeere einzelne, hochwüchsige Seestrandsfichten, wie einsame Inseln, hervorragen. Doch bleibt es immer bemerkenswerth, daß fast jede Küstenstrecke auf dieser Halbinsel ohne Wechsel der Lage und Bodenbeschaffenheit und ohne Einwirkung der geognostischen Formationen ihre eigenthümlichen, vegetabilischen Erzeugnisse ernährt, bald die Baumheide, bald der Ginster, bald Arbutus, bald Cistusrosen vorherrschen. Aber wer kennt die Bedingungen, von denen solche Erscheinungen abhängen und die sich in allen Climaten wiederholen, mag nun der Mensch auf die Vegetation eingewirkt haben, oder nicht?

---

*) Cistus monspeliensis L. Vitex agnus castus L. — Pinus Pinea L. P. maritima Lamb. — Pteris aquilina L.

So lange ich mich auf dem Kamme des heiligen Waldes befand, erfreute ich mich oft, wie ehegestern, jener malerischen Durchblicke, wenn durch die Lücken der Waldung bald zur Rechten das jüngst überschiffte Meer mit den Bergen von Tassos und Cavala, bald zur Linken der Golf von Montesanto und die Halbinsel Longos tief unten und aus der Ferne, hervortraten. Von dort wehte Morgens ein erfrischender Seewind herüber und die weißen Spitzen der Wogen, die aus der dunkeln Fläche auftauchten, verkündeten stürmische Bewegung auf dem sonst so ruhigen Meere. Dort unten erblickte ich auch das Kloster Vatopédhion, eins der größten des Bergs, hoch über einer Hafenbucht auf Klippen gelegen. Ganz verschieden aber von allen bisher besuchten ist die Lage von Chiliandari, mitten im Walde, in einem felsenumkränzten Thale, von reichen Cypressen umgeben. Ohne die Calojeren zu begrüßen, ritt ich vorüber, und fand, mit Reisekost versehen, neben einem kühlen Brunnen im Schatten des Platanenwaldes ein Viertelstündchen vom Kloster Mittagsruhe und Schutz gegen die Wärme des Tags, die dem kühlen Morgen gefolgt war (1^h 30′—3^h).

Während wir hier, nach morgenländischer Weise gelagert, uns Mittagsmahl und Caffee bereiteten, die Maulthiere entlasteten, sie frei umherspringen ließen und Herr und Diener in geselligem Kreise sich unterhielten: ritt ein einzelner Türke die Straße uns entgegen, der sogleich unserer Gruppe sich anschloß, und, um die Sicherheit der Wege befragt, uns jede erwünschte Auskunft über die Zustände von Chalcidice ertheilte. Er war Kaufmann, kannte die Gegend genau, besuchte sie häufig und kam eben, im Begriffe nach Caraes zu reisen, von Salonichi. Er berichtete, daß bis zu dem Hauptorte der Straße, bis Larigovi, nichts zu befürchten wäre. Von da führen zwei Wege nach Salonichi, einer über den Berg Cholomonda und Galatzista, der früherhin schon verrufen gewesen sei, der andere nach Nordwesten zu den Seen, wo er in die Constantinopolitanische Straße mündet. Dem letztern habe man bisher aus dem angeführten Grunde stets den Vorzug gegeben, aber jetzt sei er wegen der neu organisirten, großen Klephtenbande gar nicht zu passiren.

Er bestätigte die Nachricht, daß ein Truppencorps gegen sie manoeuvrire und die wahrscheinlichste Folge davon würde sein, daß die Räuber sich nach Süden in die Berge von Larégovi zurückzögen. Er selbst war zwar noch über den Cholomonda gereist, allein es hätten sich dort schon einige Streifcorps blicken lassen, und es wären auch, wie man in Larégovi versicherte, schon Räubereien vorgefallen, so daß jetzt Niemand ohne starke Bedeckung von dieser Stadt nach Salonichi zu reisen wage. Um nun endlich diese ganze Gegend zu vermeiden, gäbe es noch einen dritten Weg (durch den südlichen Theil von Chalcidice), der zuletzt auf die Straße von Cassandra treffe. Indessen wolle er uns nicht rathen, diesen Weg einzuschlagen, nicht bloß, weil er eine Tagereise länger sei und man sich freuen müsse, sobald als möglich gesichert das Ziel der Reise zu erreichen, als besonders, weil längs der Küste des Golfs von Salonichi sich eine Reihe von türkischen Dörfern finde, die wegen des schlechten Gesindels, das sie bewohne, höchst berüchtigt wären. Er selbst, fuhr er fort, hätte auf seiner letzten Reise das Unglück gehabt, in dortiger Gegend in die Hände von türkischen Räubern zu fallen, obgleich freilich der Schaden, da er wenig Geld bei sich gehabt, nicht beträchtlich zu nennen sei. Ohne Begleitung ritt er durch den Wald, als von beiden Seiten ein Mann aus dem Gebüsche trat und ihm die Muskete vorhielt. Er fragt nach ihrem Begehren; sie erwiedern, er werde es schon wissen und möge ihnen in den Wald folgen. Sie nehmen ihm die Börse, lassen ihm Pferd und sonstiges Eigenthum, erklären aber, er müsse bis zum Abend zu ihrer eignen Sicherheit bei ihnen bleiben, führen ihn tiefer in den Wald, laden ihn ein, an ihrem Mahle Theil zu nehmen, und entlassen ihn zuletzt in aller Freundschaft und Höflichkeit. Uebrigens, fügte er seinen unerfreulichen Nachrichten tröstend hinzu, möchten wir unbesorgt sein, da ihn, der beständig umherreise, ein solcher Unfall nur dies eine Mal betroffen habe, und da man, wenn man es an den nöthigen Erkundigungen nicht fehlen lasse, den Aufenthalt der Klephten gewöhnlich frühzeitig genug erfahre, um durch Veränderung des Wegs oder größere Begleitung sich zu schützen. Nach meinen Erfahrungen bin ich

überzeugt, daß er hierin Recht hatte, wenigstens in Hinsicht auf die griechischen Provinzen. Im Schutze einer größern, bewaffneten Gesellschaft von Reisenden oder unter einer militairischen Bedeckung, wenn sie auch nur aus zwei Mann besteht, kann man sicher die verrufensten Districte durchreisen, sei es nun, daß Klephten und Soldaten zusammenhalten, oder daß jene nicht angreifen, wenn sie ihr eignes Leben dabei in wirkliche Gefahr setzen würden. Da nun unter den loyalern Slaven das eigentliche Klephtenleben nicht existirt, so kann, wer die Kosten nicht scheut, ein Jeder, ohne dem Zufalle sein Leben auszusetzen, mit einiger Vorsicht die ganze Türkei mit Ausnahme von Nordalbanien in jeder Richtung durchreisen.

Mehr als drei Stunden waren erforderlich, bis wir alle die Ausläufer des heiligen Waldes und ihre Thäler längs der Küste überschritten hatten und zuletzt auf dem Passe, der eine Stunde etwa südlich vom Cap Platy liegt, anlangten. Dieser nördliche Hauptausläufer heißt eben Mejalivilja, die große Warte*). Hier erwartete uns eine sehr belohnende Aussicht. Plötzlich erblickt man zur Linken die berglose Landenge des Xerxes und jenseits den Spiegel des Meers in der äußersten Bucht des Golfs von Montesanto; abwärts aber, am Fuße eines felsigen Abhangs, die Fläche des Meerbusens von Stellaria, der so scharf von seinen beiden Vorgebirgen, Platy und Lephtheridha, eingeschlossen wird; in dessen Fond auf einer kleinen Landzunge, dem äußersten Vorsprunge der jenseitigen Berge von Chalcidice, das Städtchen Jerissos; endlich im Norden glänzten durch die heitere Luft des Abends in großer Deutlichkeit viele Puncte von der hohen Küste bei Orphano herüber, Spitzen der Rhodope, besonders der Pangeus, der noch eben so viel Schluchtenschnee führte, als der Athos.

Ein steiler Schlangenpfad brachte uns bald hinab zum Gestade des Golfs, wo bei scheidender Sonne eben mehre Gesellschaften von Fischern ihre Züge bewerkstelligten. Wir suchten diese Gelegenheit zu benutzen, um uns ein frisches und vorzüg-

*) Μεγάλη βίγλα (Zachariae Reise S. 220.).

liches Abendbrod zu verschaffen: aber es wurden nur kleine Fische gefangen. Glücklicher Weise entdeckten wir zuletzt einen großen Hummer, auf den die Fischer keinen Werth zu legen schienen, und der, für wenige Piaster eingehandelt, in erfreulichem Gegensatze gegen die Fastenspeisen der Calojeren, später mit Behagen verzehrt wurde.

Jérissos war indessen nicht mehr zu erreichen, und ich beschloß daher in Pyrgudhia, einer Metochie des Hajion-Oros dicht am Xerxescanale, um Gastfreundschaft zu bitten. Doch wurde es völlig Nacht, bis wir anlangten (8^h^), und vom Monde, der die Seefahrt von Enos so kräftig beleuchtete, war jetzt erst kaum wieder der erste Streifen sichtbar. Kurz zuvor überschritten wir an einem hölzernen Gehäge die Grenze der Priesterherrschaft, eine Herrschaft, die durch Clima, Gebirgsform, Küstengestalt und Vegetation zu einem fruchtbaren, betriebsamen Leben bestimmt scheint, wo man aber niemals lebendige Bestrebung, sondern nur Ruhe und Entsagung gefunden hat: als wäre im tiefsten Schatten der verschlungenen Castanienzweige, in der regsamsten Pflanzennatur, in dem Hinblick auf das Schrankenlose des Meers und des in den Aether ragenden Athos, wie in der Betrachtung der wenigstens für den Menschen unendlichen Felsabgründe, als wäre in all' diesem ein größerer Reiz zur Contemplation, als zu jenen leiblichen Genüssen, die zur thätigen Anstrengung, zum Erwerbe des Irdischen anregen.

Noten.

Erste Note (zu S. 66.). Kalktuff von Brussa. Der poröse Kalkstein, dem die heißen Quellen der Jeni-Cablidscha entspringen *), ist von röthlich-gelber Farbe, crystallinischer Structur und faserig abgesondert. Die abgesonderten Fasern haben eine verticale Stellung: übrigens wurde eine deutliche Schichtung der Formation nicht wahrgenommen. Das Gestein ist durchaus in der Verwitterung begriffen, und zwar auf besondere Weise. An vielen einzelnen Kalkfasern zeigen sich nämlich die Absonderungsflächen von einer braunen erdigen Masse überzogen. Dadurch wird theils die Cohaesion des Gesteins auf das Aeußerste gemindert, theils entstehen allmählig in demselben linear gestaltete Furchen und Canäle. Bei dem weitern Fortgange der Verwitterung verschwindet die crystallinische Structur ganz, das Gestein erhält eine bräunlich rothe Farbe und wird verwittertem Kalktuff ähnlich. Sehr häufig enthält dieser Kalkstein große Drusen von dicht vereinigten, spießig-strahligen Kalkspathcrystallen. Ihre Farbe ist gelblich weiß und sie widerstehen der Verwitterung länger.

Ich legte mir bei der Betrachtung dieses Kalkgesteins zwei Fragen vor, erstens, ob es ein Product der Thermen selbst sei, und zweitens, ob seine Verwitterung, die für eine an sich feste Felsart ausgezeichnet genannt werden kann, als eine Folge von Gasentbindungen aus den heißen Quellen zu betrachten wäre? Die weitere Untersuchung trat beiden Hypothesen entgegen.

*) Fontanier (Voyages en Orient p. 85.) irrt, indem er den Ursprung der Quellen an der Grenze des Alluviums angiebt.

Zunächst kann gegen die letztere Frage die Lage der Quellen selbst geltend gemacht werden. Aus dem beigefügten Plane *) geht hervor, daß die Kalkformation um mehr als das Doppelte die Distanz der beiden entferntesten Thermen an Ausdehnung übertreffe. Man könnte sich indessen denken, daß der unterirdische Zufluß der Quellen horizontal unter der ganzen Kalkformation verliefe und auf diesem Wege zerstörendes Gas entbinde. Dagegen spricht die Gleichheit der Temperatur verschiedener Quellen, die auf eine gleiche Länge des Wegs durch die kalten Gesteinarten hinweist, und ihr hoher Wärmegrad, der nur mit einem steilen Emporbringen des Wassers aus großen Tiefen in Verbindung gedacht werden kann.

Eine local gesteigerte Verwitterung des Kalkgesteins hängt im Allgemeinen von der Einwirkung der Kohlensäure oder dieses Gas enthaltenden Wassers ab. Nirgends zeigt sich an den Quellen oder in ihrer Umgebung eine Entwickelung freier Kohlensäure. Das einzige Gas, welches ich bemerkt habe, war Schwefelwasserstoffgas. Es kommt nur in geringer Menge vor und nirgends brausen die Thermen von Gasperlen auf. Aus diesem Grunde glaube ich, daß die Verwitterung des Kalksteins nur den gewöhnlichen atmosphärischen Einflüssen zugeschrieben werden darf.

Was den andern Punct betrifft, ob der Kalkstein ein allmählig gebildeter Absatz aus den Quellen sei, so scheint ihm außer der Oertlichkeit die Vergleichung mit den heutiges Tags aus den Thermen abgelagerten Sintern zu widersprechen. Sie sind, entsprechend dem geringen Mineralgehalt derselben, von sehr unbedeutender Mächtigkeit, aber sie zeigen eine ausgezeichnete Uebereinstimmung mit den Sprudelsteinen von Carlsbad. An der Quelle Jeni-Gablidscha bilden sie einen weißgrauen, dichten Kalkstein von schaliger Absonderung. Er enthält auch Erbsen **) mit concentrischen Lagen, völlig den Carlsbader Erbsensteinen entsprechend. Einige Erbsenschalen und gewisse Partieen des dichten Gesteins sind durch Eisenoxyd gefärbt. Der Absatz der sogenannten Schwefelquelle, Kökürdli, besteht gleichfalls aus einem dichten Kalkstein von bläulich weißer Farbe und schaliger Absonderung. Der äußerste Rand zeigt blumenkohlartige Bildungen, die durch Eisenoxyd gefärbt sind. Zwischen den Schalen bemerkt man zuweilen Reste von in der Nähe wachsenden Gräsern.

Der Mangel des crystallinischen Gefüges und der Kalkspathdrusen, so wie die schalige Absonderung unterscheiden die Bildungen der Quellen auf den ersten Blick von dem Kalkgestein, dem sie entspringen. Noch auffallender, als bei der Jeni-Gablidscha, zeigt sich diese Verschiedenheit an der Schwefel-

---

*) Siehe Pl. I.

**) Diese scheinen der Bildung zu entsprechen, die v. Hammer aus verzeihlichem Irrthume Muschelkitt genannt hat. Vergl. dessen Reise nach Brussa p. 25.

quelle. Ihr liegt ein Kalkfels gegenüber, der von dem früher beschriebenen durch eine röthere Farbe und viel compaktere Beschaffenheit abweicht. Daß gerade hier, wo die Thätigkeit der Thermen sich concentrirt, der Kalkstein am wenigsten verwittert auftritt, bekräftigt die obige Bemerkung.

Zweite Note (zu S. 66.). **Gypsbildung an der Jeni-Cablidscha.** Die Vermuthung, daß die drei Quellen bei der Jeni-Cablidscha nur verschiedene Ausflüsse einer einzigen seien, gründet sich auf einen besondern Umstand. Denkt man sich die Localität als eine quadratisch geformte Erdplatte von zwanzig Quadratfuß Oberfläche, so treten die Quellen an drei Ecken derselben in einer solchen Richtung des Wasserstroms hervor, daß dieser von einer jeden rückwärts verlängert auf die vierte Ecke treffen würde. Hier nun aber, wo sich demnach die drei Quellen erst durch Verzweigung unter der Erde aus einer einzigen bilden, falls ihre Richtung bis dahin horizontal war, entdeckte ich ein enges, brunnenartig durch die dünne Humusdecke und den Fels eindringendes Loch. Die hohe Temperatur in demselben verrieth, daß die Quelle ganz oben hindurchfließe. Nur, weil dieser Trichter, durch welchen das heiße Wasser, bereits ehe es in's Freie tritt, mit der Atmosphäre in Berührung kommt, eine gewundene Röhre bildet, konnte ich das Wasser weder mit dem Arm, noch Geräthschaft erreichen. Seine Gegenwart wurde indessen noch auf andere Weise gewiß. An der Innenfläche des Trichters bemerkte ich einen losen crystallinischen Ueberzug, der sich mit einem Messer leicht abschaben und sammeln ließ. Ich betrachtete diesen Anflug damals durchaus als ein Sublimationsproduct der Quelle. Es enthält eine Anzahl sehr zarter, weißer Nadeln, besteht jedoch größtentheils aus unregelmäßig geformten Körnern, an denen einzelne rhombische Flächen sichtbar sind. Diese Körner sind zum Theil ungefärbt, aber viele zeigen einen grünlich gelben Anflug. Dieser Anflug ist Schwefel, offenbar aus dem Schwefelwasserstoff, der schon hier aus dem Wasser entbunden wird, durch den Einfluß der atmosphärischen Luft und der Wasserdämpfe gebildet. Eine solche Schwefelsublimation bleibt nicht ohne Wirkung auf die Beschaffenheit der Quelle. Denn das Wasser der Jeni-Cablidscha enthält, wo es austritt, nach dem Geruch zu urtheilen, weniger Schwefelwasserstoff, als die Quelle von Kökürdli, welche, ohne vorher mit der Atmosphäre in Berührung zu treten, ihren Gasgehalt bis zum Austritte bewahrt.

Wenn nun dieser zarte Anflug von pulverigem Schwefel als ein Product der aus dem heißen Wasser aufsteigenden schwefelwasserstoffhaltigen Dämpfe angesehen werden kann, so liegt dagegen der Bildung jener Crystalle selbst ein anderer, räthselhafterer Proceß zu Grunde. Die chemische Untersuchung hat nämlich ergeben, daß sie aus Gyps bestehen, und zwar entsprechen die feinen Nadeln beginnender Bildung von Fasergyps im Kleinen. Schwefelsaurer Kalk ist übrigens dieser Gegend fremd, und die Vermuthung liegt nahe, daß ein Zusammenhang zwischen der Entstehung jenes Minerals und

der Gasentbindung aus den Thermen bestehe. Denn der Gyps bildet nur einen lockern Anflug auf dem Kalkgestein von der Dicke weniger Linien. Der Mangel an Cohaesion mit dem Gestein und die Beschränkung des Vorkommens auf eine einzige Localität, die den Effluvien der Quelle am meisten ausgesetzt ist, beweist seine Bildung in der Gegenwart. Verschiedene Hypothesen sind möglich, von denen mir eine einzige zulässig erscheint. 1) Schwefelsaure Dämpfe können nicht zugegen sein, da die Quelle vielmehr alcalisch reagirt. 2) Zwar enthält die Therme schwefelsaure Salze; da sie jedoch nicht siedet, so ist nicht anzunehmen, daß die festen Bestandtheile von den Dämpfen mit in die Höhe gerissen werden; ferner enthält der Quellensinter keinen schwefelsauren Kalk; schwefelsaures Natron, an dem Trichter abgesetzt, würde den kohlensauren Kalk des Gesteins nicht zersetzen; endlich ist die Menge des Wasserdampfs verhältnißmäßig gering und die festen Bestandtheile des Wassers viel unbedeutender, als in andern Mineralquellen, wo man keine Gypsbildung aus benachbartem Kalkgestein beobachtet hat. 3) Ist das Schwefelwasserstoffgas in Verbindung mit Wasserdämpfen selbst fähig, kohlensauren Kalk in Gyps zu verwandeln? Vergleichende Versuche würden entscheiden, ob, wenn man siedendes Wasser einige Zeit auf ein Gemenge von Schwefel und kohlensaurem Kalk wirken läßt, sich etwas Schwefelcalcium bildet. Dieses oxydirt sich an der Luft bekanntlich zu Gyps. Ist gegen die Theorie einer Bildungsweise des schwefelsauren Kalks auf diesem Wege nichts einzuwenden, so dürfte sie die Aufmerksamkeit der Geognosten in dem Grade verdienen, als die Verbreitung des Schwefelwasserstoffs in der vulcanischen Natur die der Oxyde des Schwefels übertrifft. Hat man an Schwefelquellen die Verwandlung des kohlensauren Kalks in Gyps nicht häufig zu beobachten Gelegenheit, so ist zu bemerken, daß die Gegenwart heißer Wasserdämpfe zu dieser Wirkungsart nothwendig zu sein scheint. Sollte man indessen auch Bedenken tragen, auf die Bildung des Gypses im Großen eine solche Theorie anzuwenden, so ist doch die Zahl wirklicher Beobachtungen über die Entstehung dieses Körpers durch noch jetzt thätige Kräfte zu gering, als daß nicht eine neue Erscheinung dieser Art bemerkenswerth bleiben müßte.

Dritte Note (zu S. 73.). Zur Vergleichung des türkischen und russischen Bades. Indem ich hier einige vergleichende Bemerkungen über die physiologische Wirkung der türkischen Bäder zusammenstelle, schwebt mir besonders die Frage vor, ob es zweckmäßig erscheine, dieselben auch bei uns einzuführen, oder ob sie vielleicht zu gewissen Verbesserungen in der Technik unserer Dampfbäder einen Anlaß darbieten.

Gemeinsam ist den russischen und türkischen Bädern mechanische Reinigung der Haut und dynamische Erregung ihrer Thätigkeit durch Wärme. Diese Reizung wird jedoch in beiden zum Theil durch verschiedene Mittel erreicht. Demungeachtet ist die Wirkung völlig übereinstimmend und von gleicher Intensität, sowohl die primäre Wirkung, die in dem Schweiße nach dem

Bade besteht, als die secundäre Abhärtung der Haut, dieselbe gegen schädliche Potenzen unempfänglicher zu machen, wie denn solche Erfolge durch die Gewöhnung an starke Reize bedingt werden. Daß man auch Anfangs durch so starke und plötzliche Temperaturdifferenzen sich nicht leicht erkältet, scheint darin begründet, daß sie den ganzen Körper gleichmäßig betreffen.

Die Mittel, durch welche der Schweiß nach dem russischen Dampfbade bewirkt wird, sind nicht so sehr an sich von denen verschieden, welche die Türken anwenden, als sie mit größerer oder geringerer Energie benutzt werden. Ich zähle sie deshalb nach der Reihenfolge ihrer Wirksamkeit auf.

1) Wasserdampf in großer Quantität und von mehr als 40° Wärme. Im türkischen Bade dagegen nur ungefähr 30° Wärme und verhältnißmäßig wenig niedergeschlagener Wasserdampf. Diese Verschiedenheit ist von großer Wichtigkeit für den Zustand der Haut im Bade, nicht sowohl für ihre transspirirende Function, als für ihre Erwärmung und Reizung. Denn da die Luft, ganz abgesehen von dem wolkenförmigen Wasser, in beiden Fällen von Wasserdampf gesättigt ist, so wird die sogenannte physicalische Hautausdünstung sowohl im türkischen, als im russischen Bade durchaus unterdrückt. Freilich kann die organische Perspiration nicht mit dem Hygrometer gemessen werden, aber wir wissen nicht, ob diese in einem der genannten Fälle mehr begünstigt werde, als in dem andern. Indessen beträgt unter gewöhnlichen Umständen die organische Hautausdünstung nach Edwards nur ein Fünftel der physicalischen, welche die Haut auch im todten Zustande zeigen würde und die ebenso sehr von der Menge des in der Atmosphäre befindlichen Wasserdampfs abhängt, wie die Verdunstung des Wassers selbst. Deshalb hat man wahrscheinlich ein Recht, zu behaupten, daß während des Bades in beiden Fällen die Evaporation der Haut größtentheils unterdrückt ist. Eine solche Behauptung wird zwar denen sehr unerwartet vorkommen, welche, ohne auf den physicalischen Zusammenhang zu achten, sich bald nach dem Eintritt in ein russisches Dampfbad mit Schweiß bedeckt sehen. Es ist jedoch eine bloße Täuschung, den am Körper aus der Luft niedergeschlagenen Wasserdampf für Schweiß anzusehen. Die Wärme und das weiche Aufschwellen der Haut, wie bei einem wirklichen Schweiße, dürfen uns nicht irre leiten. Denn offenbar ist der größte Theil des Wassers, das bald über den erhitzten Körper herabzurieseln beginnt, auf keine andere Weise entstanden, als wie ein kaltes Gefäß in einem wärmern Zimmer mit Thau benetzt wird. Manche Personen, die Damfbäder häufig zu gebrauchen gewohnt sind, pflegen aus Mangel an Zeit oder aus andern Gründen den secundären, wirklichen Schweiß nicht abzuwarten. Unstreitig bedenken sie nicht immer, daß sie sich dadurch die Hauptwirkung des Dampfbads entziehen.

Im türkischen Bade ist die Wasserablagerung am Körper ungleich geringer, als im russischen, oder vielmehr sie verschwindet ganz. Dies hat gleichfalls eine physicalische Ursache. Im russischen Bade wird Wasser an der

Haut niedergeschlagen, weil diese wenigstens 10° kälter ist, als die Luft. Die Wärme des türkischen Bades kommt der Körperwärme gleich. Deshalb bleibt der Wasserdampf in der Luft aufgelöst und eine Benetzung des Körpers von Außen kann nur dadurch erfolgen, daß das nebelförmig im Raume suspendirte Wasser sich mechanisch an die Haut anhängt. Aber dabei wird keine Wärme entbunden, wie es der Fall ist, wenn wirklicher Thau sich bildet.

Hierin aber liegt nun eben einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen dem russischen und türkischen Bade. Der menschliche Körper erzeugt beständig mehr freie Wärme, als zur Erhaltung seiner eignen Temperatur hinreicht: denn er ist bestimmt, in einer Atmosphäre zu leben, die kälter ist, als sein Körper. Je wärmer diese wird, desto mehr sucht er jenen Wärmeüberschuß, durch den er sonst seine Umgebungen erwärmte, zur Bildung von Wasserdampf, zur Perspiration zu verwenden. Steigt die äußere Wärme noch mehr und wird die Perspiration durch eine dampfgesättigte Atmosphäre gehemmt, so erhitzt sich endlich der Körper über seine normale Temperatur, und die Haut, die zunächst die äußere Wärme empfängt, erfährt eine abnorme Reizung. In solchen Umständen befindet sich der Körper sowohl im russischen als im türkischen Bade. Aber der Grad jener Reizung hängt auch von der Geschwindigkeit ab, mit der die Umgebungen die Wärme leiten. Unter diesen ist die Luft der schlechteste Wärmeleiter, hierauf folgt der niedergeschlagene Wasserdampf, am besten wird die Wärme durch das Wasser geleitet. Aus diesen bekannten Sätzen geht hervor, daß, wenn im Dampfbade eine Schicht von tropfbarem, heißem Wasser den Körper bedeckt, hier die Erhitzung und Reizung der Haut ungleich beträchtlicher sein muß, als wenn der Körper nur mit einer feuchten Luft in Berührung ist, welche die Temperatur des Bluts hat. Dieser Unterschied wird aber noch bedeutend durch die Thaubildung am Körper im Dampfbade gesteigert, da die dadurch frei werdende Wärme der Haut unmittelbar zugeführt wird. Diese Wirkung ist aber auch nicht auf die Haut beschränkt. Die Erhitzung des Körpers bedingt eine Beschleunigung der Respiration. So wird der Zweck des Dampfbades, einen heftigen Schweiß zu bewirken, hauptsächlich durch die Wärme desselben erreicht. Im türkischen Bade kann die Wärme nur eingeschränkt dazu mitwirken.

2) Ein anderes Mittel, welches in den russischen Bädern angewendet wird, um die Hautthätigkeit anzuregen, besteht in den kalten Begießungen. Es ist ein plötzlicher und vorübergehender Hautreiz, der auf die Temperatur des Körpers nur einen geringen Einfluß äußern kann. Auch hierbei ist es auf die nachfolgende Reaction abgesehen. Dieses Mittels bedienen sich die Türken gar nicht.

3) Endlich wird die Haut in den Dampfbädern mit Lorbeerzweigen oder ähnlichen Apparaten gepeitscht oder mit Tüchern gerieben. Diese Mittel,

deren Wirkung mit der der übrigen übereinstimmt, werden nicht so anhaltend und nachdrücklich angewendet, daß ihr Einfluß mit jenen verglichen werden könnte. Die Türken hingegen richten die größte Aufmerksamkeit auf die mechanische Reizung der Haut und ersetzen dadurch vollständig die geringere Wirksamkeit der Wärme. Die ganze, am angeführten Orte geschilderte Behandlung hat eine solche Tendenz. Das Kneten der Muskeln, der periodische Druck auf die weichen Körpertheile, das sorgfältige Reiben mit Polsterchen, successiv über alle Regionen sich verbreitend, bis eine Röthung der Haut entsteht, alles dies wird mit der äußersten Pünktlichkeit ausgeführt, und es geht aus dem nachfolgenden activen Schweiße deutlich hervor, daß hierdurch der Zweck des Bades eben so vollkommen erreicht wird, als im Dampfbade durch die größere Erhitzung des Körpers. Wenn jene Methode aber zugleich naturgemäßer erscheint, so läßt sich auch nicht verkennen, daß manche Gegenanzeigen gegen den Gebrauch der Dampfbäder, z. B. drohende Entzündungen, eine Art der Reizung nicht treffen, die sich auf die Haut beschränkt, ohne die Functionen anderer Organe durch Erhitzung des ganzen Körpers zu steigern. Es ist indessen nicht meine Absicht, diese Vergleichung in das Therapeutische zu verfolgen.

Zum Schlusse will ich noch einige Puncte hervorheben, die sich auf besondere Zwecke des türkischen Bades beziehen. Die Reinigung der Haut, die Oeffnung der Schweißcanäle, wird aufmerksam behandelt und dient gleichfalls, die Transspiration nach dem Bade zu begünstigen. Besonders ist die Art, die Seife als Schaum zu gebrauchen, von der unsrigen verschieden. Die fein vertheilte Seife dringt sicherer in die blinden Gänge der Haut ein und lockert ihre Secrete auf. Man erkennt dies leicht aus einer auffallenden Wirkung. Unter dem fortgesetzten Reiben bilden sich auch auf der weißesten Haut sehr zahlreiche, graulich weiße Cylinder von einer Linie Dicke und bis zu zwei Zoll Länge. Eine solche Entladung von Schmutz pflegt reinliche Europäer anfänglich nicht wenig zu befremden.

Plötzliche Temperaturveränderungen, welche nur einen Theil und nicht die ganze Oberfläche der Haut treffen, dadurch die organische Perspiration des getroffnen Gliedes zu unterdrücken scheinen und in Folge dessen rheumatische und catarrhalische Affectionen bewirken, werden in den türkischen Bädern behutsam gemieden. In dieser Rücksicht ist es von Bedeutung, daß der Fußboden in Bädern, wie die von Jeni-Sablidscha, welche unter die prächtigsten Bauten des Orients gerechnet werden müssen, durchaus von Marmorplatten zusammengesetzt ist. Damit nun die Füße nicht mit einem bessern Wärmeleiter, als die Luft ist, in erkältende Berührung kommen, wandelt man stets auf Holzschuhen, welche noch durch zwei Zoll hohe Stelzen von dem Boden entfernt bleiben. Ferner herrscht die Meinung, daß die Befeuchtung des Haupthaars nicht zulässig sei, weil es nicht leicht vollständig getrocknet werden kann und die Verdunstung des daran zurückbleibenden Wassers

den Scheitel erkältet, während der übrige Körper warm ist. Deshalb wird der Kopf über der Stirn stets von Tüchern umhüllt, sowohl während des Bades, als nach demselben. Die Türken selbst, welche das Haupthaar bis auf einen einzigen Büschel abscheeren, thun dasselbe aus einem andern Grunde. Indem sie nämlich beständig den Kopf unter dem Fez noch durch eine Menge von Tüchern und Mützen einhüllen, fürchten sie den am wärmsten gehaltenen und verwöhntesten Theil ihres Körpers den starken Einflüssen des Bades auszusetzen. Sind sie sich solcher theoretischen Gründe ihres Verhaltens nicht immer bewußt, so erscheint doch eine so allgemeine Sitte immerhin einigermaßen beachtenswerth.

Endlich fehlt es auch nicht an Gebräuchen und Einrichtungen im türkischen Bade, welche nur den sinnlichen Genuß zu erhöhen bestimmt sind. Die Sinnlichkeit des Orientalen aber macht weniger Anspruch auf starke Eindrücke und wechselvolle Stimmungen, als auf Ruhe und Stille des Orts. So mögen die großen Räume, ihre einfache, jedoch edle Bauart, die Höhe der Wölbung, in deren Kuppel zahlreiche Glasscheiben von kleinem Durchmesser eingelassen sind, durch welche ein dämmerndes Licht sich in der Halle verbreitet, vielleicht nicht ohne Grund mit gothischen Kirchen verglichen werden, deren Styl selbst zur Andacht und Betrachtung anregt. Man hört keinen Laut, als den Tropfenfall der Springbrunnen und das Geräusch von strömendem Wasser. Jeder gleitet leise und schweigend an dem Andern vorüber und lebt im Bade nur für sich. Indessen ist dieses feierliche Betragen, welches mit der religiösen Bedeutung des türkischen Bades in Verbindung steht, nicht ohne Entweihung. Ich trage jedoch Bedenken, die Bemerkung, daß man häufig schöne Knaben zum Dienste des Badewärters verwendet, und daß der Fremde zuweilen ihre widerwärtige Dienstfertigkeit abzuweisen genöthigt wird, für ein Zeichen allgemeiner Verderbniß anzusehen. Mir erscheinen vielmehr solche Fälle als Ausnahmen, welche durch die nachsichtige Moral jener Länder erklärlich werden, und außerdem gehört es wesentlich zu dem ästhetischen Genusse des Bades, daß der Wärter, der in so nahe Berührung mit dem Badenden tritt, ein reinlicher und körperlich wohlgebildeter Mensch sei. Sodann wird auch während der Transspiration für eine behagliche Stimmung des Körpers systematisch gesorgt. Sobald man sich niedergelegt hat, wird eine Schale mit schwarzem Caffee gebracht. Hierauf beginnt man zu rauchen. Das Rohr ist so lang, daß es in wenig geneigter Lage doch den Fußboden berührt, wo der Kopf der Pfeife auf einem metallnen Becken ruht, während die Bernsteinspitze sich dicht vor dem Munde befindet. Hierdurch ist man im Stande, ohne eine unbequeme Stellung des Kopfes und ohne den Gebrauch der Hände von Zeit zu Zeit den Dampf einzusaugen. Zugleich ist ein Wärter beschäftigt, unaufhörlich das Gesicht von Schweißperlen zu trocknen. Zuletzt wird ein Glas Scherbet gebracht, d. h. eine Limonade aus Fruchtsaft, Citronensäure und Zucker.

Aber nicht bloß der Sinnenreiz und die Religionsvorschrift führen den Orientalen so häufig in das Bad; noch weniger die Reinlichkeit, auf die er in seinen Kleidern so geringen Werth legt: allein einen Jeden hat persönliche Erfahrung von der großen Bedeutung des Bades für die Gesundheit in jenen Climaten überzeugt. Gewiß ist, daß Krankheiten, die von einer Störung der Hautfunction abhängen, mögen sie nun die Vegetation der Haut selbst betreffen, oder auf die innern Organe ihren Reflex äußern, in der Türkei zu den Seltenheiten gehören. Schon die unmittelbare Nachwirkung eines einzelnen Bades lehrt, wie mächtig die Secretionsprocesse des Körpers dadurch geregelt werden. Wenn ein Tatar hundert Meilen ohne Aufenthalt auf Postpferden zurückgelegt hat und am Orte seiner Bestimmung ganz erschöpft und kaum seiner Sinne mächtig anlangt, pflegt er, ehe er seine Aufträge ausrichtet, vorher in's Bad zu gehen. Hier verschwindet seine Abspannung spurlos, und er erklärt, die Mühen des Wegs durchaus vergessen zu haben. Ich habe dieselbe Erfahrung gemacht, als ich bei meiner Ankunft in Salonichi sogleich in's Bad ging. Wie durch magische Gewalt gewährt es dem erschlafften und krankhaft gereizten Körper des Reisenden augenblickliche und dauernde Erquickung.

Vierte Note (zu S. 298.). Allgemeinere Bemerkungen über die Baumgrenze des Athos. Statt, wie oben versucht wurde, die bedeutenden Abweichungen, welche die Messungen der Baumgrenze, besonders auf den europäischen Gebirgen, von der Theorie zeigen, aus örtlichen Bedingungen ableiten zu wollen, scheint mir gegenwärtig der Zeitpunct eingetreten zu sein, den vermehrten Beobachtungen gemäß die Theorie selbst einer erneuerten Prüfung zu unterwerfen. Die große Wichtigkeit, welche eine solche Untersuchung für die Erkenntniß der Eigenthümlichkeiten des rumelischen Gebirgssystems erlangt hat, veranlaßt mich, einige Bemerkungen zur Vergleichung der Baumgrenze in Rumelien mit der in andern Gebirgsländern an diesem Orte zusammenzustellen. Denn die Beobachtung, daß am Athos der Baumwuchs in einer Höhe von 5250′ unterdrückt wird, so sehr sie anfänglich dazu reizte, eine örtliche Ursache der Erscheinung aufzusuchen, mußte in einem ganz verschiedenen Lichte sich darstellen, seitdem ich gewiß wurde, daß sie sich in allen Gebirgen Central-Rumeliens vom 40sten bis zum 42sten Breitegrade wiederholt. Ueberall fand ich im weitern Verfolge meiner Reise, daß in einer Meereshöhe, welche zwischen 6100′ und 4360′ schwankte, die Baumvegetation des nördlichen Pindus aufhört. Demnach ist die Baumgrenze des Athos kein isolirtes Phänomen, das durch die besondere Lage des Bergs oder durch seine Bodenbeschaffenheit würde zu erklären sein, sondern ihre Bestimmung schließt sich vielmehr genau an die für das ganze nordwestliche Rumelien gewonnenen Werthe.

Aber Rumelien selbst steht in dieser Rücksicht den übrigen Ländern der alten Welt, die unter gleichen Breiten liegen und eines ähnlichen Clima's

sich erfreuen, keineswegs als Ausnahme gegenüber, sondern alle Messungen, von den Alpen und dem Caucasus bis zu den canarischen Inseln, gewähren eine viel größere Uebereinstimmung, als jene theoretische Ansicht gestattet, daß nämlich, gleich der Schneegrenze und gleich den Vegetationsgrenzen einzelner Pflanzenarten, auch die Baumvegetation in demselben Sinne zu höhern Gebirgsregionen sich erhebt, als man gegen Süden zu wärmern Climaten fortschreitet: eine Ansicht, die vom Polarkreise bis zu den Alpen durch die Erfahrung bestätigt wird. Das Gebiet, wo dies nicht mehr der Fall ist, hat eine zu große Ausdehnung, die örtlichen Verhältnisse der einzelnen Gebirge sind zu mannigfaltig, die Beobachtungen zu zahlreich und glaubwürdig, als daß wir nicht ein allgemeines Phänomen darin erkennen müßten.

Die Messungen der Baumgrenze zwischen dem 48sten und 29sten Breitegrade, oder in Climaten, deren mittlere Wärme im Meeresniveau von 10° C. (Nordküste des Pontus) bis nahe an 22° C. (canarische Inseln) zunimmt, sind folgende:

1) Am Nordabhange der Schweizer Alpen (47° n. Br.) finden sich Edeltannen- und Lärchen-Wälder bis zu 5500′ *).

2) Am Südabhange der Alpen (46°) wachsen diese Coniferen in der Regel bis zu 6400′. An einigen Orten sind sie jedoch bis zu einer Höhe von 7000′ und 7400′ beobachtet **).

3) In den Pyrenäen (42—43°) steigt die Hakenfichte bis zu 5500′ an. Nach andern Messungen tritt die Nadelwaldgrenze erst bei 7500′ ein ***).

---

*) Wahlenberg de vegetat. Helv. Seine Messung wird durch Beobachtungen in der westlichen Schweiz und in den österreichischen Alpen bestätigt und auf den ganzen Nordabhang der Alpen erweitert. Die Baumgrenze bilden Pinus Abies L. und Pinus Larix L.

**) Die ältern Bestimmungen von Schouw (Pfl. Geogr. p. 454.) und Leop. v. Buch (Beilschmied Pfl. Geogr. p. 73.) geben das erstere Resultat. Zwei von Gr. Keyserling und mir im J. 1836 in Südtyrol angestellte Messungen mache ich wegen ihres für diese Untersuchung einflußreichen Resultats bei dieser Gelegenheit bekannt:

1) Obere Baumgrenze am Menzon im Fassa-Thale.
24. Aug. 10ʰ, 5 M. Bar. 21″8‴,5. Therm. fix. 12°,8 R. lib. 12°,8 R.
Sternwarte von Brera 453′ über dem Meere.
— — 9ʰ M. Bar. 27″9‴,1. Therm. fix. 10° R. lib. 17°,7 R.
Nach den Gauß'schen Tafeln berechnet, ergiebt diese Messung eine Höhe von 6938′ über dem Meere.

2) Obere Baumgrenze des Martellthals am Orteles.
4 Sept. 6ʰ M. Bar. 21″3‴,1. Therm. fix. 5°,2 R. lib. 5°,2 R.
Brera. — — Bar. 27″8‴,2. Therm. fix. 10° R. lib. 19°,9 R.
Ergiebt eine Höhe von 7390′ über dem Meere.

Wiewohl diese Bestimmungen bis zu 1000′ von den früher gewonnenen abweichen, so werden sie doch mit diesen durch die Messung der Baumgrenze am Monte Rosa, welche Baron von Welden zu 7000′ bestimmte, vermittelt.

***) Die erstere Bestimmung rührt von De Candolle (Mém. d'Arcueil 3.) her, die zweite wahrscheinlich von Ramond, mitgetheilt in v. Humboldt's

4) Im höchsten Theile der Apenninen (42—43°) erheben sich die Weißtanne, Lariciofichte und die Buche bis zu 6000' *).

5) Am Aetna ($37^1/_2$°) kommt die Lariciofichte bis zu 6200' vor **).

6) In Rumelien (40—42°) wird die Baumgrenze zwischen 4360' und 6100' durch Weißtannen, Zirbelnußfichten, Buchen oder Eichen gebildet ***)

7) Am Caucasus ($42^1/_2$°) steigt die Weißtanne und eine Fichtenart nebst der Birke bis 5500': die letztere kommt aber örtlich noch bei 6288' vor †)

8) am Pik von Teneriffa findet sich die canarische Fichte bis zu 5900'††).

Aus dieser Zusammenstellung, nach welcher innerhalb des vorausbestimmten Ländergebiets die Baumgrenze etwa von 4400' bis zu 7400' schwankt, ergiebt sich zunächst, daß diese Schwankungen nicht von der Polhöhe oder allgemeinern climatischen Verhältnissen abhängen. Sie vermindern sich ferner um mehr als $^1/_3$, wenn wir zwei Berge des Scharbagh aus der Liste ausschließen, wo der Wald wegen örtlicher Einflüsse wahrscheinlich bis zur wahren Baumgrenze nicht hinaufreicht. Da wir sodann Schwankungen von 2000' innerhalb desselben Gebirgs und bis zu 1000' an derselben Gebirgsseite antreffen, der Unterschied der Baumgrenze zwischen den beiden wärmsten und kältesten Climaten aber (Nordabhang der Alpen und Caucasus verglichen mit dem Aetna und Pik von Teneriffa) nur 4—700' beträgt: so können wir, nachdem die meisten Hochgebirge dieses Gebiets untersucht sind, wohl mit einiger Sicherheit den Schluß ziehen, daß überall die Baumgrenze gleich ist und die Abweichungen nur von örtlichen Bedingungen abhängen. Freilich sind diese nirgends so groß, als zwischen der Nord- und Süd-Seite der Alpen: aber hier †††) würden sie immer erklärlicher sein, als das allgemeine Phänomen, welches dem Caucasus und den canarischen Inseln, so wie den zwischenliegenden Gebirgen, dieselbe Baumgrenze zuweist.

Werke (de distrib. p. 122.). Die höchste Waldregion wird gebildet durch Pinus uncinata Ram. und eine andere nicht hinlänglich erkannte Fichte.

*) Schouw (Pfl. Geogr. p. 475.) beobachtete die angeführte Baumgrenze, gebildet durch Pinus Picea L., P. Laricio Poir. (sylvestris Aut.) und Fagus sylvatica L. fruticosa. Nach Hoffmann's Messung (Reise I.) am Gran Sasso, der ohne Nadelwald ist, kommt die Buche daselbst bis 6500' vor.

**) Philippi a. a. O.

***) Pinus Picea L. bildet die Baumgrenze am Athos und am bithynischen Olymp (5000'?); Pinus Cembra L. am Peristeri (6100'); Fagus sylvatica L. am Ridgé (5514') und am Ljubatrin (4360'); Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten. an der Kobeliza (4670').

†) Schouw Pfl. Geogr. p. 472. nach Parrot's Beobachtung.

††) Die obere Grenze von Pinus canariensis Sw. wurde von v. Buch gemessen (Canar. Inseln p. 129.).

†††) An beiden Abhängen der Alpen nämlich wird die höchste Waldregion vornehmlich durch die Edeltanne gebildet. In wie fern dies zur Erklärung dient, ergiebt sich aus dem Nachfolgenden.

Wenn wir dies Phänomen als ein reines Ergebniß der bisherigen Messungen betrachten und demzufolge als mittlern Werth für die Baumgrenze jenes großen Gebiets die Höhe von 6000′ bestimmen, von welcher die meisten Beobachtungen in sämmtlichen acht Gebirgszügen sich nicht über 500′ entfernen: so haben wir ferner zu bemerken, daß es auch eine ganz unbegründete Voraussetzung zu sein scheint, dem Wachsthum der Wälder dieselben climatischen Bedingungen unterzulegen, welche für die Verbreitung der einzelnen Pflanzenarten gelten. Ist es gewiß, daß jedes Gewächs seine eigenthümliche, nicht durch unsere Erkenntniß seiner Structur bestimmbare, sondern nur durch Erfahrung auszumittelnde Temperatursphäre hat, innerhalb deren es gedeiht: so haben wir durchaus keinen Grund, anzunehmen, daß die Bäume als solche im Gegensatze gegen die übrigen Pflanzen einem gemeinsamen, climatischen Gesetze unterworfen seien. Wir haben die Waldregionen dem wissenschaftlichen und dem Wort-Begriffe gemäß nur auf die Vegetation von hochwüchsigen, in Krone und Stamm geschiedenen Gewächsen eingeschränkt und die Gesträuch- oder Krummholz-Regionen ausgeschlossen: der einzige, physiologische Unterschied zwischen Bäumen und Kräutern besteht in der Bildung des Holzes und den Gesetzen seines Wachsthums: Holzbildung aber, in Alpensträuchern oder dauernden Wurzelstöcken ausgesprochen, ist weder gegen den Pol, noch gegen die Schneelinie der Gebirge durch andere climatische Grenzen eingeschlossen, als die phanerogamische Vegetation überhaupt. Sollte, wo wir keine physiologische Grenze kennen, eine climatische gesucht werden müssen? und enthält, wenn nach einer physischen Ursache der Baumgrenze gefragt wird, dies Problem nicht eben solch' eine Forderung?

Sobald wir dagegen von der Baumgrenze als solcher absehen und nach den climatischen Bedingungen einzelner Waldbäume fragen: so verliert unser Satz, daß in verschiedenen Breiten der Wald in gleicher Höhe, also in verschiedenem Clima aufhört, sogleich jenen Schein von Anomalie, als gäbe es Vegetationsgrenzen, die nicht durch das Clima bestimmt wären. Mit der zunehmenden Wärme des Clima's verändern sich regelmäßig die Baumarten, welche die Baumgrenze bilden. Die Edeltanne und Lärche der Alpen, deren climatische Sphären so groß sind, wachsen in südlichern Hochgebirgen nicht. Die Buche und die Weißtanne, die in der nördlichen Schweiz 700—1000′ *) unter der Baumgrenze zurückbleiben, bilden in Rumelien und in den Apenninen die Baumgrenze selbst. Die Laricioföhte, die am Athos 700′ unter den obersten Weißtannen aufhört, ist derselbe Baum, der am Aetna zu der größten Höhe sich erhebt. Diese Beispiele, die aus der obigen Liste leicht vermehrt werden können, zeigen deutlich, daß, wenn z. B. die Edeltanne am Athos oder Aetna ihre übrigen Lebensbedingungen fände, oder nicht etwa nur aus historischen Ursachen von diesen Ber-

*) Wahlenberg de veget. et climate Helv.

gen ausgeschlossen wäre, sie die Baumgrenze hier um 700', dort um 1400' hinaufrücken würde.

Je größer daher der Verbreitungsbezirk solcher Waldbäume ist, welche in den höchsten Regionen der Gebirge sich anzusiedeln bestimmt sind, desto mehr kommt die Baumgrenze mit dem climatischen Abstande der Berge überein. Hieraus erklärt sich, weshalb diese Grenze am Peristeri bei Bitólia den gegenüberliegenden Ridgé um 600' übertrifft. Die oberste Waldregion des letztern wird durch die Buche, die des erstern durch die Zirbelnußfichte gebildet: jene reicht in den Carpaten *) bis 3900', diese bis 4800' **). Da ferner jene Bäume nördlich von den Alpen in einer größern Reihe von Gebirgen wiederkehren, so ergiebt sich daraus, daß dort die Baumgrenze im Allgemeinen eine weit größere Abhängigkeit vom Clima zeigt, als wir im Süden derselben bemerkt haben. Die folgende Uebersicht ist bestimmt, diese Bemerkung nachzuweisen. Zur Einleitung bemerke ich, daß die drei Bäume, die hierbei besonders in Betracht kommen, die Edeltanne, Lärche und Birke, wo sie in demselben Gebirge vorkommen, ungefähr bis zu derselben Höhe ansteigen, d. h. eine analoge Kältegrenze haben. Wahlenberg, an dessen Forschungen solche Untersuchungen stets eine so gründliche Stütze finden, beobachtete in der Schweiz die Edeltanne meist bis 5500', die Lärche bis 5200' und die Birke bis 5100' ***).

1) In Lappland (68°) wächst die Birke bis 1800' †).

2) Im südlichen Scandinavien (61°) findet sich die Birke bis zu 3200' ††).

*) Wahlenberg Flora Carp. p. 308 seq.

**) Dagegen wächst Pinus Cembra L. nach De Candolle in den Piemonteser Alpen von 5400'—6000', nach eigner Beobachtung in Südtyrol von 4600'—6000', ja nach v. Ledebour am Südabhange des Altai bis 6500'. Darin liegt inzwischen kein Beweis, daß sie in den Carpaten und am Pindus die Grenze ihrer Temperatursphäre noch nicht erreiche, vielmehr ist's ein deutlicher Fingerzeig, daß die mittlere Wärme, die am Altai im Meeresniveau vielleicht 10° C. geringer ist, als bei Bitólia, und dennoch ein höheres Ansteigen von Pinus Cembra L. gestattet, mit jener Temperatursphäre des Gewächses, die von der Wärme während ihrer Vegetationszeit bestimmt ist, durchaus nicht verwechselt werden darf.

***) Das Vorkommen der Birke im Caucasus bietet ein entschieden lehrreiches Beispiel für den vorliegenden Gegenstand. Während sie in den Alpen und mit Ausnahme von Scandinavien in allen nördlich von den Alpen gelegenen Gebirgen bis zum Altai stets einige 100' unter der Baumgrenze, d. h. unter Edeltannen oder Lärchen zurückbleibt, traf Parrot (s. o.) am Caucasus noch fast 800' über der Coniferen- und gewöhnlichen Baum-Grenze einen Birkenwald. Weshalb? Weil im Caucasus die obere Coniferenregion nicht durch Edeltannen oder Lärchen, sondern durch Weißtannen und Fichten gebildet wird, die überall tiefer vorkommen, als die Birke.

†) Wahlenberg flora lappon. pag. XXX. für Betula alba L.

††) Schouw Pfl. Geogr. p. 467.

3) Im Ural (54°) kommt die Edeltanne bis zu 4000′ vor *).

4) In den Sudeten (51°) steigt die Edeltanne bis 3800′ an **).

5) Im Böhmer Walde (49°) fand ich die Baumgrenze durch Buchen gebildet bei 3600′ ***).

6) In den Carpaten (49°) bildet die Edeltanne die Baumgrenze bei 4700′ †).

7) Der Altai (47°—54°), an dessen Nordabhange die Lärche bei 5500′, am südlichen Abhange aber die Zirbelnußfichte erst bei 6500′ zu gedeihen aufhört ††), zeigt bei einer mittlern Wärmeverminderung von mindestens 5° C. dennoch günstigere climatische Bedingungen zur Erhebung des Waldes in höhere Gebirgsregionen.

Diese Uebereinstimmung des Climas mit der Höhe der Waldregionen im Norden, die nur im Altai eine scheinbare Ausnahme erleidet, und die der gleich hohen Waldgrenze mittlerer Breiten wesentlich gegenübersteht, ist weit entfernt, in den noch übrigen Gebirgen der Erde, deren Vegetationsverhältnisse wir kennen, ich meine unter den Tropen, wiederzukehren oder bestätigt zu werden. Vielmehr spiegelt sich auch bei dieser Frage der Satz, daß, je näher man dem Aequator kommt, desto enger die Verbreitungsbezirke der Pflanzenarten werden. Da wir aber gesehen haben, daß zwei Gebirge nur dann eine Abhängigkeit der Baumgrenze vom Clima zeigen, wenn diese durch dieselben Baumarten gebildet wird: so können wir unter den Tropen eine solche Abhängigkeit von der Breite nicht erwarten. Wir finden sogar das Gegentheil, die Gebirge am Wendekreis beträchtlich höher bewaldet, als am Aequator. Unter den Beobachtungen sind einige der wichtigsten folgende:

1) Wir berücksichtigen zuerst eine Reihe von Messungen, welche zwar außerhalb des Wendekreises, jedoch im Gebiete tropischer Regen und Monsoon's (31° n. Br.) angestellt wurden. Sie betrifft die Beobachtungen Gerard's in der Provinz Kanawar am südöstlichen Abhange des nordwestlichen Himalajah. Dort †††) reichte die Waldung, aus Eichen, Fichten und Bir-

---

*) Am Iremel 1° südlich von Slatoust von Lessing (Linnaea 1834. p. 119.) beobachtet. Hier, wo die mittlere Wärme im Meeresniveau kaum 1° C. überschreiten würde, also um 8° geringer ist, als in Schlesien, um 4° geringer als in Südschweden, erkennt man bereits in jener Baumgrenze den Unterschied zwischen der climatischen Vegetationsbedingung und der Jahreswärme.

**) Meyen Pfl. Geogr. p. 288.

***) Am Rachelberge, wo auf die Buchenregion das Krummholz folgt. Durch das Fehlen der Edeltanne wird hier die Baumgrenze herabgedrückt. Eine ähnliche Erscheinung scheint sich am Inselsberge im Thüringer Walde zu wiederholen.

†) Wahlenberg Flora Carpat. p. LXIX.

††) v. Ledebour in Hooker's Bot. Miscell. 2. p. 245 seq.

†††) Transactions of the Royal Asiat. Soc. 1826. V. 1. p. 346. Die Fichte ist Pinus Deodara.

ken bestehend, im Durchschnitt zu einer Höhe von 11200′. An der nordwestlichen Seite der dortigen Gebirgspässe steigt der Deodara-Wald, als eine identische Baumart, nach denselben climatischen Gesetzen, welche die Schneegrenze hinaufrückt, zuweilen einige 1000′ höher hinauf.

2) Ebenso finden wir, daß vier Breitengrade vom Wendekreise entfernt in der neuen Welt auf den Anden von Mexico die Coniferenbäume bis 12000′ sich erstrecken *).

3) Unter dem Aequator hingegen, wo in Quito eine hohe Coniferenregion fehlt, sind die hochstämmigen Wälder mit der Verbreitung der Chinabäume in einer Höhe von 8900′ geschlossen **). Daß aber dort, wie überall, die Beschränkung der Waldung nur in der Verbreitung der Baumarten, nicht aber in einer climatischen Gegenwirkung gegen den Baumwuchs überhaupt begründet sei, beweist das örtliche Vorkommen von 22füßigen Compositen am Pichincha in einer Höhe von 12618′, während die Paramos, die Region der Escalloinen und Winteren Humboldt's, mit Sträuchern bewachsen, in der Regel des Hochwalds entbehren.

4) Noch deutlicher zeigen Beobachtungen in Java (6—9° s. Br.), daß unter den Tropen die Baumgrenze keine durch das Clima bestimmte Größe sei. Reinwardt ***) fand dort den Wald schon bei 7000′ begrenzt: aber es war ein Wald aus Laurusbäumen.

Erkennen wir hieraus gleichsam drei verschiedene Gesetze der Waldverbreitung: 1) ein climatisches in höhern Breiten, wo Bäume analoger Temperatursphären die höchste Waldregion bilden; 2) eine räthselhafte Identität der Baumgrenze in den gemäßigten Ländern der alten Welt, wo Bäume verschiedener Temperatursphären im obern Waldgürtel climatisch verbreitet sind; und 3) eine größere Regellosigkeit in den Tropen, wo die Baumarten auf engere Bezirke eingeschränkt sind; sehen wir die Anomalien, zwar scheinbar Erklärungen aus örtlichen Verhältnissen sich darleihend, bei genauerer Vergleichung aber den allgemeinern und unerklärten Gesetzen der Verbreitung einzelner Pflanzenarten untergeordnet: so bliebe immer noch ein Versuch möglich, dem zweiten und auffallendsten der drei Phänomene durch die Hypothese einer für mittlere Breiten allgemein gültigen Bestimmung eine wissenschaftlichere Seite abzugewinnen. Man könnte annehmen, die Verdünnung der Luft gestatte einer Classe von Bäumen nicht, in einer Höhe von mehr als 7000′ zu vegetiren, man dürfte an die Krummholzregion der gemäßigten Zone erinnern, und das Problem stellen, in wie fern eine solche Beschränkung in den Tropen ausgeglichen werde. Oder man könnte eine Untersuchung an

*) v. Humboldt Naturgemälde p. 82. Die Beobachtung bezieht sich auf Pinus occidentalis.

**) v. Humboldt ebendas. p. 64 und 75.

***) Beilschmied's Pfl. Geogr. p. 177.

die Vergleichung der Jahrszeiten und Feuchtigkeitsverhältnisse knüpfen, und anführen, daß die Holzmasse eines Baums viel größere Ansprüche an die Circulation des tropfbaren und gasförmigen Wassers macht, als Vegetabilien von geringerm Volumen und kürzerer Lebenszeit. Allein ich glaube nicht, daß bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft solche Untersuchungen irgend einen wahrhaften Erfolg versprechen, und schließe diese Bemerkungen mit dem Ergebnisse ab, daß die niedrige Baumgrenze am Athos und Pindus weit entfernt anomal zu sein und etwa auf die Holzverwüstungen der alten Griechen hinzudeuten, vielmehr sich genau an ein allgemeineres Phänomen anschließt, welches im ganzen Becken des Mittelmeers, am Caucasus und in Teneriffa sich wiederholt.

Verbesserungen und Zusätze.

S. 28. l. Z. lies Ornithogalum nanum Sm.
— 31. Z. 2. v. u. statt T. Olivorianum Ser. lies T. subterraneum L.
— 31. l. Z. statt Hypericum origanifolium W. lies Hypericum origanifolium d'Ur
— 43. Z. 3. v. u. statt Juniperus macrocarpa Sibth. lies J. Oxycedrus L.
— 43. Z. 7. v. o. statt Pinienwäldchen lies Fichtenwäldchen (Pinus maritima
— 58. l. Z. Dies Geranium ist G. asphodeloides W. nec Sibth.
— 59. l. Z. Die beiden hier genannten Pflanzen waren Formen von Asb toidea L. und Lamium garganicum L.
— 63. l. Z. statt Asphodeli lies Asphodeline.
— 94. Z. 3. v. u. Das hier verstantene Verbascum Osbeckii byzantinum Linn Cent. 5. t. 32.) ist Celsia bugulifolia m.
— 105. Z. 3. v. u. Einige Schriftsteller unterscheiden die am Bosporus Art als P. Yelkouan. So heißt der Vogel bei den Türken.
— 118. Z. 8. v. u. statt Pisum elatum MB. lies P. bicolor m. (P. arvense L.
— 118. Z. 3. v. u. statt Polygala major J. lies P. comosa Srhk.
— 125. Z. 8. In Hadschi Chalfa Rumeli und Bosna übersetzt von v. Ham ich (S. 67.) die Berichtigung, daß Kasköi der eigentliche Keschan hingegen die Bezeichnung der Gerichtsbarkeit ausdrückt. die em Werke, dessen Benutzung mir erst jetzt zugänglich ist, auch noch folgende Ortsnamen verbessert zu schreiben sein: gara Migalgara, st. Fereb Ferebschik.
— 134. Z. 11. v. u. statt Trifolium strictum L. lies Tr. Gussoni Tin.
— 155. In dem angeführten Werke findet sich eine Beschreibung von 68.), die sehr gut mit den angegebenen Daten übereinstimmt: nahe am Ausflusse der Mariza, auf einer diesem Ausflusse genen niedern Landspitze. — — Es erstrecken sich hier zwei Se in's Meer; auf der einen liegt Enos und auf der andern Tustia Plans). „Zwischen beiden liegt der unter dem Namen Bori Ko kannte fischreiche See" (Lagunen μ—ξ), „an dessen Eingang viele d. i. Fischerwarten, aufgerichtet sind."
— 162. l. Z. statt Rosa alba L. lies Rosa arvensis W.
— 167. Z. 3. v. u. und S. 168. l. Z. statt Trifolium hirtum All. lies Tr. Ch Zu dieser Trifolienvegetation sind noch hinzuzufügen: Tr. stri und obscurum Savi, so wie das hier erwähnte Tr. subterraneum ein gezeichnete neue Art (Tr. nidificum m.) bildet, die bereits im botanischen Garten aus den mitgebrachten Samen cultivirt wird.
— 209. Z. 2. v. o. statt füllt lies hüllt.
— 213. Z. 6 v. u. wie S. 118.
— 213. Z. 2. v. u. statt Vicia lutea L. lies V. sordida Kit.
— 223. Z. 2. v. u. statt Trif. filiforme var. erectum lies Trif. speciosum Exp. de nec al.
— 246. l. Z. statt Genista acanthoclada DC. lies Anthyllis Hermanniae L.
— 247. Z. 16. v. u. statt Dorycnium graecum Sm. lies D. latifolium (Lotus) Sm. nec
— 283. Z. 8. v. u. wie S. 118. Z. 3. v. u. *).

---

*) Die hier verbesserten Fehler in der Bezeichnung der Pflanzenarten sind durch verzögerte Ankunft meiner Sammlungen verschuldet, und ich bitte sie damit entschuldigen. Uebrigens habe ich mich bemüht, nur die am meisten characteri schen Formen der rumelischen Flora für die Zwecke dieser Reisebeschreibung aus wählen, während der bei Weitem größte Theil des Materials nebst einer begrün denden Critik für das Vorliegende an einem andern Orte wird abgehandelt werden.

Gedruckt bei Ernst August Huth.



Reise

durch

Rumelien und nach Brussa

im Jahre 1839

von

A. Grisebach, Dr. med.,

außerordentl. Professor an der K. Universität zu Göttingen, der Regensburger botanischen Gesellschaft, des Göttingischen Vereins für Natur- und Heilkunde und des naturwissenschaftlichen Vereins des Harzes Mitglied.

Zweiter Band.

Göttingen,
bei Vandenhoeck und Ruprecht.

1841.

Reise in Rumelien.

Zehntes Capitel.

Reise durch Chalcidice.

Pyrgudhia. Canal des Xerxes. Chalcidice. Nadhemochória. Ehemaliger Metallreichthum des Landes. Vegetation des Plateaus. Larégovi. Paßübergang über den Cholomonda. Ansicht des hohen Perin-bagh, des Orbelus der Alten. Reggevlar. Thal von Galazista. Küstenebene von Calaméria. Ankunft in Salonichi.

13. Junius. Vor der Metochie von Pyrgudhia fanden wir fünf Priester beim Scheine einer Laterne im Freien gelagert, denen unsere nächtliche Ankunft sehr befremdlich vorzukommen schien. Ich fragte nach dem Besitzer der Metochie, dessen Gäste die Uebrigen waren, und übergab ihm das Schreiben seiner Obern, womit ich versehen war. Er hatte sich eines Klephtenbesuchs versehen, da ein friedlicher Reisender so spät am Tage die Landstraße zu vermeiden pflege; als nun aber diese Besorgniß beseitigt war, wetteiferte er mit seinen Gefährten, die abweisende Kälte, mit der sie mich begrüßt hatten, durch desto leutseligere Formen

wieder gut zu machen. Von den verbindlichen Zügen des Wohlwollens, welche die Griechen beständig dem Fremdling erweisen, kann man sich im Abendlande kaum eine Vorstellung machen, und die meisten Schriftsteller, die in Griechenland und Rumelien reisten, erkennen es so wie ich in dankbarem Sinne an, wie sehr sie durch diese das Gemüth ansprechende Gastfreundschaft für die Entbehrungen, denen sie sich aussetzten, entschädigt wurden. So sehr nun aber der Priester von Pyrgudhia mich auf gleiche Weise zu ehren wünschte, so konnte er seine Metochie doch nicht reinlicher machen, als sie war, und fand daher nichts zu erinnern, daß ich einem harten Lager unter freiem Himmel den Vorzug gab. Bei der Anlage dieses einzelnen Hauses am sogenannten Xerxescanal schien man billige Rücksicht auf die einsame, ungesicherte Umgebung genommen zu haben. Ein wohlverwahrtes Thor bot den einzigen Zugang, und die offene Gallerie, die sonst stets die Außenseite der Häuser schmückt, weil man sie nicht bloß zum Ruhen, sondern auch zum Schauen gebraucht, umgiebt in Pyrgudhia einen innen eingeschlossenen Hof, daher denn das ganze Gebäude mehr einem Blockhause, als einer Meierei gleicht. Wenige Schritte davon wogt der Golf von Stellaria an das Gestade der Landenge, die mit den nachbarlichen Bergzügen ein täuschendes Bild der Heimath, die Küstenlinie von Jasmund und Wittow, in das Gedächtniß zurückruft. Tief in die Nacht verweilten wir draußen gelagert, während das Abendbrod bereitet und verzehrt wurde, uns die Stunden durch Erzählung verkürzend. Damals war der Ufersaum des Golfs in fernem Umkreise hier und da durch die angezündeten Feuer der Fischer angedeutet, bei denen sie ihren Fang fortsetzen, oder sich der Beute erfreuen mochten. Zugleich ward unser Ohr von jenem eignen, matten Geräusche berührt, das, wenn die langsam schwellenden, umfangsreichen Wellen, den höchsten Punct des flachen Ufers berührend, wieder zurücksinken, in großen, regelmäßigen Pausen wiederkehrt. Ueber uns aber breitete sich, in unendlicher Sternenpracht funkelnd, der Nachthimmel aus, von dem, als wir uns trennten, eine strahlende Leuchtkugel herabglitt und plötzlich die dunkle Fläche des Meers mit ihrem Schimmer erhellte.

14. Junius. Um 4h, kurz ehe die Sonne über die schmale, marmorreiche Bergzunge der Mejalivilja emporstieg, brachen wir von Pyrgudhia auf und gingen dem heißesten Sommertage entgegen, dessen Wärme bis zum Abend weder durch Seewind, noch durch Schatten gemäßigt wurde. Ich finde, daß man von der Qual, bei stiller Luft in glühenden Sonnenstrahlen sich zu bewegen, viel weniger leidet, wenn man zu Fuße geht, als wenn man reitet, weil die Transpiration, der Kühlungsproceß, den der Organismus sich selbst bereitet, durch die stärkere Muskelbewegung begünstigt wird. So erscheint es hier, wie überall, für den, der die Natur zu beobachten reist, die angemessenste Regel, neben dem Pferde zu Fuße zu wandern: denn so lange man nicht ermüdet, steigert man dadurch Interesse und Empfänglichkeit für die äußere Erscheinung, und, wenn die Abspannung eintritt und die körperliche Disposition, von der die Beobachtungsgabe bedingt wird, beeinträchtigt, findet man den Sattel bereit, um die Glieder von Neuem durch Ruhe zu stärken, ohne an der kostbaren Zeit einzubüßen. Meine Maulthiere aber, an die kühlen, schattigen Waldpfade des Athos gewöhnt, zeigten sich der Sonne von Chalcidice so wenig gewachsen, daß sie, so oft ich auch nach Pflanzen mich bückte, stets träge hinter mir zurückblieben, daher die Weglängen von hier bis Salonichi wenigstens um ein Viertel geringer zu schätzen sind, als ich sonst aus der während der Reise verflossenen Zeit zu schließen pflege. Auch die Führer waren ihrer Thiere wegen unlustig, mir zu folgen, und legten mir gern kleine Widerwärtigkeiten in den Weg, seitdem ich ihrem Wunsche, heute schon um 8h die lange Mittagsfiesta zu beginnen, entgegengetreten war. Und sie wußten wohl zu entdecken, was mir unangenehm sein würde: wenn ich schrieb, führten sie neben mir ein lautes Gespräch; wenn ich vom Pferde stieg, warfen sie ihre schmutzigen Kittel auf meinen Sattel, oder ließen sich auf meinen Mantel nieder, wenn ich nicht aufmerkte. Ueberall benahmen sie sich mürrisch und widerspenstig: auch war es ärgerlich, daß sie mein Griechisch niemals verstehen wollten, selbst wenn ich nur ein Glas Wasser zu erhalten wünschte.

Der Próvlacas *) oder die schmale Niederung, die man gewöhnlich den Canal des Xerxes genannt hat, grenzt unmittelbar an die Meierei von Pyrgudhia. Die Oertlichkeit ist oft beschrieben **) und bedarf daher einer ausführlichen Darstellung nicht. Nur das geognostische Verhältniß verdient, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. Von Golf zu Golf erstreckt sich quer über die Landenge fast im Niveau des Meers eine Wiesenfläche, deren Breite einige 100′, deren Länge schon oben nach der Bestimmung bei Choiseul zu ⅓ Meile angegeben ward, nach meiner Schätzung aber geringer zu sein schien. In der Mitte dieser canalförmigen Grasniederung überschritt ich einen trocknen, stellenweis sumpfigen Graben, ohne entscheiden zu wollen, ob dieser sich von einer Küste zur andern forterstreckt. Alterthümliche Steintrümmer, nach Leake die Ruinen von Sane, finden sich auf den benachbarten Hügelfeldern: was er aber nicht zu erwähnen scheint, ist ein ziemlich wohl erhaltener Thurm, aus Quadern mit eingeschobenen Ziegelsteinen erbaut. Ob hier nun wirklich ein Canal bestanden habe, ist nicht bloß antiquarisch interessant, sondern auch für die Geologie des Hájion-Oros wichtig. Leake zweifelt nicht an der Wahrheit der Herodotischen Erzählung, setzt die Gründe aus einander, und wundert sich nur, daß die Anlage des Canals drei Jahre sollte erfordert haben; Andere betrachten die ganze Sache als Fabel. Hätten diese Letztern ***) Recht, so würden wir hier ein nicht uninteressantes Gebirgsphänomen anerkennen müssen. Denn da wir Gründe haben, die Küstenrhodope, das Bergsystem von Chalcidice und die Halbinsel des Athos als ein einziges, durch dieselbe Hebung entstandenes Gebirge anzusehen, so würde der Próvlacas einen jener vollständigen Thaleinschnitte darstellen, die den Zusammenhang des Systems unterbrechen und daher, wie am Salzburger Untersberge, den Gebirgs-

*) Πρόβλακας.

**) Vergl. Leake Northern Greece 3. p. 143. — Choiseul Voyage Vol. 2. — Urquhart the Spirit of the East. 2. p. 100.

***) Zachariae Reise in den Orient S. 219. — Cousinéry Voyage dans la Macédoine. Vol. II. p. 153.

forscher berechtigen, Inseln und einzelne Berge trotz ihrer isolirten Lage mit benachbarten Höhen für geologisch verbunden zu achten. Durch eine solche Ansicht wird die Insel Tassos, deren Haupterhebung gleichfalls von Ost nach West verlaufen soll, in eine analoge Beziehung zum thracischen Hauptgebirge gestellt, wie der Athos selbst. Das große Längsthal zwischen Macedonien und Chalcidice, welches die Landseen von Langasa und Beschik bezeichnen und das der Golf von Orfano aufnimmt, würde eine dritte Gebirgsunterbrechung dieses Systems bilden, wenn es nicht durch einen schmalen Höhenzug zwischen dem Castell von Salonichi und dem Cortasch im Westen geschlossen wäre.

Bleiben wir hingegen streng bei der Erzählung des Herodot stehen, so könnten wir annehmen, daß des Xerxes Arbeiter hier erst einen wirklichen Gebirgszusammenhang durchbrochen hätten, und wir würden dann leicht erklärlich finden, daß sie so lange Zeit bedurften, ein künstliches Querthal zu bilden, welches jetzt ein Erzeugniß der Natur zu sein schiene, und erlaubt, den Canal mit der geringsten Mühe wiederherzustellen. Es fragt sich nun, in wie fern die örtliche Beobachtung selbst die eine oder die andere Meinung begünstigt. Die Hügelformen sprechen entschieden für einen natürlichen Ursprung dieses Thaleinschnitts: damit ist freilich die Frage nicht zu entscheiden, ob er zu einem Canale genutzt wurde oder nicht. Der heilige Wald, oder genauer die Mejaliwilja, sendet sanft geneigte Ausläufer nach Westen bis zur Metochie von Pyrgudhia, wo sie in allmähliger Senkung in der ganzen Breite der Landenge bis zum Canale, d. h. bis zum Meereshorizonte, abfallen. Da es keinen Grund gehabt hätte, diese Hügel künstlich schräg abzutragen, so geht daraus hervor, daß die Einsenkung selbst gleichfalls ursprünglich vorhanden war. Um so mehr, als auf der Ostseite sich die ersten Hügel, die zum Plateau von Chalcidice sich hinauflagern, eben so sanft wie gegenüber bis zur Platte von Jérissos ansteigen, während hier die Seite gegen den Golf von Stellaria durch Felsabstürze bezeichnet wird.

Noch deutlicher geht das Verhältniß des Xerxescanals als einer ursprünglichen Bergspalte aus der Natur der anstehenden

Felsarten hervor. Woraus die äußersten Vorhügel des heiligen Waldes bestehen, ist mir zwar nicht bekannt geworden, da, so weit ich kam, eine starke Erdschicht sie bedeckte: allein im Canale selbst findet sich gar kein anstehendes Gestein; eine Alluvialschicht füllt diese Furche aus. Sobald aber jenseits der Weg gegen Jërissos sich erhebt, steht sogleich eine Kalkformation von weißlicher Färbung an, die in ihrer physischen Beschaffenheit von dem Kalkgestein der Halbinsel verschieden ist. Sie scheint nur eine geringe Ausdehnung zu haben und ist vielleicht eine tertiäre Bildung, dem Schiefergebirge von Chalcidice horizontal angelagert. Bald erreicht man ein Conglomerat und kurz darauf den Glimmerschiefer, der im Gegensatze zu den Vorhügeln von Jërissos das ganze Plateausystem bildet, das wir nun durchwandern werden. Aus diesen Verhältnissen scheint es mit ziemlicher Gewißheit hervorzugehen, daß der Xerxescanal auch in geognostischer Hinsicht eine entschiedene Scheidung zwischen dem Hájion-Oros und Chalcidice ausdrücke, indem zwar Kalk und Schiefer wiederkehren, aber jener wahrscheinlich einer verschiedenen Formation angehört und dieser nicht zu Gebirgsketten, sondern zu einer Hochfläche sich erhebt.

Diesen Bemerkungen will ich der Analogie des Gegenstandes wegen sogleich die allgemeinere Darstellung der Structur von Chalcidice anschließen. Denkt man sich dieses Land von seinen drei Halbinseln abgesondert und erkennt man seine nördliche Naturgrenze in dem oben erwähnten Längsthale, in der bis zum Meeresniveau eingefurchten Niederung der Seen, durch welche die Straße von Constantinopel nach Salonichi führt, neben deren Mündung einst Stagira, die Vaterstadt des Aristoteles, lag: so bildet es ein ziemlich unregelmäßiges Viereck, dessen Länge von Ost nach West etwa 10, dessen Breite im Durchschnitte 6 g. Meilen beträgt. Mit Ausnahme der westlichen Abdachung gegen die Bai von Salonichi ist dieser Raum von einer gleichförmigen, wesentlich ebenen Hochfläche ausgefüllt, deren mittlere Erhebung gegen 1200′ beträgt und die nach Osten mit steilen Klippenabhängen gegen die Golfe von Stellaria und Orfano abfällt. Die unsymmetrische Gestalt dieser Hochfläche und ihre Verbindung

mit den Halbinseln läßt schon deshalb keine Regelmäßigkeit der Gebirgsbildung zur Kettenform und richtungsfesten Thalgliederung erwarten. Sie besitzt zwar theils ihre höhern Randgebirge, die aber unregelmäßig und oft unterbrochen sind, theils werden ihr inselförmige Bergspitzen und langgestreckte Hügel aufgesetzt, die den Plateaucharacter verhüllen möchten, wenn dieser nicht durch die Meereshöhe der Thäler, also auch durch die Vegetation deutlich ausgeprägt bliebe. Der höchste jener Inselberge ist der Cholomonda *) bei Larégovi, der jedoch, dèm Nordrande des Plateaus genähert, mit seinen Ausläufern das Thal der Seen berührt, uud deshalb, wenn seine breite Kuppe nicht dem Centraltheile der Hochfläche angehörte, zu dem nördlichen Saumgebirge gerechnet werden müßte. Er erhebt sich in einem langgestreckten Kamme über 2000′ und beherrscht fast das ganze Plateau. Die beiden andern Hochpuncte von Chalcidice gehören zu dessen Nordrande. Der erzreiche Bergrücken von Nisvoro ist der eine, dem Cholomonda an Höhe nicht nachstehend. Viel höher aber, bis zur Brockenhöhe, steigen im nordwestlichen Winkel des Landes die Gipfel des Cortasch an, von denen der höchste **) mächtig

*) Χολομῶν oder εἰς τὸν Χολομόντα.

**) Seine Höhe beträgt nach Copeland 3894′. Hierbei ist jedoch eine Bemerkung über die Höhenmessungen des britischen Surveyors in Chalcidice erforderlich. Offenbar liegt seiner Bestimmung des Cholomon, dessen Höhe er zu 3420′ angiebt, eine Verwechselung zu Grunde. Die geographische Position (40° 29′ L. B. und 23° 10′ 30″ L. Or. Greenw.), die er seinem Kholomon zuschreibt, beweist, daß er nicht den Cholomon, sondern die südöstliche Spitze des zweigipfeligen Cortasch gemessen habe, die unmittelbar über dem Thale von Basilica an dessen Nordseite sich erhebt. Copeland's Position des Cortasch selbst (40° 34′ und 23° 8′) wird dem nordwestlichen Hauptgipfel, den man vom Vardar sieht, entsprechen. Außer diesen beiden Höhen maß Copeland noch zwei Berge von Chalcidice, einen Gipfel von 2675′, der gleichfalls zur Gruppe des Cortasch zu gehören scheint (40° 38′ und 23° 5′), also wahrscheinlich zwischen dem See von Langasa und Salonichi in der Verbindungskette zwischen den Vorbergen der Rhodope und dem System von Chalcidice gelegen. Der letzte der gemessenen Puncte aber gehört dem Südwestrande des Plateaus an. Nur die Lage des Berges ist durch W. Smith

über dem Küstenstreifen von Salonichi dasteht und weithin nach Westen durch das Tiefland der Wardarmündung hinaus sichtbar bleibt. Mit dem Cholomonda durch Höhenzüge vereinigt, grenzt er hingegen nach Süden an einen tiefen Thalgrund, der vom Golfe her fast in das Centrum des Plateaus bis Galatzista einschneidet. Und so vollendet sich hiermit der Character von Chalcidice, daß seiner Hochfläche von Nordwesten bis Süden das Randgebirge fehlt und dieselbe sich hier strahlenförmig vom Cholomonda aus in Ketten und Thäler gliedert und auflöst *), von denen die letztern zum Theil in reiche Niederungen auslaufen, in eine fruchtbare, alluviale Vorlandsbildung, die dem Ostrande fehlt, die das Plateau aber gegen Westen und Südwesten vom Meere scheidet, die einstmals die Städte Olynth und Potidaea

---

angegeben (40° 21′ 30″ und 23° 11′ 30″), der Namen nicht; die Höhe beträgt 2092′, stimmt also sehr gut mit unserer Messung des Cholomon überein. Des letztern Gipfel bei Larégovi liegt auf Cousinéry's Charte etwa unter 40° 28′ und 23° 32′, also der erstere noch gegen 4 g. Meilen in westsüdwestlicher Richtung entfernt, während die Angabe, daß er 5 e. Meilen nordöstlich von Agio Paulo liege, sich nicht mit der Chartenzeichnung vereinigt und eher auf die ausgedehnte, westliche Kammfortsetzung des Cholomon selbst schließen ließe. Da diese Erklärungen Copeland's noch nicht gewürdigt werden können, so ist es nöthig, in Bezug auf die obige Zurückführung seines Kholomon auf den Cortasch zu bemerken, daß die Lage dieses Bergs auf den Charten richtiger angegeben ist, indem sich die Chartographen hierbei auf Gauttier's Positionsbestimmung von Salonichi (40° 38′ L. B.) stützen konnten, eine Bestimmung, mit welcher die von Copeland übereinzukommen scheint.

*) Die graphische Darstellung von Weiß gewährt im Allgemeinen eine richtige Vorstellung der Oberfläche von Chalcidice, was die Cotta'sche Charte durchaus nicht leistet. Die Nichtexistenz einer von Nisvoro verschiedenen Stadt Siderokapsi, die sich auf den Charten findet, ist mehr als wahrscheinlich: die Beschreibung des »kleinen Orts« Sidrekaissi bei Hadschi Chalfa (S. 82.) paßt auf Nisvoro. — Nicht naturgemäß ist die Darstellung der Gebirgsverhältnisse bei Cousinéry, der sich eine Bergkette von Salonichi zum Athos mit den Spitzen des Cortasch, Cholomon und Athos vorstellt. Diese drei Berge liegen zwar in einer Linie von Nordwest nach Südost, aber selbst die beiden erstern sind ohne Kettenzusammenhang und berühren sich nur durch Ausläufer. Mit besserm Rechte könnte man den Cholomon als Gebirgsknoten des ganzen Landes darstellen.

groß machte und von der noch jetzt ein Theil, als wichtige Culturebene unter dem Namen der schönen Provinz, Calameria, berühmt ist. Stellen wir uns endlich noch vor, daß an der Südostseite des Plateaus die Randgebirge mehr kettenförmig verlaufen, so wird es begreiflich, auf welche Weise sie sich von da in die einfache Kammschneide jeder der drei Halbinseln fortsetzen, freilich von Montesanto durch die Spalte des Próvlacas geschieden, was aber dem Verhältnisse im Großen gegenüber eine örtliche und unwesentliche Erscheinung genannt werden kann.

Werfen wir nun auch noch einen Blick auf den innern Bau dieses kleinen Hochlandes, so überrascht uns dessen Einförmigkeit. Es ist ein großer Felsblock aus Glimmerschiefer, der an einigen Orten in Thonschiefer übergeht. Wir haben zwar schon vorhin darauf Bezug genommen, daß dieses Gebirge zu dem großen Systeme der Rhodope gehöre, indessen müssen wir diese Ansicht jetzt näher bestimmen oder vielmehr einschränken. Das Schieferplateau von Chalcidice hat die Eigenthümlichkeit, daß es durchaus keine beständige Schichtungsverhältnisse darbietet. Auf dem Wege von Nisvoro nach Larégovi war das Streichen des anstehenden Glimmerschiefers vorherrschend von Norden nach Süden, also rechtwinklich gegen die Hauptrichtung im heiligen Walde; die Schichten fielen gegen Westen. Am Cholomonda veränderte sich diese Schichtenstellung; im Westen von Larégovi habe ich die verschiedensten Verhältnisse in dieser Beziehung beobachtet und weder Regelmäßigkeit, noch Vorwalten irgend einer Richtung wahrgenommen. Vielleicht werden die Randgebirge, namentlich der Cortasch, hierüber einen Aufschluß gewähren. Für jetzt kann die Methode, Chalcidice mit der Streichungslinie der Nachbargebirge zu vergleichen, nicht angewendet werden. Auch widerspricht die Plateaubildung dem Character der Halbinseln und wenigstens der Küstenkette von Thracien. Ob Hochflächen im Innern der Rhodope vorkommen, ist nicht genauer bekannt, aber deren Existenz in größern Verhältnissen nicht wahrscheinlich. Die Verschiedenheit des Bergcharacters würde die Ansicht begünstigen, Chalcidice als ein für sich bestehendes, von der Rhodope geologisch unabhängiges Ganzes zu betrachten. Der Xerxescanal erhielte hierdurch eine erhöhte Wich-

tigkeit. Dagegen bestimmt uns die Identität der Gebirgsart mit dem heiligen Walde, so wie der Gebirgszusammenhang mit den Küstenhöhen von Salonichi, die auch aus Glimmerschiefer bestehen und mit der Rhodope zusammenfließen, jener Ansicht bei der so unvollständigen Kenntniß des Landes keinen Raum zu geben, und, um so wenig als möglich vorzeitig scheidend einen im Großen gerechtfertigten Gesammtüberblick zu gewinnen, ziehen wir es vor, das ganze Gebirgsland der macedonisch-thracischen Küsten von Salonichi bis zur Mündung der Maritza als ein einziges System zu bezeichnen, von dem uns jedoch nur die Anschauung des Südrandes gewährt ward.

Als ich vom Xerxescanale die Hügelabhänge von Jérissos hinaufstieg, schien es mir Anfangs, als beginne hier eine ganz verschiedene, dem heiligen Walde schroff entgegengesetzte Vegetation. Denn an den wenigen Stellen, die nicht bebaut sind, beginnt der erste Kalkhügel wiederum die ärmlichen, einförmigen Kräuter der thracischen Küste vorzuführen, wie wir sie z. B. bei Heraclea am Marmormeere kennen lernten. Diese Erscheinung, so verschieden von der Gesträuchfülle des heiligen Waldes, ist jedoch wahrscheinlich nur eine Folge der Cultur des Bodens, oder vielleicht, wie in Thracien, von der spät gebildeten, angeschwemmten Gebirgsformation nicht ganz unabhängig. Denn sobald man wieder das alte Schiefergebirge erreicht hat, stellt sich auch von Neuem die Vegetation der Halbinsel ein, und zwar in denselben characteristischen Formen *), die auf dem letzten Theile des Weges uns bemerkenswerth erschienen. So kann man den Próvlacas in Hinsicht auf die Vegetation als eine Lücke des immergrünen Buschwaldes betrachten, an deren westlichen und östlichen Abhängen identische Gewächsformen hinabsteigen. Dabei ist es aber gleichfalls bemerkenswerth, daß die Marmoreinlagerungen und die Kalkformation der nordwestlichen Halbinsel in dem Schiefer von Chalcidice nicht wiederkehren, wodurch denn unsere frühern Bemerkungen über die Verbreitung der Cistusrosen eine wiederholte Bestätigung erhalten.

---

*) Z. B. Cistus monspeliensis L. Spartium junceum L.

Die immergrüne Gebüschvegetation dehnt sich von Jérissos bis an den obern Rand des Plateaus bei Nisvoro gleichförmig aus. Nur durch Anbau des Bodens, den der Priester des Athos verschmähte, durch einige Kornfelder, Weiden und Wiesen wird das Dickicht unterbrochen. Die kahlen Weiden sind stellenweise mit Farnkraut bedeckt *); wo sie sumpfig werden, treten Cypergräser und Simsen auf. Die Wiesen aber sind Kräuterwiesen und dürfen wegen der Nähe und nicht sehr beträchtlichen Höhenverschiedenheit der Plateauwiesen von Nisvoro als ein denkwürdiges Zeugniß eines öfter berührten, pflanzengeographischen Gesetzes gelten. Nicht bloß an Zahl der Arten, sondern auch an Masse der Individuen übertreffen hier unten in einem wärmern Clima die Legnminosen, besonders Trifolien, den Graswuchs: das entgegengesetzte Verhältniß werden wir kennen lernen, sobald w.r uns um 1000' höher erhoben haben.

Jérissos, nach Leake **) die alte Stadt Acanthus, ein griechisches Dorf von 100 Häusern, liegt auf der ersten Stufe des Plateauabhangs, oder auf einer vorspringenden Platte desselben über dem Golfe. Nach dem Leben in den Athosklöstern gleichsam der bürgerlichen Welt wiedergegeben, erwähnt W. Smith ***), wie schön ihm an diesem Orte die ersten weiblichen Gestalten erschienen seien, und ich finde in meinem Tagebuche dieselbe Bemerkung, daß ich nach langer Entwöhnung die unverschleierten Frauen von Chalcidice erblickt und erfreut zwei schöne Schwestern griechischen Profils und stolzer Gebärde im Han von Jérissos angetroffen habe. Ueberhaupt kann man nicht umhin, sobald man dieses Land betritt, einen eigenthümlichen, von Thracien verschiedenen Typus in den Bewohnern von Chalcidice anzuerkennen, einer Provinz, die nicht bloß fast durchaus unvermischt griechisch

*) Pteris aquilina L.

**) Northern Greece 3. p. 147. Auf den folgenden Seiten ist der Weg von Jérissos nach Nisvoro, das Ansteigen des Plateaus, höchst naturgetreu und anschaulich dargestellt. Die Größe von Jérissos wird von Leake zu 130, von W. Smith nur zu 30 Häusern angegeben.

***) Journal of the Geogr. Soc. 7. p. 73.

geblieben ist, sondern sich auch einer gewissen politischen Unabhängigkeit von den Türken seit langer Zeit erfreute. Sorgfältiger, als bei Constantinopel, bebaute Getraidefluren, größtentheils mit Roggen bestellt, versammelten, da dieser gerade gereift war, die ländliche Bevölkerung zur Erndte. So wie nun beide Geschlechter trotz der ungewöhnlichen Wärme angestrengt arbeiteten und sich leicht und fröhlich bewegten, so gewährte auch ihre eigenthümliche Tracht einen ansprechenden Eindruck: denn in dieser Gegend bedienen sich die Landleute eines reinlich weißen Zeuges zu ihrem Anzuge, der bei Männern und Frauen aus einer weiten Jacke und vom Gürtel herabhängendem Fustanell besteht, wobei gegen die weiße Farbe des Ganzen nur die rothe Kopfbedeckung absticht. Wie aber diese sorgfältige Kleidung, so deutete auch die Menge und das gute Aussehen des Viehs, besonders der Pferde, die auf den Weiden grasten, auf einen höhern Grad von Wohlhabenheit und Betriebsamkeit in diesen Bezirken hin. Die Ursachen einer solchen von andern Theilen Rumeliens abweichenden Erscheinung sind von andern Reisenden dargestellt worden: es genüge, sie nach diesen Quellen mit wenigen Worten zu bezeichnen. Chalcidice außerhalb der Halbinseln besteht aus zwei großen Municipalitäten, welche, wie der Hájion-Oros, in einem Tributverhältnisse zur Pforte stehen und sich übrigens selbstständig aristocratisch regieren *). Der östliche District, bis auf die neuern Zeiten durch Silber- und Gold-Bergwerke berühmt, heißt Madhemochoria, oder nach den nun verlassenen Erzstätten Sidherocápsica. Er besteht aus 12 Ortschaften, die freie genannt werden (Ἐλευθεροχώρια), von denen der Regierungssitz des griechischen Proëstos und des türkischen Residenten sich zu Nisvoro befindet. Sie zahlten nach Urquhart 40000 Piaster Tribut und, seit ihre natürlichen Silberquellen versiegten, nach denen die Höhe des Tributs bestimmt war, zeigten sie sich, um ihre verhältnißmäßige Freiheit zu wahren, willig, dennoch der Pforte jährlich die gleiche Summe

---

*) Leake Northern Greece 3. p. 160. für das Statistische zu Anfang des Jahrhunderts und Urquhart the Spirit of the East. deutsche Uebers. Bd. 2. S. 40 u. 93. für die neueste Geschichte des Landes.

zu entrichten, und verheimlichten aus jenem Grunde die Verminderung ihrer eignen Einkünfte. Der westliche Distrikt von Chalcidice, Chásica oder Chassiá genannt, enthält 15 Elevtherochória und steht gleichfalls unter einem selbstgewählten Congresse von Raja's, der in Polijyro seinen Sitz hat. Zu diesem Municipium gehört auch die Calaméria oder die Küstenebene von Basílica zwischen Galatzista und Salonichi, während die Halbinsel Cassandra, die zur Zeit der griechischen Revolution gemeinschaftlich mit der Madhemochória und dem Hájion-Oros revoltirte, von einem türkischen Woiwoden verwaltet wird. Trotz der größern Unabhängigkeit von den Türken, deren sich Chalcidice erfreut, giebt es wenige Provinzen in Rumelien, die wegen ihrer Klephtenbanden eben so verrufen wären.

Um 5ʰ verließ ich Jérissos und folgte bis 8ʰ 30′ dem Gestade des Golfs von Stellaria. Den südwestlichen Hintergrund der Landschaft bildet die Randkette des Plateaus, die, dem heiligen Walde an Bergformen vergleichbar, sich vom Cholomonda nach Südosten erstreckt, bis sie in die Halbinsel Longos übergeht. Rechts fällt der Blick auf die beiden steilen Vorgebirge Platy und Levtheridha, die den Golf weit enger als im Halbzirkel einpferchen und zwischen sich über dem schmalen Horizonte des Meers die hohe Küste von Philippi und den Gipfel des Pangeus hervortreten lassen. So wie aber das Cap Platy mit dem heiligen Walde in Verbindung steht, so geht das Cap Levtheridha rückwärts in den Kamm der Randgebirge über, und hierdurch wird der Küstenpfad, auf dem wir uns bewegen, nördlich durch steiles Gebirge geschlossen. Wo man den Fuß dieses Querjochs erreicht (8ʰ 30′), kommt seitwärts ein starker Bach in der Richtung von Nisvoro durch ein Querthal vom Plateau herab. Diesem Thale folgt der Weg und beginnt nun gegen Westen das Gebirge entschieden hinanzusteigen. Nach einiger Zeit verläßt man den Thalweg, wendet sich mehr nach Norden und erreicht in steilem Zickzackpfade dicht vor Nisvoro die Höhe des Plateaus. In diesem Städtchen von 400 Häusern langte ich um 11ʰ an und rastete daselbst bis 2ʰ Nachmittags unter einer schattenreichen Castanie.

Auf jenem Gebirgspfade kam ich an sechs bis acht umfangs-

reichen Schlackenhalden, den Trümmern des ehemaligen Bergbaus, vorüber. Der größte Theil des Bergs besteht aus Glimmerschiefer, einzelne Strecken sind aus rothgefärbtem Thonschiefer gebildet, und diesem letztern scheinen die Erzgänge anzugehören. Die reichsten Minen lagen jedoch nordwärts von Nisvoro, etwa wo der Districtsname Sidherokapsi auf den meisten Charten als Stadt gleiches Namens verzeichnet ist. Ueber diese Bergwerke besitzen wir aus dem sechszehnten Jahrhundert die wichtigen Nachrichten Belon's *). Damals betrug die reine Revenue des Staats an Gold und Silber im Durchschnitte monatlich 18000 Ducaten und stieg zuweilen auf 30000: hierzu kam noch der Gewinn der Eigenthümer, der sich monatlich auf 9—10000 Ducaten belief. 5—600 Oefen waren damals in beständiger Thätigkeit. Bei einer so bedeutenden Ausbeute aus Erzlagern, die schon zur Zeit der altmacedonischen Herrschaft genutzt wurden, leidet es natürlich keinen Zweifel, daß die Wiederaufnahme durch europäische Bergleute zu den bedeutendsten Ergebnissen führen müßte. Daß die Arbeiten im Laufe dieses Jahrhunderts wegen zu geringen Ertrages eingestellt wurden, hat Urquhart dargestellt. Dieselben Nachrichten empfing ich zu Larégovi, doch wurden zum Theil abweichende Gründe angegeben. Was die edlen Metalle betrifft, so bezeugte man zwar gleichfalls, daß die Ausbeute die Arbeit nicht mehr gelohnt habe, aber man redete zugleich von Eisenminen, wovon Keiner der Reisenden etwas erfahren hat. Die Erzählung, die hieran geknüpft wurde, klingt jedoch ziemlich unwahrscheinlich. Der Ertrag an Eisen nämlich sei sehr beträchtlich geblieben, als das Silber zu Ende ging: nachdem aber der Aufstand während des griechischen Kriegs in Madhemochória gedämpft war, hätte die türkische Regierung den Bau der Eisen-

*) Belon Observations p. 45 seq. Er führt ausdrücklich an, daß die Scheidung des Golds vom Silber vermittelst der Salpetersäure durch einen armenischen Christen eingeführt sei, wodurch der Goldreichthum außer Zweifel gesetzt wird. Die Beschreibung des Processes, durch welchen die edlen Metalle vom Blei getrennt wurden, berechtigt zu dem Schlusse, daß Gold und Silber eingesprengt im Bleiglanze vorkamen.

minen verboten, damit die Griechen durch die großen Vorräthe von diesem Metall nicht gereizt würden, sich derselben zum Waffenschmieden zu bedienen und von Neuem gegen ihre Oberherren aufzutreten. Leider hatte ich keine Gelegenheit, genauere Daten oder Proben von diesen Erzlagern zu erhalten. Die Gänge scheinen an vielen Orten zu Tage ausgegangen zu sein.

Bei Nisvoro, wo das Randgebirge überstiegen, der Eingang in das Plateau geöffnet ist und von wo sich ein breiter, nackter Bergrücken, die Ebene gegen 600′ an Höhe übertreffend, nach Westen ausdehnt, an dessen Fuße das Städtchen erbaut ist, zeigt sich eine der ausgezeichnetsten Vegetationsgrenzen, welche die Hochebene genau von dem Küstensaume des Landes abscheidet. Es ist der Gegensatz einer süd- und mitteleuropäischen Flora: denn kein immergrünes Gewächs kommt auf dem Plateau vor. Dessen Höhe kann ich nur beiläufig auf 1200′ schätzen, da ich nur eine einzige Messung von dem Passe über den Cholomonda besitze. Allein ich glaube in Verbindung mit spätern Erfahrungen darin einen der Beweise zu erkennen, daß die immergrüne Region sich unter dem 40sten Breitegrade in Rumelien nicht höher auszubreiten vermag, daher, wie es scheint, einen beschränkteren Raum, als auf den beiden westlichen Halbinseln von Südeuropa, mit ihren eigenthümlichen Pflanzenformen belebt, so daß der bei Weitem größte Theil von Rumelien, gebirgs- und plateaureich, wie er ist, sich näher an die mittlern Breiten unseres Erdtheils anschließt und in der Regel nur von einem schmalen Küstensaume südlicher Cultur und Vegetation eingeschlossen wird. Die geringe Verbreitung des Tieflandes ist die Ursache davon, wie in Dalmatien, nicht aber, wie früher erörtert wurde, eine Abnahme der Wärme nach Osten: wo ein tiefes Thal, wie das des Vardar, in das gebirgige Centralland weit einschneidet, sehen wir Reiscultur und südliche Gewächse bis zum 42sten Grade nach Norden verbreitet. Diese Bemerkung bezieht sich jedoch nur auf Thracien, Macedonien und Albanien: die bulgarisch-wallachische Ebene ist ein großes Tiefland, dessen Clima eine südeuropäische Vegetation nicht mehr gestattet.

Die Eigenthümlichkeit der Plateauvegetation von Chalcidice

stellt sich in characteristischen Zügen auf dem Wege von Nisvoro nach Larégovi dar. Dieser Weg führt größtentheils durch ein Plateauthal, das sich allmählig erweitert, indem es nach Süden von der gegen Südost verlaufenden Randkette, im Norden von Wölbungen und Kegeln begrenzt wird, die aus dem Berge von Nisvoro entspringen. Diese weitläuftige Mulde, 4 Stunden lang, bietet einen anmuthigen Wechsel von Waldung und Wiesen dar. Selten ist Cultur, selten sind Viehweiden. Der Wald besteht größtentheils aus Eichen, die bis auf einen etwas geringern Wuchs sich mit dem Fürsten der deutschen Waldungen messen können. Hier und da giebt es auch Buchen, und bemerkenswerth ist ihr Vorkommen bei Nisvoro, wo ein Buchenhain, die Grenze der beiden Regionen genau anzeigend, unmittelbar oberhalb der immergrünen Gesträuche am Kamme des Randgebirges auftritt. Nur die Castanie, vielleicht durch die Menschen verbreitet, fand ich unter allen Gewächsen, die ich beobachtete, der Küstenflora und dem Plateau gemeinsam. In wie fern endlich die Wiesen einen höchst characteristischen Gegensatz gegen die Kräuterwiesen bei Jérissos ausdrücken, lehrt das Verzeichniß ihrer Bestandtheile *), die sich von den Formen, die uns täglich in Deutschland begegnen, nur wenig unterscheiden. Die Ueppigkeit der Grasnarbe erinnert gleichfalls durchaus an die Vegetation des Nordens. Je mehr man sich Larégovi nähert, desto mehr verdrängen diese reichen, schönen Wiesen den Wald. Die höchsten über das Plateau emporragenden Berge haben dann endlich über ihrer Eichenregion noch die Coniferen des Athos.

---

*) Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten. Fagus sylvatica L. — Die Wiesenvegetation besteht vorherrschend aus folgenden Gräsern: Alopecurus utriculatus Pers. Poa pratensis L. Poa annua L. Cynosurus cristatus L. Avena tenuis Mch. Bromus mollis L. Br. racemosus L. Diesen sind am häufigsten beigemischt: Spiraea filipendula L. Cerastium manticum L. Medicago lupulina L. Ranunculus bulbosus L. Armeria sp. Orchis laxiflora Lam.; seltner: Valeriana officinalis L. Orchis coriophora L. Gladiolus communis L. Bartsia Trixago L. — Die sumpfigen Stellen werden durch Scirpus palustris L., Juncus bottnicus Wahlenb. und Gratiola officinalis L. bedeckt.

Um 6h Abends langte ich in Larégovi an, einer kleinen Stadt von 400 Häusern, am Fuße des Cholomonda gelegen. Sie gehört, wie ich glaube, noch zu dem Districte Madhemochória. Griechen bewohnen sie. Einige kamen mir zuvorkommend, ohne Ansprüche entgegen und führten mich in das Haus einer Wittwe, indem sie der Verarmten den kleinen Gewinn, mich zu beherbergen, gutmüthig zuweisen wollten. Da ich nun bis hierher im Vertrauen auf die Aussagen des Kaufmanns, der mir bei Chiliandari begegnete, unbesorgt gereist war, so erkundigte ich mich jetzt von Neuem nach der fernern Sicherheit der Straße, die von hieraus gefährdet sein sollte. Im Ganzen wurden die frühern Nachrichten bestätigt. Nur die Zahl der Räuber schien übertrieben worden zu sein, aber eine Truppe von 200 Soldaten des Pascha von Salonichi manoeuvrirte allerdings eben jetzt gegen dieselben in der Richtung des Cortasch. Ohne Bedeckung dürfe ich nicht wagen, den Paß über den Cholomonda zu übersteigen, aber jenseit Galatzista sei dann weiter keine Gefahr mehr. Ueberdem nahe die Zeit, in der die albanesischen Schäfer nach der Schur in ihre Heimath zurückkehrten, und diese stehen in dem Rufe, zuvor gern durch einen Straßenraub ihre erworbene Barschaft zu vermehren. Ein Bischof sei gestern über den Cholomonda gegangen und habe eine Escorte von vier Mann mit sich genommen.

Als ich nun unter diesen Umständen mir vom Proëstos eine Sicherheitsgarde ausbitten ließ, glaubte ich die größere Unabhängigkeit dieser Provinz, die geringere Achtung vor osmanischen Befehlen erkennen zu müssen. Denn der Grieche, welcher während einer Reise des Proësios dessen Geschäfte versah, weigerte sich Anfangs, meinem Ansinnen Folge zu leisten, und behauptete freilich mit Recht, daß er die Gunst, womit er einen hohen Geistlichen seiner Kirche ehrte, einem unbekannten Fremdling zu erweisen nicht verbunden sei. Hierbei konnte ich mich jedoch nicht beruhigen, ließ durch Dimitri meinen Ferman dem Vorsteher wörtlich übersetzen und ihm die Nachtheile, die ihn treffen würden, darstellen, falls mir ein Unglück begegnen sollte. Zuletzt entschloß er sich, vier Soldaten aufzutragen, mich bis Galatzista

zu begleiten, und da ein junger Türke, Namens Mustapha, in der Nacht eintraf und nebst seinem Diener sich meinem Zuge anschloß, so machten wir eine nicht ganz verächtliche Streitmacht aus, die aus sieben bewaffneten und drei unbewaffneten Männern bestand.

Das Benehmen des griechischen Vicars bei dieser Gelegenheit war ganz ungewöhnlich. In der Regel sind die Behörden in Rumelien höchst bereitwillig, des wohlempfohlenen Fremden Reise durch Escorten sicher zu stellen. So viel Mannschaft auch nöthig erscheint, sie wird unentgeltlich dem Reisenden zugewiesen, der dann nur für ihre Beköstigung Sorge trägt und sie durch ein freiwilliges Trinkgeld belohnt. Diese Belohnung wird aber mit ziemlich bedeutenden Ansprüchen vorausgesetzt, und nach dem Titel oder dem beglaubigten Character des Reisenden richtet sich die Bereitwilligkeit, eine Bedeckung zu verfügen, und deren Stärke. So ist das Escortiren ein gesuchter Erwerbszweig für regelmäßige und unregelmäßige Milizen; keine Gefahr ist damit verbunden, weil man kaum ein Beispiel hat, daß eine Bedeckung von griechischen Räubern wäre angegriffen worden. Wer heute Klephte ist, gehörte vielleicht gestern noch zu den Milizen und sehnte sich nur, eine Weile das freie Leben des Waldes zu führen. Ist er dessen müde, oder wird er verfolgt, so kehrt er vielleicht morgen unbescholten in seine älteren Verhältnisse zurück. Und hat sich der Reisende erst an solche Zustände gewöhnt, so erscheint ihm bald das Räuberwesen in den griechischen Provinzen weniger wie eine Quelle der Besorgniß, als es ein Zoll ist, den er den escortirenden Klephtenbrüdern entrichtet, um, wenn ihn die Sparsamkeit zurückhielte, nicht Gut und Leben an ihre heimlichen Bundesgenossen zu verlieren. So habe ich denn von Larégovi aus den übrigen Theil meiner Reise fast beständig in der Begleitung von Milizen zurückgelegt und die Gefahren verachten gelernt, die nur in Albanien so reel sind, daß man dort in der That sein Wohl dem Zufalle Preis zu geben nicht selten sich gezwungen sieht.

15. Junius. Der sechsstündige Weg von Larégovi bis Reggevlár ist ein einfacher Paßübergang über den Cholomonda.

Beide Orte liegen auf der Plateauebene, unmittelbar am Fuße des Bergs, jener am nordöstlichen, dieser am westlichen *). Der Cholomonda ist eine breite, dem Plateau aufgesetzte, bewaldete Ketteninsel, deren Kamm von West nach Ost gerichtet ist, so daß, wenn man ihn von Larégovi aus in einer halben Stunde erstiegen hat, die Straße dann wellenförmig auf der allmählig sich senkenden Bergschneide 5½ Stunden nach Westen fortgeht, bis sie bei Reggevlár wieder die Hochebene selbst erreicht. Die Höhe dieses Kamms habe ich auf halbem Wege durch den Siedepunct **) zu 2105 par. Fuß bestimmt: ich habe jedoch kein Mittel, anzugeben, wie viel mehr sich die höchsten Theile des Gebirgs erheben, glaube indessen nicht, daß sie irgendwo eine Höhe von 3000′ erreichen.

Der Markt in Larégovi war von Griechen der Stadt und umliegenden Gegend angefüllt, als wir um 7ʰ 15′ aufbrachen. Meine Bedeckung bestand nicht aus eigentlichen Milizen, sondern aus Einwohnern des Orts, die vom Proëstos bei solcher Gelegenheit gebraucht wurden. Sie gingen zu Fuße und trugen sechsfüßige, albanesische Flinten, deren Schwerpunct so weit nach vorn liegt, daß man sie ohne besondere Uebung nur gebrauchen kann, indem man sie auf eine Unterlage stützt. Mustapha war ein wohlhabender Türke von der liebenswürdigsten Art und er suchte seinen gesellschaftlichen Standpunct durch kostbare Waffen und durch die prächtige Kleidung seines Dieners auszudrücken. Diesem, einem jungen Manne von seltener Schönheit, stand das

*) Irrthümlich und im Widerspruch mit seiner eigenen Chartenzeichnung sind die Worte Cousinéry's (Voyage dans la Macédoine V. 2. p. 138.), in denen er die Richtung des Wegs von »Redgesalar« nach Larégovi bezeichnet: »notre route nous portait directement au midi« u. s. w. Die Richtung dieser Straße ist ziemlich genau östlich.

**) Der Siedepunct betrug 208°,25 F. bei einer Luftwärme von 20 R., die mit einer in Salonichi beobachteten Luftwärme von 24° R. bei der Berechnung zu Grunde gelegt ist. — Eine Brunnenwärme von 49° F., auf halbem Wege vom Ruheplatze nach Reggevlár beobachtet, ist offenbar zu niedrig, um climatische Schlüsse zu erlauben, und wird daher nur als Beleg für eine früher mitgetheilte Erörterung angeführt.

purpurrothe Wamms und das faltige, weiße Unterzeug vortrefflich: eine Flinte, quer über den Sattel gelegt, hielt er in der Rechten, vier kleinere Schießwaffen standen ihm außerdem zur Verfügung. Sein Herr hingegen begnügte sich mit einem krummen Säbel und zwei geringen, aber mit Silber und Edelsteinen ausgelegten Pistolen. Wie fremdartig und muselmännisch aber mußte dem Abendländer das persönliche Verhältniß zwischen Herr und Diener erscheinen! Wenn sie vertraulich mit einander verkehrten, zusammen aus derselben Schüssel aßen und in offenbarer Gleichachtung und Gleichheit auf derselben Matte sich zum Schlafe ausstreckten: wer möchte es verkennen, daß hier, zwischen dem gekauften Sclaven aus Circassien und dem freigebornen, vornehmen Osmanen, keine Spur jener hergebrachten und unvermeidlichen Schranken vorhanden ist, die bei uns den gebildeten Dienstherrn von seinem ungebildeten Untergebenen trennen. Freilich giebt es unter den Muhamedanern eine noch strengere Rangetiquette, als bei uns: aber sie pflegt im persönlichen, engern Umgange völlig abgestreift zu werden, weil sie auf keiner natürlichen Verschiedenheit beruht, weil die Demuth des Untergebenen, wenn er knieend die dargebotene Linke des Pascha's küßt, nicht von der innerlichen Achtung vor einer höhern Geistesstufe herrührt, sondern von der Unterwürfigkeit unter die gegebene, oft wieder genommene, und selbst dem Niedrigsten erreichbare Macht. Schwerlich würde man, wo der Ideenkreis des Vornehmen und Geringen derselbe ist, irgend eine Analogie für jenes aristocratische Verhältniß aufzufinden vermögen, das die Erziehung verleiht, und das so naturgemäß als der Unterschied der Geistesentwickelung selbst ist, das keiner äußern Formen bedarf, aber jede innige Befreundung zwischen dem Gebildeten und Ungebildeten ausschließt.

Wenn man nun diese Vorzüge der Erziehung auch gern auf andern Gebieten als Fortschritte zur Humanität gelten läßt, so wird man dagegen durch die Beobachtung der muselmännischen Weise unwillkührlich aufgefordert, diesem Verhältniß weiter nachzudenken. Für die Erkenntniß der orientalischen Civilisationsstufe ist die Frage eine der wichtigsten, ob die gemüthlichen Keime

des Menschen im Verhältniß zur Erweiterung seines Gesichtskreises und zur Vertiefung seiner Einsichten sich gleichmäßig entfalten, und ob an die unwissende Beschränktheit auch eine gewisse Rohheit des Gemüths unabweislich geknüpft sei. Darin scheint nach unserer Ueberzeugung Herr Urquhart als Menschenkenner geurtheilt zu haben, daß die türkische Denkungsart in nicht geringerm, oft in höherm Grade zu achten sei, als in der abgeschliffenen Sitte des Westens, und daß die dortigen Zustände viel mehr kindlich, als barbarisch erscheinen, weil selbst der Fremde, der sie wenig kennt, so oft eine Tugend, eine zarte Güte des Herzens zu ehren hat. Diese Bemerkung aber möge hier eine Scene einleiten, die mich mit solchen Anschauungen erfüllte und die, so kleinlich die Umstände sein mögen, doch gewiß überliefert zu werden verdient.

Als wir auf der Höhe des Cholomonda Siesta hielten und, durch ausgestellte Vorposten gesichert, auf einer quellichten Waldwiese uns der Ruhe überlassen durften, beschäftigte ich mich, während die Uebrigen schliefen, die Waldflora zu untersuchen. Eine große Schildkröte kroch aus dem Gebüsche hervor und näherte sich der Quelle. Ich wünschte, was mir immer zweifelhaft gewesen, durch eigne Beobachtung zu erfahren, ob diese Thiere, auf den Rücken gelegt, im Stande sind, sich wieder aufzurichten, oder ob sie, wenn ein Zufall sie umwendet, ohne Widerstand sterben müssen. Nachdem ich die Schildkröte umgedreht und mein Geschäft beendet hatte, legte ich mich, um wie die Uebrigen auszuruhen, nieder. Nach einer Weile erhob sich Mustapha, schlich zur Quelle und spähte in meiner Nachbarschaft umher, um sich zu überzeugen, ob ich schliefe. Ich schloß meine Augen, weil ich seine Intention zu erfahren begierig war. Da er mich schlafend glaubte, ging er ganz heimlich zu dem Baume, unter dem die Schildkröte lag, bückte sich hastig und gab dem gequälten Thiere die natürliche Stellung wieder, indem er zugleich scheu nach mir herüberblickte und unbemerkt zu bleiben wünschte. Dann ging er eben so leise nach seiner Matte zurück und legte sich nieder zur Ruhe, nachdem er sein Mitleid mit dem unschuldigen Geschöpfe befriedigt und zugleich seinem Zartsinn, mich durch

seine Handlung nicht verletzen zu wollen, edel und still Genüge gethan hatte. Wer damals in seiner Seele las, mochte vielleicht den Stolz gerechtfertigt finden, in dem er sich wohl für etwas Besseres zu halten befugt war, als einen Christen, in dessen Handlungsweise er von seinem Standpuncte aus nur einen naturwidrigen, bösartigen Muthwillen erblicken konnte. Vielleicht erinnerte er sich auch der Sage von Muhamed, von dem man erzählt, daß er einst seinen Rockzipfel abgeschnitten habe, um eine Katze, die darauf lag, nicht im Schlafe zu stören, als er selbst zum Gebete sich erheben mußte. Und aus derselben hohen Achtung vor der Berechtigung des Lebendigen entsprang auch vor Kurzem in Constantinopel der Vorschlag, als die Sanitätscommission die zahllosen Hunde, die in den Straßen liegen, schädlicher Einflüsse auf die Gesundheit der Stadt anklagte, sie zusammenzubringen, auf eine der unbewohnten Prinzeninseln zu verbannen und sie dort auf Kosten des Staats zu ernähren. Nachdem Mustapha eine Zeit lang geruht hatte, erhob er sich zur vorgeschriebenen Stunde von Neuem, verrichtete in der Quelle seine Waschungen, warf sich auf der grünen Wiese inbrünstig gegen Mekka gewendet an den Boden und verrichtete, unbemerkt, in der Stille des Mittags, alle Gebete und Ceremonien, die sein Glauben, der für seine Sinnesart so fruchtbar sich zeigte, ihm vorschrieb. Diese Züge, unserm Wesen fremd, unter den Muselmännern täglich wiederkehrend, hier unter besondern Umständen mit Anerkennung aufgezeichnet, möchte ich nicht als eine Skizze des einzelnen Mannes betrachten, sondern ich wünschte sie wie Lichtpuncte jenen widrigen Eindrücken gegenüberzustellen, die gewöhnlich von der täglichen Berührung mit den Türken in dem Sinne des christlichen Beobachters und auch in dem meinigen zurückblieben.

Wenn man von Larégovi auf ziemlich steilem Pfade in westsüdwestlicher Richtung den Cholomonda hinansteigt, so gewinnt man auf der Höhe sogleich eine höchst überraschende Fernsicht nach Norden und Nordosten. Mit dem bedeutendsten Gegenstande, ei-

ner großen, alpinen, tief mit Schnee bedeckten Gebirgskette, will ich beginnen und den Beweis zu führen versuchen, daß sie dem Orbelus der alten Griechen entspreche. Es kommt zunächst darauf an, die Lage jener Berge, so weit es möglich ist, zu bestimmen. Meine unmittelbare Anschauung suchte ich durch folgende Worte festzuhalten.

Etwas rechts vom Ostende des Sees Beschik bis zu dem im Vordergrunde vorspringenden Berge von Nisvoro, hinter dem sie sich verliert und wahrscheinlich fortsetzt, also etwa 20 Grade vom wahren Nordpuncte aus bis gegen Nordnordost, erstreckt sich am fernen Horizonte, in anscheinend westöstlicher Richtung verlaufend, eine schneebedeckte Alpenkette mit zahlreichen Spitzen und Pyramiden, deren Schnee in dieser Jahrszeit tiefer in's Thal herabreicht, als an dem thessalischen Olymp. Denn nicht bloß die Gipfel erglänzten rein weiß in der Morgensonne, sondern auch ein breiter Saum des zwischen ihnen wagerecht verlaufenden Kamms, und nicht etwa stellenweise, sondern in einer zusammenhängenden, nach unten ebenmäßig begrenzten Decke, wie man an einer wahren Schneegrenze zu sehen gewohnt ist. Als ich diese Verhältnisse bald nachher mit den einzelnen, unterbrochenen Schneefeldern des Olymp zu vergleichen Gelegenheit hatte, glaubte ich die Erhebung jener Nordkette um ein Bedeutendes größer annehmen zu dürfen: seitdem ich jedoch die Messungen des Olymp zu 9757′ und des Rilodagh, der mit jener Nordkette zu demselben Systeme gehört, zu 7717′ *) kennen gelernt habe, halte ich die Ansicht, daß die größte Gebirgsmasse von Rumelien — und diese ist es, die wir jetzt betrachten, — auch zugleich die höchste sei,

*) Nach der Handschrift des Herrn v. Friedrichsthal, der an der ersten Boué'schen Reise Theil nahm und dessen Höhenmessungen vermittelst des Barometers mir gütigst durch Herrn Fenzl mitgetheilt wurden. Da ich mich noch öfter darauf werde zu beziehen haben, so bemerke ich, daß ich nicht die Materialien, sondern nur die Berechnungsresultate ohne die Angabe, was für Füße gemeint seien, vor mir habe. Verglichen scheinen diese Messungen mit der barometrischen Höhenbestimmung des Donauspiegels von Belgrad zu sein, der approximativ zu 385′ bestimmt wurde. Ein Fehler in dieser Bestimmung müßte auf »manche andere« sich übertragen.

nicht länger für wahrscheinlich. Der größere Umfang des Schneegebiets erklärt sich genügend aus der Lage und Größe des Gebirgsstocks. Der Schnee mag immerhin in den folgenden Monaten noch geschmolzen sein; bei den climatischen Verhältnissen dieses Jahrs würde die Höhe des Kilobad unter dem 42sten Breitegrade schon genügen, eine große Verbreitung des Schnees in der Mitte des Junius zu bedingen: allein wenn jene Gebirge auch die Schneegrenze nicht erreichen, so können ihre Spitzen doch auch durchaus nicht niedriger als 8000′ sein.

Da die Bergzeichnungen auf den rumelischen Charten uns keinen Anhaltspunct gewähren, um die Lage dieser wichtigen Gebirgskette zu bestimmen, so versuchte ich zuerst, eine glaubwürdige Nachricht über ihre Entfernung von Larégovi und über die Ortschaften, die ihr zunächst liegen, zu erhalten. Die Angaben, welche Mustapha und die Griechen aus Larégovi mir übereinstimmend mittheilten, glaube ich indessen als falsch nachweisen zu können. Sie sagten, es sei der Berg Menikion, 6 Stunden jenseit Seres, 2 Stunden von Demirhissar entfernt; über den Berg führe der Weg von Seres nach Melenik; er sei steil und beschwerlich, aber auf dem höchsten Puncte liege ein Han. Es ist klar, daß hierunter der Derbendhan der Charten verstanden wurde, der gerade an dem Puncte liegt, wo der Strymon eine Bergspalte des Menikion durchströmt. Allein einmal liegt dieser Han einige Compaßgrade (nach der Chartenzeichnung etwa N 5° W) westlicher, als wo unsere Alpenkette plötzlich nach Osten aus dem Hügel- und Tieflande ansteigt, und zweitens besitzen wir über den Menikion die Nachrichten Cousinéry's, der diesen Berg von Seres aus besuchte, und, indem er anführt, daß er bis zum Gipfel bewaldet sei, keinen Zweifel über die weit geringere Höhe desselben übrig läßt *).

Auch zeichnete ich an Ort und Stelle einige Gründe auf, die es mir wahrscheinlich machten, daß das Gebirge weiter als

---

*) Cousinéry Voyage dans la Macédoine V. 1. p. 181. »une crête couronnée de sapins;« und p. 213. »une forêt qui s'étend jusqu'au sommet de la montagne.«

der 11 g. Meilen entfernte Menikion von meinem Standpuncte absiehe. Die fast unmittelbar zu vergleichende Ansicht des Olymp, der vom Cholomonda 15 g. Meilen entlegen ist, schien mir zu beweisen, daß die nördliche Kette noch weiter, oder, wenn ich die Beleuchtung in Anschlag brächte, mindestens eben so weit entfernt sein müsse. Die Erinnerung an einen schönen Morgenanblick der Tyroler Alpen vom Baierschen Plateau aus, womit unser macedonisches Gebirge auch in den Bergformen große Aehnlichkeit darbietet, ließ mich gleichfalls auf einen Horizontalabstand von wenigstens einem Breitegrade schließen, indem ich auch die Kammhöhe beider Gebirge für ziemlich gleich erhaben erachtete. Diese Umstände machten es wahrscheinlich, daß die Städte Melenik und Nevrocop noch südwärts von dieser Gebirgskette liegen müßten. Auf den Charten finden sich nun allerdings zwei Gebirgszüge, Zweige der Rhodope, in dieser Richtung, die ungefähr von Westen nach Osten verlaufen und deren westliche Abhänge der Strymon, nach Süden strömend, bespült: 1) die östliche Fortsetzung des Perindagh zur Rhodope, an deren südlichem Fuße die beiden gedachten Städte liegen und über deren Kamm der Paß *) von Nevrocop nach Raslukführt; 2) der Rilodagh selbst oder die nordwestlichste Kette der Rhodope, zwischen Dgiumaa und Philippopolis.

Daß diese Ketten es wären, deren südlichen Kamm ich sah, daß sie zusammen ein gemeinschaftliches Alpensystem, den größten Gebirgsstock Rumeliens, ausmachen, geht aus der Darstellung Boué's in seinem ersten Berichte klar hervor, während sie ohne die geographischen Entdeckungen dieses Gelehrten durchaus problematisch hätten bleiben müssen. »Der Perindagh«, sagt er in seiner allgemeinen Uebersicht der rumelischen Gebirge **), »liegt zwischen Dgiumaa, Melenik und Nevrocop« (also genau in der eben erwähnten Position), »und ist ein höherer Theil des Despoto-

---

*) »Eine ungeheure Spalte im Urschiefer mit einer hochgelegenen Straße und Festung in Ruinen« (Boué in v. Leonhard's Jahrbuch 1838. S. 45.).

**) Edinburgh new philosophical Journal 1837. Uebers. in Berghaus Almanach für 1838. S. 25.

dagh, dessen Gipfel wahrscheinlich eine Höhe von 7000'*) erreichen. Aus der Ferne gesehen haben diese Berge ein sehr kühnes Ansehen; in den höhern Theilen sind sie stark bewaldet, unten von Eichen und Lärchen, weiter hinauf von Fichten, dann folgen Alpenweiden und zuletzt die nackte Felsregion; sie bilden von Dubnitza bis Stanimak«, von Nordwest nach Südost streichend, »und« in der bedeutenden (gegen 14 g. Meilen betragenden) Breite »bis Seres den Centralknoten von Rumelien, zu dem als Vorberge das ganze Bergland zwischen Strymon und Vardar und die Wildnisse der erzreichen Landschaft von Caratova gehören.« Demnach also in Nordwesten aus dem hügeligen Flachlande der Mustaphaebene ansteigend, zieht sich die große Alpenkette nach Südosten, bis sie zwischen Seres und Philippopolis in die eigentliche Rhodope übergeht, weiter nach Ostsüdost und Ost in parallelen, jedoch niedrigern Bergzügen an dem Längsthale der Arda vorüber sich fortsetzt und zuletzt, wie wir sahen, in der Gegend von Feredschik vor der untern Strombiegung der Maritza völlig abfällt. Demzufolge wird das ganze Gebirge vom Vardar, von der großen Landstraße zwischen Ueskueb und Philippopolis und von dem ganzen Stromlaufe der Maritza, wie im Süden vom aegaeischen Meere umkreist und erstreckt sich der Länge nach etwa 45 g. Meilen von Caratova bis zur Maritzamündung, in einer Breite von 20—14 g. Meilen, durch Ostmacedonien und Thracien. Der alpine Kamm aber, den ich vom Cholomonda erblickte, ist die südliche Hauptkette zwischen Melenik und Nevrocop, welcher die nördliche Hauptkette zwischen Dgiumaa und Stanimak, der Rilodagh gegenüberliegt, während gleichfalls parallel mit diesen die südlichste Voralpenkette des Menikion verläuft.

Sehr spärlich sind die Nachrichten, die wir von diesem Gebirgszuge, gleichsam den Pyrenäen von Osteuropa, aus den Berichten von ältern Reisenden schöpfen konnten. Die umfangsreiche, aber für die geographische Wissenschaft so dürftige Litteratur, in welcher die zahlreichen Reisen nach Constantinopel niedergelegt

*) Daß sie noch höher ansteigen, geht aus der Messung v. Friedrichsthal's hervor.

wurden, wiederholt beständig in ermüdender Breite die Beschreibung der Landstraße von Belgrad über Sophia nach der Hauptstadt des Reichs, ohne die Seitengebiete zu berühren. So spricht der Berichterstatter der kaiserlichen Gesandtschaftsreise des Grafen Virmondt vom J. 1719 *) in folgender Weise vom Rilodagh am Wege von Banja nach der Trajanspforte: »Zur Rechten sahen wir am 5. Julius die Spitze des Bergs Rhodope, der noch mit Schnee bedeckt war und von den Benachbarten Rulla (Rilo) genannt wird, worin die Maritza entspringt.« Durch das Innere dieses Gebirgs führt uns, so weit ich jene Litteratur kenne, allein das Itinerar des Paul Lucas **), der im Monat Junius von Philippopolis und Stanimak nach Drama quer über das Gebirge reiste, welches hier schon niedriger, als auf der Linie von Banja nach Melenik, zu sein scheint. Auf diesem sehr mangelhaften Berichte beruht die Chartenzeichnung dieser Gegend. Fünf Tagereisen waren erforderlich. Das ganze Land ist voll von hohen waldreichen Gebirgen; eine größere Zahl wahrscheinlich paralleler Ketten war zu übersteigen; Plateaubildung im Innern ist zugleich nicht unwahrscheinlich, wenn unter den schönen Ebenen nicht bloß Alpentriften verstanden sind. Den Naturcharacter dieser Gebirge, über deren Vegetation ich aus den Sammlungen des Herrn v. Friedrichsthal einige wichtige Daten mittheilen werde, wird Herr Boué darzustellen vermögen, dessen einzige Notiz über den Paß zwischen Basluk und Nevrocop einen wichtigern Aufschluß ertheilt, als vielleicht ein vollständiges Quellenstudium ergeben würde.

In dem zweiten Reiseberichte ***) hat Boué sodann das Grenzverhältniß des Rilodagh gegen den Balkan und gegen die Bergsysteme von Radomir, die das Quellengebiet des Strymon und einiger Morawazuflüsse enthalten, deutlich dargestellt. Den Raum zwischen dem Rilodagh und Balkan füllen einige Ketten

*) v. Driesch Großbotschaft nach Constantinopel S. 107.

**) Paul Lucas Voyage dans la Grèce etc. Amsterd. 1714. V. 1. p. 191 etc.

***) v. Leonhard's Jahrbuch a. a. O.

aus, die sich jedoch nicht bis zu 2500′ erheben. Jenes Quellengebirge aber, vom Balkan durch das Becken von Sophia getrennt, besteht aus mehren Bergmassen, die, in einer Höhe von 4—5000′, zwischen den Städten Strazin, Egri-Palanka, Kostendil, Sophia, Scharköi, Lescowaz und Branja sich ausbreiten und statt der unrichtigen Chartennamen Argentara, Egrisudagh u. s. w. gegenwärtig, ohne gemeinsamen Namen, im westlichen Theile Curbetsca-Planina genannt werden. Diese Curbetsca-Planina „von den Quellen der Bistritza unfern Kostendil und Egri-Palanka" hält Boué für den Orbelus der Alten. Es geht jedoch aus den vortrefflichen Untersuchungen Leake's hervor, daß das ganze, eben bezeichnete System dem Scomius der classischen Zeit entspreche.

Um eine naturgemäße Bezeichnung dieser europäischen Gebirgszüge zu begründen, scheint es durchaus angemessen, von diesen Untersuchungen auszugehen und nach der klar aufgefaßten und genügend überlieferten Anschauung der Griechen den Bergsystemen von Thracien und den angrenzenden Ländern auch ihre alten Namen wiederzugeben. Denn damals hatte jedes große Bergsystem seine allgemeine Bezeichnung, die türkischen und slavischen Benennungen sind unvollständig bekannt, ohne orographische Einsicht entstanden und verwirren durch Wiederholung derselben Namen, widersprechende Bedeutung und Mangel an characteristischer Auffassung.

Das, was wir oben als Perindagh kennen lernten, ist zwar nur die alpine Hauptmasse der Rhodope selbst, aber durch größere Erhebung und Ausdehnung, durch nach Süden in Querthälern strömende Flüsse und durch eine nordwestliche Hauptrichtung von der östlichen Rhodope unterschieden und von den Alten mit einem besondern Namen bezeichnet. Dies ist nach Leake's classischer Bestimmung *) der Orbelus, das Gebirge, dessen Schnee nach Chalcidice von kühnen Gipfeln herüberscheint. Diese Bestimmung beweist zugleich, daß das ganze System von Seres bis Dubnitza unter dem Namen Orbelus begriffen sei. Sie beruht

*) Northern Greece 3. p. 211.

auf zwei Angaben, die jetzt um so belehrender geworden sind, als Leake selbst noch keine richtige Vorstellung von der Ausbreitung dieser Gebirge besitzen konnte. Arrian *) berichtet, wenn man von Amphipolis (oberhalb der Strymonmündung) nach Thracien gehe, habe man zur Linken die Stadt Philippi (Gegend von Drama) und den Orbelus. Hieraus geht hervor, daß dieses Gebirge bis in die Nachbarschaft der Küste von Orphano reichte, also etwa noch den Menikion bei Seres in sich schloß. Andererseits kennen wir aus Strabo **) den Orbelus als großen Gebirgstheil Rumeliens, der, als wesentliches Glied der Centralketten, nicht allein auf den Menikion, einen einzelnen Vorberg, bezogen werden kann.

Noch genauere Nachrichten aber besitzen wir über den Scomius, mit welchem Namen wir nunmehr die nordwärts von Kostendil gelegenen Gebirgszüge bezeichnen wollen. Unzweifelhaft belehrt uns die Angabe des jener Gegenden aus persönlicher Anschauung kundigen Thucydides ***), daß der Strymon im Scomius entspringe: demnach sind Scomius und Vistoska zwischen Radomir und Sophia identisch. Weiter fährt er fort zu bemerken, daß die 3 Flüsse Oskius (Isker), Nestus (Carasu) und Hebrus (Maritza) aus einem und demselben Gebirge (dem Rilodagh) kommen, das groß und wüst sei und mit der Rhodope zusammengrenze, keineswegs aber geht aus seiner Darstellung hervor, daß dies Gebirge, das nicht genannt wird und nach unserer Annahme zum Orbelus gehört, zu dem Scomius selbst gerechnet werde:

*) Arriani opera ed. Borheck. p. 11. ἐξ Ἀμφιπόλεως ἐμβαλεῖν ἐς Θρᾴκην, — Φιλίππους πόλιν ἐν ἀριστερᾷ ἔχοντα καὶ τὸν Ὄρβηλον τὸ ὄρος. — Den Orbelus in der Nachbarschaft des Sees Takinos (Prasias vet.), den der Strymon durchfließt, erwähnt auch Herodot L. 5. c. 16.

**) Strabo ed. Siebenkäs. 7. exc. 3. Hier werden, worauf wir an einem andern Orte zurückkommen, als Hauptgebirge Rumeliens genannt: Bertiscus, Scardus, Orbelus, Rhodope und Haemus.

***) Thucydides L. 2. c. 96. τοῦ Στρυμόνος ποταμοῦ, ὃς ἐκ τοῦ Σκομίου ὄρους — ῥεῖ· — — ῥεῖ δὲ ὁ Ὄσκιος ἐκ τοῦ ὄρους ὅθενπερ καὶ ὁ Νέστος καὶ ὁ Ἕβρος· ἔστι δὲ ἐρῆμον τὸ ὄρος καὶ μέγα, ἐχόμενον τῆς Ῥοδόπης.

eine Unterscheidung, an die bis zu Boué's Darstellung gar nicht gedacht werden konnte *). Somit hätten wir denn die vier Hauptsysteme von Ostrumelien, Perindagh nebst Despoto-dagh, Curbetsca-Planina nebst Wistoska und endlich den Balkan selbst zwischen dem Becken von Sophia und dem schwarzen Meere quellenmäßig auf ihre alte Bezeichnung von Orbelus nebst Rhodope, von Scomius und Aemus zurückzuführen versucht, indem wir die Lage der vom Cholomonda erblickten Schneeberge in ihrer wirklichen Lage zu erkennen wünschten. In wie fern diese Systeme nun von den westrumelischen, dem Pindus, Scardus und Bertiscus, durch den Thalweg des Vardar und durch das Hügelland von Scopia zum Amselfelde natürlich abgeschieden sind, wird in einem spätern Abschnitte unserer Mittheilungen erörtert werden.

Wir wenden uns nun wieder zum Cholomonda, von dem wir frei nach dem See Beschik hinabblicken konnten. Da der Kamm des Bergs von Ost nach West gerichtet ist, sich dann an der nördlichen Seite des Thals von Basilica fast bis zum Golfe von Salonichi fortsetzt und auch nach Westnordwest mit dem Cortasch in Verbindung steht, so wird in diesen Richtungen die Aus-

---

*) Die Genauigkeit, mit welcher Thucydides diese Gebirgssysteme nach ihren Flußgebieten unterscheidet, findet sich indessen bei Aristoteles nicht wieder. Dieser (Meteor. 1. c. 13.) läßt den Strymon in demselben Gebirge entspringen, aus dem auch der Nestus und Hebrus kommen: *ὁ δὲ Στρυμὼν καὶ Νέστος καὶ ὁ Ἕβρος ἄπαντες τρεῖς ὄντες ἐκ τοῦ Σκόμβρου.* Sein Scombrus, dem er gleich darauf die Rhodope gegenüberstellt, begreift daher den Scomius und den Orbelus. — Für die Angabe Leake's, daß Orbelus und Scomius sich in der Nähe der Strymonquellen mit einander vereinigen, finde ich in den angezogenen Stellen keinen Beleg. Gäbe es dafür eine classische Autorität, so würde dieser Satz, wiewohl er dem wahren Verhältnisse nicht entspricht, doch für die Ausdehnung des Orbelus nach Norden noch einen schärfern Beweis enthalten, als die Zusammenstellung der Stellen aus Strabo und Arrian gewährt.

sicht versperrt und auch in der Folge nirgends geöffnet. Von dem Cortasch aber bis zur Nordrichtung fällt der Berg entweder durch schmale Plateaus, die seinen Fuß berühren, oder durch abwärtsgesenkte Kettenausläufer und Thäler in das Tiefthal der Seen ab, indem zwischen dem Cortasch und dem Berge von Nisvoro die Randgebirge fehlen. Hier wird jedoch der Horizont auch ziemlich nahe durch die Verbindungsketten zwischen dem Cortasch und Menikion geschlossen, bis dessen Linie zuletzt so weit nach Norden zum Orbelus ausgreift. Auf die Höhen von Nisvoro folgt endlich ein entfernterer, thracischer Berg von eigenthümlicher Form, der aus einem breiten Rücken und einem seitwärtsverbundenen Kegel besteht, vielleicht der Pangeus von Orphano. Nur der freundliche Spiegel des Sees Beschik gewährt diesem Panorama einigen Reiz, während im Vordergrunde der Blick an der einförmigen Hochfläche und den unbedeutenden östlichen Randketten ermüdet.

Eine Viertelstunde später eröffnet sich die Aussicht nach Süden. Da erblickt man die drei Halbinseln mit ihren beiden Meerbusen. Um in die Ketten von Longos und Cassandra überzugehen, senken sich unregelmäßig vom Cholomonda einzelne Plateaus, durch schräge Thäler gesondert, abwärts. Das Thal von Polijyro ist das bedeutendste. Keine Tiefebene trennt die Hochfläche von den Halbinseln: ein Einschnitt, wie im Xerxescanale, findet sich hier nicht. Die Kette von Cassandra ist weit niedriger (1078'), als Longos. Durchblicke nach Südwesten erweitern den Gesichtskreis bis zur thessalischen Küste. Sehr characteristisch hat Leake das Verhältniß des Olymps zum Ossa aufgefaßt *). Er sagt: »der Ossa mit seinen waldigen Abhängen und seiner Kegelspitze ist einer der schönsten Berge Griechenlands und sein Character contrastirt bedeutend mit der breiten Majestät des Olymp; dieses letztern tiefere Regionen sind gut bewaldet, aber der Gipfel stellt einen weiten Umkreis von nackten, hellgefärbten Felsen dar.« Da ich nun den Athoskegel und den breiten Olymp fast von demselben Standpuncte und beinahe in gleichen Entfernungen

*) Northern Greece I. p. 434.

sah, so erkannte ich die größere Höhe des Olymp deutlich, besonders aber an der viel bedeutendern Anhäufung des Schnees, der zwar in den Schluchten nur gletscherartig herabstieg, aber doch auf dem Kamme selbst eine ununterbrochene Decke bildete. Diese verringerte sich freilich während meines Aufenthalts in Saloniki von Tage zu Tage zusehends und die ewige Schneegrenze erreicht wahrscheinlich kein Berg Rumeliens.

Während des sechsstündigen Wegs von Larégovi bis Reggevlar befindet man sich fast beständig im dichten, schönstämmigen Hochwalde, der am Ostabhange des Cholomonda aus Buchen, am westlichen aus Eichen besteht. Stellenweise wird das Gehölz durch Wiesen, Viehweiden und durch ausgedehnte Farngestrüppe unterbrochen. Nadelholz fehlt dem Berge, wie seine Höhe auch nicht anders erwarten läßt. Die Krautvegetation ist, in sofern einzelne Arten nicht zählen, durchaus mitteleuropäisch *).

Von 11h — 2h 30′ verweilten wir auf dem Ruheplatze. Von hier an war der Eichenwald häufiger durch Wiesen und Weiden unterbrochen. Wir erreichten Reggevlar, ein kleines Dorf, um 5h. Da nun keine Gefahr mehr drohte, schickte ich von hier

---

*) Fagus sylvatica L. Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten. Das Unterholz ist sparsam. Es besteht aus: Carpinus orientalis Lam., Cornus sanguinea L., Crataegus Oxycantha L., Cr. Azarolus L., Acer monspessulanum L.; sehr selten kommt auch Salix aurita L. vor. Unter den Schattenpflanzen sind die häufigsten: Poa nemoralis L. Agrostis canina L. Veronica officinalis L. V. austriaca L. Geum urbanum L. Nasturtium lippizense Br. Zerstreut kamen vor: Brachypodium sylvaticum R. S. Listera ovata Br. Limodorum abortivum Sw. Knautia sylvatica Dub. Centaurea montana L. Lapsana communis L. Myosotis sylvatica Hoffm. Symphytum orientale L. Ajuga Laxmanni Benth. Aj. genevensis L. Phlomis lunarifolia Sm. — Sanicula europaea L. Euphorbia dulcis L Geranium striatum L. An quelligen Waldstellen wuchsen: Equisetum Telmateja Ehrh. Carex remota L. Glyceria fluitans M. K. Arum maculatum L. Rumex Nemolapathum Ehrh. Veronica Anagallis L. Auf den mit Pteris aquilina bewachsenen Waldblößen: Poa trivialis L. Salvia Sclarea L. Veronica latifolia L. Helianthemum eriocaulon Dun. Geranium sanguineum L. und besonders häufig eine Achillea.

einen Theil der Escorte zurück. Indessen waren wir ganz unangefochten über das Gebirge gekommen, und die Ziegenhirten, die wir trafen, wollten überhaupt nichts Verdächtiges bemerkt haben. Ein Hundegebell im tiefsten Dickicht des Waldes mochte jedoch, da kein Vieh in der Nähe war, als Spur der Klephten gelten können. Ein großer Schieferblock seitwärts vom Wege führte den Namen »Räubertafel«: denn es ward erzählt, daß er von diesen Gesellen hergerichtet sei und bei ihren Mahlzeiten benutzt würde. Mustapha wußte überhaupt manche Scenen der letztverflossenen Zeit in diesen Bergen an Ort und Stelle durch ausdrucksvolle Darstellung zu vergegenwärtigen. Als wir in einem Hohlwege an einer Felsbrüstung vorüberkamen, machte er mir, da ich vorausging, begreiflich, ich möchte den Felsen die schmale Seite meines Körpers zuwenden. Daß hier nämlich vor Kurzem ein Reisender aus dem Hinterhalte erschossen sei, erzählte er mir auf folgende Weise, sich seiner Zeichensprache bedienend. Dem Felsversteck kehrte er die Brust zu und schüttelte mit dem Haupte, um anzudeuten, daß der Wanderer ganz sorglos sich umhergeschaut und dem Verräther zum sichern Schuß Anlaß gegeben habe. Zugleich sprach er die Worte: »bir adam« (ein Mann), daß der Erschlagene allein und ein einzelner Mann gewesen sei. Hierauf kehrte sich Mustapha um, veränderte seine Gesichtszüge, machte die Bewegung, als lege er eine Flinte an, und sich von Neuem in die Lage des Getroffenen zurückversetzend, neigte er das Haupt wie zum Schlafe und beschloß sein Gemälde mit einer traurigen Gebärde. Es war nicht einmal die einzige Kunde von vergossenem Blute, das in den jüngsten Tagen diese Berge befleckt hatte. Eine breite Platane, in verschlungenen Zweigen ein Bild des lebendigsten Wachsthums, wurde von den Türken und Griechen mit peinlich bewegten Augen betrachtet, weil man auch hier ganz kürzlich einen wohlbekannten Kaufmann ermordet und den verstümmelten Leichnam am Baume hängend zurückgelassen hatte. Ein türkischer Reiter, der sich hier zu uns gesellte und in Galatzista gegen die Ränke seiner Obern Schutz suchte, erzählte uns die Umstände.

Von Reggevlár ritten wir noch zwei Stunden ($5^{h} - 7^{h}$)

über das Plateau, einen Hügelrand und zuletzt, dicht über Galatzista, einen ziemlich steilen Schlangenpfad abwärts in das weite Thal von Basilica, das aus der reichen Vorlandsebene Calamaria, sich vom Meere her allmählig verengend, bis Galatzista in das Plateauland eingreift, ohne an Tiefe des Niveaus und wagerechter, fruchtbarer Oberfläche zu verlieren. Schon bei seinem Ursprunge, gerade da, wo Galatzista liegt, hat dieses Thal die Breite einer halben Stunde, die so schnell zunimmt, daß sie bei Basilica bereits das Dreifache beträgt. Ganz unerwartet liegt es dem Wanderer, der über das Plateau geht, zu den Füßen: eine ebene, in die Ferne verfließende Thalsohle, in der jeder Fußbreit Landes bebaut, oder doch zur Viehzucht genutzt ist, und im Vordergrunde, genau am Fuße des Abhangs, das freundliche Städtchen, gegen 500 Häuser zählend. Gegen Norden wird das Thal durch den zum Cortasch sich erhebenden Plateaurand, gegen Süden durch eine Hügelreihe begrenzt, die gleichfalls vom Plateau entspringt, sich aber davon absondert, nach Westen fortsetzt und unweit Sedes in dem niedrigen Vorgebirge endet, welches den innern Golf von dem Meerbusen von Salonichi scheidet. Zwischen diesen beiden Höhenzügen erblickt man am Horizonte den Spiegel des Meers und die bergige Küste von Pierien, zwischen dem Olymp und der Mündung des Inge-Carasu, während über die südliche Hügelkette selbst die majestätische Schneemasse des Olymp hervortritt. Dieser Anblick, von dem Plateaurande über Galatzista zur Zeit der am Cortasch herabsinkenden Sonne gewonnen, überrascht um so mehr, als der Weg von Reggevlár über einförmige Weiden und durch niedriges Eichengebüsch führte und nirgends eine Aussicht in die Ferne darbot.

Ein noch größeres Interesse aber gewähren an diesem Puncte die Vegetationsgrenzen, die sich selten so scharf als hier ausprägen und, so weit das Auge reicht, eine sehr characteristische, wagerechte Linie am obersten Theile des Plateaurandes bilden. Diese Linie ist um so merkwürdiger, als man sie in drei Richtungen, an den breiten Höhen, die das Thal schließen, und an den beiden Rändern, die es seitlich begrenzen, wiederfindet. Was die geognostischen Verhältnisse betrifft, so beginnt das alluviale Con-

glomerat, woraus das Thal von Wasilika besteht, erst am Fuße des Plateaurandes, bei Galatzista selbst. Bis dahin reicht der Glimmerschiefer, der uns von Sérissos aus begleitet hat. Die gerundeten Formen der südlichen Hügelreihe gehören, nach der abweichenden Berggestalt zu schließen, wahrscheinlich einer vom Chalcidiceplateau verschiedenen Formation an. Aber die Vegetationsgrenze richtet sich nach diesen Gegensätzen nicht, sondern streng nach der Höhe. Am Wege wird sie durch den Plateaurand selbst gebildet: einerseits Eichen-Waldung und Gebüsch, das im Winter sein Laub verliert, nebst Wiesen von mitteleuropäischem Character; andererseits immergrünes Gesträuch von Coccus-Eichen *) und mit griechischen und italienischen **) Kräutern geschmückte Abhänge. Indem sich nun gegen Westnordwest der Plateaurand allmählig in der Richtung des Cortasch erhebt, so

*) Quercus pedunculata Ehrh. — Q. coccifera L.

**) Die südliche Vegetation von hier bis Salonichi wird durch folgende Arten characterisirt: Aegilops ovata L. und Phleum tenue Schr. zuweilen vorherrschend. Cynodon Dactylon Rich. Asteriscus aquaticus Mch. bei Sedes. Scabiosa ucranica L. Plantago Lagopus L. zuweilen vorherrschend. Phlomis samia L. Nepeta nuda L. Verbascum sinuatum L. Erythraea tenuiflora Lk. Bupleurum nodiflorum Sibth. Sm. Astragalus virgatus Pall. Onobrychis caput galli DC. Peganum Harmala L. zwischen Sedes und Salonichi sehr häufig, von Salonichi durch das Vardarthal bis Uesküeb verbreitet. Linum austriacum L. L. nodiflorum L. Dianthus prolifer L. Hypericum crispum L. Berteroa mutabilis DC. Nigella hispanica L. Delphinium tenuissimum Sibth. Man erkennt leicht die Verschiedenheit dieser Vegetation von der des Athos: denn hier beginnt unter dem Einflusse eines trocknen, warmen Sommers und einer krumigen, humusärmern Erdkrume, die macedonische Küstenflora. Sodann bemerke ich, daß sich hier eine frühere Bemerkung über die vorherrschenden Gräser der südeuropäischen Wiesen ausgezeichnet bestätigte. Wiewohl die Weiden von Calameria meist aus Kräutern bestehen, so giebt es doch auch Stellen, wo Gräser: Aegilops ovata L. und Phleum tenue Schrad., praedominiren: aber Gräser, deren Wuchs von nordischen Wiesengräsern ganz verschieden ist, deren Wurzel weder kriecht, noch ausdauert, noch sich rasenförmig verbreitet, sondern, zu zarten Fasern gelöst, nur einzelne, schlanke Halme zu tragen vermag.

bleibt jene Linie, leicht aus der Ferne an dem abweichenden Tone der grünen Farbe erkennbar, hinter jener Erhebung zurück und zieht sich in gleicher Höhe mit dem Wege am Abhange fort: über ihr steigen dann endlich die waldbekränzten Höhen des Cortasch auf, die, wie man mir berichtet, abwärts Castanien, oben Nadelholz tragen, so daß die Castanie hier die Buchen und Eichen des Cholomonda vertreten würde. In gleicher Höhe nun erblickt man auch im Süden die scharfe Regionengrenze von Mittel- und Süd-Europa gerade da, wo die Hügelkette sich von dem höhern Plateaurande ablöst. Die Hügel aber, weil sie diesem an Höhe nachstehen, sind, wie man aus der Ferne deutlich zu erkennen vermag, überall von immergrünen Gebüschen bekleidet.

Ehe wir in Galatzista einrückten, wurde im Triumph, die Reise über den Cholomonda glücklich beendigt zu haben, sämmtliches Feuergewehr wiederholt abgefeuert, worauf der Schall von allen umliegenden Höhen vernehmlich wiederhallte. Die Stadt ist reinlich und von reichlich fließenden Wasserleitungen und Brunnen, den Abflüssen des Cortasch, bewässert. Sie wird von Griechen bewohnt, die mir verständig und gutmüthig begegneten. Auf der Gallerie eines Han's bivouakirte ich. Die laue Abendluft wurde von unzähligen Lampyriden durchschwärmt. Singend zogen Kinder durch die Straße und von fern und nah klangen griechische Lieder in mein Ohr.

16. Junius. Von Galatzista bis Salonichi werden noch 8 Wegstunden gerechnet. Da wir erst um 5h 30′ aufbrachen, so hatten wir im höchsten Grade von der drückenden Hitze zu leiden, um so mehr, als wir stets auf schattenlosem Grunde uns bewegten. Das Thal ist 6 Stunden lang, 3 bis Basilica, eben so viel bis Sedes: auch dieser Weg ist auf der Charte von Weiß in richtigen Terrainverhältnissen dargestellt. Der Thalweg ist so eben, die Atmosphäre so durchsichtig, daß man in Galatzista das Meer, dessen Spiegel aus einer Entfernung von 7 Stunden herüberscheint, um mehr als die Hälfte näher glaubt. Das Thal steht durchaus in Cultur oder Weide, und ohne Wechsel des Characters läuft es bei Sedes in die Seeniederung aus, die sich

dann von da 2 starke Stunden nach Norden bis Salonichi fortsetzt, Anfangs vom Cortasch, später von geringern Schieferhügeln begrenzt.

Zuerst traf ich auf den Weiden noch einiges Gebüsch, Coccuseichen und Paliurus. Dieser letztere Strauch stand jetzt in Blüthen und, so unscheinbar diese sind, verdient er doch eine nähere Betrachtung: denn die gelblichgrünen, kurzen Blüthentrauben sind zwischen den saftgrünen, rein ovalen, glattrandigen, zarten, kleinen Blättern und den zu drei gestellten, braunrothen, scharfen Dornen an ihrem Grunde von einer sehr guten Wirkung, die freilich wegen der Kleinheit der Formen auf einem Landschaftsgemälde nicht nachgeahmt werden könnte. Bäume giebt es hier nur bei den Ortschaften, in einzelnen Stämmen, von hohem Alter, Ulmen bei Basilica, Platanen bei Sedes, hier und da etwa auch eine Maulbeerpflanzung, von denen man eben beschäftigt war, die unreifen Früchte abzulesen, um dem Wachsthume des Laubes nachzuhelfen. Die Ulmen aber wimmelten von Geflügel, von Störchen und Meisen *).

Um 8h 30′ gelangte ich nach Basilica, einem ansehnlichen Dorfe, um 11h 30′ nach Sedes, einer kleinen Stadt, in der ich seit meiner Abreise von Enos wieder das erste türkische Minaret erblickte. Von den Moscheen aber scheinen die schlanken Cypressen unzertrennlich, und so fühlte ich mich hier sogleich wieder dem osmanischen Halbmonde unterthan, nachdem ich seit einigen Wochen nur mit christlichen Priestern und freieren Griechen gelebt hatte.

Auf freiem Felde zwischen Basilica und Sedes liegen zwei Badehäuser, Thermen genannt, von denen vielleicht der alte Name von Salonichi herrührt. Ohne bewohnt zu sein, bestehn sie nur aus einem schmutzigen, von Amphibien gefüllten Bassin, das von einem steinernen Gewölbe überdacht ist. Ob die Bassins, die geringen Abfluß haben, wirklich durch warme Quellen genährt werden, ist mir zweifelhaft. Das schlammige Wasser hatte eine Wärme von 88° F., kaum von der Luftwärme ver-

*) Vergl. Bd. I. S. 104.

schieden, während die Gewölbe, den Sonnenstrahlen frei ausgesetzt, sich bedeutend erhitzt haben mußten *).

Bis Sedes behält der Weg seine westliche Richtung, von da wendet er sich mehr nach Norden, der Krümmung des Golfs folgend. So umkreist er den Fuß des Cortasch, an dessen südlichem Abhange bei Vasilica ein dem Athanasios geweihtes Kloster sich erhebt und hoch über dem Thale sichtbar ist. Je mehr man sich in der Folge dem Gestade des Meers nähert, desto bedeutender tritt ein würdiger Hintergrund der Landschaft, vom Olymp und den westmacedonischen Gebirgen gebildet, hervor. Die letztern, vom Olymp ausgehend und im Halbkreise die Mündungen des Haliacmon und Axius umgebend, trugen, wie am Olymp, so noch einmal im Nordwesten an den entlegenen Höhen des Nidgé bei Vódena schneebedeckte Gefilde. Zwischen diesen beiden äußersten Puncten aber senken sie sich oft so tief, daß sie kaum aus dem Meere hervortauchen: und eben so wenig wie ihre Höhe, läßt sich von hieraus ihre Entfernung beurtheilen, ob sie längs der Küste verlaufen, oder durch ein Tieflandsbecken davon getrennt sind. Dies werden wir bald näher zu beurtheilen vermögen.

In der Nähe von Sedes hielt ich unter Platanen Siesta (11h 40′—1h). Eine Quelle von warmem, ungenießbarem Wasser vermochte unsern Durst nicht zu stillen. Ein Gebirgsbach

---

*) Diese Bäder sind es ohne Zweifel, von denen Hadschi Chalfa (S. 79.) berichtet: »das warme Bad von Lankſedé befindet sich im Districte von Salonik. Das Wasser ist gemäßigt warm. Gleich daneben sprudelt auch kaltes hervor. Es ist mit einer Kuppel bedeckt, unter welcher sich ein Becken befindet, das mehr als 20 Ellen im Umfange hat. Außerhalb des Gebäudes befindet sich eine Strecke schwarzen Kothes und Schlammes. Die Kranken ziehen sich nackt aus und stecken sich bis an den Hals in diese Pfütze. Die Einwohner Salonik's begeben sich im Sommer hieher und bringen die Zeit ihres Aufenthalts unter Zelten zu.« Derselbe Schriftsteller (S. 83.) erwähnt auch einer heißen Schwefelquelle in Chalcidice am Ufer des Sees Beschik: »eine steinerne Kuppel ist darüber gebaut; das Wasser ist siedend heiß und kocht Eier; der Geruch ist schwefelig.« Die Untersuchung dieser Quelle verspricht ein denkwürdiges Ergebniß.

vom Cortaſch, der vorüberfloß, war dem Verſiegen nahe. Das Vorland, das nun noch zwiſchen der Niederung von Sedes und der macedoniſchen Hauptſtadt lag, entzog uns, wellenförmig gebaut, noch lange den erſehnten Anblick. Als er ſich endlich eröffnete, erſchien mir die Stadt viel weniger bedeutend, als ich erwartet, an Umfang dem aſiatiſchen Bruſſa bei Weitem nachſtehend. Eine ungefähre Vorſtellung gewährt das Bild bei Couſinéry. Quadratförmig, von einer Mauer umſchloſſen, erſcheint Salonichi in einer flachen Terraſſe an einem Küſtenhügel hinaufgelehnt. Bei vorwaltend jüdiſcher und griechiſcher Bevölkerung zählt ſie nur einige zwanzig Moſcheen. Auf dem Kamme des Hügels ſteht das Fort Heptapyrgion, von der Stadt noch durch einen Zwiſchenraum geſchieden. Innerhalb der Mauern fehlt es, ſo dicht übrigens die Häuſer ſtehen, dennoch nicht an unbebauten oder vielleicht niedergebrannten Stellen. Die Bevölkerung wird verſchieden von 40—70000 Seelen angegeben: der letztern Zahl verſicherten mich mehre fränkiſche Kaufleute, indem die Häuſer äußerſt dicht von Menſchen gefüllt ſeien. Die meiſten Nachrichten neuerer Reiſenden, der Umfang des Ganzen, der Verkehr im Innern laſſen jedoch eine Ueberſchätzung vermuthen. Die Rhede war faſt verlaſſen von größern Fahrzeugen. Freundlich winkten die Fahnen der occidentaliſchen Conſulate zu dem europäiſchen Wanderer herüber. Um 3[h] erreichte ich, von der Wärme erſchlafft und hinfällig, das öſtliche Thor der Stadt.

Einige Türken, die an dieſem Orte Wache hielten, verlangten meine Papiere zu ſehen und mein Gepäck zu unterſuchen. Viele Menſchen drängten ſich neugierig zuſammen; Bettler erhoben die Hände, eine Gabe zu empfangen, wie es in türkiſchen Städten ſo ſelten zu geſchehen pflegt. Als nun auf übliche Weiſe die Bahn geebnet und die Anſprüche erledigt waren, ritten wir in jene berühmte Hauptſtraße ein, die, durch alterthümliche Denkmale geziert, von Oſt nach Weſt, vom Thore Calameria, wo wir eintraten, bis zu dem des Vardar, das den Weg nach Albanien öffnet, die Stadt durchſchneidet und die dem Hafen benachbarten Viertel von den nördlich und höher gelegenen trennt. Ungefähr auf halbem Wege breitet ſich in der Straße und deren

Umgebungen der Bazar aus. Dieser sowohl, als die Häuser, an denen der Weg vorüberführt, erscheinen in einem vortheilhafteren Lichte, als die Hauptstraßen von Constantinopel selbst: dagegen sind andere Theile der Stadt um so enger gebaut, des Schmutzes und der Rohheit widrige Schauplätze.

Jenseit des Bazars liegt das fränkische Stadtviertel, mein ersehntes Ziel, das jedoch weit über meine Erwartung mir einen befriedigenden, gleichsam heimischen Aufenthalt gewähren sollte. Während ich Dimitri mit Briefen in das österreichische Consulat sendete, stieg ich in einem Caffeehause ab, wo ich aber kaum am Sorbeto mich erfrischt hatte, als schon Herr von Dobrotschitsch, der kaiserliche Proconsul, und mein Banquier, Herr Pascalin, mich zu bewillkommnen, eintraten. Da sie sahen, wie sehr ich von der letzten Reise angegriffen war, so sendeten sie mich alsbald in ein türkisches Bad und bereiteten mir indessen eine annehmliche Wohnung bei einer griechischen Wittwe, einer bejahrten, sorgsamen Frau, bei der ich wohl aufgehoben war und mich täglich der Freundschaft von zahlreichen, mir auf das Gütigste begegnenden Franken erfreute.

Elftes Capitel.

Aufenthalt in Salonichi.

Lebensweise der Franken. Localeindrücke. Heptapyrgion. Vorbereitung zur Abreise.

Da die Merkwürdigkeiten der Stadt Salonichi von mehr als einem Kenner beschrieben sind, so beschränke ich meine Mittheilungen auf die Skizze der während eines achttägigen Aufenthalts empfangenen Eindrücke, in sofern diese die dortigen Zustände zu erläutern geeignet erscheinen mögen.

Hier herrscht noch der ächte Typus der Levante in dem warmen Clima, das eine genaue Zeitbenutzung, eine völlige Hingebung an den Erwerb verhindert, in der gewinnreichen, aber ungesicherten Weise des Handels und in der Macht der Consulate, die den Fremdling zu schützen, aber ihn nicht in der Achtung des Eingebornen zu heben vermögen: Verhältnisse, welche die ganze Ordnung des fränkischen Lebens bedingen und sich zugleich in jener tiefen Spaltung und Absonderung zwischen dem Europäer und Asiaten erkennen lassen. Salonichi ist die am fernsten in den Westen hinausgerückte Stadt des Morgenlands, aber von Italiens und Deutschlands Bildungsstätten getrennt durch einen

langwierigen Seeweg, durch einen breiten Continent, in welchen nur das osmanische Schwert, und weder des Orients, noch des Occidents Sitte jemals eindrang, blieb Macedoniens reiche Küste durchaus von jenen Einflüssen unberührt, die auf Ionien und Griechenland gewirkt haben, und der Türke, wie der Jude und Grieche, die dort heimisch wurden, verharrten in jenem eigenthümlichen Ideenkreise, der vom Indus bis nach Rumelien die Menschen beherrscht. Nicht, als ob man in Salonichi keine europäisch gebildete Griechen träfe, aber sie waren im Auslande, sie sind fremd, sie halten sich zu den Franken, sie scheinen die Ersten, die diesen Weg einschlugen.

Die Lage der Stadt bietet ungemeine Vortheile für einen Aufschwung des Handels, über dessen Verfall die fränkischen Kaufleute große Klage führten. Wo die Hauptströme Westmacedoniens, der Ingé-Carasu und Vardar, aus den Gebirgen hervortreten und durch benachbarte Mündungen in den Meerbusen von Salonichi sich ergießen, bewässern sie zuletzt eine breite und fruchtbare Küstenebene, die in reichlicher Fülle die Producte des Landes, Getraide, Reis und Baumwolle *), erzeugt und zur Seidenzucht höchst günstig gelegen ist. Auf der andern Seite der Hauptstadt breitet sich die Culturfläche von Calameria aus. Endlich bestehen genaue Handelsverbindungen und erleichterter Verkehr mit der reichsten Landschaft des innern Landes, die nur zwei Tagereisen entfernt ist, mit dem Thalbecken des Strymon, der Ebene von Seres, die man als Mittelpunct der Baumwollenerzeugung in Rumelien betrachtet, deren Seide gleichfalls berühmt ist und deren Manufacturwaaren, Zeuge aus diesen Stoffen, man in allen Bazaren der Levante antrifft. Die Seeplätze von Orfano und Cavala, die zwar näher bei Seres liegen, als Salonichi, können sich durchaus nicht mit den Handelselementen dieser letztern Stadt messen. Eine gesicherte Rhede, eine starke und dem Handel ergebene Bevölkerung, der Reichthum jüdischer Familien, der Zusammenfluß von Europäern, der unmittelbare Ver-

*) Mein Weg hat mich jedoch nirgends in Macedonien an Baumwollenpflanzungen vorübergeführt.

kehr mit Triest und Marseille bezeichnen deren Vorzüge; der Mangel an Häfen und Handelsplätzen auf der ganzen aegaeischen Küstenlinie von Rumelien beweist, daß sie keine Nebenbuhler zu fürchten hätte. Daß ihr Handel während der letzten Jahre nichtsdestoweniger im entschiedensten Sinken begriffen war, erklärt sich nur aus den politischen Einflüssen, so wie aus der steigenden Blüthe von dem constantinopolitanischen Stadtviertel Galata, wodurch gerade während meiner Anwesenheit einer der angesehensten Kaufleute bestimmt wurde, von Salonichi dahin überzusiedeln. Unter solchen Umständen wird die Feuersbrunst, welche im Spätsommer desselben Jahrs auch das fränkische Viertel verwüstet hat, um so verderblicher auf die Abnahme des Verkehrs eingewirkt haben.

Man bemerkt in dem Schicksale der Europäer, die als Kaufleute in der Levante sich niederlassen, eine gewisse Uebereinstimmung, woraus sich die Eigenthümlichkeit ihrer Lebensverhältnisse am deutlichsten wahrnehmen läßt. Wer in den gebildeten Ländern geboren und erzogen, sich an die Annehmlichkeiten gewöhnt hat und sich der Hülfsquellen bewußt ist, welche das Vaterland gewährt: wird dasselbe nicht leicht zu verlassen geneigt sein, wenn er die Mittel, seine Zukunft zu sichern, in seinen Händen weiß. Junge Männer, die ohne Vermögen den Sicherstand des bemittelten Kaufmanns sich durch persönliche Aufopferung zu erwerben wünschen, sind es daher, aus welchen die fränkische Bevölkerung der Levante, gleich wie der Handelsstand in den Colonieen, sich ergänzt. Vieles geben sie auf, von ihren Familien trennen sie sich, ihren gewohnten Genüssen entsagen sie, schwierige Sprachen müssen sie erlernen, in einer fremden Welt wagen sie aufzutreten: allein in kurzer Zeit hoffen sie ihr Geschäft zu beenden und in die Heimath zurückzukehren. Gesetzt, diese Pläne wären nach einigen Jahren glücklich ausgeführt worden, so pflegt nun ein wesentlicher Unterschied zwischen der fernern Laufbahn des Levantiners und des überseeischen Kaufmanns einzutreten. Der Letztere, sei es, daß ein tropisches Clima seine Gesundheit stärker bedroht, sei es, daß er noch weniger in die Fremde sich eingewöhnt, tritt gern in seine ältern Verhältnisse zurück, der Levantiner

hingegen sucht sie selten wieder auf. Welcher Reiz, möchte man fragen, hält ihn gefesselt, unter Umgebungen, die so wenig Anlockendes zu enthalten scheinen? Nahe liegt es zu denken und dem reisenden Beobachter wird es zur täglichen Ueberzeugung, daß dieselben Gründe ihn zurückhalten, die es bewirken, daß der begüterte Grieche fast niemals in unsere Länder auswandert und seine gefährdeten Reichthümer dahin rettet, wo Niemand sein Eigenthum anzutasten vermag. Im Sinne des gedrückten und des gewinnsüchtigen Griechen müssen Vorstellungen leben von Vorzügen des Morgenlandes, die ihm wichtiger selbst erscheinen, als jene Sicherstellung der Person, die wir als das erste Gut des Bürgers schätzen. Der größern Leichtigkeit des Gewinns steht dort die stete Gefahr des Verlustes gegenüber.

Der fränkische Kaufmann in Anatolien und Rumelien bleibt immer in engern Beziehungen zu seinem Vaterlande, und der Kreis seiner Interessen führt ihn nicht selten auf Reisen dahin zurück: er ist gewohnt, dessen Zustände mit seiner gegenwärtigen Lage zu vergleichen. Hierüber urtheilt er gern, sein Urtheil wird dem Reisenden geläufig und erscheint ihm für die unbefangene Würdigung der Levante bemerkenswerth. Während er über das Abgeschlossene seiner Stellung, über den Mangel an Lectüre, über den engen Gesichtskreis derer sich beschwert, auf die sein Umgang beschränkt ist, gedenkt er zugleich nicht ohne Bitterkeit der unerfreulichen Begegnisse, die er auf seinen Reisen nach Europa zu erdulden hatte. Wenn er zu Hause dem Fremden stets eine wohlwollende Aufnahme gewährte, wenn er ihn überall von zahlreichen und uneigennützigen Freunden zu umgeben wußte: so fand er in Wien oder Lyon keinerlei Erwiederung, er hatte ein in die Schranken fremdester Höflichkeit zurückweisendes Betragen selbst bei solchen Handelsherrn zu rügen, mit denen sein Haus in langjähriger, gewinnreicher Handelsverbindung stand. Würde man ihn darauf aufmerksam machen, wie viel gedrängter bei uns die Menschen wohnen und verhältnißmäßig unter einander verkehren, und wie bei so zahlreichen Ansprüchen, die von allen Seiten an die Freundschaft jedes bedeutenden Mannes erhoben werden, eine gewisse vornehme Abschließung auch bei dem Wohlwollendsten un-

ausbleiblich eintreten muß: so könnten solche Vorstellungen ihn doch nicht für seine getäuschten Erwartungen entschädigen, und die gemüthlosen Stunden, die ihm den Aufenthalt verleideten, in einem erfreulichern Lichte erscheinen lassen. Durch Jahre und Entfernung sind die Bande locker geworden, die ihn mit seiner Familie verknüpften; erinnert er sich an Europa, so hat er die Sehnsucht jüngerer Tage längst abgelegt, und denkt sich, wenn er dort lebte, beschränkt auf die Börse, auf Caffee- und Schauspiel-Haus und entfremdet jenen traulichen Verhältnissen, die in der Levante so viel leichter sich bilden und befestigen. Denn an Zahl gering, durch Interesse den Bewohnern des Landes gegenüber verbunden, in häufigen Verwickelungen auf gegenseitige Dienstbeflissenheit hingewiesen, leben sie ungeachtet der Intriguen und kleinen Leidenschaften, die hier zu Hause sind, doch von Anfang an in einer engern Gemeinschaft und in höflichern Formen, als bei einem großstädtischen Handelsbetriebe der Fall zu sein pflegt. Während mit den Einheimischen gar kein geselliges Verhältniß besteht, so ist es neben der Schönheit des Clima's gerade der Umgang mit, wenn auch wenigen, doch verläßlichen, freundschaftlich gesinnten Menschen, mit natürlichen, offnen Characteren, was hier Jeden fesseln kann und auch fast Jeden auf die Dauer fesselt. Der Levantiner ist hieran so gewöhnt, daß es dadurch hinreichend erklärlich wird, weshalb, wie oben bemerkt ward, auch derjenige, der europäisch gesinnt blieb und die Ansprüche seiner Jugend nicht vergessen hat, doch gewöhnlich die Levante wieder aufsucht, wenn er sich durch die starre, sociale Rinde der großen europäischen Städte abgestoßen und verletzt fand. Nirgends aber sollen solche, allerdings anziehende Verhältnisse in höherm Grade bestehen, als in Smyrna, und zu keiner Zeit mehr, als im Anfange des vorigen Jahrzehends, da seitdem auch die Blüthe dieser Stadt sinkt.

Gleich am Tage nach meiner Ankunft in Salonichi ward mir die Gelegenheit, diese Seite des dortigen Lebens aus eigner Anschauung kennen zu lernen. Herr Pascalin, der schwedische Consul, hatte eine Gesellschaft von 25 Personen zu einer besondern Festlichkeit in seinem Hause vereinigt. Als wir nun dort

gang nach heimischer Sitte zusammen verkehrten, erschien mir der Ort wie eine gastliche Oase occidentalischen Genusses, um so belebter und anziehender für mich, als mir Alle mit Vertrauen und unerwarteter Herzlichkeit begegneten. Bei einer gebildeten, lehrreichen Unterhaltung bemerkte man zugleich jenes natürliche, ungezwungene Betragen, wodurch Jeder je nach seinen Einsichten und Talenten zur Geltung gelangt. Wir saßen in einer gegen den Garten des Consulats geöffneten Halle, welche durch weiße, mit den Nationalfarben der Anwesenden verzierte Segeltücher gegen die Sonne geschützt ward. Dessenungeachtet fiel uns die Hitze des ungewöhnlich schwülen Tags sehr beschwerlich, störte jedoch den Frohsinn der Gesellschaft keineswegs und, wie die Etiquette Niemanden in der Wahl seines Anzugs beschränkte, so schienen die leichten Gewänder, in denen man auftrat, mit der leichten Beweglichkeit im Einklang zu stehen, womit die handelnden Personen sich unter einander vermischten. Als man nun aber allmählig im Gespräche sich erwärmte und jetzt um so mehr von der Hitze zu leiden hatte, da stieg plötzlich nach der Mittagsstunde ein schweres Gewitter auf, Donner und Blitze folgten sich unaufhörlich, in kürzester Zeit strömten von den großen Regentropfen angesammelte Fluthen um uns her und drohten die Straßen der Stadt zu überschwemmen. Dieses Naturschauspiel verursachte nur ein kurzes Intermezzo; keine Stunde verging und es war fast spurlos wieder verschwunden, der Himmel so heiter, wie zuvor, selbst die Wärme nur wenig gemäßigt. Der Nordwind aus dem Vardarthale bringt in den Sommermonaten diese große Hitze, tägliche Gewitter, die sich oft, über der Stadt, am Ufer des Meeres entladen und nicht selten während einer einzigen Stunde sich bilden und wieder zerstören, vermögen die Gluth der unbewölkten Atmosphäre nicht zu brechen. Auf unsern Zirkel wirkte damals diese Scene als ein neuer Reiz zur Geselligkeit, zu jener lebhaften Erregung der Gemüther, wozu die italienische Sprache, die man meistentheils redete, sich so leicht darleiht. Fröhlichkeit und Laune beherrschte diese Männer, die gerade in denselben Tagen durch einen gefährlichern Sturm, als der eben an ihren Häusern vorüberzog, nicht weniger unerwartet in

ihrer ganzen Existenz sich bedroht sahen: denn dies war der Zeitpunct, als die Nachricht von dem Ausbruche des Kriegs zwischen der Pforte und ihrem ägyptischen Lehnsträger in Salonichi anlangte. Mancher Toast wurde ausgebracht, und ich glaube, der Stimmung des Orts und der Gesellschaft wäre es nicht zuwider gewesen, wenn man abwechselnd auf das Glück beider Waffen die Gläser zu leeren hätte in Vorschlag bringen mögen. Denn wie sich Vieles vom Geiste des Orients auch in der Denkweise des eingewanderten Christen abspiegelt, so dürfte man diese Einflüsse nicht weniger in dem Gleichmuthe gegen das Unbestimmte und Unbekannte erkennen, als in dem regen Antheile an dem unmittelbar Gegenwärtigen, den ich meinen Gastfreunden auch dieses Mal nachzurühmen nicht verfehle. So konnte ich auch einem mir gewidmeten Spruche aus vollem Herzen erwiedern, dies sei ein Augenblick, in dem ich die gerühmte Hospitalität der Levante in ihrem ganzen Werthe zu empfinden wüßte. Und wäre solch' eine Anerkennung nur die Regung des Augenblicks gewesen, so würde ich sie unerwähnt lassen: allein in der Folge erwiesen mir nicht bloß die, um deren Rath und Beistand mir zu thun war, fast unaufgefordert ihre Aufmerksamkeiten, sondern ein Jeder bot seine Dienste an und führte aus, was ich wünschte. Erinnere ich mich andererseits, wie wenig auch in den folgenden Tagen unter diesen Herren von Politik die Rede war, wie sie sich ganz dem gewöhnlichen Wechsel von Arbeit und Vergnügen überließen und in den Erholungsstunden des Abends an leichten Gesprächen und den Genüssen des schönen Climas sich ergötzten: so scheint mir jener Contrast gegen unsere eigne Bestrebung, in größern Ereignissen mitzuleben, auch hierin lebhaft ausgesprochen zu sein. Als das Dampfschiff die Nachricht von dem Umschwunge der Verhältnisse überbrachte, begnügte man sich, einander zuzurufen: »die große Neuigkeit ist da; der Krieg ist ausgebrochen!« und ohne Sorge und Entmuthigung mochte man dann zu den gleichgültigsten Dingen übergehen. Der Eine schilderte den Vicekönig in gänzlicher Ohnmacht, oder wußte, daß alle Mächte für die Pforte den Degen ziehen würden, ein Anderer spottete über die Truppen des Sultans und kannte die großen Summen, die

kürzlich in Aegypten aus dem Verkaufe der Baumwolle gewonnen wären. Aber daß ihr eignes Interesse in diesen Fragen auf das Ernstlichste mitbegriffen sei, hätte aus solchen Reden Niemand errathen können. Ich glaube, ich war der Einzige, der sich Sorgen darüber machte, ob nicht das Schicksal des Staats auch die einzelne Person berühren möchte.

Den Annehmlichkeiten des geselligen Lebens, das die fränkischen Kaufleute in den türkischen Hauptstädten führen, stehen natürlich auch tiefe Schattenseiten gegenüber. Was unmittelbar aus ihrer abgesonderten Stellung hervorgeht und aus ihrer Entfremdung von civilisirten Zuständen sich folgern läßt, ist einleuchtend genug, als daß ich es näher zu berühren brauchte. Ich will nur einen Punct hervorheben, der mir in Salonichi mehrmals vor Augen trat. Gewöhnlich gehen die Europäer in die Levante, wenn ihre Erziehung erst kürzlich vollendet ist. Wollen sie sich in der Folge verheirathen, so wird ihnen selten das Glück zu Theil, ein Weib aus der Heimath heimzuführen. Es ereignet sich daher in der Regel, daß sie sich mit einer Levantinerin oder Griechin vermählen, welche oft weit hinter ihrer eignen Bildungsstufe zurückstehen. Welchen nachtheiligen Einfluß ein solcher Schritt auf ihr ganzes häusliches Leben äußern müsse, ist leicht zu erkennen. So führen die Frauen den Haushalt, und sind ihren Gatten, ihren Kindern weiter nichts mehr. Es versteht sich, daß ich hiermit nur eine Klage andeuten will, die nicht selten gegen mich geführt wurde, und daß ich weit entfernt bin, über solch' einen Gegenstand aus eignen Beobachtungen zu urtheilen. Ich lernte jedoch einen jungen Mann kennen, der aus diesem Grunde zu einem auffallenden Plane sich entschlossen hatte. Seine Geschichte ist außerdem für die dortigen Zustände characteristisch genug, um sie mitzutheilen. Franzose von Geburt, war B. etwa in seinem siebzehnten Jahre nach Aegypten gegangen, um als Zögling des Consulats diese Carrière im Dienste seiner Regierung zu beginnen. Während der acht Jahre, die verflossen waren, als ich ihn in Salonichi kennen lernte, hatte er auf verschiedenen Stationen, namentlich in Syrien, sich die zu jenem Zwecke erforderlichen Kenntnisse so voll-

kommen angeeignet, daß er Griechisch, Türkisch und Arabisch nicht bloß geläufig redete, sondern auch schrieb, und daß man seine Talente bereits zu nicht unwichtigen Geschäften benutzte. Auf eine sorgfältige Erziehung sich stützend und ungeachtet der isolirten Lage, die ihm beschieden war, durch Einsichten entwickelte Urtheilskraft kundgebend, verband er mit diesen Eigenschaften den Vorzug einer Einfachheit und Bescheidenheit, die seine Erscheinung sehr liebenswürdig machten. Dazu gesellte sich zugleich ein Sinn für die Natur, der in seinen Verhältnissen so natürlich entstehen mußte, den er auf einer Reise am Libanon und durch Palästina in schönen Erinnerungen ausgebildet hatte und der ihn näher mit mir verband. Mit seiner Lage war er nicht ganz zufrieden und hatte die Eindrücke seiner Kindheit sich bewahrt, ohne jedoch irgend welchen Grübeleien Raum zu geben oder seine heitre Lebensanschauung aufzuopfern. Er wünschte sich zu verheirathen, und sprach mit Abscheu von der Idee, zu seiner Gemahlin eine Dame des Landes wählen zu müssen, indem er die Erwartung ausdrückte, daß er, mit einer gebildeten Frau verbunden, sich leichter über die Widerwärtigkeiten einer vereinsamten Stellung würde erheben können. Nun sei es ihm aber ganz unmöglich, fuhr er fort, selbst auf Brautschau in Frankreich auszugehen, weil er einen längern Urlaub zu erhalten niemals hoffen dürfe. Deshalb habe er verständige Personen in Paris damit beauftragt, seine Stelle zu vertreten; ein armes Mädchen, aber gebildet und seinen Ideen entsprechend, sei gefunden und erkläre sich, bewogen durch seine äußern Verhältnisse und durch ein übersandtes Miniaturbild, nicht abgeneigt, dem Unbekannten in sein fernes Asyl zu folgen. Mit Ueberzeugung malte er sich die Vortheile einer solchen Verbindung aus und wollte im nächsten Jahre die kurze Frist, die ihm zu einer Reise in die Heimath gewährt war, zur Beendigung dieser Angelegenheit verwenden. Während er nun, durch diese Aussichten befriedigt, sich den schönsten Hoffnungen für seine Zukunft überließ, widmete er zugleich seine Mußestunden einer zwiefachen politischen Correspondenz für zwei bekannte, in ihren Farben entgegengesetzte Zeitungen, und hatte seine Freude an den polemischen Artikeln,

die er wechselsweise gegen sich selbst richtete, ohne daß die Herausgeber jener Blätter um sein Geheimniß wußten. Diesem frohgesinnten und sich offen mittheilenden, jungen Manne gegenüber erschien ein ältlicher, sich in steifen Förmlichkeiten abschließender Consul in seltsamem Contraste, und so wie dieser am Ziele der Laufbahn angelangt war, die jenem bevorstand, so mag ein Zug seines Characters diese Skizze dortiger Zustände beschließen. Durch Empfehlungsbriefe bei ihm eingeführt, ward ich mit den Ceremonien des vornehmsten Standes empfangen und durch ein stolzes Uebergewicht in schuldiger Entfernung gehalten. Ohne mich durch Fragen zu ermuthigen, beschränkte er seine Unterhaltung auf die Ankündigung eines Werks über Syrien, das er geschrieben und worauf er einen hohen Werth zu legen schien. Dorthin sei er nach der Schlacht von Navarino geflohen und habe durch einen jahrelangen Aufenthalt in einem Kloster des Libanon Gelegenheit gefunden, über dortige Alterthümer wichtige Aufschlüsse zu erhalten. Nach diesen Mittheilungen entließ er mich und bis zum Tage vor meiner Abreise hörte ich nichts mehr von ihm.. Inzwischen hatte er, ein enthusiastischer Freund von Reliquien und dergleichen Merkwürdigkeiten, sich erzählen lassen, daß ich von Montesanto ein Crucifix von besonderer Arbeit mitgebracht hätte. In der That war ich im Besitze eines kleinen hölzernen Kreuzes, wie es die Caloyeren in kunstreichem Schnitzwerk ausführen. Es war jedoch bereits eingepackt, als der Secretair des Consuls bei mir eintrat und mich ersuchte, es ihm zu schicken oder zu überlassen, wie es nun gemeint war. Ich bedauerte, seinen Wunsch nicht früher erfahren zu haben, und empfing die Meldung, daß der Consul selbst mich durch seinen Besuch zu ehren beabsichtige. Während nun sonst so wenig äußerliche Etiquette in der Levante beobachtet wird, so erschien mein Gönner vielmehr mit türkischer und fränkischer Dienerschaft, im Staatskleide und mit Orden geziert, und wiederholte seine Bitte, die zu erfüllen ich leider nicht im Stande war. Dieses Mal erzählte er von einer großen Stadt, wo man beim Graben eines artesischen Brunnens auf eine leere Höhlung gestoßen sei, in welcher kein Senkblei den Grund erreiche und die man nun mit dem

besten Erfolge benutze, um allen Unrath aus den Straßen hineinzuleiten. Sollte dieser Mann da, wo er sein Leben zu führen bestimmt war, nicht auch Einiges von den türkischen Elementen in sich aufgenommen haben?

Mit Griechen bin ich in Salonichi nur wenig in Berührung gekommen. Einige Kaufleute, die ich kennen lernte, gehörten, da sie in Wien erzogen waren, mehr der fränkischen Bevölkerung an, als ihren Landsleuten. Dagegen machte ich die Bekanntschaft eines der ersten jüdischen Banquiers, die freilich in ihrer Lebensart den entschiedenen Morgenländern viel näher stehen, als ihren europäischen Glaubensgenossen. Zugleich scheinen sie, so verächtlich *) auch Hadschi Chalfa sich über sie ausspricht, doch durchaus von ihren Oberherren nicht schlechter behandelt oder minder geachtet zu werden, als die übrigen Raja's. Da die Griechen und Armenier in Constantinopel zu den Türken sich ganz ebenso verhalten, wie die Juden, so liegt es schon in der ganzen Stellung dieser Letztern, so wie in der Menschenzahl der Raja's überhaupt, daß hier ihre Verhältnisse ganz verschieden von denen der Juden in Europa sein müssen. Auch pflegen Religionsverfolgungen nicht von dem duldsamen und fatalistischen Muselmanne, sondern, wenn sie einmal stattfinden, von den Christen auszugehen. Diese äußerliche Gleichstellung der Nichtmuhamedaner, von der nur die Franken als Fremde und vom türkischen Scepter Unabhängige sich emancipiren, könnte man, wenn man die Populationsverhältnisse Rumeliens in Anschlag bringt, ungefähr auf die Weise sich anschaulich machen, daß man die Raja's mit Plebejern den Osmanen, als dem Patricierstande, gegenüber

*) »Die meisten Häuser (in Salonichi) sind jüdische. Die aus der Christenheit heimlich entflohenen Juden retteten sich meistens hierher und mietheten die Hane und Wohnungen auf lange Termine. Wiewohl nun die Stadt durch das Unglück, so mit Juden überhäuft zu sein, gebrandmarkt ist: so wird diese Schande doch durch den weltlichen Nutzen dieser Bewohner wieder ausgelöscht. Sie verfertigen nämlich die weltberühmten, vielfarbigen Fußteppiche, die sonst nirgends so gut gemacht werden; ferner gute Tücher. — — Die reichen Juden verwenden vieles Geld auf Wohlthaten und fromme Stiftungen.« Hadschi Chalfa Rumeli und Bosna S. 78.

vergleicht. Befinden sich aber die Aemter und alle Gewalten in den Händen der Letztern, so fehlen doch auch Jenen ihre Volkstribunen nicht, z. B. die Primaten oder Hodgia-Baschi's bei den Griechen, die Beschwerde führenden Organe der Unterdrückten. So sehr nun aber auch die Verhältnisse sämmtlicher Raja's zu den Türken im Wesentlichen übereinstimmen, so wenig haben sich Jene doch unter einander verschmolzen: bei gleichen Interessen bleiben die Nationen dennoch durch ihre Sitten und Neigungen, durch ihren Haß geschieden. Man redet daher von dem verschlossenen und einsichtigen Armenier, von dem höflich falschen und verschmitzten Griechen, von dem rohen, die Städte fliehenden Bulgaren und von dem Albanier, der ohne Treue und Tugend sich unabhängig zu erhalten weiß, aber doch nur die ungesittete Freiheit der Berge kennt. Wenn solche Urtheile, die im Munde der Franken leben, einer genauern Zeichnung des Einzelnen bedürften, so wollen wir sie für jetzt gelten lassen, um ihnen gegenüber einen vornehmen Juden von Salonichi in seiner äußern Erscheinung kennen zu lernen.

Da ich einen Creditbrief auf Bitólia zu erhalten wünschte, so führte mich Herr Pascalin in das jüdische Stadtviertel, dessen Kaufleute die einzigen sind, die mit den Handelsplätzen auf der Straße nach Scútari in unmittelbarem Verkehre stehen. Mein Freund bevorwortete, daß, wiewohl dies das einzige Mittel sei, meinen Zweck zu erreichen, ich dennoch nicht mit Sicherheit darauf rechnen könne, die Summe in der Folge wirklich zu erhalten, es komme darauf an, ob die Juden mir persönliches Vertrauen schenkten, und auf andere Umstände. Einige Straßen in dem schmutzigen, wenig belebten Viertel hatten wir durchschritten, als wir ein niedriges, unscheinbares Häuschen erreichten, vor dem ein bejahrter Mann auf der Erde mit verschränkten Schenkeln ruhte. Dieser Greis wurde als derjenige bezeichnet, den wir suchten und mit dem Herr P. persönlich befreundet war. Ohne sich zu erheben, empfing er uns, sein Haupt verneigend, und, als ich ihm vorgestellt wurde, bemerkte er, daß ein Freund seines Freundes ihm willkommen sei. In seinem Gürtel trug er nach Art der Türken in einem länglichen Messingkästchen sein

Schreibzeug und, als er durch wenige Worte mit meinem Anliegen bekannt gemacht war, holte er sogleich aus seiner Busentasche einen darin aufbewahrten Papierstreifen und begann ohne weitere Umstände auf seinen Knieen mit arabischen Lettern in spanischer Sprache die Anweisung zu schreiben, die er mir nach wenigen Minuten, ohne für sich selbst meinen Namen oder sonst das Mindeste über dieses Geschäft aufzuzeichnen, übergab und glückliche Reise wünschte. So einfach betrieb er, dem Gedächtniß vertrauend, sein Tagewerk, so leicht gab er einen Credit, für welchen keine Handschrift des Bürgen ihm Garantie bot: und dennoch hat man kaum ein Beispiel eines Betrugs oder einer Unregelmäßigkeit bei einem Verkehre, wo Alles vom persönlichen Vertrauen abhängt. Aber dieses Vertrauen wird auch nicht leichtfertig geschenkt; ist es einmal vorhanden, so wird es ohne Bedenken stets ungetheilt gewährt. Es herrscht unter diesen Juden die strenge Rechtlichkeit des natürlichen Menschen, und sie verträgt sich leicht mit einer mißtrauischen Vorsicht, welche die Personen und Verhältnisse im kaufmännischen Sinne zu beurtheilen weiß. Verwundert über das Betragen eines Mannes, der, ohne mich in sein Haus einzuführen und sogar ohne sich mit mir zu unterreden, meinen Wünschen entgegenkam, ließ ich mir den Inhalt seines offnen Briefs erklären. Er enthielt in lakonischer Kürze nicht bloß die Weisung an den Handelsherrn Abraham Ben Namias zu Bitólia, mir eine nicht unbeträchtliche Summe auszuzahlen, sondern auch eine besondere Empfehlung, mich als Freund des Hauses zu betrachten und mir erforderlichen Falls sonstige Dienste zu leisten. Damals hielt ich diese Worte für die gewöhnliche Formel, mit welcher die Banquiers ihre Creditbriefe auszustellen pflegen, allein später verdankte ich dem einfachen Zettel die rücksichtsvollste Aufnahme bei einem der reichsten Juden von Bitólia.

An der Seite eines liebenswürdigen jungen Mannes, des Herrn von Bourville, mit dem Herr Pascalin mich befreundet hatte, besuchte ich die Merkwürdigkeiten der Stadt und ihre Umgebungen. Wenige Minuten vom südwestlichen Thore steht am Gestade des Meers eine herrliche Baumgruppe, in deren Schatten

ein Caffeewirth seine Bude aufgeschlagen hat. Dort pflegten sich mit der sinkenden Sonne zahlreich die Franken einzufinden und, durch die Kühle des Orts wohlthätig angeregt, in geselligen Kreisen sich zu unterhalten. Man kann diese Annehmlichkeiten noch vermehren, wenn man sich zuvor in die Bai hinausrudern läßt und nach einem Seebade die erquickliche Ruhe im Wäldchen aufsucht. Ist man durch die schmutzigen, aber belebten Gassen des Hafenviertels auf den Quai gelangt, so trifft man überall die zu solchen Zwecken bereit liegenden Kiaiks, die nicht so zierlich gebaut sind, wie in Constantinopel, und weniger gewandt ihrem Führer gehorchen, aber auch viel sicherer in den breiten Wogen des Meers das Gleichgewicht bewahren. Auf einer solchen Fahrt vertrauten wir uns den nervigen Armen eines braunen Arabers, der, vor wenigen Tagen angelangt, sich durch die Flucht dem Matrosendienste in Alexandrien entzogen hatte und mit geheimem Grauen von der drohenden Majestät seines Vicekönigs redete. Als wir sodann an dem gedachten Orte wieder landen wollten, fanden wir die Ufergegend zu seicht für unser Boot, aber der halbnackte Seemann sprang sogleich in's Wasser und trug uns nicht etwa auf dem Rücken, sondern in seinen kräftigen Armen hundert Schritte weit hinüber: ein Mann von eisernem Körper und in der Blüthe seines Alters, der vor dem übermächtigen Geiste seines Herrn sich furchtsam versteckte und das Elend des Facchino dem Schrecken von Muhamed Ali's Namen vorzog.

So heiter jenes Caffeehaus als täglicher Vereinigungspunct der Franken zum Verweilen einladet, so muß die Gesellschaft doch stets, ehe die schönste Stunde des Abends anbricht, wieder auseinandergehen: denn in dem Augenblicke, wo die Sonne hinter den westlichen Hügeln verschwindet, werden die Thore der Stadt geschlossen. Um nun nicht die Nacht im Freien zubringen zu müssen, schwebt man immer in der Spannung, daß man sich nicht verspäten möge. Da aber die türkische Zeitrechnung den Tag zwar wie wir in zweimal zwölf Stunden theilt, aber diese mit dem Sonnenuntergange zu zählen anfängt, so erfolgt, wenn nach der Zeit gefragt wird, vielleicht die Antwort, es sei erst elf

Uhr und man könne daher noch eine Stunde lang bleiben. Diese letzten Minuten der zugemessenen Unterhaltung sind aber gerade die belohnendsten: denn die Beleuchtung wirkt alsdann am vortheilhaftesten auf das farbenreiche Gemälde der Landschaft, in deren nächstem Vordergrunde sich die Stadt weithin am gerundeten Meerbusen ausbreitet.

Man hat oft von dem Zauber gesprochen, welchen die türkischen Städte mit ihren weißen Häusern, ihren schlanken Minarets und den Halbkugelkuppeln der Badehäuser und Moscheen von Außen gesehen, auf das Gemüth des Reisenden ausüben: wenn man aber ferner diesen bedeutenden Eindrücken und den dadurch gesteigerten Erwartungen das Widrige des Innern und den völligen Mangel an großartigen Straßen, Plätzen und Gebäuden mit Recht gegenüberstellt, so würde man doch in den gleichfalls engen Gassen des Frankenviertels von Salonichi hier und da Gelegenheit finden, an einer zweckmäßigern und geschmackvollern Anlage der Bauten sich zu erfreuen, als selbst in Pera, mit Ausnahme der Internuntiatur und des Museums, irgendwo zu finden ist. Freilich wird jetzt der größte Theil jener freundlichen Wohnungen, wozu ich z. B. das französische Consulat rechne, durch den Brand zerstört worden sein, allein die Vortheile, wodurch sie entstanden, werden jetzt um so leichter zur Verschönerung dieses Stadtviertels dienen können. Theils hatte es nicht an Raum gefehlt, die Baulichkeiten nach individuellem Gutdünken auszuführen, theils erlaubte ein vortrefflicher Baumwuchs in den Gärten, von denen solche Häuser eingeschlossen wurden, dem Ganzen den Anstrich einer ländlichen Villa zu verleihen. So verlebte ich zwei genußreiche Abende im Hause des Herrn Loir, wo die offne Gallerie, nach Süden gelegen und durch die hohen Laubkronen der gegenüberstehenden Ulmen geschützt, eine Aussicht auf das Meer und den Hafen darbot. Der weite Küstensaum und der Olymp, der am Horizonte aus den Fluthen hervortaucht, umgrenzen diese Scene, deren Reiz am Abend noch erhöht wurde, nachdem der Mond aufgestiegen war und, im Meere gespiegelt, über der schwarzen Fläche die nackten Schiffsmasten beleuchtete, während die glänzende Scheibe selbst durch die spielend bewegten

Blätter herabfunkelte. Noch lieblicher erschien mir im Schweigen der Nacht dieselbe Landschaft von einem freiern Standpuncte auf dem platten Giebeldache des französischen Consulats, wohin Herr von Bourville, mir diese Ueberraschung zu bereiten, mich am späten Abend hinaufführte. Das Haus liegt unter Maulbeerbäumen versteckt, aber jene Platte beherrscht die ganze Stadt und den Horizont des Meerbusens. Damals war der Golf in Bewegung und die Strahlen des Monds warfen einen breiten, in's Unabsehliche reichenden Lichtstreifen darauf, den die gehobenen Wellen mit ihren Thalschatten stets in glitzernder Bewegung erhielten. Den schönen Contrast zu diesem Gemälde bewirkte der heitre Nachthimmel und das ruhig leuchtende Gestirn, dessen Schein die Häuser, die Moscheen und die Baumgärten der Stadt klar erhellte, wodurch denn die einfachen Lichtconturen der Ferne mit dem mannigfaltigsten, jedoch bewegungslos ruhenden Vordergrunde zusammentraten.

Die Gärten der Franken, die ich kennen lernte, so sehr sie durch jene Baumgruppen sich auszeichneten, nehmen doch einen zu geringen Raum ein und sind im Détail zu sehr vernachlässigt, als daß sie eine weitere Aufmerksamkeit verdienten. Indessen hatte ich Gelegenheit, den Blumengarten eines reichen Türken zu sehen, der wegen seiner Vorliebe für die Gärtnerei in der Stadt bekannt war. Man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, der alte Ruf des Orients, durch diese Kunst sich auszuzeichnen, bewähre sich in Rumelien noch heute, wo dieselbe vielmehr auf einer geringen Stufe der Ausbildung steht und nicht einmal bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten weder im Geschmack der Anlagen, noch in der Wahl der Ziergewächse bemerken läßt. Kleine, zu künstlichen Figuren geformte Beete nehmen gewöhnlich den ganzen Raum ein und haben häufig einen Springbrunnen in ihrem Mittelpunct, um den sie regelmäßig gruppirt sind. Sie werden von Buxbaum eingefaßt und pflegen ein dichtes Feld von Tulpen, Tagetes und dergleichen zu enthalten, wobei man jede Mannigfaltigkeit in den Formen vermißt. Nach dem, was ich in dieser Rücksicht am Bosporus gesehen, war mein Türke in Salonichi ein Gärtner ersten Ranges. Hier fand man

offne, graziöse Pavillons in leichter Bauart, von Rosen lianenförmig umschlungen, deren Fußboden ein Bassin mit kleinen Wasserkünsten einnahm. Ueberall sprudelten Brunnen und Quellen dem Umherspazierenden entgegen. Der beschränkte Raum des Ganzen war dadurch verdeckt worden, daß man die Mauern mit rankenden Gewächsen bekleidet und deren Umgebung mit Gebüsch, mit Rosen und Oleander, bepflanzt hatte. Auf das Reinlichste waren die Wege erhalten und wurden mit Wasser besprengt. Uebrigens dieselbe Armuth an Gewächsen und dieselbe Tendenz zu geschmacklosen Spielereien. Der Eigenthümer ging selbst reich gekleidet umher und freute sich seines Werks, aber er würdigte uns nicht seiner Unterhaltung und setzte nach der Begrüßung die begonnenen Wanderungen fort. Ein Derwisch, der gleichfalls anwesend war, schien jedoch von ihm beauftragt zu sein, uns die Honneurs zu machen. Dieser führte uns umher und pries die Schönheit der Pflanzung und den Reichthum seines Gönners.

Das Gegenstück zu diesem mit Sorgfalt gepflegten Garten bildete ein anderer, der zum Kloster der tanzenden Derwische gehörte und völlig vernachlässigt war. Hier konnte man daher bemerken, mit welchen Pflanzenarten eine solche Anlage, wird sie dem eignen Triebe der Natur überlassen, in diesem Clima sich zu überwuchern pflegt, und zwar nicht mit Unkräutern und Rasen, sondern mit immergrünem Gesträuch. So fand sich hier unter den einzelnen Granat- und andern Obst-Bäumen eine dichte Oleandervegetation *), die gewiß ursprünglich angepflanzt war, aber sich rasch vermehrt und das Uebrige verdrängt hatte, als läge in den natürlichen Verhältnissen des Orts eine Bedingung, jene immergrüne Pflanzendecke, die einst ohne Zweifel wie den heiligen Wald, auch diese Küste, ehe sie bebaut ward, bekleidete, von Neuem hervorzubringen, wenn man die natürliche Production in ihrem freien Walten nicht stört.

Was aber hier auf dem Grundbesitz träger Derwische, wie wir deren in den Hallen und am Springbrunnen des Gebäudes unbeschäftigt umherliegen sahen, sich ereignete, war übrigens in

*) Nerium Oleander L.

der nächsten Umgebung der großen gewerbfleißigen Stadt nicht wahrzunehmen. Denn die Strecken, die dort unbebaut liegen, eignen sich überhaupt nicht zu einer kräftigen Vegetation. Es sind steinige und dürre Hügelabhänge, die sich im Norden von Salonichi aus geringer Höhe zum Meerbusen herabsenken. Auf dem nächsten dieser Hügel, der das Fort Heptapyrgion trägt, habe ich deren vegetabilische Erzeugnisse genauer studirt, so weit dies die zur Trockniß vorgerückte Jahrszeit und die Hitze der letzten Tage, wodurch Vieles verbrannt war, gestatteten. Der geneigte Boden besteht nur aus einer dünnen Erdkrume, die aus der Zersetzung des Glimmerschiefers entstanden ist, und dieses Gestein tritt an vielen Orten in ansehnlichen Felsplatten daraus hervor. Abgesehen von einzelnen Bäumen, unter denen ich hier besonders kräftige Zürgeln *) bemerkte, trägt diese Formation hier gar keine Holzgewächse, sondern bringt größtentheils nur jene dürftigen, in der Wärme des Sommers verstäubenden Kräuterformen hervor, die mit dem festen Gewebe ihrer Wurzelstöcke in das Gerölle eindringen und wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit sowohl in den Arten, als Familien den bedeutendsten Bestandtheil der mittelländischen Flora ausmachen. Gerade die Beschränkung der meisten hierher gehörigen Pflanzen auf ein engbegrenztes Vaterland ist die Ursache, daß man an solchen Localitäten unter den weit verbreiteten Formen, die überall wiederkehren, gewöhnlich auch Seltenheiten antrifft, die für die besondere Landschaft characteristisch sind. Diese Erscheinung wird jedem Botaniker aufgefallen sein, der das adriatische Litorale besuchte, und z. B. am Monte spaccato bei Triest jenen Reichthum an gesellig vereinten Pflanzenarten kennen lernte, der nördlich von den Alpen nirgends in Europa wiederum anzutreffen ist. Eine ähnliche Vegetation schmückt die Schieferhügel von Salonichi. Aber so wie die Jahrszeit für die Entwickelung derselben von einem größern Einflusse ist, als für irgend eine andere Pflanzenformation, so kann auch eine einmalige Beobachtung nur ein höchst unvollständiges Bild des Ganzen gewähren. In der Mitte des Junius

*) Celtis australis L.

sind schon die zahlreichen, jährigen Kräuter verschwunden, die im Verein mit den Monocotyledonen zur Zeit des Frühlings eine flüchtige Blumenpracht über dem Erdboden ausbreiten. Und der größere Gegensatz tritt erst später ein, wenn auch der eigentliche Kern dieser Flora, die dicotyledonischen Stauden, den jährlichen Kreislauf vollendet haben, wenn über den lebendigen Wurzeln die verwesenden Schößlinge ihr Grün verlieren und scheinbar eine unfruchtbare Steinwüste an die Stelle des blühenden Gartens getreten ist. Um daher meine Angaben über die vorwaltenden Gewächse des Heptapyrgion nicht ungehörig zu verallgemeinern, muß ich bemerken, daß jetzt die mittlere oder, wenn man will, die letzte Periode des Pflanzenlebens schon begonnen hatte, welche ich früher die Jahrszeit der Compositen *) genannt habe, indem unter zwei der größten, europäischen Familien diese im Gegensatze zu den jährigen Leguminosen des Frühlings sowohl an ausdauernden, als an physiognomisch characterisirenden Arten reich ist. An den Hügeln von Salonichi kann man nach dem Wachsthum zwei Gruppen von Gewächsen unterscheiden, von denen die erste die niedrigen, zum Theil an die Erde gedrückten, zerstreut untereinander vermischten und mit sparrigen Zweigen sich verschlingenden, die andere hingegen einige höher wachsende, gleichfalls ästige, aber durch individuelle Geselligkeit in einzelnen Haufen von einander gesonderte Formen enthält. Zu der erstern **) gehören besonders Cynareen, Sileneen und Umbellaten, aber an häufiger Verbreitung übertrifft diese das in ganz Südeuropa so weit verbreitete Polium, dessen Proteusgestalt hier in einer schmalblättrigen Spielart überall am Boden umherkriecht. Dieses Gewächs ist zugleich dasjenige, welches durch seine wollige Behaarung einen andern characteristischen Zug in der Vegetation jener südlichen Hügel ausprägt, wo die Sonne, aus hei-

*) Th. I. S. 45.

**) Teucrium polium L. Scabiosa ucranica L. Centaurea paniculata L. var. Carduus nutans L. var. nanus. Daucus involucratus Sibth. Bupleurum glumaceum Sm. Gypsophila cretica L. Dianthus diffusus Sm. Nigella arvensis L.

term Himmel Monate lang herabstrahlend, die unbedeckte Oberhaut der Pflanzen durch eine die Feuchtigkeit des Bodens übertreffende Verdunstung zerstören würde, wenn sie sich nicht selbst, wie man glauben darf, durch ihre Bekleidung zu schützen vermöchte. Bei den höhern, geselligen Stauden der zweiten Art *), die einem solchen Einflusse noch mehr unterworfen sind, weil sie des mächtigen Wurzelstocks, der den Umtrieb des Saftes mäßigt, entbehren, finden sich ähnliche Waffen der organischen Thätigkeit wieder. Während ein vielästiges Marrubium gleichfalls in ein dichtes Haargewebe sich einhüllt, widersteht das markig trockne Eryngium der übermäßigen Verdunstung durch seine festwandige Epidermis. Das an vielen Orten aber vorherrschende Peganum nähert sich durch Verwandtschaft und wahrscheinlich durch einen innern Mechanismus, der die Feuchtigkeit des Bodens und der Atmosphäre im Zellgewebe anhäuft, jenen fleischigen Gewächsen, welche die Gluth und Dürre der afrikanischen Wüste zu ertragen fähig sind.

Auf der Spitze einer der Anhöhen, welche die ganze Stadt und den Golf beherrscht, befindet sich ein Brunnen und eine Gruppe von Bäumen, in deren Schatten wir uns niederließen. Von hier aus kann man die Verbindung der Höhenzüge übersehen und den Einfluß beurtheilen, den diese im Falle eines Angriffs auf die nicht unbedeutenden Befestigungswerke äußern würde. Wir wissen bereits, daß das Hügelsystem von Salonichi einen Zusammenhang zwischen dem Cortasch, als dem nordwestlichen Ausläufer des Plateaus von Chalcidice, und den Vorbergen des Perindagh bewirkt, die sich im Norden der Seen von Beschik und Langasa gegen den Menikion von Seres ausbreiten. Der niedrigste Punct dieser Vereinigungsglieder zwischen zwei Gebirgsmassen wird durch die Straße von Salonichi nach Seres bezeichnet. Allmählig senken sie sich, zu einzelnen Hügelkuppen angeordnet, gegen das Fort Heptapyrgion. Wir finden demnach hier auf dieselbe Weise, wie am Hajion-Oros, den Glimmerschiefer

---

*) Marrubium peregrinum L. Eryngium campestre L. var. Peganum Harmala L.

bis zur Küste ausgedehnt, ohne durch ein Vorland von jüngern Gebirgsarten umschlossen zu werden. Am wichtigsten aber erscheint der Umstand, daß die Anhöhe, an welcher die Stadt Salonichi sich hinauflehnt, zugleich der einzige Punct ist, wo das Gebirge unmittelbar an den Meerbusen stößt. Denn so wie vom Süden her das aufgeschwemmte Thal von Calameria sich längs des Ufers bis über Sedes hinaus erstreckt, so reicht das im Westen gelegene Marschland der Vardarmündung bis an das Stadtthor, das den Namen dieses Flusses führt. Somit liegt Salonichi an einem spitzen Gebirgsausläufer, der zwischen zwei Küstenebenen in sanfter Neigung das Gestade des Golfs erreicht. Wenn daher nach Südosten und Westen die Stadt durch ihre starke Mauer wirksam geschützt erscheint und, was südwärts dazwischen liegt, vom Golfe bespült wird, so liegt die schwache Seite eben da, wo das Hügelland allmählig sich erhebt. Hier ist daher auf der ersten Höhe das Fort Heptapyrgion angelegt. Allein diese Höhe ist eben die niedrigste und wird von der folgenden, die ganz nahe liegt, beherrscht, diese wieder von der dritten, und so steigt das Land nach Nordosten terrassenförmig an, während das Terrain keine Schwierigkeit darbietet, die Stadt von dieser Seite anzugreifen. Bei solchen Verhältnissen würde man sich wundern, eine so bedeutende Arbeit auf die Befestigung von Salonichi verwendet zu sehen, wenn die Werke nicht aus frühern Jahrhunderten herrührten.

Die Aussicht über die Stadt, in der ich gegen dreißig Minarets zählte, über den Meerbusen und auf den über einer Erdzunge von Chalcidice hervorragenden Olymp war freilich malerisch genug, aber diese Gegenstände hatten schon den Reiz der Neuheit verloren und der ebene Vordergrund zu beiden Seiten entbehrte jeder Mannigfaltigkeit. Bis auf eine kleine Niederung am Westende der Stadt, wo die Obst- und Gemüse-Gärten liegen, und in deren Nähe sich auch das oben erwähnte Wäldchen befindet, ist die ganze Gegend nackt und durchaus baumlos. Kein Olivenhain ist von hieraus sichtbar, nicht einmal Reben bemerkt man, deren Cultur dem Clima und dem abhängigen Boden so angemessen sein würde. So weit das Auge bis zu

ein Caffeewirth seine Bude aufgeschlagen hat. Dort pflegten sich mit der sinkenden Sonne zahlreich die Franken einzufinden und, durch die Kühle des Orts wohlthätig angeregt, in geselligen Kreisen sich zu unterhalten. Man kann diese Annehmlichkeiten noch vermehren, wenn man sich zuvor in die Bai hinausrudern läßt und nach einem Seebade die erquickliche Ruhe im Wäldchen aufsucht. Ist man durch die schmutzigen, aber belebten Gassen des Hafenviertels auf den Quai gelangt, so trifft man überall die zu solchen Zwecken bereit liegenden Kiaiks, die nicht so zierlich gebaut sind, wie in Constantinopel, und weniger gewandt ihrem Führer gehorchen, aber auch viel sicherer in den breiten Wogen des Meers das Gleichgewicht bewahren. Auf einer solchen Fahrt vertrauten wir uns den nervigen Armen eines braunen Arabers, der, vor wenigen Tagen angelangt, sich durch die Flucht dem Matrosendienste in Alexandrien entzogen hatte und mit geheimem Grauen von der drohenden Majestät seines Vicekönigs redete. Als wir sodann an dem gedachten Orte wieder landen wollten, fanden wir die Ufergegend zu seicht für unser Boot, aber der halbnackte Seemann sprang sogleich in's Wasser und trug uns nicht etwa auf dem Rücken, sondern in seinen kräftigen Armen hundert Schritte weit hinüber: ein Mann von eisernem Körper und in der Blüthe seines Alters, der vor dem übermächtigen Geiste seines Herrn sich furchtsam versteckte und das Elend des Facchino dem Schrecken von Muhamed Ali's Namen vorzog.

So heiter jenes Caffeehaus als täglicher Vereinigungspunct der Franken zum Verweilen einladet, so muß die Gesellschaft doch stets, ehe die schönste Stunde des Abends anbricht, wieder auseinandergehen: denn in dem Augenblicke, wo die Sonne hinter den westlichen Hügeln verschwindet, werden die Thore der Stadt geschlossen. Um nun nicht die Nacht im Freien zubringen zu müssen, schwebt man immer in der Spannung, daß man sich nicht verspäten möge. Da aber die türkische Zeitrechnung den Tag zwar wie wir in zweimal zwölf Stunden theilt, aber diese mit dem Sonnenuntergange zu zählen anfängt, so erfolgt, wenn nach der Zeit gefragt wird, vielleicht die Antwort, es sei erst elf

zeit in Albanien bleiben zu können, so gedachte ich von da nach Dalmatien zu gehen. Der Ausbruch des Kriegs aber, die von Vielen gehegte Erwartung, daß Unruhen in Rumelien ausbrechen würden, wenn die Aegypter siegten, machten es schon damals unwahrscheinlich, daß die Umstände mich durchaus begünstigen würden. Falls mir Schwierigkeiten von Gewicht in den Weg träten, wollte ich mich nach Bosnien oder Serbien wenden: aber alsdann änderte sich mein Budget bedeutend. Denn während ich hoffte, Dimitri, für dessen Rückreise ich zu sorgen hatte, aus einem Hafen des adriatischen Meers für einen geringen Preis nach Constantinopel zurücksenden zu können, so hätte ich ihn im letztern Falle zu Lande reisen lassen müssen und konnte gar nicht veranschlagen, wie viel er dann gebrauchen oder verlangen würde. Auch war in Salonichi Niemand, der mir über die verschiedenen dalmatischen und ungarischen Quarantaine-Stationen und über die Dauer der Contumaz hätte genaue Nachrichten mittheilen können. Da ich nun aber erst auf österreichischem Gebiete mit Sicherheit auf Credite rechnen konnte, so wurde ich durch solche Umstände genöthigt, fast die ganze Summe, über die ich verfügen konnte, in baarem Gelde mit mir zu führen. Zwar bin ich wenigstens in dieser Beziehung vom Glücke begünstigt worden, allein ich finde mich spätere Reisende zu warnen veranlaßt, Verhältnisse und Schwierigkeiten dieser Art nicht leicht anzuschlagen. Eben damals wendete sich ein Constantinopolitaner an die Mildthätigkeit des Dampfschifffahrts-Agenten, ihm eine freie Ueberfahrt nach Hause zu gestatten, weil er auf der Reise von Scútari nach Salonichi des Seinigen beraubt war.

Glücklicher, als in meinem Bestreben, mir statt des Geldes Creditbriefe zu verschaffen, war ich in der Erlangung von Empfehlungen. Herr von Dobrotschitsch war unermüdlich, in dieser Rücksicht für mich zu wirken. Vom griechischen Erzbischofe wurde ich an mehre Klöster empfohlen, vom Pascha von Salonichi *)

*) Einige Mittheilungen über die administrativen Verhältnisse von Macedonien, die ich dem Herrn v. Dobrotschitsch verdanke und später zu erweitern Gelegenheit hatte, vergl. in der ersten Note am Schlusse des Bandes.

Blätter herabfunkelte. Noch lieblicher erschien mir im Schweigen der Nacht dieselbe Landschaft von einem freiern Standpuncte auf dem platten Giebeldache des französischen Consulats, wohin Herr von Bourville, mir diese Ueberraschung zu bereiten, mich am späten Abend hinaufführte. Das Haus liegt unter Maulbeerbäumen versteckt, aber jene Platte beherrscht die ganze Stadt und den Horizont des Meerbusens. Damals war der Golf in Bewegung und die Strahlen des Monds warfen einen breiten, in's Unabsehliche reichenden Lichtstreifen darauf, den die gehobenen Wellen mit ihren Thalschatten stets in glitzernder Bewegung erhielten. Den schönen Contrast zu diesem Gemälde bewirkte der heitre Nachthimmel und das ruhig leuchtende Gestirn, dessen Schein die Häuser, die Moscheen und die Baumgärten der Stadt klar erhellte, wodurch denn die einfachen Lichtconturen der Ferne mit dem mannigfaltigsten, jedoch bewegungslos ruhenden Vordergrunde zusammentraten.

Die Gärten der Franken, die ich kennen lernte, so sehr sie durch jene Baumgruppen sich auszeichneten, nehmen doch einen zu geringen Raum ein und sind im Détail zu sehr vernachlässigt, als daß sie eine weitere Aufmerksamkeit verdienten. Indessen hatte ich Gelegenheit, den Blumengarten eines reichen Türken zu sehen, der wegen seiner Vorliebe für die Gärtnerei in der Stadt bekannt war. Man würde sich täuschen, wenn man glauben wollte, der alte Ruf des Orients, durch diese Kunst sich auszuzeichnen, bewähre sich in Rumelien noch heute, wo dieselbe vielmehr auf einer geringen Stufe der Ausbildung steht und nicht einmal bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten weder im Geschmack der Anlagen, noch in der Wahl der Ziergewächse bemerken läßt. Kleine, zu künstlichen Figuren geformte Beete nehmen gewöhnlich den ganzen Raum ein und haben häufig einen Springbrunnen in ihrem Mittelpunct, um den sie regelmäßig gruppirt sind. Sie werden von Buxbaum eingefaßt und pflegen ein dichtes Feld von Tulpen, Tagetes und dergleichen zu enthalten, wobei man jede Mannigfaltigkeit in den Formen vermißt. Nach dem, was ich in dieser Rücksicht am Bosporus gesehen, war mein Türke in Salonichi ein Gärtner ersten Ranges. Hier fand man

offne, graziöse Pavillons in leichter Bauart, von Rosen lianenförmig umschlungen, deren Fußboden ein Bassin mit kleinen Wasserkünsten einnahm. Ueberall sprudelten Brunnen und Quellen dem Umherspazierenden entgegen. Der beschränkte Raum des Ganzen war dadurch verdeckt worden, daß man die Mauern mit rankenden Gewächsen bekleidet und deren Umgebung mit Gebüsch, mit Rosen und Oleander, bepflanzt hatte. Auf das Reinlichste waren die Wege erhalten und wurden mit Wasser besprengt. Uebrigens dieselbe Armuth an Gewächsen und dieselbe Tendenz zu geschmacklosen Spielereien. Der Eigenthümer ging selbst reich gekleidet umher und freute sich seines Werks, aber er würdigte uns nicht seiner Unterhaltung und setzte nach der Begrüßung die begonnenen Wanderungen fort. Ein Derwisch, der gleichfalls anwesend war, schien jedoch von ihm beauftragt zu sein, uns die Honneurs zu machen. Dieser führte uns umher und pries die Schönheit der Pflanzung und den Reichthum seines Gönners.

Das Gegenstück zu diesem mit Sorgfalt gepflegten Garten bildete ein anderer, der zum Kloster der tanzenden Derwische gehörte und völlig vernachlässigt war. Hier konnte man daher bemerken, mit welchen Pflanzenarten eine solche Anlage, wird sie dem eignen Triebe der Natur überlassen, in diesem Clima sich zu überwuchern pflegt, und zwar nicht mit Unkräutern und Rasen, sondern mit immergrünem Gesträuch. So fand sich hier unter den einzelnen Granat- und andern Obst-Bäumen eine dichte Oleandervegetation *), die gewiß ursprünglich angepflanzt war, aber sich rasch vermehrt und das Uebrige verdrängt hatte, als läge in den natürlichen Verhältnissen des Orts eine Bedingung, jene immergrüne Pflanzendecke, die einst ohne Zweifel wie den heiligen Wald, auch diese Küste, ehe sie bebaut ward, bekleidete, von Neuem hervorzubringen, wenn man die natürliche Production in ihrem freien Walten nicht stört.

Was aber hier auf dem Grundbesitz träger Derwische, wie wir deren in den Hallen und am Springbrunnen des Gebäudes unbeschäftigt umherliegen sahen, sich ereignete, war übrigens in

*) Nerium Oleander L.

der nächsten Umgebung der großen gewerbfleißigen Stadt nicht wahrzunehmen. Denn die Strecken, die dort unbebaut liegen, eignen sich überhaupt nicht zu einer kräftigen Vegetation. Es sind steinige und dürre Hügelabhänge, die sich im Norden von Salonichi aus geringer Höhe zum Meerbusen herabsenken. Auf dem nächsten dieser Hügel, der das Fort Heptapyrgion trägt, habe ich deren vegetabilische Erzeugnisse genauer studirt, so weit dies die zur Trockniß vorgerückte Jahrszeit und die Hitze der letzten Tage, wodurch Vieles verbrannt war, gestatteten. Der geneigte Boden besteht nur aus einer dünnen Erdkrume, die aus der Zersetzung des Glimmerschiefers entstanden ist, und dieses Gestein tritt an vielen Orten in ansehnlichen Felsplatten daraus hervor. Abgesehen von einzelnen Bäumen, unter denen ich hier besonders kräftige Zürgeln *) bemerkte, trägt diese Formation hier gar keine Holzgewächse, sondern bringt größtentheils nur jene dürftigen, in der Wärme des Sommers verstäubenden Kräuterformen hervor, die mit dem festen Gewebe ihrer Wurzelstöcke in das Gerölle eindringen und wegen ihrer großen Mannigfaltigkeit sowohl in den Arten, als Familien den bedeutendsten Bestandtheil der mittelländischen Flora ausmachen. Gerade die Beschränkung der meisten hierher gehörigen Pflanzen auf ein engbegrenztes Vaterland ist die Ursache, daß man an solchen Localitäten unter den weit verbreiteten Formen, die überall wiederkehren, gewöhnlich auch Seltenheiten antrifft, die für die besondere Landschaft characteristisch sind. Diese Erscheinung wird jedem Botaniker aufgefallen sein, der das adriatische Litorale besuchte, und z. B. am Monte spaccato bei Triest jenen Reichthum an gesellig vereinten Pflanzenarten kennen lernte, der nördlich von den Alpen nirgends in Europa wiederum anzutreffen ist. Eine ähnliche Vegetation schmückt die Schieferhügel von Salonichi. Aber so wie die Jahrszeit für die Entwickelung derselben von einem größern Einflusse ist, als für irgend eine andere Pflanzenformation, so kann auch eine einmalige Beobachtung nur ein höchst unvollständiges Bild des Ganzen gewähren. In der Mitte des Junius

*) Celtis australis L.

sind schon die zahlreichen, jährigen Kräuter verschwunden, die im Verein mit den Monocotyledonen zur Zeit des Frühlings eine flüchtige Blumenpracht über dem Erdboden ausbreiten. Und der größere Gegensatz tritt erst später ein, wenn auch der eigentliche Kern dieser Flora, die dicotyledonischen Stauden, den jährlichen Kreislauf vollendet haben, wenn über den lebendigen Wurzeln die verwesenden Schößlinge ihr Grün verlieren und scheinbar eine unfruchtbare Steinwüste an die Stelle des blühenden Gartens getreten ist. Um daher meine Angaben über die vorwaltenden Gewächse des Heptapyrgion nicht ungehörig zu verallgemeinern, muß ich bemerken, daß jetzt die mittlere oder, wenn man will, die letzte Periode des Pflanzenlebens schon begonnen hatte, welche ich früher die Jahrszeit der Compositen *) genannt habe, indem unter zwei der größten, europäischen Familien diese im Gegensatze zu den jährigen Leguminosen des Frühlings sowohl an ausdauernden, als an physiognomisch characterisirenden Arten reich ist. An den Hügeln von Salonichi kann man nach dem Wachsthum zwei Gruppen von Gewächsen unterscheiden, von denen die erste die niedrigen, zum Theil an die Erde gedrückten, zerstreut untereinander vermischten und mit sparrigen Zweigen sich verschlingenden, die andere hingegen einige höher wachsende, gleichfalls ästige, aber durch individuelle Geselligkeit in einzelnen Haufen von einander gesonderte Formen enthält. Zu der erstern **) gehören besonders Cynareen, Sileneen und Umbellaten, aber an häufiger Verbreitung übertrifft diese das in ganz Südeuropa so weit verbreitete Polium, dessen Proteusgestalt hier in einer schmalblättrigen Spielart überall am Boden umherkriecht. Dieses Gewächs ist zugleich dasjenige, welches durch seine wollige Behaarung einen andern characteristischen Zug in der Vegetation jener südlichen Hügel ausprägt, wo die Sonne, aus hei-

*) Th. I. S. 45.

**) Teucrium polium L. Scabiosa ucranica L. Centaurea paniculata L. var. Carduus nutans L. var. nanus. Daucus involucratus Sibth. Bupleurum glumaceum Sm. Gypsophila cretica L. Dianthus diffusus Sm. Nigella arvensis L.

term Himmel Monate lang herabstrahlend, die unbedeckte Oberhaut der Pflanzen durch eine die Feuchtigkeit des Bodens übertreffende Verdunstung zerstören würde, wenn sie sich nicht selbst, wie man glauben darf, durch ihre Bekleidung zu schützen vermöchte. Bei den höhern, geselligen Stauden der zweiten Art *), die einem solchen Einflusse noch mehr unterworfen sind, weil sie des mächtigen Wurzelstocks, der den Umtrieb des Saftes mäßigt, entbehren, finden sich ähnliche Waffen der organischen Thätigkeit wieder. Während ein vielästiges Marrubium gleichfalls in ein dichtes Haargewebe sich einhüllt, widersteht das markig trockne Eryngium der übermäßigen Verdunstung durch seine festwandige Epidermis. Das an vielen Orten aber vorherrschende Peganum nähert sich durch Verwandtschaft und wahrscheinlich durch einen innern Mechanismus, der die Feuchtigkeit des Bodens und der Atmosphäre im Zellgewebe anhäuft, jenen fleischigen Gewächsen, welche die Gluth und Dürre der afrikanischen Wüste zu ertragen fähig sind.

Auf der Spitze einer der Anhöhen, welche die ganze Stadt und den Golf beherrscht, befindet sich ein Brunnen und eine Gruppe von Bäumen, in deren Schatten wir uns niederließen. Von hier aus kann man die Verbindung der Höhenzüge übersehen und den Einfluß beurtheilen, den diese im Falle eines Angriffs auf die nicht unbedeutenden Befestigungswerke äußern würde. Wir wissen bereits, daß das Hügelsystem von Salonichi einen Zusammenhang zwischen dem Cortasch, als dem nordwestlichen Ausläufer des Plateaus von Chalcidice, und den Vorbergen des Perindagh bewirkt, die sich im Norden der Seen von Beschik und Langasa gegen den Menikion von Seres ausbreiten. Der niedrigste Punct dieser Vereinigungsglieder zwischen zwei Gebirgsmassen wird durch die Straße von Salonichi nach Seres bezeichnet. Allmählig senken sie sich, zu einzelnen Hügelkuppen angeordnet, gegen das Fort Heptapyrgion. Wir finden demnach hier auf dieselbe Weise, wie am Häjion-Oros, den Glimmerschiefer

*) Marrubium peregrinum L. Eryngium campestre L. var. Peganum Harmala L.

bis zur Küste ausgedehnt, ohne durch ein Vorland von jüngern Gebirgsarten umschlossen zu werden. Am wichtigsten aber erscheint der Umstand, daß die Anhöhe, an welcher die Stadt Salonichi sich hinauflehnt, zugleich der einzige Punct ist, wo das Gebirge unmittelbar an den Meerbusen stößt. Denn so wie vom Süden her das aufgeschwemmte Thal von Calameria sich längs des Ufers bis über Sedes hinaus erstreckt, so reicht das im Westen gelegene Marschland der Vardarmündung bis an das Stadtthor, das den Namen dieses Flusses führt. Somit liegt Salonichi an einem spitzen Gebirgsausläufer, der zwischen zwei Küstenebenen in sanfter Neigung das Gestade des Golfs erreicht. Wenn daher nach Südosten und Westen die Stadt durch ihre starke Mauer wirksam geschützt erscheint und, was südwärts dazwischen liegt, vom Golfe bespült wird, so liegt die schwache Seite eben da, wo das Hügelland allmählig sich erhebt. Hier ist daher auf der ersten Höhe das Fort Heptapyrgion angelegt. Allein diese Höhe ist eben die niedrigste und wird von der folgenden, die ganz nahe liegt, beherrscht, diese wieder von der dritten, und so steigt das Land nach Nordosten terrassenförmig an, während das Terrain keine Schwierigkeit darbietet, die Stadt von dieser Seite anzugreifen. Bei solchen Verhältnissen würde man sich wundern, eine so bedeutende Arbeit auf die Befestigung von Salonichi verwendet zu sehen, wenn die Werke nicht aus frühern Jahrhunderten herrührten.

Die Aussicht über die Stadt, in der ich gegen dreißig Minarets zählte, über den Meerbusen und auf den über einer Erdzunge von Chalcidice hervorragenden Olymp war freilich malerisch genug, aber diese Gegenstände hatten schon den Reiz der Neuheit verloren und der ebene Vordergrund zu beiden Seiten entbehrte jeder Mannigfaltigkeit. Bis auf eine kleine Niederung am Westende der Stadt, wo die Obst- und Gemüse-Gärten liegen, und in deren Nähe sich auch das oben erwähnte Wäldchen befindet, ist die ganze Gegend nackt und durchaus baumlos. Kein Olivenhain ist von hieraus sichtbar, nicht einmal Reben bemerkt man, deren Cultur dem Clima und dem abhängigen Boden so angemessen sein würde. So weit das Auge bis zu

dem Kranze der macedonischen Gebirge nach Westen hinüberträgt, begegnet es nur einem einförmigen Wechsel von Weiden und Kornfeldern, denen sich sodann die unbebauten Hügel anschließen. Hier ist eine Gegend, wo der Freund schöner Landschaften dieselben am Ufer des Meers und in der Ebene des Landes aufsuchen muß, die ihm überall einen Kreis von mannigfachen Gebirgscontouren darbietet, ohne sein Auge, wie auf den Höhen, durch die Einförmigkeit eines waldentblößten Culturlandes zu ermüden.

Während der letzten Tage meines Aufenthalts in Salonichi wurde ich vielfach durch die Vorbereitungen zur Reise in das Innere des Landes beschäftigt und dadurch verhindert, Ausflüge in die Umgegend zu machen. Meinen Wunsch, von hieraus den Olymp zu besteigen, mußte ich leider gleichfalls aus überwiegenden Gründen aufgeben. Da ich nun die Absicht hatte, gestützt auf den, wie ich bald erkannte, höchst wirkungsreichen Ferman, den der Freiherr von Stürmer mir nachgesendet, von hieraus über Bitólia nach dem nördlichen Albanien zu reisen und dort einen passenden Centralpunct für meine Wanderungen auszuwählen: so mußte ich im Voraus darauf Bedacht nehmen, daß ich in der Folge nicht durch Mangel an Geldmitteln in Verlegenheit geriethe. Auf der andern Seite wünschte ich aus begreiflichen Ursachen keine größere Summe mit mir zu führen, als ich nothwendig bedurfte. Nach den bisherigen Erfahrungen war ich freilich im Stande, die wöchentlichen Kosten meiner Reise *) zu bestimmen. Gelang meine Absicht, bis zum Ende der guten Jahrs-

*) Meine Reise hat im Ganzen bis zu meiner Rückkehr nach Hannover am 10ten October, also während eines Zeitraums von beinahe 7 Monaten, etwas mehr als 1200 Rthl. gekostet. Da jedoch diese Ausgaben sich ungleichförmig vertheilen und die Reisen in Rumelien nach meinen Erfahrungen viel kostspieliger sind, als in andern Ländern von Europa, so würde ich einem Jeden, der die Türkei bereisen wollte, rathen, sich mindestens auf ein monatliches Budget von 800 Francs einzurichten, um so mehr, als ich weder durch Unglücksfälle das Geringste verloren habe, noch irgendwo ungewöhnlich übervortheilt zu sein glaube. Freilich sind die meisten Ausgaben, da sie in Geschenken bestehen, willkührlich, aber bei einer so gastfreundlichen Behandlung um so weniger einzuschränken.

zeit im Albanien bleiben zu können, so gedachte ich von da nach Dalmatien zu gehen. Der Ausbruch des Kriegs aber, die von Vielen gehegte Erwartung, daß Unruhen in Rumelien ausbrechen würden, wenn die Aegypter siegten, machten es schon damals unwahrscheinlich, daß die Umstände mich durchaus begünstigen würden. Falls mir Schwierigkeiten von Gewicht in den Weg träten, wollte ich mich nach Bosnien oder Serbien wenden: aber alsdann änderte sich mein Budget bedeutend. Denn während ich hoffte, Dimitri, für dessen Rückreise ich zu sorgen hatte, aus einem Hafen des adriatischen Meers für einen geringen Preis nach Constantinopel zurücksenden zu können, so hätte ich ihn im letztern Falle zu Lande reisen lassen müssen und konnte gar nicht veranschlagen, wie viel er dann gebrauchen oder verlangen würde. Auch war in Salonichi Niemand, der mir über die verschiedenen dalmatischen und ungarischen Quarantaine-Stationen und über die Dauer der Contumaz hätte genaue Nachrichten mittheilen können. Da ich nun aber erst auf österreichischem Gebiete mit Sicherheit auf Credite rechnen konnte, so wurde ich durch solche Umstände genöthigt, fast die ganze Summe, über die ich verfügen konnte, in baarem Gelde mit mir zu führen. Zwar bin ich wenigstens in dieser Beziehung vom Glücke begünstigt worden, allein ich finde mich spätere Reisende zu warnen veranlaßt, Verhältnisse und Schwierigkeiten dieser Art nicht leicht anzuschlagen. Eben damals wendete sich ein Constantinopolitaner an die Mildthätigkeit des Dampfschifffahrts-Agenten, ihm eine freie Ueberfahrt nach Hause zu gestatten, weil er auf der Reise von Scútari nach Salonichi des Seinigen beraubt war.

Glücklicher, als in meinem Bestreben, mir statt des Geldes Creditbriefe zu verschaffen, war ich in der Erlangung von Empfehlungen. Herr von Dobrotschitsch war unermüdlich, in dieser Rücksicht für mich zu wirken. Vom griechischen Erzbischofe wurde ich an mehre Klöster empfohlen, vom Pascha von Salonichi *)

---

*) Einige Mittheilungen über die administrativen Verhältnisse von Macedonien, die ich dem Herrn v. Dobrotschitsch verdanke und später zu erweitern Gelegenheit hatte, vergl. in der ersten Note am Schlusse des Bandes.

sowohl mit einem Bujuruldi für seine Provinz, als auch mit Schreiben an die Pascha's von Monastir und Scutari versehen. So wie nun alle meine Gönner und Freunde mir uneigennützig zu dienen sich bestrebten, so setzte mich doch bei dieser Gelegenheit ein jüdischer Commissionair in einige Verlegenheit, der sich besonders thätig erwies und den ich seiner untergeordneteren Stellung wegen durch ein Geldgeschenk zu belohnen wünschte. Um dies auf eine discrete Weise einzuleiten, fragte ich ihn, wie viel ich wohl an den Schreiber des Pascha's für dessen Bemühung zu entrichten hätte, und bat ihn, diese Sache zu besorgen. Er erwiederte: 20 Piaster, und als ich nun in der Absicht, ihn selbst zu verbinden, ihm die dreifache Summe einhändigte, weigerte er sich durchaus, sie anzunehmen, und machte mir Vorwürfe, warum ich mein Geld auf solche Art wegwerfen wollte. Meine bezüglichen Worte, daß vielleicht sonst noch Jemand für mich gesorgt habe, lehnte er kurz ab und entfernte sich. Wenn, wie meine Frau Wirthin meinte, dieses Benehmen nur bewirken sollte, noch mehr zu erhalten, so muß mein dienstfertiger Freund mich entschuldigt halten, daß ich noch nicht besser in die Künste des griechischen Geschäftslebens eingeweiht war.

Stromengen des Vardar. Es erscheint hier nämlich eine hohe Spitze, die reich an Schneefeldern war, weit von dem Gipfel des Nidgé in nordöstlicher Richtung entlegen. Sie dürfte *) an dem östlichen Ufer des Vardar in der Nähe von Gradiska liegen. In Hinsicht auf den Schneereichthum ist übrigens die Bemerkung, die mir in Vódena gemacht wurde, nicht zu übersehen, daß namentlich der Turla in andern Jahren schon im Mai den Schnee verliere. Während meiner Reise in Macedonien fand ich bis Mitte Juli auf allen Bergen, welche die Baumgrenze an Höhe übertrafen, einzelne Schneefelder bis zu derselben herabreichend **). Hierdurch wurde ich in den Stand gesetzt, von sehr entfernten Bergen zu bestimmen, ob sie eine alpine Höhe erreichen oder nicht. Dieser Unterschied zeigte sich auch hier, indem der Paik, der zwischen den Thälern der Caradgiá und des Vardar, schroff und breit über Jenidgé emporsteigend, den Gebirgssaum des Beckens bildet, seine geringere Höhe nicht durch Gestalt oder Gesichtswinkel, wohl aber durch Schneelosigkeit verräth. Nach Westen und Osten fällt derselbe mit Vorbergen gegen seine Thäler ab, im Norden scheint er mit Zweigen des Nidgé sich zu verbinden und bildet auf diese Weise von dem ganzen Gebirgssysteme des nördlichen Pindus das östlichste Vorgebirge. Ich schätze die Höhe desselben auf 4000′.

Nicht bloß durch die Verschiedenheit des Niveaus erhält das Vardarbecken seine natürliche Begrenzung, sondern vorzüglich durch den Mangel des festen Gesteins, das bei Salonichi bis an's Meer reicht, jener großen, wagerechten Ebene aber durchaus fehlt. Hier bilden den Boden Schichten von steinlosem Thon oder Lehm, die ich unweit der Vardarbrücke kochsalzhaltig fand, wiewohl in einer mehrstündigen Entfernung vom Meere. Dieser eigenthümliche Gehalt des Bodens, den ich in keinem andern ***)

---

*) Leake sah sie gleichfalls (Northern Grece 3. p. 270.). Man sagte ihm, sie liege bei Istib. Läge der Berg so weit nördlich, so müßte ich ihn vom Scharbagh aus wieder gesehen haben. In der Linie vom Scharbagh nach Gradiska tritt dagegen das hohe Babunagebirge vor.

**) Vergl. Bd. 1. S. 128.

***) Boué, der diese Erscheinung bereits erwähnt hat, redet auch von

Nordgrenze über die Gebirgskette *) zwischen Thessalien und Macedonien bis zum Olymp, beschreibt einen schmalen Küstensaum bis Salonichi, wendet sich weiter nach Seres und fällt sodann bis zum Meridian von Adrianopel mit dem südlichen Hauptzuge der Rhodope zusammen; endlich ist alles südlich und südöstlich von jener Stadt gelegene Land bis zur Marmora und den Meerengen vorherrschend griechisch. Diese Linie, welche nur bei Salonichi das aegaeische Meer selbst berührt, ist zugleich, mit Ausnahme von Albanien, die Südgrenze der slavischen Sprachen, welche von da bis zur Donau allgemein sind. Das Bulgarische umfaßt den südlichen und östlichen, das Serbische den nördlichen und westlichen Theil dieses Gebiets, aber die Grenzscheide dieser beiden Töchter des slavischen Stamms konnte nicht genau angegeben werden, vielmehr wurde behauptet, daß sie durch allmählige Vermischung der Wörter gleichsam in einer Uebergangszone mit einander verschmölzen. Wäre man nicht gewohnt, bei uns sogar in der Ebene verwandte Dialecte scharf von einander abgetrennt erhalten zu sehen, so könnte man eine Stütze für diese Meinung in dem Umstande erblicken, daß Serbien durch keine natürliche Südgrenze von bulgarischen Landschaften abgesondert wird. Genauer wußte man indessen den Bezirk der dritten Hauptsprache Rumeliens, der albanischen, anzugeben. Sie reicht von Jánina **) bis zum weißen Drin, oder etwas über den 42sten Breitegrad hinaus. An und für sich aber arm, entlehnt sie hier eben so viel Formen aus dem Serbischen und aus

*) Etwas weiter nach Norden fand hier Pouqueville die griechische Sprache längs des Pindus verbreitet. Er bemerkt (Voyage en Grèce 2. p. 343.), in Anaselitzas werde noch Griechisch, bei Castoria bereits Bulgarisch geredet.

**) Bestimmter ist die Südgrenze der albanischen Grenze in der Gebirgskette zu suchen, die das Viosathal südlich begrenzt und in südöstlicher Erstreckung den 40sten Breitegrad schneidet. In Jánina selbst spricht man allgemein Griechisch (s. u.). Als scharfe Sprachgrenze des Griechischen führt Pouqueville den Ort Conidscha im obern Viosathale an (Voyage en Grèce 1. p. 180.).

der illyrischen Mundart des dalmatischen Küstenlandes, wie im Süden ihres Gebiets aus dem Griechischen. Die hieraus hervorgehenden Dialectverschiedenheiten müssen ungewöhnlich groß sein: denn die albanische Bibelübersetzung, von der ich in Xylander's Grammatik dieser Sprache einige Auszüge bei mir führte, wurde von Albanesen und des Albanischen kundigen Griechen in Bitólia nicht bloß durchaus verstanden, sondern die Sprache darin mit der von Ochridha für identisch erklärt; als ich sie aber in der Folge katholischen Priestern in Scútari vorlegte, welche in der dortigen Gemeinde Albanisch zu predigen pflegten, verstanden diese nur etwa das dritte Wort und machten mich selbst auf das in den Formen und Wörtern versteckte Griechisch aufmerksam. Diese örtlichen Verschiedenheiten, welche namentlich die Erlernung des Griechischen für den Fremden so sehr erschweren, sind ein häufiger Gegenstand des Gesprächs, und man pflegt mit Auszeichnung die Städte hervorzuheben, in denen die Landessprache am reinsten gesprochen wird. So hörte ich die Versicherung, daß man das beste Albanisch in Elbassán rede, das reinste Bulgarisch aber in dem macedonischen Bezirke Tícavech, den die Straße von Uesküeb nach Salonichi durchschneidet. Als ein solcher Centralpunct für die griechische Sprache galt auffallend genug Jánina, aber man fügte mit Bewunderung und nicht ohne patriotisches Hochgefühl hinzu, es habe in Attica seit zehn Jahren die Sprache durch Aufnahme des Hellenischen, durch den Gebrauch der Schrift und die Pflege der Wissenschaften sich so sehr verändert und die reine und geschmackvolle Form sei bereits so tief in die gewöhnliche Redeweise des Lebens eingedrungen, daß in der Ausbildung der Muttersprache sich keine Stadt mehr mit Athen messen könne, und daß der gewöhnliche Grieche der Provinz, selbst wenn er vor dieser Periode unter den Athenern gelebt habe, dieselben heutiges Tages nur mühsam verstehe und sich ihnen verständlich mache. Was jedoch die übrigen rumelischen Sprachen betrifft, so ist zunächst über das Albanische noch eine Erläuterung nothwendig. Die natürliche Ostgrenze dieser Sprache ist der Pindus, der, wie später wird erläutert werden, nur von dem durch Leake bekannten Devoleinschnitt und einen niedrigen Paß

5 *

bei Ochribha unterbrochen, in einer gleichartigen Hauptkette bis zum Amselfelde, oder etwas über den 42sten Breitegrad hinaus nach Norden sich ausdehnt. Da aber die Albanesen, die Viehzucht dem Ackerbau vorziehend und das freier stimmende Gebirgsleben über Alles liebend, in allen höher gelegenen Theilen des Landes Sitze zu gründen bemüht gewesen sind, so bildet häufig nicht der Kamm jenes Gebirgs, sondern der Saum der Niederung an dessen östlichem Fuße *) die Grenze zwischen Albanesen und Bulgaren, oder wenigstens liegen am Ostabhang des nördlichen Pindus albanische Dörfer zerstreut zwischen den bulgarischen. Durch diese drei Hauptsprachen nun, die griechische, albanische und serbisch-bulgarische, wird Rumelien in drei eben so sehr durch Sinnesart und Sitte des Volks geschiedene Länder abgesondert, während die Türken, die man noch immer von den zum Islamismus bekehrten Bulgaren und Albanesen wohl unterscheiden kann, daselbst nur als sparsam zerstreute, aber gebietende Eindringlinge gelten können. Diese Ansicht erhält unter Anderm durch die Verbreitung der türkischen Sprache eine wichtige Stütze. Wie unter gebildeten Europäern das Französische, so wird, mit Ausnahme einiger Gebirgsgegenden, in ganz Rumelien nördlich vom 40sten Breitegrade das Türkische verstanden. Es ist ein Bedürfniß für alle Volksclassen, daß ein Jeder wenigstens zwei oder drei Sprachen erlerne. Die wenigen Ideen, in denen man sich bewegt, auf verschiedene Weise auszudrücken, ist leichter, als neue Ideen aufzunehmen. Aber so allgemein die Bekanntschaft mit der türkischen Sprache in dem größten Theile der europäischen Türkei verbreitet ist, so wenig kann sie die Sprache des Volks genannt werden. Nur selten traf ich auf griechischem Gebiete in Thracien und Macedonien rein türkische Ortschaften, wie deren einzelne in der Gegend von Enos und an der Südwestküste von Chalcidice sich finden. Im westlichen Macedonien und

*) Dies ist z. B. der Fall in der Gegend von Ueskueb bei Calcandele. Ein entgegengesetztes Verhältniß meldet indessen Pouqueville (a. a. O. 2. p. 404.) von dem Thale des schwarzen Drin, an dessen linkem Ufer Albanisch, am rechten hingegen Bulgarisch gesprochen werde.

in Nordalbanien bestehen die Dörfer sehr häufig zum Theil aus christlichen, zum Theil aus muhamedanischen Familien, aber die letztern haben mit ihrer Religion nicht auch ihre Sprache verloren, und man bemerkt außer der Verhüllung der Frauen keinen äußern Gegensatz, nicht einmal eine Spannung oder Absonderung. In den Hauptorten der Paschaliks, auf welche die angeführte Sprachenbegrenzung nicht ausgedehnt werden darf, findet man zwar fast überall eine größere Zahl von Türken, aber die einzelnen Städte haben eine so gemischte Bevölkerung und zeigen eine so große Localverschiedenheit, daß von einer Muttersprache kaum in einer derselben die Rede sein kann. Bekanntlich sind die Städte gewöhnlich nach Volksstamm und Sprache in Quartiere abgetheilt. So wird in Salonichi wegen der starken jüdischen Bevölkerung eben so viel Spanisch als Türkisch gesprochen, im fränkischen Quartier größtentheils Italienisch, im griechischen Griechisch. Bei so vielen Ansprüchen an die Sprachfertigkeit des Einzelnen bildet das Türkische den bequemsten Verknüpfungspunct zwischen den verschiedenen Nationen, aber eine genauere, umfassende Kenntniß dieser Sprache soll man nur bei äußerst Wenigen antreffen. Der Levantiner besitzt indessen eine Leichtigkeit, wo ihm Wörter fehlen, Ausdrücke aus irgend einer andern Sprache nach Belieben in die Rede einzuschalten, woher jene Verdorbenheit des Griechischen sich erklärt, dessen reiner Klang so oft durch eingebürgerte Osmanismen entstellt wird. Endlich ist der Vollständigkeit wegen noch zu bemerken, daß die wallachische Sprache, die von der bulgarischen durch die Donau getrennt wird, in einigen Dörfern üblich ist, welche, wallachischen Ursprungs, über einen Theil des bulgarischen und griechischen Gebiets zerstreut *) liegen. Der europäische Reisende hat nur selten das Glück, in der Sprache seines Vaterlands sich unterreden zu können. Unter den

*) Diese Wallachen wohnen am zahlreichsten im Pindus, namentlich in der Gegend von Jánina, wo die Handelsstadt Calarites ihren Mittelpunct bildet, ferner in den Bergen bei Zeitun, und auch im Pindus von Südmacedonien, z. B. bei S. Marina (Pouqueville Voyage en Grèce 2. p. 222.).

term Himmel Monate lang herabstrahlend, die unbedeckte Oberhaut der Pflanzen durch eine die Feuchtigkeit des Bodens übertreffende Verdunstung zerstören würde, wenn sie sich nicht selbst, wie man glauben darf, durch ihre Bekleidung zu schützen vermöchte. Bei den höhern, geselligen Stauden der zweiten Art *), die einem solchen Einflusse noch mehr unterworfen sind, weil sie des mächtigen Wurzelstocks, der den Umtrieb des Saftes mäßigt, entbehren, finden sich ähnliche Waffen der organischen Thätigkeit wieder. Während ein vielästiges Marrubium gleichfalls in ein dichtes Haargewebe sich einhüllt, widersteht das markig trockne Eryngium der übermäßigen Verdunstung durch seine festwandige Epidermis. Das an vielen Orten aber vorherrschende Peganum nähert sich durch Verwandtschaft und wahrscheinlich durch einen innern Mechanismus, der die Feuchtigkeit des Bodens und der Atmosphäre im Zellgewebe anhäuft, jenen fleischigen Gewächsen, welche die Gluth und Dürre der afrikanischen Wüste zu ertragen fähig sind.

Auf der Spitze einer der Anhöhen, welche die ganze Stadt und den Golf beherrscht, befindet sich ein Brunnen und eine Gruppe von Bäumen, in deren Schatten wir uns niederließen. Von hier aus kann man die Verbindung der Höhenzüge übersehen und den Einfluß beurtheilen, den diese im Falle eines Angriffs auf die nicht unbedeutenden Befestigungswerke äußern würde. Wir wissen bereits, daß das Hügelsystem von Salonichi einen Zusammenhang zwischen dem Cortasch, als dem nordwestlichen Ausläufer des Plateaus von Chalcidice, und den Vorbergen des Perindagh bewirkt, die sich im Norden der Seen von Beschik und Langasa gegen den Menikion von Seres ausbreiten. Der niedrigste Punct dieser Vereinigungsglieder zwischen zwei Gebirgsmassen wird durch die Straße von Salonichi nach Seres bezeichnet. Allmählig senken sie sich, zu einzelnen Hügelkuppen angeordnet, gegen das Fort Heptapyrgion. Wir finden demnach hier auf dieselbe Weise, wie am Hajion-Oros, den Glimmerschiefer

*) Marrubium peregrinum L. Eryngium campestre L. var. Peganum Harmala L.

bis zur Küste ausgedehnt, ohne durch ein Vorland von jüngern Gebirgsarten umschlossen zu werden. Am wichtigsten aber erscheint der Umstand, daß die Anhöhe, an welcher die Stadt Salonichi sich hinauflehnt, zugleich der einzige Punct ist, wo das Gebirge unmittelbar an den Meerbusen stößt. Denn so wie vom Süden her das aufgeschwemmte Thal von Calameria sich längs des Ufers bis über Sedes hinaus erstreckt, so reicht das im Westen gelegene Marschland der Vardarmündung bis an das Stadtthor, das den Namen dieses Flusses führt. Somit liegt Salonichi an einem spitzen Gebirgsausläufer, der zwischen zwei Küstenebenen in sanfter Neigung das Gestade des Golfs erreicht. Wenn daher nach Südosten und Westen die Stadt durch ihre starke Mauer wirksam geschützt erscheint und, was südwärts dazwischen liegt, vom Golfe bespült wird, so liegt die schwache Seite eben da, wo das Hügelland allmählig sich erhebt. Hier ist daher auf der ersten Höhe das Fort Heptapyrgion angelegt. Allein diese Höhe ist eben die niedrigste und wird von der folgenden, die ganz nahe liegt, beherrscht, diese wieder von der dritten, und so steigt das Land nach Nordosten terrassenförmig an, während das Terrain keine Schwierigkeit darbietet, die Stadt von dieser Seite anzugreifen. Bei solchen Verhältnissen würde man sich wundern, eine so bedeutende Arbeit auf die Befestigung von Salonichi verwendet zu sehen, wenn die Werke nicht aus frühern Jahrhunderten herrührten.

Die Aussicht über die Stadt, in der ich gegen dreißig Minarets zählte, über den Meerbusen und auf den über einer Erdzunge von Chalcidice hervorragenden Olymp war freilich malerisch genug, aber diese Gegenstände hatten schon den Reiz der Neuheit verloren und der ebene Vordergrund zu beiden Seiten entbehrte jeder Mannigfaltigkeit. Bis auf eine kleine Niederung am Westende der Stadt, wo die Obst- und Gemüse-Gärten liegen, und in deren Nähe sich auch das oben erwähnte Wäldchen befindet, ist die ganze Gegend nackt und durchaus baumlos. Kein Olivenhain ist von hieraus sichtbar, nicht einmal Reben bemerkt man, deren Cultur dem Clima und dem abhängigen Boden so angemessen sein würde. So weit das Auge bis zu

dem Kranze der macedonischen Gebirge nach Westen hinüberträgt, begegnet es nur einem einförmigen Wechsel von Weiden und Kornfeldern, denen sich sodann die unbebauten Hügel anschließen. Hier ist eine Gegend, wo der Freund schöner Landschaften dieselben am Ufer des Meers und in der Ebene des Landes aufsuchen muß, die ihm überall einen Kreis von mannigfachen Gebirgscontouren darbietet, ohne sein Auge, wie auf den Höhen, durch die Einförmigkeit eines waldentblößten Culturlandes zu ermüden.

Während der letzten Tage meines Aufenthalts in Salonichi wurde ich vielfach durch die Vorbereitungen zur Reise in das Innere des Landes beschäftigt und dadurch verhindert, Ausflüge in die Umgegend zu machen. Meinen Wunsch, von hieraus den Olymp zu besteigen, mußte ich leider gleichfalls aus überwiegenden Gründen aufgeben. Da ich nun die Absicht hatte, gestützt auf den, wie ich bald erkannte, höchst wirkungsreichen *Ferman*, den der Freiherr von Stürmer mir nachgesendet, von hieraus über Bitólia nach dem nördlichen Albanien zu reisen und dort einen passenden Centralpunct für meine Wanderungen auszuwählen: so mußte ich im Voraus darauf Bedacht nehmen, daß ich in der Folge nicht durch Mangel an Geldmitteln in Verlegenheit geriethe. Auf der andern Seite wünschte ich aus begreiflichen Ursachen keine größere Summe mit mir zu führen, als ich nothwendig bedurfte. Nach den bisherigen Erfahrungen war ich freilich im Stande, die wöchentlichen Kosten meiner Reise *) zu bestimmen. Gelang meine Absicht, bis zum Ende der guten Jahrs-

*) Meine Reise hat im Ganzen bis zu meiner Rückkehr nach Hannover am 10ten October, also während eines Zeitraums von beinahe 7 Monaten, etwas mehr als 1200 Rthl. gekostet. Da jedoch diese Ausgaben sich ungleichförmig vertheilen und die Reisen in Rumelien nach meinen Erfahrungen viel kostspieliger sind, als in andern Ländern von Europa, so würde ich einem Jeden, der die Türkei bereisen wollte, rathen, sich mindestens auf ein monatliches Budget von 800 Francs einzurichten, um so mehr, als ich weder durch Unglücksfälle das Geringste verloren habe, noch irgendwo ungewöhnlich übervortheilt zu sein glaube. Freilich sind die meisten Ausgaben, da sie in Geschenken bestehen, willkührlich, aber bei einer so gastfreundlichen Behandlung um so weniger einzuschränken.

zeit in Albanien bleiben zu können, so gedachte ich von da nach Dalmatien zu gehen. Der Ausbruch des Kriegs aber, die von Vielen gehegte Erwartung, daß Unruhen in Rumelien ausbrechen würden, wenn die Aegypter siegten, machten es schon damals unwahrscheinlich, daß die Umstände mich durchaus begünstigen würden. Falls mir Schwierigkeiten von Gewicht in den Weg träten, wollte ich mich nach Bosnien oder Serbien wenden: aber alsdann änderte sich mein Budget bedeutend. Denn während ich hoffte, Dimitri, für dessen Rückreise ich zu sorgen hatte, aus einem Hafen des adriatischen Meers für einen geringen Preis nach Constantinopel zurücksenden zu können, so hätte ich ihn im letztern Falle zu Lande reisen lassen müssen und konnte gar nicht veranschlagen, wie viel er dann gebrauchen oder verlangen würde. Auch war in Salonichi Niemand, der mir über die verschiedenen dalmatischen und ungarischen Quarantaine-Stationen und über die Dauer der Contumaz hätte genaue Nachrichten mittheilen können. Da ich nun aber erst auf österreichischem Gebiete mit Sicherheit auf Credite rechnen konnte, so wurde ich durch solche Umstände genöthigt, fast die ganze Summe, über die ich verfügen konnte, in baarem Gelde mit mir zu führen. Zwar bin ich wenigstens in dieser Beziehung vom Glücke begünstigt worden, allein ich finde mich spätere Reisende zu warnen veranlaßt, Verhältnisse und Schwierigkeiten dieser Art nicht leicht anzuschlagen. Eben damals wendete sich ein Constantinopolitaner an die Mildthätigkeit des Dampfschifffahrts-Agenten, ihm eine freie Ueberfahrt nach Hause zu gestatten, weil er auf der Reise von Scútari nach Salonichi des Seinigen beraubt war.

Glücklicher, als in meinem Bestreben, mir statt des Geldes Creditbriefe zu verschaffen, war ich in der Erlangung von Empfehlungen. Herr von Dobrotschitsch war unermüdlich, in dieser Rücksicht für mich zu wirken. Vom griechischen Erzbischofe wurde ich an mehre Klöster empfohlen, vom Pascha von Salonichi *)

*) Einige Mittheilungen über die administrativen Verhältnisse von Macedonien, die ich dem Herrn v. Dobrotschitsch verdanke und später zu erweitern Gelegenheit hatte, vergl. in der ersten Note am Schlusse des Bandes.

Dasselbe fließt von der Brücke aus nach Südosten. Hier werden zuerst die Cascaden von Bódena sichtbar, wie feine weiße Streifen unter der Stadt, deren Minarets schon lange vor den blauen Conturen des Nidgégebirgs sich abzeichneten.

Mit der Lage von Bódena hat es folgende Bewandtniß. Die Bermische Kette enthält zwischen den beiden mehrerwähnten Gipfeln Turla und Nidgé an ihrem Ostabhange ein Querthal, welches vom Bódenabache bewässert wird. Dieses Thal ist indessen von der Tiefebene aus nicht sichtbar, da es sich nicht allmählig herabsenkt, sondern gerade an dem Puncte, wo jene beginnt, durch einen von Berg zu Berg reichenden Damm geschlossen wird. Die Gipfelplatte desselben verfließt rückwärts mit der Thalsohle. Auf deren äußerstem Rande liegt Bódena. Ueber den beinahe senkrecht steilen, gegen 300′ hohen Abhang stürzt der Bódenabach in großartigen Wasserfällen zur Tiefebene hinab. Diese selbst aber hat sich, wie oben erläutert wurde, hier an ihrem westlichsten Ausgangspuncte zu mehren Seitenthälern oder kleinen Becken verzweigt. Eins derselben, welches den zur Caradgiá fließenden Bódenabach aufnimmt, betrat ich, die weite Fläche des Beckens verlassend, um 10h 30′. Dasselbe hat etwa die Länge einer halben Stunde, enthält nur die Thalsohle des Bachs und reicht bis an den Fuß der Felsen, auf denen die Stadt liegt. Anfangs hatte ich den Bódenabach, noch schaumerfüllt und tosend nach seinem tiefen Sturze, zu meiner Linken, dann überschritt ich ihn. Er bildet auch hier noch in dem allmählig ansteigenden Thalgrunde zahlreiche Wirbel und kleinere Cascaden. Dasselbe begegnet jenen schmalen Wassergüssen, die ihm von der Seite zuströmen, oder sich oben auf der Höhe von ihm trennten und sich nun wieder mit ihm vereinigen.

Der Bódenabach, der keinen andern Namen hat, als das einfache bulgarische Wort Voda (Wasser), steht der Caradgiá kaum an Bedeutung nach. Auch führt er ein reines, kühles, crystallhelles Wasser, worauf der Orientale, durch einfachen Na-

---

den Charten besonders unrichtig, am unrichtigsten aber auf der von Consinéry.

tungenuß befriedigt, einen so hohen Werth legt. Der Bischof von Bódena, ein Grieche, erzählte mir, er habe früher in Constantinopel und Brussa gelebt, alle Ehren und Freuden des Lebens wären ihm in Stambul zu Theil geworden, aber er habe Brussa den Vorzug gegeben, wo das Wasser gut und die Nahrung gesund und mannigfach sei. Als ihn nun sein Schicksal nach Bódena führte, war er Anfangs unzufrieden, ein so glückliches Leben mit ungewissen und durch die verschiedene Sprache schwierigen Zuständen in entlegener Fremde vertauschen zu müssen. Aber wie bald fühlte er sich enttäuscht. Nie wolle er wieder Bódena verlassen, das ihm wie ein wahres Paradies auf dieser Erde erscheine. »Denn,« fügte er bedeutend hinzu, »nirgends ist das Wasser so rein und so kalt, nirgends die Luft so gesund, im Winter milde und im Sommer kühl, nirgends sah ich aus meiner Wohnung so viel fruchtbares und von Gott gesegnetes Land vor mir ausgebreitet, als hier.« Hiermit hatte er Alles gesagt, was ihn bewegte. Vor solchen Vorzügen erschien in seinem Bewußtsein alles Uebrige gering. Von den Menschen, die ihn umgaben, von der Einsamkeit, die ihn absonderte, von Stambul's Ehrenstellen, von Frauen, von Geld und Gut redete er nicht.

In der That ist die Natur der Landschaft unendlich reizend. Leake, der so weit die östliche Halbinsel durchwandert hat, sagt*) von Bódena, es werde von keinem Orte in Griechenland an Majestät der Lage, an Größe der Umgebungen und an Reichthum der Aussicht über eine weite Ebene übertroffen. Weder Sparta, noch Lárissa, deren Lage ebenso schön, als großartig sei, erfüllten ihn mit solcher Bewunderung, als die Klippen und Wasserfälle von Bódena, unten die blühenden Thäler und oben der unermeßliche Halbkreis erhabenen Gebirgs, der die Ebene des Golfs umgürtet. Der Eindruck so großer Formen aber wird gemäßigt oder besänftigt durch die Fülle einer üppigen, dicht durchwachsenen Vegetation. Die Felswand selbst ist fast durchaus von Gebüsch und Waldung verdeckt. Granatäpfel, Corneelkirschen

*) Northern Greece 3. p. 271.

und Cercis bilden das Gesträuch; verschlungene Lianen, Clematis, Wein, Winden und Epheu verknüpfen dessen Zweige; wo nur der Boden einen Fuß breit Raum giebt, erheben sich dunkle Zizyphus-Bäume mit ihren glänzenden Lorbeerblättern *) aus dem Gewirr des frischen Grüns und der brennend rothen Blüthen. Wo aber das Gestein in schmalen Streifen lothrecht dazwischen hervortritt, stürzen die Cascaden mehr als 50 Fuße herab, lösen sich zu Tropfen und Nebel, tränken eine moosüberwachsene Felsplatte, vereinen sich wieder, verzweigen sich von Neuem zu immer engern Strömungen und sprudeln endlich, unter Gebüsch und Kraut verloren, tief unten zum Thal. Hier nun sammeln sie sich allmählig und bewässern eine Region von unzähligen kleinen Gärten mit hohem Baumwuchs: denn zu dem Zizyphus gesellen sich Maulbeerbäume, Feigen und Elaeagnus. Der Oelbaum aber soll hier nicht mehr gedeihen. So wie denn trotz der Ueppigkeit des Wachsthums, wenn wir den Character der Vegetation mit der von Montesanto vergleichen, ihre einfache Zusammensetzung aus wenigen Arten und die größere Unterdrückung des immergrünen Laubes überraschend darauf hinweist, daß wir uns bereits der Grenze der Flora des Südens genähert haben. Zwar hat der Boden hier wie dort eine dichte, lianenreiche Gesträuchdecke, aber sie besteht nur aus drei vorherrschenden Arten, und

---

*) Punica Granatum L. Cornus sanguinea L. — Cercis siliquastrum L. Clematis Flammula L. Vitis vinifera L. Convolvulus sylvaticus Kit. Hedera Helix L. — Zizyphus vulgaris Lam. Ficus Carica L. Morus alba L. Elaeagnus angustifolia L. — Die Krautvegetation ist arm. Vorherrschend waren Sambucus Ebulus L. und Cynanchum monspeliacum L. Die Felsflora des Travertino bestand vorzüglich aus: Specularia speculum A. DC. var. hirta und Sedum sexangulare L. Ferner bemerkte ich an diesen Felsen: Anchusa amplexicaulis Sm. Heliotropium europaeum L. Salvia Sclarea L. Verbascum phlomoides L. var. australe Schrad.; einige verblühte Cruciferen und zwei Arten von Allium: A. descendens L. und eine andere sehr ausgezeichnete Form, die nur an unzugänglichen Standorten vorkam. Von den Schattenpflanzen bemerke ich noch Knautia hybrida Coult.

unter diesen ist die eine *) nicht einmal characteristisch für den Süden.

Die Lage der Felswand ist gegen Osten. Am südlichen Ende hat sie eine schrägere Abdachung, wo der Weg bequem zwischen Kalkfelsen neben einem Bache hinaufführt. Hier ist auch der Eingang und offne Aussicht in das kleine, südlich gelegene Becken, das im Niveau des untern Thals liegt und dessen Bach den Vódenabach verstärkt. Ich überschritt denselben um 11ʰ, ritt durch das dichte Gesträuch am Fuße der Felswand, erreichte die Höhe des Plateaus und betrat die Stadt um 11ʰ 30′ **). Sie ist bei Weitem nicht so groß, als Cousinéry ***) angiebt. Nach der Aussage des Bischofs hat sie nur 500 Häuser, was auf eine Bevölkerung von 2500 Seelen schließen läßt. Vielleicht ist sie unter Ali's Herrschaft verfallen, da Leake von 2000 Häusern redet. Indessen wird sie wie damals durch 6 Minarets geziert und nimmt eine ziemlich bedeutende Fläche ein.

Ich wurde vom Woiwoden im schönsten Gebäude der Stadt, dem Hause des Bischofs zur Kirche Panajia, einquartiert und dieser empfing mich mit möglichster Gutmüthigkeit. Lage des Gebäudes und Aussicht über die Ebene sind wundervoll. Das Haus liegt ganz frei, unmittelbar über dem Abgrunde, nur durch eine Mauer und schmalen Hofraum davon geschieden. Die geräumige Gallerie ist natürlich nach derselben Seite offen, aber auch nach Süden. Am Nordende befindet sich das Zimmer des Bischofs, aus dessen Fenstern man gegen den Nidgé sieht. Die übrigen Gemächer liegen gegen Westen und eins derselben ward mir zur Verfügung gestellt. An derselben Seite gegen die Stadt schließt die Kirche an das Wohnhaus, wird aber durch einen besondern Eingang getrennt. Während nun alle jene Räumlichkeiten nebst der Gallerie das erste Stockwerk ausmachen, so besteht das Erdgeschoß aus den Zimmern, die zur Haushaltung gehören;

*) Cornus sanguinea L.

**) Aus diesen Entfernungen ergiebt sich, daß auf den Charten das Thal unterhalb des Abhangs viel zu lang gezeichnet ist.

***) Voyage dans la Macédoine I. p. 76.

doch bleibt der Raum unterhalb der Gallerie, in dem auch die Treppe angebracht ist, ganz offen. Dies ist ein des Schattens wegen beliebter Aufenthalt, worin die Kühle noch durch einen kleinen Springbrunnen vermehrt wird.

Nachdem ich mich häuslich eingerichtet und mit dem Bischof auf dessen freundliche Einladung gespeist hatte, auch der Hitze und Erschlaffung wenigstens einigermaßen Herr geworden war, trat ich auf die Gallerie, um mich dem Genusse der wunderbaren Aussicht hinzugeben. Also im Vordergrunde die grün bewachsene Felswand, unten die Gärten aus der Vogelperspective, jenseits eingehegte Felder das breite Thal entlang. Diese setzen sich nach Süden durch das Thor des erwähnten Thalbeckens fort und erfüllen dasselbe durchaus. Es mag zwei Stunden tief und eine Stunde breit sein. Sanftwellige, bewaldete Hügelreihen umgeben es, hinter denen zu beiden Seiten des magnetischen Meridians der ferne Olymp (S. 6° O.) *) und der nahe Turla (S. 40° W.) mit ihren Schneegipfeln hervorragen, jener breit und massenhaft, dieser kühn und spitz aufgetrieben. Die östlichen Hügel jenes Beckens enden breit vor dem Vódenabache und bilden dadurch die Südgrenze seines Thals. Die westlichen Hügel hingegen, welche höher, aber gleichfalls größtentheils bewaldet und am Fuße cultivirt sind, setzen sich weiter nach Norden fort, schließen, die Platte von Vódena in einem Kranze umziehend, den westlichen Horizont in großer Nähe, lassen an ihrer Höhe zwei große bulgarische Dörfer herüberblicken, in westlicher Richtung aber (W. 26° N.) sich selbst von der reinen Schneecontur der Nidgéspitze überragen, und gestatten, indem sie sich verschränken, keinen Blick in das enge Querthal, aus dem die Voda bei der Stadt hervortritt. Von dieser Kette nun und zwar aus ihrer nördlich von Vódena gelegenen Fortsetzung verflacht sich allmählig über Osten nach Süden ein nackter Hügelabhang mit schwacher Buschvegetation, dessen Fuß die Nordgrenze des untern Vodathals bildet. Ueber ihn aber ragt der hohe Paik von Jenidgé mit seinen westlichen Vorbergen bedeutend hervor. Dann

*) Aus einer Entfernung von beiläufig 11 geogr. Meilen.

folgt endlich in Ostsüdost der reiche Durchblick in die Ebene, so weit ihn die Breite des Thals (eine halbe Stunde ist's weit und lang) verstattet. Aber dieser Blick hat den Character des Unermeßlichen. Funfzehn türkische Stunden weit bei dieser durchsichtigen Atmosphäre! Zu Zeiten soll man die Minarets von Salonichi wahrnehmen können. Ich habe deutlich, wenn gleich in schwachen Umrissen, die östlichen Grenzberge, namentlich den Cortasch, mit unbewaffnetem Auge erblickt. Da die Luft nicht einmal ganz so klar war, wie sie in diesen Gegenden gewöhnlich ist, so bezweifle ich nicht, daß man auch den Athos wird sehen können, der in gleicher Richtung liegt und jene Berge so bedeutend an Höhe übertrifft. Die gerade Entfernung von Salonichi aber beträgt etwa 11, die des Cortasch 13, des Cholomonda 18 und des Athos 28 g. Meilen.

Abends beschäftigte ich mich mit einigen Vorbereitungen zur Besteigung des Nidgé und verbrachte die übrige Zeit in Unterredungen mit dem Bischofe. Plötzlich bemerkten wir, daß es sehr laut auf der Gallerie wurde. Viele Menschen sprachen durch einander. Dann traten zwei Bulgaren bei uns ein, warfen sich vor dem Bischofe nieder und küßten seine Hand. Sie waren ungemein reinlich gekleidet: die dunkelfarbige Jaquette mit Pelz verbrämt, ein neues Hemd, weitbauschiges Beinkleid, niedriger Fez und entblößte Füße. Einer von den beiden war der Primat der Christen. Der Bischof, in seinem braunen, seidnen Mantel auf dem Divan ausgestreckt, erwies ihm keine Höflichkeit, sondern fragte mürrisch, was ihn und seine Genossen noch in so später Stunde herführe. Zu seinem Erstaunen mußte er hören, daß der türkische Woivode, der eben einen seiner Söhne verheirathet habe, heute Abend den Bulgaren in dem eignen Hause des Bischofs ein großes Gastmahl geben werde. Nicht weniger als hundert Familienhäupter der Stadt waren eingeladen und versammelten sich allmählig auf der Gallerie. Sclaven des Woivoden bedienten sie, breiteten lange Tücher auf dem Boden aus, bezeichneten jedes Gedeck durch einen Krug mit Wein und einen hölzernen Löffel und trugen dann ungeheure Schüsseln Pillav und Hammelfleisch herbei. Die Bulgaren setzten sich in langen Rei-

hen im Umkreis der Tücher nieder, verschlangen in kurzer Zeit die größten Vorräthe und überließen sich bald einer wilden, lärmenden Fröhlichkeit. Daß dieses Gastmahl, wie mir der Bischof sagte, nur darauf berechnet war, am andern Morgen eine außerordentliche Steuer unter dem Titel eines Hochzeitgeschenks ohne Widerstand erheben zu können, kümmerte sie nicht. Sie waren unbewaffnet. Das Fleisch rissen sie mit den Händen von den Knochen ab, den Reis verzehrten sie je sechs mit den Löffeln aus dem hölzernen Geräth, worin er gebracht war. Im Trinken schienen sie mäßig zu sein, aber ihr heulender Gesang erfüllte die halberleuchtete Gallerie mit unheimlichen Accorden. Die Herrlichkeit hat bis zwei Uhr gedauert, als ich schon lange in meinem eingeriegelten Zimmer mich auf den Divan gelagert hatte und unberührt durch ihre Freuden und Leiden schlief.

26. Junius. Der Bischof war ein sehr gemüthlicher, freundlicher Mann. Ich frühstückte und speiste mit ihm und war fast den ganzen Tag in seiner Gesellschaft. Trotz Gicht und Corpulenz führte er mich selbst zur größten der Cascaden, zeigte mir Antiquitäten, setzte mir vortrefflichen süßen Wein vor und pflegte mich überall, so sehr er vermochte. Er war zwar beständig in Seide gekleidet, aber ohne alle persönliche Würde. Neugierig durchstöberte er meine Sachen und ergötzte sich sehr an dem Gebrauche der Stahlfedern, wodurch ich Gelegenheit fand, mich ihm verbindlich zu erweisen. Mit großem Behagen holte er dann auch seine Schätze herbei, ein elendes Fernrohr und eine alte englische Repetiruhr, die in einem saubern Kästchen sorgfältig aufbewahrt ward. Beim Frühstück wurden einige Bulgaren angemeldet, die den Rath des Bischofs wegen einer häuslichen Angelegenheit in Anspruch nehmen wollten. Ihr schmutziger, zerrissener Anzug verrieth ihren mittellosen Stand. Mit unterwürfiger Geberde traten sie ein, verbeugten sich mit dem Kopfe den Fußboden berührend, küßten des Bischofs Hand und verneigten sich noch einmal. Nach dieser Ceremonie indessen setzten sie sich zutraulich zu ihm und sprachen mit ihm wie mit ihres Gleichen, wobei das Wort Piaster (γρόσσαις) am häufigsten durchtönte. Es war augenscheinlich, daß dem Geistlichen ihr Betragen nicht

im Geringsten auffiel, vielmehr zeigte sich deutlich, daß die äussere Form der Ehrerbietung bei ihm, wie bei andern Priestern der griechischen Kirche, ohne den mindesten Einfluß auf das persönliche Verhältniß blieb. Selbst die Diener fühlten sich nicht niedrig und untergeordnet in seiner Nähe: denn er erhob sich über Niemand, nicht etwa aus christlicher Demuth, sondern weil unsere Begriffe von Ansehen und Grandezza ihm fremd waren. Dieser Characterzug wurde mir noch bei einer andern Gelegenheit deutlich, als der Bischof seine Autorität zeigen wollte. Er hatte in seinen Diensten einen muntern Knaben von vierzehn Jahren, den er ein wenig zu tyrannisiren pflegte, ohne daß dieser darüber seine gute Laune verlor. Da er sich bei Tische eine kleine Nachlässigkeit in der Bedienung zu Schulden kommen ließ, wurde der Priester ungehalten und verbot ihm zur Strafe, uns auf dem Spatziergange zum Wasserfall, der neben einem der bischöflichen Gärten liegt, zu begleiten. Nun aber ging's an ein Bitten und Schmeicheln, und nach einigen Umtrieben gelang es dem Kleinen, die Zurücknahme des Verbots zu erwirken. Als wir den Weg gemacht hatten, der nur eine Viertelstunde lang, aber zum Theil der heißen Nachmittagssonne ausgesetzt war, fühlte sich der Bischof von der ungewohnten Strapaze so angegriffen, daß er sich neben dem Bache in's Gras legte und mich meinem Schicksale überließ. Der kleine Diener folgte mir, und, da ich mich späterhin anschickte, zurückzukehren, nöthigte er mich in den Garten des Bischofs, um unter seiner Anleitung einige Kirsch- und Maulbeer-Bäume zu plündern. Eine Handvoll Kirschen sammelte er für seinen Herrn, stellte sich an, als habe er sie eben von einem Vorübergehenden gekauft, und erndtete, da der Bischof die List nicht durchschaute und sein Eigenthum als ein freundliches Geschenk verzehrte, für diese Aufmerksamkeit große Lobsprüche. Aber die leicht verdiente Gunst dauerte nicht lange. Am andern Morgen war der Herr von Neuem mit dem Diener unzufrieden und dictirte ihm eine Strafe, die auf der Stelle vollzogen wurde. Er mußte nämlich ein langes griechisches Gebet mit erhobener Stimme und in unbequemer Stellung recitiren, wobei der Bischof seinem Gedächtniß häufig zu Hülfe kam. Wenn

darin der Name eines Heiligen vorkam, mußte er jedes Mal den Fußboden mit der Stirn berühren. Dieser Pönitenz, bei der natürlich von Andacht nicht die Rede war, unterzog er sich mit heiterer Miene. Weder die unterwürfige Haltung des Abhängigen, noch eine Spur von Strenge oder Stolz bei dem doch durch Jahre und Stand ehrwürdigen Gebieter.

Nach dem Frühstücke zeigte man mir die Kirche, ein Seitenstück zu denen des Athos, klein, quadratisch, angefüllt mit häßlichen Heiligenbildern. Das Merkwürdigste sind vier marmorne Säulen, welche die Kuppel tragen und antik zu sein scheinen. Den Styl hielt ich für corinthisch, aber die Arbeit ist roh. Hier hatte ich auch eine Probe griechischen Religionsunterrichts. Auf der Seitenstufe eines Altars kniete ein junger Priester, ihm gegenüber zwei Knaben. Jener sagte ihnen ein Gebet vor, das sie einzeln Wort für Wort nachsprechen mußten. Als ich in ihre Nähe kam, sahen sie mich neugierig an, unterbrachen aber ihre mechanische Beschäftigung keinen Augenblick. Nach dieser Methode lernt man hier eine Reihe von Gebeten auswendig und wird dann für einen bulgarischen Christen gehalten. In einem andern Falle las ein angehender Priester gewisse Gebete ohne allen Ausdruck und mit jener Eilfertigkeit, die das gute Werk von der Zahl der gesprochenen Wörter abhängig macht. Auch vor ihm knieeten zerstreute Knaben, die es viel mehr interessirte, die Fremden anzublicken, als der unverständlichen Vorlesung ihr Ohr zu leihen.

Einige Alterthümer, welche von frühern Reisenden nicht beschrieben sind, wurden in einem kleinen Hofe hinter den Stallungen aufbewahrt. Das Bedeutendste war ein marmornes Denkmahl, etwa 3′ hoch. Es bestand aus einer Steinplatte, die zu einem länglichen Viereck behauen war. Nur die eine Seite trug ein Basrelief und darunter eine Inschrift. Jenes stellte einen roh gearbeiteten Amor vor. Die Inschrift war sehr leserlich folgende:

ΑΤΡΑΓΙΟΣ
ΚΑΙ ΑΤΡΑΓΙΑ
ΤΩ ΙΔΙΩ ΤΕΚΝΩΝ
ΧΑΡΙΝ

Ein unförmlicher Stein, den man gleichfalls hierher gebracht hatte, zeigte im Basrelief einige monströse Thierfiguren. Ein anderes Basrelief schien dagegen der byzantinischen Zeit anzugehören, da es christliche Embleme darstellte. Arbeit und Material waren indessen mit jenem übereinstimmend.

Den übrigen Theil des Vormittags wendete ich zu einer nähern Untersuchung des Felsabhangs an. Es führt in der Nähe des Hauses eine Serpentine, die für Pferde zugänglich ist, die Wand hinab zu den Gärten, welche Eigenthum der Bodenioten sind. Der Fels besteht aus höchst ausgezeichnetem Travertino, der sich an der Oberfläche fast überall zu den zartesten, dicht und tief verworrenen Tuffbildungen verzweigt. Besonders häufig sind kleine Aushöhlungen und Grotten, deren Wände von dem weißlichen Tuff bekleidet die größte Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit der Formen darbieten. Man kann sich nicht enthalten, Vergleichungen mit mancherlei Gegenständen anzustellen: bald glaubt man ein Vogelnest zu sehen, bald eine starr gewordene Moosvegetation, bald einen Dianenbaum, oder eine künstlich gearbeitete Verzierung. In einigen Figuren erkennt man ein zufälliges Geflecht einstmals überrindeter, zarter Gewächse, in andern derbere Zweige von Sträuchern. Es ist eine Stalactiten-Welt im Kleinen. Auch sind die dichtern Kalksteinmassen stängelig abgesondert, durchaus porös und reich an Abdrücken von Pflanzen der jetzigen Flora. Der erste Eindruck, die Betrachtung der völlig erhaltenen Prolificationen der Tuffzweige, welche doch den allmähligen Eingriffen der Atmosphäre und dem schnellzerstörenden Wasser nicht lange widerstehen könnten, die Beobachtung, daß der Tuff sehr häufig die Incrustation eines noch jetzt dort gedeihenden Mooses *) darstellt, weisen entschieden darauf hin, daß wenigstens die Oberfläche des Felsens ein Werk der Gegenwart sei,

---

*) Hypnum commutatum Hedw.

eine noch unvollendete Bildung der Natur, und daß die Boda, die Quelle dieser plastischen Processe, als eine Tochter des Kalkgebirgs stetig daran fortarbeite, den Abgrund allmählig auszufüllen und ihr oberes Thal durch sanftere Neigung mit der Tiefe zu verbinden. Um so auffallender waren mir einige Umstände, welche, mit den bisher erwähnten im Widerspruch, vielmehr den Beweis liefern, daß diese langsame und fruchtbare Revolution bereits in einer ältern Zeit ihr Ende erreicht habe. Zuerst bemerkte ich, daß gewisse Abdrücke, welche, abgesehen von dem Moospetrefact, am häufigsten vorkamen, einer Pflanzenart angehörten, die hier heutiges Tags nicht mehr wächst. Die ausgezeichnete Form dieser Blattabdrücke aber schloß jeden Zweifel über die Richtigkeit ihrer Bestimmung aus. Denn es waren die Blätter der echten Castanie, deren Serratur und Nerven auf das Deutlichste erhalten sind. Wüchse sie dort, so hätte ihr Vorkommen nicht verborgen bleiben können. Ihre Abdrücke aber waren so häufig, daß jeder Tuff, den ich anschlug, davon enthielt. Folglich mußte zu der Zeit, als dieser Tuff gebildet wurde, eine Waldung von Castanien in der Nähe gewesen sein *).

Bedeutungsvoller aber war die nähere Betrachtung der Cascaden selbst, von denen Leake's Beschreibung **) ein richtigeres Bild giebt, als Cousinéry's Lithographie ***). Das eigentliche Flußbett der Boda hat seine Wasserfälle am Nordende der Platte, worauf ich später zurückkommen werde. Außerdem fließen zahlreiche, kleine Arme durch die Straßen der Stadt und bilden dann eine Reihe von 20—30' hohen Cascaden, von denen die bedeutendsten 1—2 Quadratfuß Durchschnittsebene haben. Sie fließen sodann einzeln die geneigte Fläche hinab. Sie waren zugänglicher, als die großen Wasserfälle, in ihrer Nähe befanden

---

*) Der Wald an den Berggehängen des obern Thals besteht aus Eichen, Ulmen und Silberlinden (s. u.).

**) Northern Greece 3. p. 275 u. 276. Der Irrthum, daß die Boda aus dem Becken von Saliari komme und durch den See von Ostrovo fließe, wird später widerlegt werden.

***) Voyage dans la Macédoine I. p. 79.

sich die Tuff-erfüllten Grotten, ihr Tropfenfall gab der Moos-vegetation ihre Nahrung, ihre geringe Wassermenge mußte um so leichter Kalkniederschläge begünstigen. Deshalb wendete ich vorzugsweise meine Aufmerksamkeit auf diese kleinern Strömungen, um Aufschlüsse über die Entstehung des Tuffs zu erhalten. Allerdings kam diese Bildung auch in ihren Wasserbetten, wie an der ganzen Oberfläche des Felsens vor, aber dort war sie auffallend zerstört. Das Wasser hatte sich überall eine tiefe, glatte Rinne darin ausgehöhlt und es zeigte sich keine Spur eines frischen, porösen Absatzes. Alle zartern Bildungen des Tuffs in der Nähe waren offenbar durch die Gewalt des Elements fortgerissen: denn je weiter man sich von der Strömung entfernte, desto häufiger und zierlicher wurden die Formen. Auch die tiefer ausgehöhlten Steinbecken unter der Cascade selbst enthielten nur einen dichten Sinter von geringer Mächtigkeit. In ihrer Nähe war der Tuff völlig vernichtet worden. Das Moos selbst zeigte sich nur wenig incrustirt und keineswegs ausgezeichneter, als man es an jeder beliebigen Quelle im Kalkgebirge sieht. Als ich diese zerstörenden Wirkungen der Gegenwart betrachtete, ward ich unmittelbar überzeugt, daß Wasser von einem solchen Bewegungsmoment jenen zarten Tuff nimmer hervorzubringen vermöge.

Die Natur der Tuffgrotten selbst bestätigte gleichfalls dieses negative Resultat. Denn sie waren völlig trocken. Nirgends dienten sie einer Quelle zum Austrittspunct, nirgends zeigten sie den Tropfenfall Tropfstein bildender Höhlen. Und wenn man einwenden wollte, daß tropfendes Wasser auch in diesen nur bei feuchtem Wetter durchsickert, so findet man doch Wandung und Boden beständig schlüpferig und von Feuchtigkeit imprägnirt. Hier dagegen war die Wand an vielen Stellen so trocken, daß nicht einmal Moose an dem Licht zugänglichen Puncten darauf vorkamen. So wie aber die vegetabilische Decke hier nicht vorhanden war, aus deren Berindung neuer Tuff hätte gebildet werden können, ebenso zeigte sich in dem Tuff selbst durchaus kein Gegensatz von früher oder später gebildeten, oder noch unvollendeten Schichten. Dies hätte sich durch Solidität oder Färbung verrathen können, aber das Ganze ist homogen und trägt den

Stempel des Fertigen, der sich dadurch ausdrückt, daß die äusserste Oberfläche einige Spuren von Verwitterung zeigt, welche man an der innern Oberfläche geschlossener Poren nicht wahrnimmt. Ferner bemerkte ich in einer dieser Grotten, daß sie nicht blind endigte, sondern daß sie sich in eine Spalte fortsetzte, als wäre hier der Eingang zu einer Höhle.

Ganz entschieden aber wird die Thatsache, daß diese reichen vegetabilischen Reste, obwohl sie von Pflanzen der Jetztwelt und des dortigen Clima's abstammen, zu der Zeit meiner Untersuchung nicht mehr im Wachsthum begriffen waren, durch eine spätere Beobachtung im obern Thale eine Viertelstunde über der Stadt. Der Reitweg nach Ostrovo führt hier am Fuße des südlichen Thalabhangs durch einen Hohlweg. Die Wände desselben bestehen aus nacktem Kalkfels. Oben ist das Gestein zu beiden Seiten dieses gegen 12′ tiefen Canals von Humusdecke überlagert und bewaldet. Die ganze Gestaltung deutet auf ein ehemaliges Flußbett. Die Voda aber fließt zwar fast parallel mit demselben, ist aber durch Buschwaldung und Wiesen davon getrennt. Sie schlängelt sich in der Mitte der Thalsohle und ihr Bett ist hier gegen tausend Fuß vom Wege entfernt. Die Wandung des Hohlwegs nun ist gleichfalls an mehren Stellen von demselben Tuff überkleidet, der die Felsen von Wódena auszeichnet. Dieselben Formen, dieselben grottenartigen Ausweitungen kehren wieder, nur von minderer Mächtigkeit und Masse. Aber gerade dieser Umstand dient dazu, hier ihr Verhältniß zum Muttergestein deutlicher erkennen zu lassen. Denn während die ausgehauene Serpentine am Wódenafelsen nichts weiter lehrt, als daß unter dem Tuff ein poröser und stängelig abgesonderter Travertino sich befindet, das dichte weiße Kalkgebirge aber, welches die obern Thalwände bildet, nicht aufschließt, bildet hier der Tuff nur eine dünne Lage, die sogar vielfach unterbrochen ist, und unmittelbar darunter und daneben steht der dichte, versteinerungsleere Kalkflötz zu Tage. Dadurch wird klar, daß die poröse Masse nur eine krustenförmige Ablagerung auf der Oberfläche jener für den Pindus bedeutenden Formation darstellt.

Da nun aber jener Hohlweg gleichfalls ganz wasserleer ist,

da sich seine Basis über dem Niveau der Voda befindet, so ist klar, daß wenigstens bei dem gewöhnlichen Wasserstande hier kein Tuff mehr gebildet werden könne. Ebenso wenig aber habe ich diese Bildung in dem Bette der Voda selbst wahrgenommen, die vermöge eines höher gelegenen Wasserfalls schon hier ein reißendes Gewässer ist.

Wenn man jedoch die Endpuncte des Hohlwegs in's Auge faßt, indem er, abgesehen von Unterbrechungen, sich eine Viertelstunde weit, an der Berglehne allmählig zu der Terrasse des obern Wasserfalls hinaufführend, verfolgen läßt, so findet die Annahme, daß er einst das Vodabett selbst gewesen sei und noch zu Zeiten bei hohem Wasserstande einen Arm dieses Flusses aufnehmen könne, in der Configuration des Thalbetts unter dem obern Wasserfalle eine Bestätigung. Denn der Hohlweg öffnet sich frei in der Richtung zu demselben und sein Niveau entspricht hier dem unter jener Cascade befindlichen Wasserspiegel.

Es fragt sich daher zunächst, ob die Tuffbildung vielleicht nur bei einem höhern Wasserstande vor sich gehe. Dagegen ist zuerst zu bemerken, daß, wie wir später sehen werden, die Voda nur der Abfluß eines kleinen nahe gelegenen See's ist, auf dessen Wasserreichthum wahrscheinlich nur wenige Bäche aus dem nächsten Gebirge einzuwirken vermögen. Ferner würde, wenn die Wasserhöhe der Voda nach den Jahrszeiten großen Schwankungen unterworfen wäre, die Stadt den zerstörendsten Ueberschwemmungen ausgesetzt sein, da so zahlreiche Arme des Flusses dieselbe durchströmen, und da die leicht gebauten hölzernen Häuser einem reißenden Gebirgswasser ohne besondere Schutzmittel keinen irgend bedeutenden Widerstand entgegensetzen könnten. Dämme oder Schleusen habe ich indessen nicht gesehen und man hätte auch vermuthlich von solchen Gefahren geredet, wenn sie vorhanden wären. Sodann würde eine Vermehrung der Wassermenge nur um so vernichtender auf den Tuff der Felsenwand wirken müssen, weit entfernt seine Bildung zu begünstigen. Endlich fiel meine Beobachtung gerade in die Jahrszeit, in welcher ein großer Theil des Schnees im Gebirge schon geschmolzen war, so daß man annehmen muß, daß die Pindusbäche schon damals die

größte Wasserhöhe erreicht hatten. Daß aber gerade der Fluß durch Schmelzen des Schnee's ernährt werde, bewies die Erscheinung, daß die Cascaden Abends mächtiger als Morgens strömten.

Es dürfte indessen nicht unerörtert bleiben, ob vielleicht gerade der entgegengesetzte Fall, ein niedriger Wasserstand der Boda, in einer gewissen Jahrszeit wenigstens die Fortdauer der Tuffbildung veranlassen könne. Wenigstens fiele dabei das zerstörende Agens weg. Aber es würde dadurch weder der Tuffreichthum der Grotten, die selbst im Sommer trocken blieben, noch am wenigsten die Structur des Hohlwegs, der nur bei höchstem Wasserstande bewässert werden konnte, zu erklären sein.

Aus diesen Gründen glaubte ich vollkommen zu dem Schlusse berechtigt zu sein, daß unter den gegenwärtigen Umständen die Bildung des Travertino und Tuff nicht mehr vor sich gehe. Die Aufgabe aber, der Entstehungsweise einer so modernen und ausgezeichneten Formation nachzuforschen, schien mir wichtig genug, um weiter nachzudenken, welcher Veränderung der geognostischen Verhältnisse es wohl mit einigem Grunde zugeschrieben werden könne, daß ein Proceß, der doch der jetzigen Erdperiode angehört, da keine Reste ausgestorbener Geschlechter unter seinen Producten gefunden werden, demungeachtet nicht mehr in der Gegenwart fortdauere. Anfänglich dachte ich an eine Hypothese, durch welche man größere Wirkungen des Wassers, als die Gegenwart sie bietet, einfach erklären könnte. Nimmt man an, es habe ehemals in einem Lande ein weit stärkerer Gegensatz der Sommer- und Winter-Wärme geherrscht, als jetzt: so würde man daraus eine bedeutendere Verdunstung des Meers, einen größern Wasserreichthum der Flüsse ableiten können. Von dem Wasservorrathe des Meers circulirt ja ohnehin nur ein ganz geringer Theil durch die Atmosphäre und man könnte die durch die Sommerhitze bewirkte Steigerung dieser Wassercirculation und deren Einwirkung auf die Felsmassen mit dem Reichthume der Nationen vergleichen, der auch mehr von dem Umtriebe, als von der Masse des Capitals abhängt. Von einer so allgemeinen und nicht

weiter begründeten Ansicht wende ich mich zu den örtlichen Verhältnissen.

Die erste Bedingung jedes Quellenabsatzes von kohlensaurem Kalk, dessen Lösung in Kohlensäure enthaltenden Quellen, besteht noch jetzt. Denn der Kalkgehalt des Wassers kann nicht als vermindert angesehen werden. Aber dem andern zu einer Tuffbildung nothwendigen Processe, einer reichlichen Entbindung der Kohlensäure aus dem kalkhaltigen Wasser, tritt theils die Vereinigung desselben zu starken Bächen entgegen, wodurch nur eine verhältnißmäßig geringe Oberfläche der ganzen Masse mit der Atmosphäre in Berührung tritt, theils die starke Strömung des Wassers, welche verhindert, daß der Niederschlag des kohlensauren Kalks vorzugsweise an einzelnen Localitäten erfolge, und ihn vielmehr auf die ganze Länge des Flußthals vertheilt. Diese rasche Bewegung des Fluidums aber macht insbesondere zartere Incrustationen unmöglich, bei denen eine ruhige und allmählige Einwirkung unverkennbar ist.

Diese Betrachtung führte mich auf den Gedanken, daß in der Bildungsepoche des Tuffs die Wasserfälle von Vódena vielleicht noch nicht vorhanden waren. Sollte, war meine Vermuthung, einst der Hohlweg das einzige Flußbett gewesen sein? Aber in der Richtung gegen die Stadt hörte er plötzlich auf. Dürfte man sich vorstellen, daß die Wand, welche jetzt von den Cascaden zertrümmert wird, einstmals ein feuchter, quellenreicher Fels war, dessen Klüfte das Wasser in stiller Bewegung durchsickerte und aus dem es dann langsam hervorrieselte, damals ein plastisches, jetzt ein zerstörendes Element? Weist nicht die Spalte, in welche eine der tuffreichsten Grotten übergeht, auf den Austrittspunct einer Quelle? Sind nicht im Kalkgebirge wegen der Auflösbarkeit des Gesteins Veränderungen in der unterirdischen Quellenverzweigung am häufigsten und natürlichsten?

Diese Fragen würden sich im Labyrinthe geologischer Hypothesen verlieren, wenn nicht eine unvermuthete Thatsache den Uebergang zu einer bestimmten und eigenthümlichen Theorie erleichterte. Die historische Ueberlieferung gewährt über die Tuffformation von Vódena einen glücklichen Aufschluß. Es findet sich

nämlich sowohl bei Glycas, als bei Cedrenus *) eine merkwürdige Stelle über die Lage dieser Stadt. Durch den Felsen des Castells von Bódena, heißt es dort, fließt das Wasser eines See's unsichtbar unter der Erde und kommt auf der andern Seite wieder zum Vorschein. Durch diese genaue Angabe wird festgestellt, daß noch im Anfange des zwölften Jahrhunderts die Wasserfälle nicht existirten, sondern daß sich die Voda oberhalb der Stadt in einer Gebirgsspalte verlor und unterhalb derselben, man weiß nicht auf welche Weise, wieder erschien. Denn daß die Voda ein Abfluß des See's von Ostrovo genannt wird, ist zwar heutiges Tags eine topographische Unrichtigkeit, vermindert aber keineswegs die Zuverlässigkeit des so klar beschriebenen Phänomens. Auf die geringe Bedeutung jenes Irrthums, dem sogar noch die heutige Volksmeinung zu Grunde liegt, habe ich außerdem später Gelegenheit zurückzukommen.

Gestützt nun auf die Kenntniß des frühern Zustandes und auf dessen Vergleichung mit der Gegenwart, wage ich eine Meinung auszusprechen, welche die frühere Bildung des Tuffs und die spätere Entstehung der Wasserfälle in eine natürliche Verbindung bringt. Man denke sich bei der ursprünglichen Hebung des Gebirgs das Querthal entstanden und an seiner Mündung durch den Felsen, auf dem jetzt Bódena steht, verschlossen. Dieser Felsen war, nach Art der an den westlichen Küsten Rumeliens verbreiteten Karstformation, reich an Spalten und Durchklüftungen. Die Voda floß hinein und verzweigte sich in seinem Innern zu unzähligen feinen, hoch und niedrig geleiteten Strömungen. Es konnte sie an verschiedenen Höhen des steilen Ostabhangs in der Form zahlreicher, mehr oder minder wassermächtiger Quellen

---

*) Hist. Byz. ed. Venet. Cedren. p. 551. Glyc. p. 239. φρούριον δὲ τὰ Βόδενα ἀποτόμου κείμενον, δι' ἧς καταῤῥεῖ τὸ τῆς λίμνης τοῦ Ὀστροβοῦ ὕδωρ, ὑπὸ γῆς κάτωθεν ῥέον ἀφανῶς, κἀκεῖσε πάλιν ἀναδιδόμενον. Bei Cedrenus steht statt des letzten Wortes ὑποδυόμενον. Uebrigens ist für den des Neugriechischen Unkundigen die Bemerkung vielleicht nicht überflüssig, daß β wie das französische v gesprochen und daher Bódena noch heute von den Griechen Βόδενα geschrieben wird.

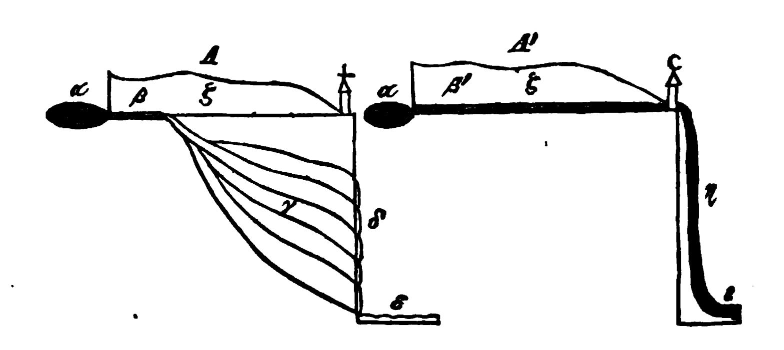
wieder hervortreten, die sich an seiner Basis wiederum vereinigten. Diese Erscheinung ist bekanntlich in Griechenland so häufig, daß sie sogar in der Volkssprache den Namen Catavothra erhalten hat.

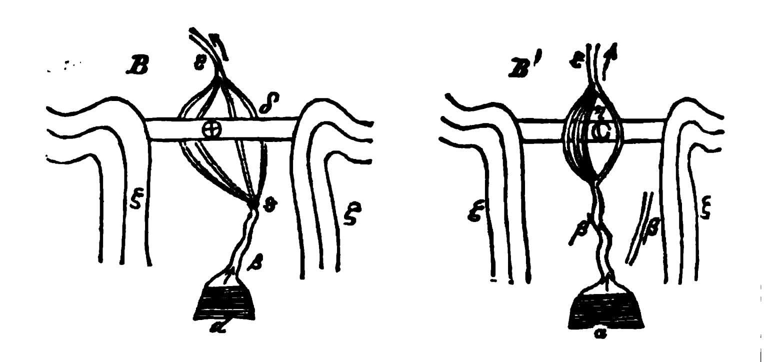
Bei dem Durchfluß durch den Felsen fand nun aber das Wasser genug materielle Schwierigkeiten, um an vielen Orten nur tropfenweise und mit langsamer Bewegung wieder an's Licht zu treten. Darin lagen die günstigen Bedingungen zur Tuffbildung, die demzufolge noch im Mittelalter fortdauern mußte. Ebenso fand sie in dem ehemaligen, obern Flußbette statt, das im nackten Gestein, und nicht wie das jetzige im Humus von Wiesen lag.

Aber so wie sich der Tuff hier und an der feuchten Felswand bildete, so waren auch seine Bildungsmomente im Innern des Felsens vorhanden. Dadurch wurden dessen Klüfte und Spalten enger. Endlich mußten sie sich ganz verstopfen und nun erfolgte die Revolution. Das obere Thal wurde überschwemmt, bis die Wasserfälle ihm einen neuen Abfluß eröffneten. Zugleich bildete sich ein tiefer gelegenes Flußbett aus. So hat die Voda den Felsen, der ihr entgegentrat, zuerst genährt und solide gemacht, um ihn später durch eine neu erworbene Kraft allmählig zu zerstören. Dies wird ihr vielleicht erst nach ebenso viel Jahrhunderten gelingen, als sie gebrauchte, um ihren unterirdischen Canal zu vermauern.

Ich will jetzt versuchen, meine Idee von jener Catastrophe durch einen Holzschnitt bildlich zu erläutern. A und B stellen den frühern Zustand im Profil und Grundriß dar, A′ und B′ den jetzigen. Es muß jedoch bei dieser idealen Darstellung bemerkt werden, daß der See, aus dem die Voda abfließt, viel weiter rückwärts im Thale liegt und daß der obere Wasserfall auf halbem Wege von der Stadt zum See der Uebersichtlichkeit wegen weggelassen wurde. Die wahren Raumverhältnisse sind ungefähr auf folgende Art zu schätzen: von der Stadt zum Hohlwege 15′; von da zu der zweiten Terrasse des obern Wasserfalls ebenfalls 15′; von der Stadt bis zum See eine starke Stunde. Die

Breite der Thalsohle mag oberhalb der Stadt etwa 10′ betragen: erst bei dem See von Tiavo weitet es sich bedeutend aus.





Bedeutung der Lettern.

α = See von Tiavo (s. u.).
β = Ursprüngliches Flußbett der Voda.
β′ = Jetziges Flußbett derselben.
γ = Unterirdische Canäle unter dem Felsen, bei A′ und B′ verstopft.
δ = Tuff erzeugende Quellen an der Felswand.
ε = Die Voda des untern Thals.
ζ = Gebirgshang des obern Thals.
η = Cascade.
ϑ = Schlucht, in der sich früher der Fluß verlor.

Wahrscheinlich fand jene Revolution nicht plötzlich statt, sondern es lag eine geraume Zeit zwischen der Ueberschwemmung des obern Thals, während welcher die untern Quellen allmählig versiegten, und ihrer völligen Verstopfung, welche die Entstehung der Wasserfälle unmittelbar zur Folge hatte. Denn auch dafür existirt ein historisches Zeugniß, welches mehr als zwei Jahrhunderte jünger ist und uns in den Historien des Joannes Cantacuzaenos *) aufbewahrt wird. Die Stadt wurde im J. 1350 vom byzantinischen Kaiser belagert und, um die Festigkeit ihrer Lage zu beweisen, bemerkt der Geschichtschreiber, daß sie mehr als zur Hälfte von Wasser umgeben und wegen eines See's unzugänglich sei, der übrige Theil aber werde von Mauern und Thürmen und an gewissen Orten durch Précipice und unwegsame Thäler gedeckt. So sehr diese gleichfalls genaue und vermuthlich an Ort und Stelle, oder aus persönlicher Erinnerung aufgezeichnete Beschreibung von der des Glycas abzuweichen scheint, so steht sie doch in vollständiger Uebereinstimmung mit der Lage der Stadt, sobald man sich das obere Thal der Voda in einen See verwandelt denkt. Hiernach zerfällt die physicalische Geschichte des Vodathals in drei Perioden: 1) die Zeit der unterirdischen Abflüsse wenigstens bis zum zwölften Jahrhundert; 2) das vierzehnte Jahrhundert, in welchem ein See bis an die Stadt reichte; 3) die letzte Periode der Wasserfälle.

Aber es scheint, ehe ich diesen Gegenstand verlasse, zur schärfern Begründung meiner Darstellung noch erforderlich, einen critischen Maßstab an jene geschichtlichen Ueberlieferungen zu legen, welche die wesentlichste Stütze der Theorie bilden. Denn wenn auch die Glaubwürdigkeit der Schriftsteller über einen solchen Gegenstand nicht in Zweifel gezogen werden kann, so unter-

---

*) Hist. Byz. ed. Venet. Cantacuz. p. 620. *ὑπὲρ ἥμισυ γὰρ ὕδασι περικλυζομένη, ἀπρόσιτός ἐστι πολεμίοις διὰ τὴν λίμνην· τὸ δὲ ἐπίλοιπον τείχεσιν ὀχυρωτάτοις καὶ πύργοις μεγάλοις, ἔστι δ' ὅπου καὶ κρημνοῖς καὶ φάραγξιν ἀβάτοις περιέχεται.* Diese Beschreibung bezieht sich auf die Stadt Edessa, welches, wie gleich gezeigt werden wird, der griechische Name von Vodena war.

liegt doch die Ortsbestimmung altgriechischer Städte häufig so großen Schwierigkeiten, daß man sich beständig den größten Irrungen ausgesetzt findet und selbst in der Identität des jetzigen und ehemaligen Namens keinen durchaus sichern Anhaltspunct besitzt. Die Geschichte des Vodathals aber steht und fällt mit der Thatsache, daß das alte Edessa der Griechen oder Vodena der Triballier an demselben Orte lag, wie die heutige Stadt. Obgleich nun Mannert, von den bedeutendsten Irrthümern über das Flußgebiet des Erigon befangen, die Meinung geäußert hat *), das Vodena des Mittelalters entspreche der altmacedonischen Hauptstadt Pella und das heutige Vodena sei von dem alten Edessa verschieden, so läßt doch das historische und geographische Material eine strenge Beweisführung über das wahre Sachverhältniß zu und zeigt die völlige Verwirrung der Thatsachen in den Bedenken jenes achtungswerthen Schriftstellers.

Sowohl Pella als Edessa lagen unter der Herrschaft der Römer an der Egnatischen Straße, welche von der Küste des adriatischen Meers und zwar von Dyrrhachium und Apollonia nach Thessalonika führte. Pella war von der letztern Stadt 27 Millien **), Edessa, die zweite Station, von Pella 28, oder nach einer andern Quelle 30 Millien ***) entfernt. Diese Entfernungen entsprechen denen von Salonichi, Aláklisi und Vódena †).

Die Richtung der Straße aber von Salonichi aus wird durch die Ortsbestimmung von Pella durchaus festgestellt. Die Beschreibung der Oertlichkeit durch Livius ††) entfernt jeden Zweifel, daß Pella zwischen Stadt und See von Jenidgé an dem Hügelabhange der Quelle von Alákliſi lag. Diese Thatsache ist

---

*) Geogr. der Griechen und Römer Bd. 7. p. 479 und 481.

**) Itin. Ant. p. 319.

***) Itin. Hieros. p. 606.

†) Die römische Millie zu 1325 Meter gerechnet, erhalten wir für jede der beiden Stationen zwischen 5 und 6 g. Meilen. Die heutige Entfernung von Salonichi und Vódena beträgt gleichfalls 11 g. Meilen.

††) Liv. 44. c. 46.

bereits von Leake *) mit erschöpfender Gründlichkeit und Klarheit dargethan.

Von Pella aus mußte die Straße in westlicher Richtung die Bermische Pinduskette schneiden. Der bequemste und gangbarste Paß über dieselbe ist der von Bódena. Weiter nach Norden ist kein einer Hauptstraße entsprechender Uebergang bis zu dem weit entlegenen Schluchten der Czerna nördlich vom Ridgé, wohin man durch das Thal des Vardar und nicht über Pella gelangt. Im Süden finden sich Uebergangspuncte über die Kette bei Niágosta und bei Bérria. Sie sind steiler, höher und beschwerlicher, als die Straße von Bódena, und sie führen in das Becken von Castoria und Grevenó, nicht aber in die Ebene von Bitólia (Pelagonia), durch welche man auf geradem Wege nach Ochridha gelangt. Der See von Ochridha aber, an dem das alte Lychnidus lag, ist ein anderer fest bestimmter Punct an der Egnatischen Straße.

Wenn nun hierdurch die Lage des alten Edessa schon sehr wahrscheinlich gemacht wird, so finden wir eine vollständige Erledigung dieser Frage in der nachweisbaren Identität der Namen Edessa und Bódena. Diese stützt sich auf zwei Thatsachen. Einmal heißt noch heutiges Tags der Bischofssitz Bódena bei den Griechen Edessa **), und zweitens gebraucht Cantacuzenos in einem andern Theile seines Werks beide Namen ohne Unterscheidung für dieselbe Stadt ***). Daraus geht zunächst hervor, daß die angeführte topographische Skizze dieses Schriftstellers sich auf denselben Ort, als die des Glycas beziehe. Es liegt aber darin zugleich ein wichtiges Moment für die angenommene Richtung der Egnatischen Straße. Denn da ausdrücklich von einem See bei Bódena die Rede ist, so müßten selbst diejenigen, denen die Annahme einer dauernden Ueberschwemmung des obern Thals hypothetisch erschiene, demungeachtet zugeben, daß die Stadt Edessa des Mittelalters nur in dem Bodathale gesucht werden

*) Northern Greece 3. p. 264.

**) Leake l. c. 3. p. 373. Ἐδέσσης ἤ Βοδενῶν.

***) Cantacuz. ed. Venet. p. 135. 136.

Könne, und zwar eine Stunde oberhalb der jetzigen Stadt. Denn hier befindet sich der See von Tiavo, und dies ist der einzige See, der gegen 6 g. Meilen in westlicher Richtung von Pella entfernt liegt. Indessen ist dort kein Précipice in der unmittelbaren Nachbarschaft des Sees und die Lage in einem umschlossenen und ebenen Thale widerspricht überhaupt der geschilderten Localität. Auch habe ich an jenem See keine hellenische Ruinen und verfallene Gemäuer gesehen, woran Vódena reich ist. Und mit dieser historischen Erörterung, die den Schlußstein zu der Geschichte der Wasserfälle von Vódena bildet, schließe ich diese Untersuchung und nehme den Faden meines Tagebuchs wieder auf.

Als ich einen beträchtlichen Theil der Felswand seitwärts vom Hauptwege auf engen und dicht überwachsenen Fußpfaden umkreist hatte und zuletzt die untere Thalfläche erreichte, redeten mich einige Knaben an und versprachen, mich für einige Piaster zu gewissen Alterthümern zu führen, die im Labyrinth der Gärten versteckt und sehr merkwürdig wären. Denn ein Milordos habe sie vor etlichen Jahren hervorgraben lassen, um sie mit sich zu nehmen, und dem Woiwoden sei eine beträchtliche Summe für die Erlaubniß geboten worden. Dieser aber, durch den Bischof von dem wahren Werthe dieser Steine unterrichtet, habe die Erlaubniß verweigert. Wir mußten über mehre Hecken klettern, waren jedoch bald an Ort und Stelle, nachdem wir die dazwischen liegenden Gärten, in denen Gemüse und Mais gebaut wurde und einzelne Maulbeerbäume wuchsen, durchwandert hatten. Von den gerühmten Antiquitäten war jedoch wenig zu sehen, da sie größtentheils in der Erde steckten. Es waren einige bedeutend hohe Marmorsäulen, die aber horizontal da lagen und zur Befriedigung zwischen zwei Gärten dienten. Sie konnten nicht weiter untersucht werden, da auch die Capitäler verschüttet waren. Ferner lag hier ein Block mit einer langen griechischen Inschrift. Es hätte indessen leider wenigstens des Tagewerks von zwei Menschen bedurft, um sie in so weit zu reinigen und hervorzugraben, daß man im Stande gewesen wäre, die Worte zu entziffern und eine Copie davon zu nehmen. Ich konnte nur das einzige Wort ΘΕΟΙ lesen und es erregte in mir eine besondere

Stimmung, wie diese wenigen Zeichen durch ihre Pluralform unmittelbar den Ursprung der Arbeit aus vorchristlichen Zeiten beglaubigten.

Als ich zurückkam, war der Bischof so freundlich gewesen, mit dem Mittagsessen auf mich zu warten, was ich um so mehr anerkennen mußte, als er die Tafelfreuden über Alles liebte. Die Fastenzeit zwang ihn jetzt, nur von Fischen und Krebsen zu leben, aber diese waren stets vortrefflich zubereitet. Zum Dessert wurden süße Kirschen verzehrt, die nach der empfehlenswerthen Sitte des Landes in frischem Wasser aufgetragen wurden, wodurch der Genuß an Reinlichkeit gewinnt und der Saft so sehr abgekühlt wird, daß solche Früchte das Gefrorne ganz entbehrlich machen, ohne den Magen auf gleiche Weise anzugreifen. Nach der Siesta machten wir den Spaziergang zu den großen Wasserfällen.

Die Voda hat vor ihrer Theilung etwa eine Breite von 25′, so daß bei der großen Geschwindigkeit ihrer Bewegung trotz des seichten Grundes eine sehr beträchtliche Wassermasse dem Abgrunde entgegenströmt. Drei der Hauptfälle, deren senkrechte Tiefe man wenigstens auf 50′ schätzen kann *), liegen nahe zusammen nördlich von der Stadt. Leider kann man sie von oben nicht völlig gut übersehen, da der Rand des Felsens hier dicht mit Waldreben bedeckt ist. Man könnte diese leicht in einem halben Tage fortschaffen und würde dadurch einen reich romantischen Ueberblick gewinnen: aber ein Wasserfall hat für den Türken kein Interesse, so sehr er auch übrigens Freude an Naturgenüssen findet. Aber er liebt die Natur in ihrer Ruhe, nicht in ihrer Bewegung und ihren Stürmen: in jener empfindet er den Frieden der Gegenwart und Zukunft, diese erinnern ihn an das Fatum. Ich hätte mich auch beinahe meinem Schicksal genähert, denn ich bemerkte nicht, daß die breite Wand von Schlingpflanzen, die mir die Aussicht entzog, unter sich keinen Erdboden mehr hatte, und war im Begriffe, mich sorglos vorzubeugen und

*) 50′ nach meinem Augenmaß und nach den Angaben Leake's (Northern Gr. 3. p. 275.). Boué giebt 70—80′ an.

auf die schwanken Zweige zu stützen, als die warnende Stimme des Bischofs, der die Scene von seinem schattigen Lager übersehen konnte, mich zu rechter Zeit zurückhielt. Die Strömung des Wassers über den Fällen ist natürlich sehr bedeutend, aber man hat sie nur an einem einzigen Puncte benutzt, um eine Mühle zu treiben. Dann traf ich auch einen industriösen Säbelschleifer, der für den eignen Bedarf einen schmalen Wasserarm abgeleitet hatte. Auf einem über der Felswand hergerichteten Sitze ließ er seinen Schleifstein durch das überstürzende Wasser treiben, das darunter sogleich zu feinen Tropfen zerstäubte. Man sagte mir, die Gewalt der Strömung sei so stark, daß man oberhalb der Cascade sich auf mehr als hundert Schritte weit im Wasser nicht aufrecht halten könne, obwohl es dort nicht über 3' tief ist. Da ich mich sehr erschöpft fühlte, beschloß ich, diese Angaben auf der Stelle zu erproben. Es fällt durchaus nicht auf, sich an der Straße zu entkleiden, da die Frauen sich auswärts selten blicken lassen und da das Baden in Flüssen und Quellwasser, zumal bei den Albanesen, zur täglichen Erfrischung dient. Ich suchte indessen eine seitwärts gelegene Wiese auf, wo ich auch im Nothfall an dem Weidengebüsch des Ufers einen Stützpunct fand. So schwer es jedoch hielt, in der Strömung auszudauern, die mir kaum bis an die Mitte des Körpers reichte, so konnte ich doch in geneigter Lage mich schräg dem pfeilschnell stürzenden Wasser entgegendrängen, ohne den Boden zu verlieren. So wohlthätig auch der augenblickliche Einfluß des kühlen Gebirgswassers auf meine Nerven wirkte, so hatte ich doch Abends wieder an entkräftenden Schweißen zu leiden, zu denen sich, wie gestern, ein fieberhafter Zustand gesellte.

27. Junius. Ich hatte dem Woivoden sagen lassen, daß meine Absicht sei, den gewöhnlichen Weg zu verlassen, um den Nidgé zu besteigen und dann über den westlichen Abhang desselben in die Ebene der Czerna zu gelangen und durch dieselbe nach Bitólia zu gehen. Die Poststraße nach Bitólia (Monastir) geht nämlich zuerst nach Ostrovo (5 t. Stunden), schneidet hier einen Paß, der zwischen dem Nidgé und Bidgi in der Fortsetzung der Bermischen zu der Centralkette des Pindus liegt, erreicht bei

Flórina (6 t. Stunden?) die Czernaflâche und biegt sich zuletzt gegen Bitólia (6 t. Stunden) nach Nordwest *). Der Woivode erklärte seine Bereitwilligkeit, für die Ausführung meines Plans Sorge zu tragen. Er sendete mir einen Soldaten, der der Gegend kundig zu sein behauptete, und mich als Führer und auch zum Schutz begleiten sollte, weil in den letzten Tagen am Nidgé Räubereien vorgefallen waren. Man wußte indessen, daß die Bande, obgleich sie einen kühnen Handstreich verübt hatte, nur aus drei Männern bestand, und wir waren ihr daher auf diese Weise völlig gewachsen. Der Soldat berichtete, daß man den Nidgé von Bódena aus nicht besteigen könne, sondern den Umweg über Ostrovo machen müsse. Wenn wir diesen Ort noch heute erreichten, könnten wir am folgenden Morgen die Höhe des Nidgé in vier Stunden ersteigen und die zweite Nacht in einem Dorfe an dessen westlichem Fuße zubringen. Von da gelange man in 6 Stunden nach Bitólia, so daß der Umweg gar nicht beträchtlich erschien. Auch seien die Wege so gut, daß man mit Ausnahme einer halben Stunde am Gipfel des Bergs nirgends vom Pferde zu steigen nöthig habe. Ich beschloß, baldmöglichst abzureisen, und miethete vier Pferde von einem Bodenioten, da die Postillons in der Regel angewiesen sind, die Poststraße nicht zu verlassen. Der Woivode selbst setzte den Preis der Pferde auf 40 Piaster für den Tag fest. Den Soldaten hingegen, der zu seiner kleinen Leibgarde gehörte, hatte ich nur zu beköstigen und ihn nach meiner Ankunft in Bitólia zu beschenken. Er ritt das eine der Pferde und war mit Flinte und Pistolen bewaffnet. Dem Bulgaren, der mir die Pferde vermiethet hatte, gebührte nur ein Sitz auf dem Lastpferde und so ging er denn gleich mir häufig zu Fuße.

Indessen verzögerte sich die Abreise bis zum Nachmittage. Dieser Verzug verschaffte mir die Bekanntschaft eines reisenden

*) Hiervon weicht scheinbar die Nachricht Leake's (Northern Greece 3. p. 317.) ab, der den Weg von Bitólia nach Bódena von dem über Flórina unterscheidet. Allein er beschreibt eben die von mir verfolgte Seitenstraße über den Nidgépaß.

Türken, der eben von Bitólia ankam und gleichfalls bei dem Bischofe einquartiert wurde. Er ging nach Salonichi und war, wie es schien, ein Bote des Rúmeli Walessi an den Pascha von Jánina. Als er hörte, daß ich im Begriff sei, nach Bitólia zu reisen, machte er mir sogleich einen Besuch und hatte nur von der Vortrefflichkeit seines Pascha und von den übrigen Vorzügen seiner Gegend zu reden. Er pries die Ebene von Bitólia als die fruchtbarste und glücklichste von ganz Rumelien und rühmte den gastfreundlichen Sinn seiner Landsleute, sowohl der Türken als Griechen in jener Stadt. Ehe wir uns jedoch selbst diesem mit Recht gelobten und so wenig gekannten Lande nähern, müssen wir zuvor eine allgemeinere Darstellung vorausschicken.

Dreizehntes Capitel.

Orographische Uebersicht des Scardus und Pindus.

Gebirgslinie durch Rumelien. Lage des alten Scardus. Vier Ringbecken am östlichen Fuße der Centralkette des Scardus und Pindus. Vergleichende Uebersicht der übrigen Hauptgliederungen Rumeliens. Speciellere Vergleichung von Albanien und Livadien mit Westmacedonien und Thessalien.

Da wir von den Gipfeln des Nidgé zum ersten Male in die Gebirgsstöcke des westlichen Macedonien und auf eins jener merkwürdigen Ringbecken hinüberblicken, welche eine der wichtigsten Eigenthümlichkeiten des rumelischen Festlandes ausmachen, so ist es erforderlich, um eine naturgemäße Vorstellung dieser Landschaften zu vermitteln, daß wir an diesem Orte, allgemeinere Resultate der Untersuchung vereinigend, einen Gesammtüberblick über die Structur des westlichen Rumelien zusammenzustellen, die Gliederung der Bergzüge und Thäler in ihren größern Verhältnissen zu schildern und die einzelnen Systeme auf dem schon früher *) eingeschlagenen Wege abzusondern versuchen. Die zahlreichen Dunkelheiten und Ungewißheiten dieses Gegenstandes, welche

---

*) Vergl. S. 26 u. folg.

das noch nicht erschienene, größere Werk Boué's wahrscheinlich in einem viel weitern Umfange erhellen und berichtigen wird, lassen uns dennoch die Hoffnung übrig, daß wir hier, wo es uns um die allgemeinsten, geographischen Thatsachen zu thun ist, richtige, dem gegenwärtigen Zwecke entsprechende und in ihrer Verknüpfung neue Ansichten vorzutragen im Stande sind.

Wenn wir vom geographischen Standpuncte unter einem Gebirgssysteme eine Gruppe von Bergen verstehen, die, mögen sie nun zu Ketten geordnet, oder zu Massen vereinigt sein, oder eine Hochebene mauerförmig umgeben, in ihrer Richtung, Gestalt und Zusammensetzung, so wie in der Bildung ihrer Thäler etwas gemeinsam Characteristisches besitzen und in der Regel von Tiefland eingeschlossen werden: so wollen wir bei dieser Untersuchung damit beginnen, daß wir die Glieder des rumelischen Felsgebäudes zunächst nach ihrer örtlichen Begrenzung aufzählen und sie auf ihre älteste und einfachste Bezeichnung zurückführen, woran sich die orographische Begründung sodann durch die weitere Darstellung anschließt. Von der schon früher (S. 29.) erwähnten Hauptstelle des Strabo *) ausgehend, finden wir bei den Alten die Idee, daß eine Reihe von Gebirgen, die wohl unterschieden werden, das centrale Rumelien vom adriatischen bis zum schwarzen Meere in gerader Linie durchschneide. Diese Ansicht, die aus dem Standpuncte des Strabo betrachtet keineswegs naturwidrig erscheint, wurde von den Neuern fälschlich in die Hypothese einer zusammenhängenden, alpinen Central**kette**, einer Fortsetzung der Alpen bis zum Pontus, umgewandelt, und ist unter dieser Gestalt in allen Büchern und auf allen Charten bis zu der ersten Entdeckungsreise Boué's niedergelegt: denn bis zu diesem Zeitpuncte **) war von den Gebirgen Montenegro's bis zum

---

*) Die wichtigen Worte der angeführten Stelle sind folgende: ἡ Μακεδονία ἐκ βοῤῥᾶ τῇ νουμένῃ εὐθείᾳ γραμμῇ τῇ διὰ Βερτίσκου ὄρους καὶ Σκάρδου καὶ Ὀρβήλου καὶ Ῥοδόπης καὶ Αἵμου· τὰ γὰρ ὄρη ταῦτα, ἀρχόμενα ἀπὸ τοῦ Ἀδρίου, διήκει κατὰ εὐθεῖαν γραμμὴν ἕως τοῦ Εὐξείνου.

**) In den nach dem Texte des Ptolemaeus entworfenen Charten des

Balkan in der geographischen Kunde eine weite Lücke geblieben, und die wenigen *) Reisenden, die von Bosnien und Serbien

Gerardus Mercator sind die rumelischen Gebirge zum Theil richtiger angegeben, als man sie heutzutage gezeichnet findet. Man vergleiche z. B. die neunte europäische Charte. Hier findet sich der Bertiscus, das Quellengebirge des weißen Drin und der Drina, von dem Scardus weit getrennt, an welchem der schwarze Drin und der Vardar entspringen (s. u.). Ferner liegt Scopia nördlich von der Centralkette und der Orbelus südöstlich von dieser Stadt. Freilich bilden Aemus, Orbelus und Scardus eine zusammenhängende Kette, die aus der Gegend von Dyrrhachium ostnordöstlich bis zum schwarzen Meere verläuft, und der nördliche Pindus fehlt ganz: allein diese Phantasieen beruhen nicht auf des Ptolemaeus Gradbestimmungen.

*) Die Benutzung der Reise von Edward Brown in der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hätte schon auf den größten Irrthum der Chartenzeichnung aufmerksam machen müssen. Auf dem Wege von Ungarn nach Thessalien berührte er Kruschewaz in Serbien und Comanova in Macedonien. Zwischen Kruschewaz und Vrana beschreibt er das Kopaunikgebirge, das nach v. Friedrichsthal's Messung sich bis auf etwa 5700′ erhebt. Von Vrana hingegen nach Comanova weiterreisend, wobei er nach den Charten die höchste Centralkette Rumeliens hätte übersteigen müssen, bedient er sich des einfachen Ausdrucks: from Vrania we passed to Comonava (Brief Account of travels p. 31.). Noch mehr: er bemerkt zuvor: the hills between Servia and Macedonia are a part of Mount Haemus, which, under several names, is thought to extend from the Adriatic to the Euxine Sea, admitting of several passages; und er erwähnt ausdrücklich, daß jenes Kopaunikgebirge, das er Glissura nennt, ein solcher Ausläufer des Haemus sei. Also hielt er nicht die Hügel zwischen Vrana und Comanova, die er gar nicht erwähnt, sondern das Kopaunikgebirge für die Centralkette, im Widerspruche mit aller Chartenzeichnung. — Ebenso finden sich in dem Itinerar von Pouqueville's Bruder, der aus Bosnien nach Macedonien reiste, die hohen Gebirge gerade da nicht erwähnt, wo er sie nach den Charten hätte übersteigen müssen. Wo er wirklich dergleichen zur Seite hatte, verfehlt er nicht, sie in starken Ausdrücken zu bezeichnen. Bei Priepol, nordöstlich von Montenegro, sagt er: des montagnes épouvantables couvertes de forêts; vor Bagnisca, wo er sich in der Nähe der Rosalia-Planina von Ipek befand, bemerkt er über die Situation: entre des sommets scabreux, couverts de forêts, qui semblaient se perdre dans les nues (Pouqueville Voyage Vol. 2.); zwischen Pristina und Comanova hingegen erwähnt er nichts der Art.

nach Macedonien gingen, sprachen übereinstimmend von den großen Beschwerden, die sie bei der Uebersteigung rauher, alpiner Gebirgsstöcke zu erdulden hatten.

Freilich giebt es eine durch ganz Rumelien von den Alpen aus fortgesetzte Gebirgslinie, die nur durch tiefe Stromengen unterbrochen wird: aber diese ist nicht da zu suchen, wo die Charten eine solche darstellen. Denn wenn man von Bosnien ausgeht, so reicht die alpine Centralkette in der That nur bis in die Gegend von Novibazar. Von hieraus folgen bis zum Scomius, also in einer Ausdehnung von mehr als 20 g. Meilen, deren Endpuncte an der Südseite durch die Städte Ipek und Caratova, an der Nordseite durch Novibazar und Vrana bezeichnet werden, nur unbedeutende Hügelketten *), aus denen allein das isolirte

---

*) Die Aussicht vom Ljubatrin bestätigte durchaus die Darstellung Boué's (Bergh. Alm. 2. S. 32.). Nach meiner Messung beträgt die absolute Höhe des Vardarspiegels zu Ueskueb 560′. Boué schätzt die Erhebung der Hügel zwischen dieser Stadt und dem Amselfelde von Pristina auf »nicht mehr als 800′ über dem Niveau der Ebene«, wobei es jedoch zweifelhaft ist, ob die Ebene von Ueskueb, oder die von Pristina gemeint sei. Das Niveau der letzteren ist unbekannt, doch kann es nicht wohl mehr als 1200′ betragen, weil die Paßhöhe zwischen der durch v. Friedrichsthal zu »ungefähr 1095′« gemessenen Ebene des weißen Drin bei Ipek und jenes Amselfeldes von diesem Gelehrten nur zu »ungefähr 1445′« bestimmt wurde. Bei dieser Gelegenheit beeile ich mich, eine beiläufige Anmerkung im ersten Bande (S. 1[illegible]) zu berichtigen, in der ich einen Zweifel ausdrückte, ob die Höhe der Wasserscheide in der Querspalte des Hügelsystems zwischen Pristina und Ueskueb, welche Boué zu 80′ (statt 90′) über dem Niveau der Ebene bestimmte, sich auf die Basis des Vardar von Ueskueb, oder auf das Amselfeld beziehe. Es geht jedoch aus dem Zusammenhange des Textes deutlich hervor, daß das letztere, nicht bestimmte Niveau gemeint sei: denn von jener Wasserscheide stieg B. erst nach Katschanik hinab und schätzt die Höhe dieses Orts noch auf 5—600′ über Ueskueb. Nimmt man nun an, daß auch im ersteren Falle die Kammhöhe über Pristina gemeint und auf 800′ geschätzt sei, so geht doch aus allen diesen Nachrichten hervor, daß das Hügelsystem im Süden des Amselfeldes sich nicht über 2000′ absoluter Höhe erhebt, was im Gegensatze zu der Rosalia-Planina von Ipek (Berg Peklen = ungefähr 5926′ v. Friedrichsthal) und zu dem Ljubatrin (gegen 8000′ eigne Messung, so wie zu

Vorgebirge des Schardagh im Süden von Priština, der Ljubatrin, hoch emporragt und auf seinem Gipfel, den ich bestieg, die Uiberſicht über diese Verhältnisse in hohem Grade begünſtigt. Die wahre Hochgebirgslinie durch Rumelien iſt hingegen folgende. Die dinariſchen Alpen, die ſich in einer Breite von etwa 20 g. Meilen, z. B. zwiſchen Spalatro und Banjaluca, oder zwiſchen Cattaro und Uſitſcha, mit einer der adriatiſchen Küſte parallelen Hauptrichtung aus Nordweſt nach Südoſt erſtrecken, erfüllen Croatien, Bosnien, die Herzegowina, Dalmatien und Montenegro nebſt dem nördlichſten Theile von Albanien. Sie fallen in der Gegend von Novibazar plötzlich gegen die weite Ebene des weißen Drin bei Ipek ab, gegen Süden aber auf das Schroffſte in eine tiefe, enge Thalſchlucht, die der vereinigte Drin, ohne eine Straße übrig zu laſſen, durchſtrömt, ehe er das Litoralbecken von Scútari erreicht hat. In dieſen wilden Engpäſſen darf man den ſüdlichen Endpunct der Alpen erblicken: ſo verſchiedenartig iſt der Typus der ungeheuern *) Kalkbrüſtung am Nordufer jenes Stroms von den gegenüberſtehenden Grünſteinwänden, dem Anfang des niedrigern Ducajin-Gebirgs **), das, von da bis zum Thale des ſchwarzen Drin verbreitet, bis auf dieſe beiden Thäler genau den Raum zwiſchen den albaniſchen Kalkalpen und dem Schardagh ausfüllt. Durch dieſen Schardagh nun aber, deſſen nördliches Vorgebirge wir im Ljubatrin erblickten, erhält jene Gebirgslinie eine ganz verſchiedene Richtung. Der Schardagh beſteht ***) nämlich aus zwei Axen, die in der höchſten

---

dem nördlich gelegenen Kopaunik (5700′) und zu den öſtlichen Gebirgen des Scomius (4 — 5000′ Boué) und der Rhodope (Rilo = 7717′ v. Friedrichsthal) die tiefe Senkung der ſogenannten Centralkette nachweiſt.

*) Dies ſind »die gewaltigen, über 8000′ hohen, mit Schnee gekrönten Kalkgebirge zwiſchen Ipek und Montenegro« (Boué a. a. O. Bd. 3. S. 53.), zu denen auch der oben erwähnte Peklen gehört.

**) Die höchſte Erhebung deſſelben beträgt nach Boué (a. a. O.) 3300′. Es ſei 22 Stunden lang und 15 Stunden breit.

***) Dieſe Darſtellung des Schardagh, deſſen Begründung der ſpätern Reiſe vorbehalten bleibt, weicht zwar ſehr bedeutend von der Boué's nach

Centralerhebung desselben, dem wahrscheinlich über 8000′ hohen Koráb, sich begegnen. Die nördliche Axe vom Ljubatrin zum Koráb verläuft in beiläufiger Richtung von Nordost nach Südwest und kann durch eine Linie von Katschanik nach dem schwarzen Drin angedeutet werden. Sie allein wird heutiges Tags Schar oder Tschar genannt. Die südlich gelegene Axe läuft vom Koráb nach dem Passe zwischen Monastir und Ochridha in einer Meridianrichtung und geht auf solche Weise in den Pindus über, der diese Axe nach Süden fortsetzt, Thessalien von Albanien scheidet und sich im Königreiche Griechenland auflöst. Wenn wir daher unsere Gebirgslinie weiter verfolgen wollen, so müssen wir sie in östlichen Zweigen des Schardagh oder Pindus aufsuchen. Solch' eine Verzweigung findet sich erst im Süden der Ebene von Monastir in den Gebirgszügen, die zwischen dieser und dem Stromgebiete der Vistritza sich ausbreiten, zu dem Ridgé von Bódena aufsteigen und vor den Stromengen des Vardar unterhalb Köprili enden. Indem sich nun hier gegenüber das System des Perindagh erhebt, so können wir endlich unsere Linie zur Rhodope bis zum Delta der Maritza fortsetzen und, da zwischen der Rhodope und dem Aemus der schmale Raum bei Dubnitza durch niedrige Ketten ausgefüllt wird *), so erkennen wir einen Höhenzusammenhang bis zur bulgarischen Küste des Pontus. Wenn wir aber hierin keineswegs eine fortlaufende Kette, sondern eine Gliederung der verschiedenartigsten Systeme nachzuweisen vermögen, und wenn wir die albanischen Alpen bis zur Spalte des Drin, den Schardagh und Pindus bis zu der des Vardar, und

---

seiner ersten Reise (a. a. O. Bd. 2. S. 24.) ab, indem er anführt, daß der Schardagh von Nordost nach Südwest streichend sich vom Ljubatrin bis in die Nähe von Alessio und Scútari erstrecke. Allein in seinem zweiten Berichte nimmt er selbst diese Darstellung stillschweigends zurück (Bd. 3. S. 12), indem er »die 8000′ hohen Schneekuppen« zwischen dem Thale des schwarzen Drin und der Monastir-Ebene »als Verlängerung des hohen Tschar zwischen Katschanik und Prisrend« bezeichnet, und das Grünsteingebirge zwischen Prisrend und Scútari (also an der Stelle seiner frühern vermeintlichen Fortsetzung des Schardagh) auf sehr characteristische Weise beschreibt.

*) Boué a. a. O. Bd. 3. S. 50.

ferner den Perindagh, die Rhodope und den Aemus als die Hauptsysteme in dieser Linie bezeichneten: so wird es uns auffallen, wie schon deren Zahl und Reihenfolge mit jener Stelle des Strabo übereinstimmt, der sie in gleicher Ordnung als Hauptgebirgszug ganz Rumelien vom adriatischen Meere bis zum Pontus durchsetzen ließ. Da wir schon früher erörtert haben, aus welchen Gründen wir seinen Orbelus für den Perindagh hielten, so bleibt uns, da über Rhodope und Aemus kein Zweifel obwalten kann, gegenwärtig nur noch die Aufgabe zu lösen, ob der Bertiscus und Scordus des Strabo unsern albanischen Alpen und unserm Schardagh entsprechen.

Was den Bertiscus *) betrifft, den ich sonst nicht erwähnt finde, so scheint der Umstand, daß dieses Gebirge nach jener Stelle dem adriatischen Meere zunächst lag, zu genügen, um die albanischen Alpen, die heutzutage keinen gemeinsamen Namen **) führen, mit jener alten Benennung zu bezeichnen.

Ungewöhnliche Schwierigkeiten aber bietet die Untersuchung über die Lage des alten Scordus oder Scardus dar, so einfach sie sich auch auf den ersten Blick theils durch die Stellung bei Strabo zwischen Bertiscus und Orbelus, wo eben nur das albanisch-macedonische Grenzgebirge liegt, theils durch die Etymologie des Namens zu erledigen scheint, indem man in dem heutigen

*) Der macedonische Bertiscus des Ptolemaeus (Ptol. l. 3. c. 13.) ist von dem des Strabo offenbar ganz verschieden. Ptolemaeus kannte jene albanischen Alpen sehr gut, beschreibt deren Lage genau (s. u.), legt denselben aber keinen Namen bei.

**) Boué (a. a. O. Bd. 2. S. 25.) sagt hierüber: »Die fast unbekannte Berggruppe, welche einen großen und sehr wilden Landstrich zwischen Ipek, Scherkoles, Triguschna, Trebigne, Zenitza, Bielopol, Plava, Clementi und Detschiani einnimmt, hat, wie die Rhodope, keinen allgemeinen Namen. Bei Scherkoles heißt sie Kurilo-Planina, hinter Ipek Peklen erhält sie den Namen Rosalia-Planina« und an andern Orten heißt sie »Mokra-Planina.« Pouqueville (Voyage en Grèce 2. p. 412.) nennt diese Alpenlandschaft Lacoulac oder Arnaoutlik im engern Sinne: les Sangiacs de Prisrend et Calcanderen sont séparés de Bosnie par le Lacoulac ou Arnaoutlik, pays sauvage, dont les habitans parlent l'esclavon et descendent dans les plaines de Cossovo (Amselfeld), pour attaquer les caravanes.

Schar oder Schardagh so leicht den alten Scardus wiedererkennt. Daß aber Ueberlieferungen anderer Schriftsteller dieser Meinung entgegenstehen werden, oder sie zweifelhaft machen, läßt sich schon daraus entnehmen, daß Leake auf seiner Charte von Macedonien das Grünsteingebirge der Ducajinen und Mirditen mit dem Namen des Scordus bezeichnet. Im Texte seines Werks *) drückt er hingegen die Vermuthung aus, daß nicht bloß jenes Gebirge, sondern auch die albanischen Alpen zum Scordus zu rechnen seien. Beide Ansichten stehen in völligem Widerspruche mit den Nachrichten des Ptolemaeus. Ich werde im Folgenden versuchen, sie im Einzelnen zu widerlegen und nachzuweisen, daß der Scordus wirklich kein anderes Gebirge als der Schardagh in seiner ganzen Länge vom Amselfelde bis zur Breite von Monastir sein konnte.

Zunächst liegt der Anwendung der einen Stelle des Livius **), wonach ein den See von Scútari durchströmender Fluß im Scordus entspränge, was freilich die albanischen Alpen mit dem Livianischen Scordus identificiren würde, ein Irrthum zu Grunde, wie die Worte selbst ergeben, in denen die Barbana, die durch den See fließt und in der man den Namen Bojana wiedererkennen möchte, von dem aus dem Scordus kommenden Flusse unterschieden wird. Wenn hiermit die eine Hälfte der Ansicht Lea-

---

*) Northern Greece 3. p. 477. »the solitudes of Scordus, which mountain beeing described incidentally by Livy as lying in the way from Stymbara to Scodra, and again as giving rise to the Oriund which flowed through the lake Labeatis to Scodra, seems clearly to have comprehended the great summits on either side of the Drilon, where its course is from east to west.

**) Liv. l. 44. c. 31. Scodra — est — difficilis aditu. Duo cingunt eam flumina, Clausala latere urbis, quod in orientem patet, praefluens, Barbana ab regione occidentis, ex Labeatide palude oriens. hi duo amnes confluentes incidunt Oriundi flumini; quod ortum ex monte Scodro, multis et aliis auctum aquis, mari Hadriatico infertur. Mons Scodrus, longe altissimus regionis ejus, ab oriente Dardaniam subjectam habet, a meridie Macedoniam, ab occasu Illyricum.

ke's schon beseitigt erscheint, so enthält jene Stelle doch noch viel mehr geographisches Détail, welches für unsern Zweck wichtig sein würde.

Die Lage von Scútari wird hier so genau beschrieben, nach den beiden sich dort zur Bojana vereinigenden Flüssen, von denen der eine aus dem See Labeatis hervortritt, daß hieraus mit Sicherheit hervorgeht, die heutige Stadt stehe genau an der Stelle der alten Scodra, welcher Name noch jetzt bei den Türken gebräuchlich ist. Die beiden Flüsse Clausala (Drinassi) und Barbana (Bojana) aber sollen sich nach ihrer Vereinigung in einen dritten Strom ergießen, der von jenen ganz verschieden ist, im Scodrus entspringt, noch viele andere Nebenflüsse aufnimmt und zuletzt in das adriatische Meer fällt. Diese Darstellung ist sachlich falsch, da die Bojana bekanntlich unmittelbar in das Meer mündet, da sie nur aus den beiden gedachten Flüssen gebildet wird und also nicht im Gegensatze zu diesen noch besondere Quellen haben kann. Auch macht schon der Name jenes Hauptflusses, nämlich Oriundes oder Oriundis, es wahrscheinlich, daß diese Stelle ganz lückenhaft oder verdorben sei: denn dieser Name kommt sonst nirgends vor und verdächtigt sich selbst durch seine Form. Inzwischen könnte das Oriundi auch ziemlich einfach aus dem Worte Drinio, wie der Drilo schon bei den Alten gleichfalls genannt wird, durch Verschreibung entstanden sein, in welchem Falle der sachliche Irrthum des Schriftstellers darin bestände, daß er die Flüsse Bojana und Drin, die sich bei Scodra auf zwei Stunden Weges einander nähern, vor ihrer getrennten Mündung sich zusammen vereinigen läßt. Denn unzulässig ist die Annahme, daß vielleicht ehemals ein solcher Zusammenhang bestanden habe. Wenn auch die Gebirgsverhältnisse im Becken von Scútari einer Verbindung beider Flüsse nicht im Wege ständen, so würde es doch an sich fast undenkbar sein, daß zwei Ströme von dieser Größe eben da, wo sie, der eine aus Gebirgsschluchten hervortretend, der andere unter örtlichen Bodenverhältnissen, mit einer großen Geschwindigkeit ihre Gewässer treiben, sich einstmals sollten vereinigt und später durchaus wieder getrennt haben. Freilich könnten in einer Gegend, die mit der nicht sel-

ten durch Erdbeben erschütterten acroceraunischen Küste geognostisch verbunden ist, und die an eine der größten Hebungsmassen von Europa grenzt, dennoch große Veränderungen der Oberfläche vorgegangen sein, von denen wir nichts wissen, weil hier niemals ein Volk lebte, das uns seine Geschichte überliefert hat. Allein wir besitzen ein anderes Zeugniß des Alterthums, welches diesen Zweifel beseitigt, indem Vibius Sequester *) uns meldet, daß die vereinigte Bojana auch bei den Alten den Namen Barbana oder einen ähnlich lautenden geführt habe, und daß sie schon damals sich in das illyrische Meer ergoß.

Unter den beiden Hypothesen, entweder jene Stelle des Livius für ganz verstümmelt zu erklären, oder durch eine einfache Emendation zwar einen brauchbaren Sinn zu erhalten, aber dem Schriftsteller einen geographischen Fehler aufzubürden, würde die Wahl doch zu ungewiß bleiben, als daß man weitere Schlüsse mit einiger Sicherheit daran knüpfen könnte, wenn nicht die nachfolgende Beschreibung des erwähnten Quellengebirgs Scodrus größere Aufschlüsse verspräche. Sehen wir also ganz ab von der Lage Scodra's, so erfahren wir doch so viel, daß der Fluß Drin, oder, wenn man jene Emendation nicht gelten lassen will, der Oriundes am Scodrus entspringe, und wir finden weiter, falls der folgende Satz nicht eingeschoben ist, daß dieser Berg der höchste des Landes sei und daß er nach Osten Dardanien, nach Westen Illyrien und nach Süden Macedonien beherrsche. Die Erklärung einer solchen Situation ist indessen leider noch schwieriger, als die vorige, und zeigt, wenn die Stelle ächt ist, die ungenaue Kenntniß, welche Livius oder dessen Original über die Geographie dieser Länder besaß. Allein würde er alsdann eine solche, immerhin unnöthige Erklärung hinzugefügt haben? Da die Dardanier ein illyrisches Volk waren, so ist es schon deshalb auffallend, daß Dardanien hier dem Illyricum entgegengestellt wird. Da ferner die Dardanier das Stromgebiet des weißen Drin, das nördlichste Albanien bewohnten, Illyricum aber alle nordwestlich von Macedonien gelegenen Landschaften begreift, so

*) Vibius Sequester de fluminibus s. voce Barbana.

kann man sich kein Gebirge denken, welchem die von Livius behauptete Lage mit einiger Genauigkeit zuzuschreiben wäre. Leake scheint auf seiner Charte dieses Problem dadurch lösen zu wollen, daß seinem Scordus allerdings Dardanien östlich liegt, andere illyrische Völkerschaften hingegen westlich gegen das adriatische Meer wohnen. Allein mit dieser Annahme verträgt es sich noch weniger, daß das Gebirge gegen Norden über Macedonien sich erhebe, wovon das Ducajin sowohl, als der Bertiscus weit entlegen und durch den hohen Schardagh getrennt sind. Geht man hingegen von dem Gesichtspuncte aus, daß die Sitze der Dardanier sich bis Scopia erstreckten *), also die beiden Becken von Calcándele und Ueskúeb mitbegriffen, so würde jener Scodrus noch eher mit dem nördlichen Schardagh selbst zusammenstimmen, von dessen Gipfeln man wegen seiner nordöstlichen Richtung in der That gegen Süden nach Macedonien hinüberblickt, so wie nach Osten in jene dardanische Thäler und nach Westen in das weite illyrische Gebirgsland. Zu dieser Ansicht paßt ferner nicht bloß die Höhe des Livianischen Scodrus, sondern auch das angegebene Verhältniß zum Oriundes, wenn man hierunter den Drin versteht. Denn wiewohl keiner der beiden Flüsse, die sich vereinigend diesen Strom bilden, im Schardagh selbst entspringt, vielmehr der weiße Drin im Bertiscus seine Quellen hat, der schwarze aber ein Abfluß des Sees von Ochridha ist, so gehört der größte Theil ihres gesonderten Laufs doch dem Systeme des Schardagh an, von ihm empfangen sie zahlreiche Zuflüsse, und ihr Vereinigungspunct, wo also der eigentliche Drin erst entsteht, liegt in einem Thale am Fuße dieses Gebirgs. Es konnte daher Livius, ohne einen Irrthum zu begehen, die Quelle des Drin selbst in den Schardagh versetzen, um so mehr, als auch bei andern alten Schriftstellern, wie Ptolemaeus **) lehrt, der Scorbus theilweise als Quellengebirge des Drin galt.

---

*) Ptolem. l. III. c. 9. *Δαρδανίας πόλεις — Σκοῦποι.* Auch nach Leake: Northern Greece 3. p. 472.

**) Ptolemaeus l. 2. c. 17. *ῥεῖ δὲ ὁ Δρίλων ποταμὸς ἀπό τε τοῦ Σκάρδου ὄρους καὶ ἀπὸ τοῦ ἑτέρου ὄρους, κειμένου παρὰ μέσην τὴν ἄνω*

Wem diese Erklärung der dunkeln Stelle des Livius indessen nicht genügt, könnte noch einen Werth darauf legen, daß das Gebirge, in welchem der Oriundes entspringen soll, hier nicht Scordus oder Scardus, sondern Scodrus genannt wird, und man nicht wissen kann, ob dies eine zufällige Buchstabenversetzung sei, und ob der Schriftsteller hierunter wirklich dasselbe Gebirge verstanden habe, das er schon im vorhergehenden Buche erwähnt. Denn die Beschreibung des Scodrus kann sowohl auf den Schardagh, als auf den gegenüberliegenden gleich hohen Bertiscus bezogen werden, in sofern man von der immer nur gezwungenen Erklärung des Richtungsverhältnisses, in dem es zu den Nachbarländern gestanden haben soll, absieht. Vielmehr paßt der Bertiscus besser als Meridianscheide zwischen Dardanien und Illyricum, hingegen nicht auf Macedonien, der Schardagh besser auf das letztere, weniger auf das erstere Verhältniß.

So viel geht jedoch aus dieser Darstellung mit Entschiedenheit hervor, daß diese Stelle des Livius zur Bestimmung der Lage des Scardus nicht mit Sicherheit benutzt werden kann. Die Gründe, daß der heutige Schardagh dem alten Scardus entspreche, sind indessen auch ohne diese Hülfe entscheidend genug. Sie beruhen: 1) auf der offenbaren Identität des Worts; 2) auf der Reihenfolge der Gebirge bei Strabo; 3) auf jener entscheidenden Stelle bei Ptolemaeus und auf einer andern, die sogleich wird angeführt werden; so wie 4) auf einer Angabe des Polybius, die Livius *) übersetzt hat und auf welche Leake den andern Theil seiner Annahme stützt.

Die letztere Stelle bleibt uns nun noch zu erläutern übrig. Stubera oder Stymbara lag nach Leake's Untersuchung in der

---

Μυσίαν — ἀφ' οὗ καὶ ὁ ἕτερος ποταμὸς Δρεῖνος ὄνομα ἐνεχθεὶς ἐμβάλλει εἰς τὸν Σάον ποταμόν. So genau beschreibt Ptolemaeus den Bertiscus als Quellengebirge des weißen Drin und der bosnischen Drina und unterscheidet ihn vom Scardus, in welchen er den Ursprung des schwarzen Drin versetzt.

*) **Liv. l. 43. c. 20. Hi (ex Macedoniae urbe Stubera) transgressi iugum Scordi montis, per Illyrici solitudines — Scodram labore ingenti tandem pervenerunt.**

Ebene von Monastir, die der Erigon bewässert, nicht weit von dem heutigen Perlepé. Zwischen diesem Flußgebiete und der Stadt Scútari liegen nun einmal das alpine Grenzgebirge, der Schardagh mit seiner südlichen Fortsetzung, und zweitens die Bergwildnisse des Elbassán und Ducajín, welche vom See von Ochridha bis zum Becken von Scútari sich ausdehnen. Die letztern nennt Polybius daher hier die Einöden Illyriens, den erstern das Joch des Scordus. Plastischer und kürzer hätte er die Terrainverhältnisse und die Beschwerden des Wegs nicht ausdrücken können: so wie auch nur den bisherigen Lücken der geographischen Kenntniß die Schuld beizumessen ist, daß Leake bei der Anwendung dieser Stelle die illyrischen Einöden auf den Scordus selbst bezieht. Denn erst, nachdem die Gesandten, von denen hier die Rede ist, über den Paß der Scordus-Kette gestiegen waren, durchreisten sie das Massengebirge Nordalbaniens bis nach Scútari. Wenn nun hieraus sich klar ergiebt, daß der Scardus dem Schardagh und nicht, wie Leake meinte, dem Ducajinengebirge selbst entspreche, so kann zugleich noch mehr daraus für die Ausdehnung des alten Scardus abgeleitet werden.

In der gegen 20 g. Meilen betragenden Länge jener alpinen Kette, von dem nordöstlichen Vorgebirge des Ljubatrin am Amselfelde bis in die Nachbarschaft des See's von Ochridha giebt es, so viel ich erkundet habe, nur zwei Pässe über den Kamm des Gebirgs, die als eigentliche Landstraßen einem Heere zugänglich sind. Der nördliche Uebergangspunct liegt wenige Stunden vom Nordende der Kette und führt, wiewohl die mittlere Höhe derselben hier keineswegs abnimmt, doch auf ziemlich bequemem Pfade in acht Stunden über das Joch des Schardagh, von Calcándele nach Prisdrén. Indessen schlugen die römischen Gesandten gewiß diesen Weg nicht ein, da es von der Ebene des Erigon einen nähern und weniger beschwerlichen giebt, um nach Scútari zu gelangen. Denn schon auf dem Wege von Strymbara nach Calcándele muß die hohe Seitenkette, die zum Babunagebirge führt, auf Umwegen überschritten werden und, da die Straße von Prisdrén nach Scútari die größten Schwierigkeiten darbietet, so konnte sie gewiß niemals zu Truppenmärschen

gebraucht werden. Jener gangbare Weg hingegen, der unmittelbar aus der Ebene des Erigòn über den südlichen Theil des Grenzgebirges nach Albanien führt, schneidet dasselbe zwischen Monastir und Ochridha und hat auch von jeher als die einzige Heerstraße aus Macedonien nach Scútari gegolten. Von Ochridha aus behält er seine westliche Richtung bis Elbassán und sucht dann bequemere Pfade längs der adriatischen Küste auf. Aus diesen Verhältnissen ergiebt es sich, daß von Polybius unter dem Scardus hier das alpine Grenzgebirge unweit Monastír, das zwischen der Czerna und dem schwarzen Drin liegt, verstanden ist und daß er diesem sodann das wilde Bergland des Elbassán, sonst Candavien genannt, als illyrische Einöde gegenüberstellt. Wir aber können daraus entnehmen, daß die Alten sich den Scardus naturgemäß vom Amselfelde bis zum See von Ochridha ausgedehnt vorstellten: eine Ansicht, die durch die oben erwähnte Stelle des Ptolemaeus, wenn man noch eine zweite damit verbindet, auf das Vollständigste bestätigt wird. Wenn nämlich dort gesagt wurde, daß der eine Arm des Drin im Scardus entspringe und wir hierdurch gleichfalls auf die Gebirge bei Ochridha als auf den alten Scardus verwiesen werden, so lehrt eine zweite Angabe, daß auch des Vardar Quelle in diesem Gebirge liege*). Dieser entspringt aber bei Calcándele im nördlichen Theile des Systems. So gewährt uns die Zusammenstellung beider Stellen den Beweis für die Ausdehnung des Scardus von Calcándele bis Ochridha.

Ehe wir nun zur Darstellung der Gliederungen des Scardus und Pindus selbst übergehen, sei es erlaubt, eine Bemerkung hinzuzufügen, die, zwar an sich vielleicht zufällig und unwesentlich, doch dazu dienen kann, die Lage der rumelischen Gebirgssysteme deutlicher zur Anschauung zu bringen. Sie betrifft eine ziemlich auffallende Symmetrie, die sich zu beiden Seiten von Italien in der Richtung und Größe mehrer südeuropäischer Gebirgszüge nachweisen läßt. Gegen Norden wird Südeuropa durch den großen Halbzirkel der Alpen eingeschlossen, deren westöstlicher Hauptzug sich zu beiden Seiten nach Süden um-

*) Ptolem. l. 3. c. 13. ὁ Ἄξιος ποταμὸς ἀπὸ τοῦ Σκάρδου ὄρους.

biegt, wodurch im Westen die Alpenlandschaft des Dauphiné, im Osten die von Bosnien fast unter entsprechenden Breitegraden entsteht. Wie das System endlich dort in den Seealpen seinen Schlußpunct findet, ebenso hier in den Abhängen von Montenegro und gegen den Drin am Bertiscus. Hierauf folgt das Rhonethal, welches man mit jener Vertiefung Rumeliens vergleichen kann, in welcher die Morava nach Norden und der Vardar nach Süden fließt. Dem Rhone gegenüber erhebt sich die Auvergne, im Osten jenes Canals der Scomius mit seinem »gewaltigen Augitporphyr-Plateau zwischen Radomir, Bresnik und Sophia *).« Dem von Nordwest nach Südost gerichteten Orbelus entspricht wenigstens in dieser Beziehung der Zug der Cevennen, die von Nordost nach Südwest sich erstrecken und mit den Pyrenäen sich durch Höhenzüge verbinden. Am auffallendsten stimmen in Richtung und Umfang die Pyrenäen mit der Rhodope überein. So wie jene aus Nordosten die iberische Halbinsel beherrschen, so liegt diese nordwestlich von der kleinasiatischen, deren Bau mit Spanien sowohl im Hauptumriß der Küste, als in der Gliederung der Gebirgszüge entschiedene Aehnlichkeiten darbietet, so wie man z. B. durch die in Cilicien beginnende Küstenkette an die Sierra Nevada erinnert wird und so wie beide Länder von westöstlichen Höhenzügen und entsprechenden Hochebenen erfüllt sind. Nördlich von der Rhodope können wir die Flußgebiete des Adour und der Garonne in dem der Maritza wiedererkennen und das Mittelgebirge des Balkan mit der südlichen Wasserscheide der Loire vergleichen. So wie der Jura bei Genf in nordöstlichem Zuge sich erhebt, so die bulgarisch-wallachischen Carpaten bei Sophia gegen Nordwesten. So umkreisen beide Gebirgsketten das südliche Deutschland und Ungarn, bis sie sich zuletzt berühren und dadurch das Stromgebiet der Donau im Norden abgrenzen. Endlich bleibt noch der Scardus und Pindus übrig und hier wäre die Symmetrie zu Ende, wenn wir sie nicht in der Meridianlinie durch die Inseln Corsica und Sardinien erkennen möchten. Solche Ideen wären leicht weiter zu entwickeln; immer

*) Boué a. a. O. Bd. 3. S. 49.

Centralerhebung desselben, dem wahrscheinlich über 8000′ hohen Coráb, sich begegnen. Die nördliche Axe vom Ljubatrin zum Coráb verläuft in beiläufiger Richtung von Nordost nach Südwest und kann durch eine Linie von Katschanik nach dem schwarzen Drin angedeutet werden. Sie allein wird heutiges Tags Schar oder Tschar genannt. Die südlich gelegene Axe läuft vom Coráb nach dem Passe zwischen Monastír und Ochridha in einer Meridianrichtung und geht auf solche Weise in den Pindus über, der diese Axe nach Süden fortsetzt, Thessalien von Albanien scheidet und sich im Königreiche Griechenland auflöst. Wenn wir daher unsere Gebirgslinie weiter verfolgen wollen, so müssen wir sie in östlichen Zweigen des Schardagh oder Pindus aufsuchen. Solch' eine Verzweigung findet sich erst im Süden der Ebene von Monastír in den Gebirgszügen, die zwischen dieser und dem Stromgebiete der Vistritza sich ausbreiten, zu dem Nidgé von Vódena aufsteigen und vor den Stromengen des Vardar unterhalb Köprili enden. Indem sich nun hier gegenüber das System des Perindagh erhebt, so können wir endlich unsere Linie zur Rhodope bis zum Delta der Maritza fortsetzen und, da zwischen der Rhodope und dem Aemus der schmale Raum bei Dubnitza durch niedrige Ketten ausgefüllt wird *), so erkennen wir einen Höhenzusammenhang bis zur bulgarischen Küste des Pontus. Wenn wir aber hierin keineswegs eine fortlaufende Kette, sondern eine Gliederung der verschiedenartigsten Systeme nachzuweisen vermögen, und wenn wir die albanischen Alpen bis zur Spalte des Drin, den Schardagh und Pindus bis zu der des Vardar, und

---

seiner ersten Reise (a. a. O. Bd. 2. S. 24.) ab, indem er anführt, daß der Schardagh von Nordost nach Südwest streichend sich vom Ljubatrin bis in die Nähe von Alessio und Scútari erstrecke. Allein in seinem zweiten Berichte nimmt er selbst diese Darstellung stillschweigends zurück (Bd. 3. S. 12), indem er »die 8000′ hohen Schneekuppen« zwischen dem Thale des schwarzen Drin und der Monastír-Ebene »als Verlängerung des hohen Tschar zwischen Katschanik und Prisrend« bezeichnet, und das Grünsteingebirge zwischen Prisrend und Scútari (also an der Stelle seiner frühern vermeintlichen Fortsetzung des Schardagh) auf sehr characteristische Weise beschreibt.

*) Boué a. a. O. Bd. 3. S. 50.

ferner den Perindagh, die Rhodope und den Aemus als die Hauptsysteme in dieser Linie bezeichneten: so wird es uns auffallen, wie schon deren Zahl und Reihenfolge mit jener Stelle des Strabo übereinstimmt, der sie in gleicher Ordnung als Hauptgebirgszug ganz Rumelien vom adriatischen Meere bis zum Pontus durchsetzen ließ. Da wir schon früher erörtert haben, aus welchen Gründen wir seinen Orbelus für den Perindagh hielten, so bleibt uns, da über Rhodope und Aemus kein Zweifel obwalten kann, gegenwärtig nur noch die Aufgabe zu lösen, ob der Bertiscus und Scordus des Strabo unsern albanischen Alpen und unserm Schardagh entsprechen.

Was den Bertiscus *) betrifft, den ich sonst nicht erwähnt finde, so scheint der Umstand, daß dieses Gebirge nach jener Stelle dem adriatischen Meere zunächst lag, zu genügen, um die albanischen Alpen, die heutzutage keinen gemeinsamen Namen **) führen, mit jener alten Benennung zu bezeichnen.

Ungewöhnliche Schwierigkeiten aber bietet die Untersuchung über die Lage des alten Scordus oder Scardus dar, so einfach sie sich auch auf den ersten Blick theils durch die Stellung bei Strabo zwischen Bertiscus und Orbelus, wo eben nur das albanisch-macedonische Grenzgebirge liegt, theils durch die Etymologie des Namens zu erledigen scheint, indem man in dem heutigen

*) Der macedonische Bertiscus des Ptolemaeus (Ptol. l. 3. c. 13.) ist von dem des Strabo offenbar ganz verschieden. Ptolemaeus kannte jene albanischen Alpen sehr gut, beschreibt deren Lage genau (s. u.), legt denselben aber keinen Namen bei.

**) Boué (a. a. O. Bd. 2. S. 25.) sagt hierüber: »Die fast unbekannte Berggruppe, welche einen großen und sehr wilden Landstrich zwischen Ipek, Scherkoles, Triguschna, Trebigne, Zenitza, Bielopol, Plava, Clementi und Detschiani einnimmt, hat, wie die Rhodope, keinen allgemeinen Namen. Bei Scherkoles heißt sie Kurilo-Planina, hinter Ipek Peklen erhält sie den Namen Rosalia-Planina« und an andern Orten heißt sie »Mokra-Planina.« Pouqueville (Voyage en Grèce 2. p. 412.) nennt diese Alpenlandschaft Lacoulac oder Arnaoutlik im engern Sinne: les Sangiacs de Prisrend et Calcanderen sont séparés de Bosnie par le Lacoulac ou Arnaoutlik, pays sauvage, dont les habitans parlent l'esclavon et descendent dans les plaines de Cossovo (Amselfeld), pour attaquer les caravanes.

eine alpine Höhe erreichen und größtentheils aus primitiven *) Felsarten, aus Schiefern oder körnigem Kalke, bestehen. Diese metamorphische oder plutonische Gebirgsmauer pflegt nach Innen unmittelbar, ohne Vorberge oder jüngere Formationen, an die wagerechte Ebene zu stoßen, aus welcher sie sich großartig erhebt und die, in der Regel jeder Hügelbildung und selbst des festen Gesteins entbehrend, ein weites, fruchtbares Alluvium darstellt, oder doch nur tertiäre Gebirgsarten enthält. Jede dieser Ebenen wird von einem Strome bewässert, der in der Centralkette entspringt und zuletzt einen einzigen Ausgangspunct aus der Ebene in einer engen Querspalte der äußern Umgürtung findet. Diese aber steigt von Außen ebenso isolirt hervor, als von Innen. Ohne Vorberge grenzt sie an das Meer oder an tiefe Thäler und Ebenen, während die Centralkette selbst an der albanischen Westseite sich ganz verschieden verhält. Jene vier Ringbecken nun, die deren Ostabhang vollständig vom Amselfelde bis zur griechischen Grenze in einer Ausdehnung von etwa 50 g. Meilen begleiten und dadurch das ganze westliche Macedonien und Thessalien erfüllen, sind nach ihrer örtlichen Begrenzung folgende:

1) Das Téttovo oder das Ringbecken von Calcándele mit den Vardarquellen. Im Norden durch den aus der Centralkette östlich vorspringenden Ljubatrin geschlossen, erstreckt es sich von Nordost nach Südwest bis zu der ersten Seitenkette des Scardus, die nach Südosten zum Babunagebirge zwischen Köprili und Perlepé verläuft und durch eine nordöstliche Seitenkette, die zwischen

*) So bestehen in den äußern Ringketten der Ridgé aus Marmor und Glimmerschiefer, der Babuna aus Talk- und Glimmer-Schiefer, ferner nach Boué (a. a. O. Bd. 2. S. 34.) die Ketten zwischen Monastir und Castoria nebst dem thessalischen Olymp aus crystallinischen Schiefergesteinen. Ebenso der dem Ridgé gegenüberliegende Peristeri aus Glimmerschiefer und Granit; die Kobeliza im nördlichen Schardagh theils aus Glimmerschiefer, theils aus einem bläulich weißen Kalkgestein, das Boué für Uebergangskalk erklärt, das auch den Ljubatrin bildet und das in der gegenüberliegenden Seitenkette zwischen Calcándele und Ueskueb wiederkehrt. Auch rechnet Boué ganz allgemein den Schardagh und Pindus zu dem Gebiete der crystallinischen Schiefergesteine.

Uesküeb und Calcándele sich dem Ljubatrin nähert, das Becken von der Ostseite schließt. Es ist das kleinste von allen und länglichter als die übrigen gestaltet. Der obere Vardar durchströmt es der Länge nach von Südwest nach Nordost und fließt durch die Gebirgsspalte an der Südostseite des Ljubatrin, also am nordöstlichen Ende des Beckens, nach den tiefer *) gelegenen Umgebungen von Uesküeb ab.

2) Das Ringbecken von Monastír mit seinen nördlichen Verzweigungen, von der Czerna bewässert. Es ist bei weitem größer als das vorige und sein Niveau liegt höher **) über dem Meeresspiegel. Die Babunaketten, die sich südwestlich von Calcándele vom Scardus ablösen, scheiden dasselbe vom Tettovo und erstrecken sich mit ihrem gegen Südost gebogenen Kamme bis an die Stromengen der Czerna. Diese liegen fast in der Mitte des äußern Ringes unter dem 41sten Breitegrade und werden auf der entgegengesetzten Südseite durch den Nigé gebildet, den äußersten Gipfel der das Becken südlich von Flórina begrenzenden Kette, die sich unweit Monastír vom Scardus ablöst und deren westlichen Theil wir als Quellengebirge der Bistritza die Canalvische ***) Kette nennen können, so wie wir ihre eigenthümlich gegliederte östliche Fortsetzung bereits die Bermische genannt haben. Nämlich diese zweite Hauptseitenkette des Scordus hat zwar bei ihrem Ursprunge eine südöstliche Richtung und entwickelt hier den eingeschlossenen Kessel des Sees von Castoria,

*) Die Höhe des Beckens von Calcándele beträgt bei dieser Stadt gegen 850', die von Uesküeb 560'.

**) Die Stadt Monastír liegt nach meiner Messung 1400' über dem Meere. Herr v. Friedrichsthal bestimmte deren Höhe zu 1574', die von Perlepé zu 1597'. Wenn die Differenz von 174' eine Folge der verschiedenen Basis sein sollte, worauf diese Messungen sich beziehen, so würde die geringe Niveaudifferenz zwischen Monastír und Perlepé, zweier Städte, die an den entgegengesetzten Seiten des Beckens liegen, um so mehr für die wagerechte Oberfläche desselben entscheiden.

***) Ptolem. l. 3. c. 13. ὁ Ἁλιάκμων ποταμὸς ἀπὸ τῶν — Καναλουίων ὄρεων.

bald jedoch spaltet sie sich völlig in eine südöstliche und nordöstliche Kette, von denen jene das Ringbecken der Vistritza nach Außen begrenzt und sich bis zu deren Stromengen ausdehnt, diese aber zum Ridgé bei Ostrovo sich erhebt und bis zu den Engpässen der Czerna und des mittlern Vardar ausbreitet. Die Endpuncte dieser beiden Glieder sind aber wiederum durch eine dritte Kette verbunden, welche die Deltaebene des Vardar im Westen schließt und welche wir bei Vódena erreichten. Auf diese Weise bilden diese Ketten ein von der Centralkette entferntes secundäres Ringbecken, in welchem der See von Ostrovo liegt und das sich von den übrigen dadurch unterscheidet, daß seine Gewässer keinen Abfluß haben. Wenn wir also die von diesem Kessel westwärts gelegenen Gebirge die Canalvischen, die östlichen die Bermischen nennen, so finden wir in jenen als Gebirgsknoten den Vitschi bei Castoria, von dem jene zwiefache Gliederung ausgeht. Diesen Kessel, so wie die beiden ersten Hauptbecken werden wir im Verfolge der Reise genauer kennen lernen, während die beiden noch übrigen nur an diesem Orte aus Leake's Darstellungen entnommen und kurz bezeichnet werden.

3) Das Becken von Grevenó, von der Vistritza bewässert. Dieses bildet den südlichsten Theil von Macedonien, wird nördlich und östlich von jenen Canalvischen Bergen begrenzt und südlich durch die Cambunischen *) Gebirge geschlossen, d. h. durch die Kette, welche Macedonien und Thessalien scheidend, den Pindus mit dem Olymp verbindet und sich von dem erstern bei Mézzovo ablöst. Hier liegen demnach die Engpässe **), durch welche die Vistritza aus dem Ringbecken hervortritt, an dessen südöstlichem Ende. Doch scheint dieses Becken sich in zwei oder drei Glieder

---

*) Liv. l. 42. c. 53. Vergl. Leake Northern Greece 3. p. 338.

**) Narrow valleys and deep chasms in the great Olympian range, until (the Vistritza) emerges near Verria (Leake Northern Greece 1. p. 303.). Ferner: Both banks of the Vistritza are bordered at Verria by impracticable precipices (daselbst 3. p. 297.).

abzusondern, oder doch weniger eben zu sein, als die beiden vorigen *).

4) Das Becken von Thessalien, oder das Stromgebiet der Salamvria, ist das größte von allen: denn es umfaßt ganz Thessalien und wird eben so vollständig wie die übrigen von Gebirgsketten eingeschlossen. Der Pindus, die Kette, die sich von dessen südlichem Ende als griechisches Grenzgebirge zum Othrys erstreckt, dann längs der Küste nach Norden bis zum Ossa verläuft, so wie die Cambunische Kette beschreiben diesen Umkreis. Das Thal Tempe, im nordöstlichen Winkel zwischen Ossa und Olymp, daher dem Ausgangspuncte des Grevenóbeckens genähert, ist für Thessalien die Gebirgsspalte, die dem Strome die Pforte zum Meere öffnet **).

Diese vier Ringbecken an der Ostseite des Scardus und Pindus halte ich für die ausgezeichnetste Eigenthümlichkeit dieses Gebirgssystems. Klarer wird sich dies aus einer Vergleichung mit andern rumelischen Thalbildungen ergeben. Es ist eine schon

*) From Grevenó to Siátista; — across an undulated country, intersected by narrow valleys, when the cultivated land is mixed with woods and oaks. Neither the olive nor the mulberry are grown in this country (Leake ib. p. 304.). Dagegen bemerkt Pouqueville über das höher in demselben Becken gelegene Anaséliţas: le pays couvert de champs de coton (Voyage 2. p. 343.). Anscheinend stehen diese Nachrichten mit einander in Widerspruch.

**) Für den mit den nördlichen Becken übereinstimmenden Character von Thessalien ist folgende Stelle Leake's characteristisch: the immense naked plains (of Thessaly), which, although as well cultivated as any in Greece, are less remarkable for beauty than for the grandeur derived from their great extent and their noble horizon of mountains. Scarcely a tree is to be met with between Férsala or Velestino and Lárissa (Northern Greece 4. p. 407.). Ferner für die Gebirgsspalte von Tempe, deren Länge etwa eine g. Meile betrage: In this space the opening between Ossa and Olympus is in some points less than 100 yards, comprehending in fact no more than the breadth of a road, in addition to that of the river (ib. 3. p. 393.). Endlich für die den nördlichen Becken entsprechende Meereshöhe von Thessalien der Umstand, daß im Innern die Olive fast nirgends fortkommt (ib. 4. p. 396.).

von andern Reisenden gemachte Bemerkung, daß die südöstliche Halbinsel von Europa besonders reichlich mit abgeschlossenen Flußbecken und fruchtbaren Alluvialmulden ausgestattet sei, und es läßt sich hierin die bedeutungsvolle Beziehung nicht verkennen, worin ein solches Verhältniß der Oberfläche des Landes mit dem frühen Aufschwunge des Volks in mannigfaltigen, von einander abgesonderten Richtungen stehen mußte: denn in einem höhern Grade wird eine eigenthümliche Cultur sich da entwickeln, wo die Bevölkerung, zwar durch Gebirge abgeschieden, aber in einer weiten, fruchtbaren Ebene zusammengehalten und durch die Gaben der Natur begünstigt wird, als in jenen alpinen Thälern, wo auch die Volksstämme sich leichter von einander lostrennen, aber wo der culturfähige Boden, in einem so großen Mißverhältnisse gegen die ihn einengenden Wildnisse, das Aufblühen zahlreicher Bewohner nicht gestattet. So trefflich sich dieses geographische Grundphänomen auf das eigentliche Griechenland anwenden läßt, so glaube ich doch nachweisen zu können, daß zwar Mulden und für sich bestehende Niederungen in Rumelien ganz gewöhnlich sind, daß jedoch die übrigen in orographischer Hinsicht nicht alle Charactere der vorhin geschilderten vereinigen.

Bekannt sind jene griechischen Kesselthäler, die nur durch unterirdische Abflüsse ihre Gewässer entladen, und Leake bemerkt ausdrücklich, sie wären, dem von Jánina*) ähnlich, in den griechischen Kalkformationen häufig anzutreffen. Man pflegt sie wegen ihrer wagerechten Oberfläche und ihres Alluvialbodens als ehemalige Seebecken zu betrachten, um so mehr, als noch jetzt eine nicht unbedeutende Anzahl derselben Ansammlungen von süßem Wasser enthält. Allgemeiner ist dieser Gegenstand in dem ersten Berichte von Boué**) behandelt worden, der in der Beckenbildung »einen hervorstechenden Characterzug der türkischen Orographie erblickt.« Allein ich glaube, daß es dazu dient, die Eigenthümlichkeiten der einzelnen rumelischen Gebirgssysteme in ihr gegenseitiges Verhältniß zu stellen, wenn man die hierher gehörigen Er-

---

*) Northern Greece 4. p. 131.

**) Boué a. a. O. Bd. 2. S. 29.

scheinungen genauer characterisirt und von einander gesondert darstellt. Theils durch das Architectonische ihres Baus, durch das Niveauverhältniß zu den sie umgebenden Ketten weichen die vier dargestellten Ringbecken von ähnlichen Thalbildungen Rumeliens ab, theils besonders durch den Umstand, daß ein identisches Gebirge sie von allen Seiten einschließt. Eine vergleichende Uebersicht dieser für die natürlichen Hülfsquellen des Landes so wichtigen Naturformen verfolgt zugleich den Zweck, den allmählig vorbereiteten Hauptumriß Rumeliens nach dessen Niveauverhältnissen zu vervollständigen.

Gehen wir von dem Stromgebiete der Donau aus, so treffen wir hier zunächst drei Hauptgliederungen des Landes: Bosnien, Serbien, Bulgarien, südlich begrenzt durch den Bertiscus, durch den Hügelrücken, der den weißen Drin und den Vardar von den Zuflüssen der Morava trennt, und durch den Scomius und Aemus. Bosnien und die Herzegowina gehören zu den am wenigsten bekannten Landschaften der Türkei: allein die kurze Nachricht, welche Boué *) vorläufig darüber mitgetheilt hat, gewährt eine einfache Naturanschauung des Ganzen und stellt dessen Eigenthümlichkeit in characteristischen Zügen auf folgende Weise dar. »Bosnien ist ein ungeheueres Uebergangs-Plateau, das gegen Albanien eine Kalksteinmauer von 6—7000′ Höhe bildet und gegen Norden schief geneigt ist. Vier bis fünf Stunden muß man steigen, bis man auf jenen hohen, ausgedehnten Ebenen anlangt. Auch gegen die Herzegowina stehen hochmächtige Gebirge und gegen Osten, wo das Plateau gleichfalls sehr hoch bleibt, verbindet es sich nur mit den bis 5000′ hohen Gebirgszügen des südlichen Serbien. Die bosnischen Gebirge laufen ungefähr von Nordwesten nach Südosten und das gegen die Sau geneigte Plateau wird außerdem durch Spalten von Süden nach Norden durchfurcht, welche die Betten der Hauptflüsse sind. Nur mittelst zwei hoher Gebirgspässe oberhalb Novibazar und Ipek steht das bosnische Plateau mit der Türkei in Verbindung, so wie noch höhere und gefährlichere Pässe nach Scútari führen.

*) Boué a. a. O. Bd. 3. S. 53.

Tannen, Fichten und Birken bedecken die Gebirgsrücken dieser türkischen Schweiz, wo der Mais und Weinstock erst an den Abhängen des Sauthals wiederkehrt.«

An dieses alpine Hochland schließt sich im Osten das waldige Serbien mit seinen Mittelgebirgen und weiten, langgestreckten Alluvialthälern. Von dem Sturaz, dem höchsten Puncte in dem Hauptgebirgsknoten des innern Landes, erblickt man *) nach Westen die bosnischen Hochgebirge, nach Osten die serbischen Carpaten, die dieses Land von der bulgarisch-wallachischen Ebene trennen, man sieht im Norden die Hügelreihe von Syrmien und nach Süden, wie es scheint, bis zum Bertiscus von Novibazar. Die Erhebung des Sturaz beträgt **) nur 3000′. Hieraus ergiebt sich, daß der größte Theil von Serbien dem Flach- und Hügellande angehört, und die Berge bestehen auch meistentheils aus tertiären Formationen ***). Man kann die tief einschneidenden Flußthäler als Fortsetzungen der großen ungarischen Tiefebene betrachten. So liegt eins der größten, die am Vereinigungspuncte der beiden Morava's ausgebreitete Ebene von Kruschewacz, nur etwa 360′ über dem Meere †). Indessen wissen wir, daß die Gebirgszüge, welche die Grenze des Fürstenthums gegen das türkisch gebliebene Serbien bilden und, eingeschlossen von den Zuflüssen der Morava, sich zum Kopaunik erheben, eine alpine Höhe erreichen. So wie sie jedoch durch diese Flußthäler von den übrigen rumelischen Hochgebirgen getrennt werden, so können auch die Niederungen und Mulden, die sie umgeben, nicht mit den Ringbecken des Pindus verglichen werden. Ich habe einen Theil derselben vom Ljubatrin aus in weite Fernen mit dem Auge verfolgen können. Eine der größten von diesen Mulden ist das Amselfeld, »die ovale Ebene von Pristina, die 3 Stunden breit und 6—10 Stunden lang ist« ††). Sie wird

---

*) Nach v. Pirch's Berichte (s. dessen Reise in Serbien).
**) Nach v. Friedrichsthal's Messung: »ungefähr 3018′.«
***) Boué a. a. O. Bd. 2. S. 44.
†) Nach v. Friedrichsthal's approximativer Bestimmung.
††) Boué a. a. O. Bd. 2. S. 30.

von sehr verschiedenartigen Bergzügen eingeschlossen, nördlich von jenen serbischen Gebirgen, südlich vom Ljubatrin und den Hügelreihen von Prisdren und Uesküeb. Aehnliche Beziehungen finden in den übrigen serbischen Flußbecken statt.

Die dritte Hauptgliederung des Donauabhangs von Rumelien ist die bulgarische Ebene, die wir auf dem Wege nach Constantinopel durchschifften. Sie wird gegen Serbien durch jene Fortsetzung der banatischen Carpaten geschlossen, welche die Donau in ihren Engpässen schneidet. Diese reichen in ihrer Richtung nach Süden und Südosten bis zum Becken von Sophia, aber die Kette scheint südlich von der Donau nirgends zu einer alpinen Höhe anzusteigen, da sie »nördlich von Nissa dicht mit Eichen bewaldet ist« *) Die bulgarisch-wallachische Ebene, im Norden von den Carpaten, im Süden vom Balkan begrenzt, ist tertiär und wird gegen das schwarze Meer gleichfalls durch tertiäre Höhenzüge **) begrenzt. Eher könnten die beckenförmigen Verzweigungen dieses großen Tieflandes gegen Süden mit unsern Ringbecken verglichen werden, in sofern sie dem Systeme des Balkan angehören. Allein der Character dieses Gebirges ist von dem des Pindus und Scardus höchst verschieden. Es besteht aus mehren parallelen, von West nach Ost gerichteten Bergreihen, die sich von 2000′ bis zu 4000′ erheben und, durch Querspalten unterbrochen, Längsthäler einschließen ***). Erst am Westende des Balkans liegt das eigenthümliche Becken von Sophia, dessen Höhe Boué zu 1348′ bestimmte, das jedoch auch nur von Mittelgebirgen eingeschlossen zu werden scheint, nämlich von jenen serbisch-bulgarischen Carpaten, vom Scomius und dessen Verzweigungen zum Aemus.

Das südöstliche Rumelien, zu dem wir uns jetzt wenden, begreift zwei große Naturverhältnisse: das Stromgebiet der Maritza und das Gebirgsland von Ostmacedonien. Wir haben schon früher gesehen, wie das »große tertiäre Becken von Adriano-

*) Daselbst Bd. 2. S. 29.
**) Daselbst Bd. 3. S. 51.
***) Daselbst Bd. 3. S. 50.

pel« *) nicht durch Gebirgsspalten, sondern am Ostfuße der Rhodope die Maritza zum aegaeischen Meere entläßt. Gegen den Pontus und die Marmora wird es durch Hügelland geschlossen; auch gehört es nicht einem einzigen Bergsysteme an, sondern ist zwischen Aemus und Rhodope eingekeilt.

Der Orbelus hingegen mit den östlichen Zuflüssen des Vardar und den Flußgebieten des Strymon und Nestus enthält sowohl in seinem äußern Umkreise, als in seinem Innern eine größere Reihe von Mulden und Thalweitungen. Allein die erstern, z. B. die von Kostendil, Dubnitscha und Radomir, die Ebene von Mustapha und bei Ueskueb, die Deltaflächen des Vardar und des Nestus, stellen theils tief gelegene Lücken zwischen dem Systeme des Orbelus und andern Gebirgen dar, theils trennen sie dasselbe vom Meere. Die übrigen sind zu wenig bekannt, um sie mit den Ringbecken des Pindus vergleichen zu können. Doch haben die Thalweitungen des Strymon innerhalb des Orbelus, z. B. die von Melenik und Seres, schon das Eigenthümliche, daß sie nicht, wie jene, Quellengebiete, sondern Durchgangspuncte des Flusses sind.

Es bleibt uns nun noch übrig, die westliche und südliche Abdachung Rumeliens, d. h. die übrigen Gliederungen des Pindus und Scardus, mit dessen östlichen Ringbecken zu vergleichen. Daß die beiden Abhänge der centralen Pinduskette einen verschiedenen Naturtypus darstellen, läßt sich schon aus einer Bemerkung Leake's folgern, indem er im Allgemeinen ausspricht **), daß das östlich vom Pindus gelegene Land wegen »seiner tiefen reichen Dammerde« weniger Regen bedürfe, als der »leichte, steinige, kalkige Boden des größten Theils von Albanien,« so wie auch Pouqueville das ganze westliche Epirus als eine einzige, ungeheure Kalkmasse darstellt ***), während in Macedonien und Thessalien die Schiefergebirge vorwalten.

*) Daselbst Bd. 2. S. 51.

**) Northern Greece 4. p. 225. und 1. p. 307.

***) Voyage en Grèce 2. Uebersicht von Albanien: »toute la partie occidentale de l'Epire peut être considérée comme une masse

2.«

Ganz Albanien stellt sich Pouqueville als aus sieben Hauptseitenthälern des Pindus gebildet vor: allein diese Ansicht scheint sich mehr auf die Wasserscheiden zu gründen, als sie die Eigenthümlichkeit des merkwürdigen Landes mit einiger Genauigkeit darstellte. Wir kennen bereits die Alpenmasse des nördlichsten Gebiets und jene dichten Anhäufungen von Mittelgebirgen, welche, von den Alten Candavia genannt, nördlich von Elbassán und Ochridha den Raum zwischen dem Bertiscus und Scardus ausfüllen und von jenem durch den vereinigten Drin, von diesem durch die Dibren oder das Thal des schwarzen Drin getrennt werden. Aus der tiefen Lage *) des letztern, aus seinem langgestreckten Laufe am Fuße des Scardus geht es schon hervor, daß dieses Gebirge hier nach Westen keine alpine Nebenketten besitzt, daß daher diese Seite mit ihren kurzen, in den schwarzen und weißen Drin mündenden Querthälern ganz verschieden von der macedonischen gebaut sei. Allein auch in diesen Landschaften giebt es am äußern Saume des Mittelgebirgs einige ausgezeichnete Becken und Tieflandsbildungen. Das wichtigste ist die weite Ebene des weißen Drin zwischen Ipek und Prisdrén, die von den östlichen Ringbecken sich dadurch unterscheidet, daß sie, vom Bertiscus, Ducajín, Scardus und von der Hügelreihe zwischen Ipek und Priština eingeschlossen, nicht einem einzelnen Gebirgssysteme angehört. Aus dieser Ebene ergießt sich der weiße Drin in ein enges Thal, das, zwischen dem Scardus und Ducajín gelegen, als eine Fortsetzung des Dibrethals gelten kann, mit dem es an dem Vereinigungspuncte beider Ströme zusammenfließt. Der vereinigte Drin findet sodann einen Weg zuerst durch Gebirgsspalten des Ducajín's, dann zwischen diesem und dem Bertiscus, und erreicht zuletzt eins jener Vorlandsbecken **),

*) Nach Barletius ist der Canton der Dibren flach, erfüllt von ausgezeichneten Weiden, und hat Ueberfluß an Pferden, an Vieh, Getraide und Früchten aller Art. Diese Angabe finde ich bei Pouqueville angeführt.

**) Urquhart, der diese Gegenden längs der Küste von Berat bis Scútari bereiste, sagt: »die Ebenen nördlich von Berat bilden Becken, die von niedrigen Thonhügeln begrenzt werden.« Auch unterscheidet er die dieses

die längs der adriatischen Küste im Süden von Scútari in das candavische Gebirgsland eingreifen und der Reihe nach die Mündungsgebiete der Bojana, des Drin, des Matis, des Scumbi und anderer Küstenflüsse bis zum Beratinó begreifen. Der größte Theil von Oberalbanien zwischen Drin und Beratinó aber wird von dem Mittelgebirge des Ducajín und von dem »Urgebirge des Elbassán« *) ausgefüllt und, sollte sich das letztere auch zu alpinen Gipfeln erheben, so würde es doch wegen des Dibrethals von dem Systeme des Scardus wahrscheinlich getrennt werden müssen.

Südlich vom Elbassán ist das Thal des Devol und Beratinó als eigentliche Naturgrenze zu betrachten. So wie der Lauf des obern Devol den Scardus vom Pindus trennt, so scheidet er, ehe er in den Beratinó mündet, das oberalbanische Gebirge vom Tomoros. Bald aber tritt auch die Verschiedenheit zwischen der Centralkette des Scardus und Pindus hervor, daß nämlich jener ohne westliche Nebenketten sich kühn aus dem Dibrethale erhebt, dieser hingegen mit seinen westlichen Verzweigungen über Mittel- und Süd-Albanien sich ausdehnt.

Wenn die Höhe, zu der die Spitzen des Elbassán ansteigen, bis jetzt ungewiß bleibt, so wissen wir dagegen vom Tomoros mit Bestimmtheit, daß er ein alpines Gebirge ist. Vom südlichen Scardus habe ich zu seinen kühnen Gipfeln hinübergeblickt. Pouqueville spricht **) von schneebedeckten Kämmen und Eismassen im Gegensatze zu den bewaldeten Abhängen: aber viel genauer sind die Nachrichten Leake's ***). Der Tomoros ist ein kreisförmig gestaltetes Massengebirge, nur etwa 5 g. Meilen lang und breit, aber mit erhabenen Gipfeln, an denen vom Junius bis zum September Sennwirthschaft getrieben wird. Dieses Gebirge wird genau von den beiden Flüssen Devol und Uzumi umkreist,

---

Land durchstreifenden Kalksteinketten von der »Mittelreihe des Pindus« (The Spirit of the East 2. p. 217.).

*) Boué a. a. O. Bd. 3. S. 52.

**) Voyage en Grèce I. p. 236. u. 298.

***) Northern Greece 1. p. 348 etc.

die sich zuletzt vereinigend den Beratinó bilden. Rückwärts gegen Osten würde es mit dem Pindus völlig zusammenfließen, wenn es nicht hier durch das Becken von Corydgia, das sich nach Norden gegen den Devol öffnet, 4 g. Meilen lang und 1—2 breit ist, davon getrennt wäre. Die Verbindung des Tomoros und Pindus wird nur im Süden dieser Thalebene durch einige Höhenzüge bewirkt *), und wir können daher den erstern als ein kleines für sich bestehendes, ohnehin eigenthümlich gebildetes System betrachten. Um so weniger kann die Ebene von Corydgia mit den östlichen Ringbecken verglichen werden, deren Engpässe ihr gleichfalls fehlen. Betrachten wir dagegen den nördlich von diesem Thale gelegenen Theil des Elbassán, so erhalten wir dadurch eine bestimmtere Anschauung dieser Gebirgsverhältnisse. Da das Becken von Corydgia nur durch Berge von geringer Höhe**) vom See von Ochridha getrennt wird, so kann man sich das Dibrethal bis zum Südende des Corydgia natürlich fortgesetzt vorstellen. Demnach findet sich unmittelbar am westlichen Fuße der Centralkette ein ungeheueres Längsthal, das mehr als 20 g. Meilen lang sich aus der Breite von Castoria bis zum Nordende des Scardus erstreckt, das aus den Thälern von Corydgia, den Dibren und dem untern Laufe des weißen Drin gebildet und westlich vom Tomoros, Elbassán und Ducajin begrenzt wird.

Das nächste Glied der albanischen Bergzüge wird durch den langen, nordwestlichen Stromlauf der Viosa bezeichnet. Von hieraus werden die westlichen Verzweigungen des Pindus für die Structur des Landes bedeutend. Zwischen den Zuflüssen des Beratinó und der Viosa scheint nur Hügelland sich auszubreiten. Die erste Hauptverzweigung löst sich vom Pindus der Cambuni-

---

*) Daselbst I. p. 391.

**) Daselbst I. p. 342. Diese für die albanische Orographie wichtige Stelle lautet: The plain of Korytzá is about 20 miles long and from 6 to 10 wide, terminated at either end by hills of no great height, of which those to the northward furnish an easy passage into the great valley of Akridha, which is occupied in great part by the lake anciently named Lychnidus etc.

schen Kette gegenüber bei Mézzovo ab und durchläuft Albanien als mittelhohe Kette in nordwestlicher Richtung, indem sie das obere und mittlere Thal der Wiosa südlich begrenzt. Dieser Fluß nämlich entspringt bei Mézzovo im Grunde eines Längsthals des Pindus, welches theils durch die hier nach Südost gebogene Centralkette, theils durch jene Nebenkette gebildet wird. Die Schluchten am Ausgange dieses Thals unterhalb Conidscha *) scheiden den obern Lauf der Wiosa von dem mittlern, der bis Clissura reicht, wo der Fluß noch einmal durch Engpässe **) sich hindurchwinden muß. Die Thalsohle der mittlern Wiosa wird durch Bergzüge begrenzt, denen der alpine Character fremd ist. Jene Seitenkette des Pindus, die unmittelbar und steil vom südlichen Ufer des Flusses sich erhebt, führt hier den Namen Nemertschica und wird von Leake nur auf 2—3000′ geschätzt ***). Bei Clissura wird sie selbst von der Wiosa durchschnitten und verflacht sich darauf am rechten Ufer dieses Flusses gegen das adriatische Meer. Der untere Lauf desselben, den man auch von der Thalsohle des südlichen Nebenflusses Dryno rechnen kann, wird schon von den acroceraunischen Bergen berührt, bis er die Vorlandsebene am Meere erreicht. Diese ist die größte Ebene †) von Albanien, die sich längs der Küste von der Mündung des Scumbi bis Avlona erstreckt und sowohl durch den Beratinó, als durch die Wiesa bewässert wird. Wahrscheinlich umsäumt sie auch da, wo sie gegen den Tomoros am tiefsten in das Land einschneidet, jene merkwürdige Karstkreideformation, die ich von der Mündung des Drin bis Dalmatien verfolgt habe, die sich aber nach neuern Nachrichten von der adriatischen und jonischen Küste über das ganze südliche Albanien, den Pindus selbst und durch den größten Theil

---

*) Diese Schluchten liegen, ohne daß dies auf Leake's Charte ausgedrückt wäre, nach dem Zeugnisse Pouqueville's bei Avoritschiani. Hier werde das Wiosathal so eng, daß der Fluß dasselbe ganz ausfülle (Voyage en Grèce I. p. 200.).

**) Daselbst p. 222.

***) Northern Greece I. p. 394.

†) »Des plaines spacieuses et fertiles« (unterhalb Berat). Pouqueville Voyage en Grèce I. p. 311.

von Griechenland mit den bekannten gleichartigen Bodenverhältnissen verbreitet.

Hierzu gehört nun auch das große, wilde, acroceraunische Küstengebirge, welches südlich von Avlona das ganze südwestliche Albanien ausfüllt und die ungastlichen Gestade des Landes von dieser Seite abschließt. Die zerrissenen Kalkmassen dieser weitläuftigen Berglandschaften mit ihren tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten tragen auf ihren höchsten Gipfeln Coniferenwälder und erheben sich nach einer Schätzung Pouqueville's bis zu 4200' *). Die verwickelten Höhenverhältnisse dieses Theils von Albanien sind übrigens zu wenig studirt, um eine klare Einsicht in die Ausbreitung der acroceraunischen Gebirgsformen gegen das Innere des Landes zu gewähren. Am einfachsten läßt sich der Raum, der hier einer spätern Forschung bedürftig ist, übersehen, wenn man annimmt, daß dieses System durch den Dryno, das Becken von Jánina und das Thal der Arta gegen den Verzweigungen des Pindus begrenzt werde. Mit dieser Hypothese steht es in Uebereinstimmung, daß die von dieser Linie umschlossenen Küstenflüsse, im Gegensatze zu dem Flußgebiete der Viosa und zu der südwärts strömenden Arta, eine analoge, südwestliche Richtung, in rechtwinklig auf die acroceraunische Gebirgsaxe gestellten Querthälern ausgedrückt, behaupten. Auch ist wenigstens so viel gewiß, daß alle außerhalb dieser Linie gelegenen Bergzüge dem Pindus angehören. Wir wenden uns nun zu diesen, indem wir auf den Punct zurückkehren, wo die Nemertschica sich von der Centralkette ablöste.

---

*) Voyage en Grèce I. p. 48. Bei der bekannten Unzuverlässigkeit Pouqueville's und bei seinem Mangel an eindringlicher Erkenntniß physischer Verhältnisse bemerke ich übrigens, daß ich nur einige seiner speciellen Beobachtungen, nicht aber seine allgemeinere Darstellung habe benutzen können. Auch die hier angeführte Höhenschätzung der acroceraunischen Gebirge paßt wahrscheinlich nur auf den südlichen Theil derselben. Höher scheinen sie in der Nachbarschaft des Viosathals anzusteigen. Denn hier liegt zwischen Tepeleni und Avlona der graue Berg, Griva im Albanischen, der nach Leake seinen Namen davon hat, daß er fast das ganze Jahr mit Schnee bedeckt ist (Northern Greece I. p. 32.).

Hier, wo die Hochgebirgslandschaft von Zagori liegt, befindet sich einer der wichtigsten Gebirgsknoten des Landes. Denn so wie daselbst an der Ostseite des Pindus die Salamvria und ein Nebenfluß der Bistritza ihre Quellen haben und dazwischen die Cambunische Kette beginnt, so entspringen an dem Westabhange außer der Viosa auch noch die Arta und der Aspropotamo in derselben Gegend: dem südrumelischen Gotthard, der sein Gewässer in fünf Stromgebiete abscheidet.

Da zwei in entgegengesetzter Richtung zur Viosa und Arta abfließende Bäche in einem Thale sich fast berühren, welches, südlich von der obern Viosa, von der ersten Hauptseitenkette und von dem aus dem See von Jánina fast senkrecht und 2500′ hoch über das Thal emporsteigenden Mitschikeli gebildet wird, so wird dieser letztere Berg dadurch von der Centralkette ganz abgesondert. Der Mitschikeli bildet daher eine einzelne Gebirgsgruppe zwischen den Gebieten der Viosa und Arta und zwischen dem Becken von Jánina, das andererseits von den Vorbergen des Acrocerаunischen Systems eingeschlossen wird. Dieses ebene Becken, 8 Stunden lang und im Durchschnitt 2 Stunden breit *), gehört zu denjenigen, die, rings von Höhen umschlossen, ihr Wasser nur durch Catavothren abfließen lassen, oder es durch Verdunstung verlieren: seine Structur stimmt daher im Wesentlichen mit den Seebassins von Ostrovo und Castoria im Canalvischen Gebirge, nicht aber mit den größern Ringbecken überein.

Zwischen den Thälern der Arta und des Aspropotámo verläuft die zweite Hauptseitenkette des Pindus, die gleich der ersten in der Nähe von Mézzovo sich an den Gebirgsknoten anschließt. Ihre Richtung ist aber von allen bisher betrachteten verschieden, indem sie in weiter Erstreckung der Centralkette parallel verläuft und dadurch den Stromlauf des Aspropotamo in einem gegen 20 g. Meilen langen Längsthale bedingt. Stellen wir dieses mit der großen Thalbildung am Westfuße des Scardus zusammen, so erhalten wir eine allgemeine Idee über den Gegensatz

*) Leake Northern Greece 4. p. 131. Daselbst auch die angeführte Schätzung der Höhe des Mitschikeli über Jánina.

beider Abhänge der Centralkette, so daß dieselbe gegen Macedonien und Thessalien weite Becken und ringförmige Nebenketten besitzt, gegen Albanien hingegen mit ihrem Fuße ausgedehnte Längsthäler berührt.

Es bleibt uns noch übrig, Einiges über die südliche Gliederung des Pindus zu bemerken, wo derselbe gleichfalls zur Bildung verschiedener Kessel und Mulden Anlaß giebt. Indem sich die Hauptkette hier zu einer Reihe von strahlenförmig geordneten Nebenketten aufstößt, werden dadurch Thäler und Becken gebildet, in denen die alte griechische Cultur sich nach ihren Stämmen und Dialecten von einander sonderte.

Unter diesen um den Klytzos, die Südspitze der Centralkette, geordneten Gebirgen ist von Osten nach Westen die erste Hauptkette die schon erwähnte Südscheide des thessalischen Beckens, die sich gegen Osten zum Othrys erstreckt. Dieser läuft eine zweite ziemlich parallel über den Oeta zum Cnemis und begrenzt dadurch das Thal des Ellabha und den Golf von Zeitun. Hierzu gehört das Litoral der Thermopylen und der abgesonderte Theil des Gebiets von Locris. Mit der Othryskette sehen wir demnach die Reihe der Ringbecken geschlossen.

Die dritte östliche Kette Livadiens verbindet den Pindus mit dem Parnaß und verfolgt sodann über den Helicon und Kithaeron die Richtung gegen Attica. Sie interessirt uns am meisten, weil hier eine Kesselbildung wiederkehrt. Zunächst bildet sie mit der vorigen das Thal des Kephissos, die Landschaften Doris und Phocis. Dieses Thal aber wird östlich durch Engpässe, durch die Schluchten von Chaeronea, geschlossen *), die der Kephissos durchströmt, um in den See Copais zu gelangen. Hierauf folgen die beiden Kessel von Boeotien. Der nordwestliche mit dem See Copais und der einstigen Stadt Orchomenos wird durch die an der Küste sich wiederum vereinenden Glieder der Cnemis- und Parnaß-Kette ganz bis auf Catavothren geschlossen und wiederholt daher den Typus von Janina. Aehnlich verhält sich der südöstliche Kessel unweit Theben, der den geringen See Likaris einschließt.

---

*) Leake Northern Greece 2. p. 158.

Südwärts folgen die Thalebenen von Plataea, deren Flußbetten die Glieder der Parnaßkette zu beiden Seiten gegen den Golf von Corinth und gegen den Canal von Euboea durchschneiden *). Der südliche Schlußstein dieser Thäler ist der Kithaeron, der als Hauptfortsetzung des Parnaß mit dem Parnes die Scheidewand gegen Attica bildet. Attica endlich und Megaris stellen eine bergige Landschaft mit einzelnen Tiefflächen am Meere dar, die größtentheils mit immergrünen Sträuchern bewachsen ist **).

Die westlichen Auflösungsglieder des Pindus bestimmen endlich durch das Flußgebiet des Phidaro und den untern Stromlauf des Aspropotamo die Landschaften Aetolien und Acarnanien und sondern das Küstenland von Locris ab. Hier finden wir regelmäßigere Ketten- und Thal-Bildung, oder Hügelland und Seeebenen, aber keine Andeutung von Ringbecken in dem engern Sinne, den wir damit verbunden haben.

Nachdem wir nunmehr in ganz Rumelien uns vergeblich nach einer Wiederholung dieses eigenthümlichen Naturtypus umgeblickt haben, so überlassen wir Andern die Beantwortung der Frage, ob dieses Verhältniß sich an allgemeinere geologische Ursachen anschließen möge. Wir wiederholen noch einmal das Characteristische solcher Ringbecken in dem einfachsten Ausdrucke, daß eine kreisförmige Urgebirgskette die eingeschlossene wagerechte Alluvial-Ebene um das Vier- bis Sechsfache nach allen Seiten an Höhe übertreffe, und wir gestehen, daß wir uns vergebens bemüht haben, solche Thalbildungen in andern Gebirgen wiederzufinden. Denn wo ist das Plateau, das ein solches Niveauverhältniß zu seinen Randgebirgen darböte? Die Hochebene von Südbaiern (über 1500′) müßte von einer 9000′ hohen Gebirgskette eingeschlossen sein: um von den so viel höher gelegenen Plateaus Asien's und America's nicht zu reden, deren Randketten das eingeschlossene Niveau selten um mehr als das Dreifache übersteigen. Niedrigere Hochebenen aber, wie die von Böhmen, die dem an-

---

*) Daselbst p. 228.

**) Daselbst p. 387.

gegebenen Niveauverhältnisse näher kommen, entbehren größtentheils des alpinen Characters, indem ihre Gebirge selten über die Baumgrenze sich erheben, wie dies, abgesehen von einzelnen Senkungen und Einschnitten, durchaus im Scardus und Pindus der Fall ist. Unwillkührlich erinnert die Gestalt dieser ringförmigen Hochgebirgsketten an die Structur der Mondberge, und bekanntlich hat man schon einige Versuche gemacht, ähnliche Bildungen auf unserm Planeten nachzuweisen.

Vierzehntes Capitel.

Besteigung des Ridgé.

Oberes Thal der Voda. Paß zum Kessel von Ostrovo. Das Cariöl und dessen See. Ostrovo. Eichenregion des Ridgé. Geognostisches Profil. Buchenregion. Alpine Vegetation des Ridgé. Aussicht von einem der Gipfel. Uebergang über den Ridgépaß in das Ringbecken von Bitólia. Cruscherat. Ankunft in Bitólia.

Nach einem sehr herzlichen Abschiede von dem Bischofe, der mir versicherte, er werde mich den ganzen folgenden Tag mit seinem Fernrohre auf dem Gipfel des Ridgé aufsuchen, ritt ich um 2 ᵘ Nachmittags aus Vódena fort, in der Hoffnung, das Städtchen Ostrovo vor einbrechender Dunkelheit zu erreichen. Ein niedriger Paß der Bermischen Kette muß auf diesem 5 t. Stunden langen Wege überstiegen werden, um aus dem Delta des Vardar in den eingeschlossenen Kessel von Ostrovo zu gelangen. Das obere Querthal der Voda steht beinahe rechtwinklig auf der Gebirgsaxe und führt daher zunächst in westlicher Richtung dem Passe entgegen. Ueber den Grat, der das Thal schließt, ragt der Gipfel des Ridgé frei empor und bleibt von Vódena aus eine Zeit lang beständig sichtbar: denn mag der Thalweg auch schlängelnd sich bewegen, so kehrt er doch immer in die gegen den Ridgé gewendete Richtung wieder zurück. Rechts und links wird derselbe von

den Gebüsch tragenden oder bewaldeten, niedrigen Nebenketten eng eingeschlossen.

Sobald ich in dem ehemaligen Flußbette zu der Höhe der zweiten Thalstufe hinaufgestiegen war, erblickte ich den obern Wasserfall der Voda dicht vor mir. Er ist gegen 50′ hoch, aber wasserreicher, als die so zahlreich gespaltenen Cascaden von Bódena. Ich hatte die obere Felswand zu untersuchen keine Gelegenheit, allein Boué, der die Tuffbildung dieses Thals bereits beschrieben hat *), bemerkt, daß der Travertino, womit dasselbe incrustirt sei, sich von Bódena bis nach Tiavo erstrecke. Hierdurch wird es wahrscheinlich, daß die obere Thalstufe, welche den See von Tiavo einschließt, die früher als die zweite Epoche der Geschichte des Thals bezeichnete Gestaltung in gewisser Beziehung noch gegenwärtig darstellt. Wir nahmen an, daß der See von Bódena sich durch die untern Wasserfälle einen Abfluß eröffnete. Hier finden wir noch jetzt einen bereits großentheils mit Röhricht **) überwachsenen See und weiter abwärts im Thale die Wasserfälle. Wird jener See einstmals ganz ausgefüllt sein, so wiederholt die obere Thalstufe genau die Verhältnisse der untern, und nur der Travertino bleibt als Denkmal dieser physischen Vorgänge übrig. Wie sehr die Kalkformationen des Pindus solche historische Aenderungen der Oberfläche in den Thalwegen begünstigen, dafür gewährt besonders der See von Jánina ein denkwürdiges Zeugniß, der von den alten Schriftstellern niemals erwähnt wird und jetzt, bei einer Tiefe von wenigstens 30′, einer Größe von 3—4 Quadratstunden, nur einen unterirdischen Abfluß besitzt ***). War derselbe in den heidnischen Zeiten noch nicht vorhanden, so wäre seine Geschichte der der Voda gleichsam entgegengesetzt, oder wir könnten die erste Epoche der letztern mit

*) Berghaus Almanach Bd. 2. S. 49. Boué schreibt mit den Charten Teiovo: ich hörte von meinen Führern Tiavo, späterhin jedoch auch Techovo.

**) Arundo phragmites L. Scirpus lacustris L. Cyperus longus L. Auf dem See schwamm Nymphaea alba L. oder Nuphar luteum Sm.

***) Leake Northern Greece 4. p. 134.

dem alten Flusse von Jánina und seinen geräumigen Catavothren vergleichen, dessen jetzigen See mit dem ersten Zeitraume der zweiten Epoche, einer Seebildung und verengten Catavothren, und endlich den See von Tiavo mit einem zweiten Zeitraume, einem See mit Wasserfällen, während die heutige Stadt Bódena die dritte Epoche darstellt, in der auch der See verschwunden ist und nur die Cascaden übrig bleiben.

Von dem obern Wasserfalle steigt man allmählig eine starke halbe Stunde bis zum Niveau des Sees hinauf. Das Dorf Tiavo bleibt rechts, am nördlichen Ufer des Sees, während die Straße sich längs des südlichen Thalabhangs fortzieht. Am See erweitert sich das Thal um das Dreifache und verliert von jetzt an die frühere Regelmäßigkeit. Ziemlich eben erstreckt es sich zwar noch zwei Stunden weit (3ʰ — 5ʰ) in gleicher Richtung nach Westen, aber die Berge zu den Seiten sind weniger kettenförmig geordnet, eingesetzte Hügel erheben sich aus der Thalsohle, offne Nebenthäler hindern den Eindruck, daß der Weg einer Querspalte des ganzen Gebirgsstocks zu dessen Hauptpasse folgt. An dem Puncte, wo er den Thalweg verläßt und wo die Kalkformation aufhört, steht ein Wachtposten (Caravul), wo der Reisende die Papiere vorzeigen muß.

Der Kalkstein, der sich demzufolge 3 Stunden weit von Bódena bis an das Schiefergebirge des Passes erstreckt, und von dem Boué vermuthet *), daß er zur Kreideformation gehöre, ist von grauer Farbe, dichtem Gefüge und in steilen Schichten, wie es scheint im Sinne des nahe westlich gelegenen Nidgé, aufgerichtet. Diese Formation zeichnet sich besonders durch das Auftreten von Felsgruppen und kleinen Wänden aus, von denen diese, gewöhnlich in der Nähe des Bergkamms, aus der dichten Vegetation einzeln hervortreten. Diese kleinen, senkrechten Abstürze, die immer nur einen geringen Theil des ganzen, sanft geneigten Abhangs einnehmen, kann man mit ähnlichen Bildungen in der Juraformation der rauhen Alp vergleichen, und mich er-

*) Boué a. a. O. S. 43.

innerte dieses Thal an ein ähnliches, das bei Urach gegen das Neckarthal sich öffnet.

Was die hier vorwaltenden Gewächse betrifft, so haben wir nunmehr die Grenze der immergrünen Region überschritten und werden sie im innern Macedonien nicht wieder berühren *). Auch sind die Gewächse des Thals von denen der Felsabhänge von Wódena verschieden. Es tritt hier fast dieselbe Vegetation auf, welche wir auf dem kleinen Plateau von Ainadgik in Thracien (Bd. 1. S. 117.) kennen lernten und die wir als eine Uebergangsformation zwischen der mittelländischen und mitteleuropäischen Flora betrachten können. Denn sie besteht zwar größtentheils aus Gesträuchen, die diesseit der Alpen nicht gefunden werden, allein gerade die characteristischen Formen des Südens, die des Lorbeers, der Erica, der Cisten und der Genisteen fehlen gänzlich. Wir werden sehen, daß die hier gedeihenden Sträucher sich zum Theil weit in das höher gelegene Land verbreiten, obgleich dasselbe weder Südfrüchte erzeugt, noch irgendwo den physiognomischen Typus der südeuropäischen Küsten und Tiefebenen darbietet. Denn in ihrem Einflusse auf den Landschaftscharacter stimmen sie, wiewohl der Art nach verschieden, doch mit den Gesträuchen des Nordens überein. Die einzige immergrüne Form, der Buxbaum, gehört gerade zu den Gewächsen, die auch diesseit der Alpen in Deutschland gedeihen. Drei Arten, die an den Küsten eine große Verbreitung haben, der südeuropäische Ahorn, die Ornusesche und Cercis, finden in diesem Thale ihre äußerste Gebirgsgrenze.

Diese Formation **) wird hier durch eine Baum- und eine

*) Ueber die Verbreitung der mittelländischen Flora in Südrumelien vergl. die zweite Note am Schlusse des Bandes.

**) Vorherrschend: Juglans regia L. oder Quercus Esculus L. — Nächst diesen am häufigsten: Ostrya carpinifolia Scop. Cornus sanguinea L. Buxus sempervirens L. Stellenweise gesellig: Acer monspessulanum L. Corylus Colurna L. Cercis siliquastrum L. Zerstreut: Fraxinus Ornus L. Paliurus aculeatus Lam. Die Lianen sind: Clematis Flammula L. Vitis vinifera L. Periploca graeca L. Die blühenden

Strauch-Art in zwei Gruppen getheilt, von denen jene wahrscheinlich ursprünglich angepflanzt, aber häufig verbreitet ist: der Wallnußbaum, der sich allein aus der dichten, üppig wuchernden Gesträuchdecke erhebt. Die andere, durch ihr geselliges Wachsthum characterisirende Art ist jene Eiche mit behaartem, im Winter abfallendem Laube (Bd. 1. S. 172.), die in einem großen Theile des östlichen Rumeliens eine kleine Mittelregion zwischen der Küstenflora und den Gebirgswaldungen bildet, namentlich in Thracien und den beiden nördlichen Ringbecken des Strudus verbreitet. Die übrigen außer den genannten mit dieser Eiche im Thale der Voda vorkommenden Gesträuche sind Hopfenbuchen, Christdorn, Colurnanüsse und Corneelkirschen. Sie werden überall von Lianen durchrankt, unter denen die seltne, merkwürdige Periploca auszuzeichnen ist, deren saftgrüne Syringenblätter ganz eigen gegen die gelbgrünen Blüthen abstechen, von denen jedes Blumenblatt innen mit zwei schwarzbraunen Bändern gezeichnet ist. Einige eigenthümliche Kräuter wachsen an den Kalkfelsen, eine gemeine Salveiart bedeckt die Raine längs der Thalsohle.

Eine solche Vegetation verbreitet sich an den Thalgehängen zwei Stunden Wegs von Vódena. Hier beginnt der Wald, die zweite und letzte Region auf dem Wege nach Ostrovo: denn derselbe erstreckt sich, von Wiesen und Feldern unterbrochen, bis zur Höhe des Passes, die ich, auf die Messung von Ostrovo mich stützend, ungefähr auf 1700′ schätze. Hiernach würde ferner die Grenze beider Regionen mit einer beiläufigen Erhebung von 1300′ zusammenfallen.

In dem Hochwalde der Bermischen Kette wachsen hier hauptsächlich zwei Laubholzarten, die sich zu einem schmalen, untern, und einem obern Gürtel von einander absondern. Der untere besteht aus Silberlinden *), einem vortrefflichen, hochstämmigen

---

Kräuter: Haplophyllum patavinum Juss. Erysimum cuspidatum DC. Saponaria glutinosa MB. Salvia verticillata L.

*) Tilia argentea Desf. Bisher ist dieser Baum in einigen südlich vom Plattensee gelegenen Comitaten, in Slavonien und Croatien, sodann im

durch die Fülle der Aeste und das grossblättrige Laub ausgezeichneten Waldbaume, dessen Verbreitung so eigenthümlich auf eine enge Zone vom Plattensee in Ungarn bis hierher eingeschränkt ist und der selbst in den griechischen Gebirgen nicht gefunden wurde. Diese Linde gleicht im Wuchse und in der Blattform den gewöhnlichen Arten, von denen sie durch die weiße Silberfarbe der untern Blattfläche leicht zu unterscheiden ist. Sie erscheint besonders characteristisch für die Flora des westlichen Macedonien, weil sie nur in einer sehr bestimmten und schmalen Gebirgsregion vorkommt und daselbst unvermischte Waldungen bildet. Sie nimmt nämlich stets den Raum zwischen den strauchartigen Eichen mit abfallendem Laube und dem Hochwaldgürtel ein, der wiederum zunächst andere Eichenarten enthält. So bildet sie an den etwa 12—1500′ hoch zu schätzenden Abhängen der Bermischen, wie der Babuna-Kette, das unterste Glied der mitteleuropäischen, der Laubwald-Region, welche abwärts die so eben characterisirte thracisch-macedonische Uebergangsregion berührt.

Auch der prächtige Eichenwald, der auf die Linden folgt, macht uns mit neuen, bisher nicht angetroffenen Formen der macedonischen Flora bekannt. Er besteht fast durchaus aus Cerris-Eichen *), die zwar ein weicheres Holz liefern, aber in ihrem Wuchs den nordischen Eichen nicht nachstehen. Auch das Laub, das sie im Winter verlieren, gleicht dem der letztern, von denen sie leicht durch die rückwärts gekrümmten Schuppen, die den kleinen Becher am Grunde der Eichel bedecken, unterschieden werden können. Eine noch schönere, ganz eigenthümliche Blattgestalt gehört einer andern Eiche an, die in diesem Walde einzeln unter den erstern vorkommt. Dies ist die berühmte griechische Belani-Eiche **), deren Früchte die aller andern Arten an

---

Banat und in Siebenbürgen gefunden. Eine Abart in der Sammlung des Herrn v. Friedrichsthal rührt vom Berge Avala in Serbien her. Wahrscheinlich ist die Hauptverbreitung dieser Linde in Rumelien, wiewohl ich sie weder ostwärts vom Vardar, noch westlich von der Centralkette angetroffen habe.

*) Quercus Cerris L. (Clus. hist. 1. p. 20. fig. 1).

**) Qu. Aegilops L. (Oliv. Voy. 1. t. 13).

Größe weit übertreffen und bekanntlich wegen ihrer Anwendung in der Färberei einen nicht unbedeutenden Handelsartikel ausmachen. Von denen, die die Früchte dieser seltenen, auf die östliche Halbinsel und Klein-Asien eingeschränkten Eiche nicht gesehen haben, wird sie oft mit den vielformigen Abarten der vorigen verwechselt, allein auch die Gestalt der Blätter ist ganz verschieden und hat eine größere Aehnlichkeit mit der ächten Castanie, als mit jener. Zusammenhängende Wälder bildet sie in Macedonien und Nordalbanien, so viel ich beobachtet habe, nicht. Außer diesen beiden Eichen kommen in dem Hochwalde auch Ulmen *) vor und eigenthümliche Schattenpflanzen gedeihen unter dem hohen Laubdache.

Je größer der Raum wird, den die Thalsohle und deren Verzweigungen einnehmen, desto mehr dehnen die Wiesen und Felder zwischen den bewaldeten Bergabhängen sich aus. Die Felder waren hier mit Hafer **) bestellt, aber die Wiesencultur waltet bedeutend vor. Man war eben mit der Heuernte beschäftigt, also gerade in derselben Jahrszeit, wie in Norddeutschland, was auch den climatischen Character dieser Bergregion bezeichnet. So blieben die Gewächse dieser Wiesen mir unbekannt und nur einige Labiaten, die, von der Sense verschont, längs des Weges blühten, geben eine Vorstellung davon ***).

In der Nähe des Wachtpostens scheint es, als ob ein niedriger Bergrücken von Süden quer in das Thal eingeschoben sei, hinter dem dieses sich nordwärts den Blicken entzieht. In der Folge aber zeigt es sich, daß diese Höhe das Gebirgsjoch selbst ist, das sich hier so tief zwischen den beiden alpinen Gipfeln des Turla und Nidgé einsenkt. Man läßt das Thal zur Rechten und reitet die Höhe sehr allmählig (5^{A} — 6^{A}) hinan. Die Beziehung derselben zur Hauptkette des Gebirgs verräth sich durch die geo-

*) Ulmus campestris L. — Salvia nutans L. Linum decoloratum nov. sp.

**) Avena sativa L.

***) Salvia Sclarea L. S. verticillata L. Marrubium peregrinum L.

gnostische Formation: denn vom Wachtposten bis zur Ebene von Ostrovo reicht Talk- und Glimmer-Schiefer. Auf der westlichen Seite des Passes führt ein Défilé rasch (6^h — 6^h 30′) zum Ufer des See's von Ostrovo hinab.

Die Höhe dieses Bergrückens ist breit und eben genug, um einen Ueberblick über die orographischen Verhältnisse der benachbarten Gegenden zu gestatten: denn die beiden erwähnten so viel höhern Gebirgsstöcke liegen von dem Passe in einer solchen Entfernung, daß man sie als den Hintergrund einer weitläufigen Landschaft betrachten kann. Ich will indessen, um dieselbe kürzer characterisiren zu können, gleich hinzufügen, was ich erst später theils von höhern Standpuncten, theils durch Erkundigung zu ermitteln vermocht habe: denn es handelt sich hier um nicht unbeträchtliche Fehler auf den bisherigen Charten. Gehen wir von dem schon Bekannten aus, so lernten wir die Voda als Abfluß des See's von Tiavo kennen: nach allen Charten durchfließt sie denselben nur, kommt schon durch den See von Ostrovo und hat ihre Quellen im südwestlichen Theile des Kessels noch jenseit Caliari. Diese Angabe beruht auf einem Irrthume: der Paß, den wir eben überschreiten und der den Turla und Nidgé verbindet, ist auch die Wasserscheide zwischen dem Flußgebiete des Vardar und dem Kessel von Ostrovo. In den See von Tiavo fließt durch das Thal neben dem Wachtposten vorüber nur ein kleiner Bach, der Caracaja (d. h. schwarzer Fels) genannt wird. Dieser entspringt an dem östlichen Abhange des Passes, an der westlichen Seite hat ein anderer Bach seine Quellen, der nach Südwest in den See von Ostrovo fließt.

Erinnern wir uns nun, daß der Kessel von Ostrovo und Caliari, den die Türken das Sarijöl (d. h. den gelben Landsee) nennen, westlich von der Canalvischen, östlich von der Vermischen Kette begrenzt wird, so ist zur weitern Orientirung hinzuzufügen, daß diese länglichte, von Bergen umschlossene Ebene etwa 6 Stunden lang und im Durchschnitt 2 Stunden breit sich wie ein Längsthal der Centralkette des Pindus parallel, wiewohl durch das obere Grevenó davon getrennt, von Norden nach Süden erstreckt. Den Schlußpunct im Norden bildet der Nidgé

selbst, im Süden die Höhenzüge zwischen Caliari und Sójani, die gleichfalls die Canalvische und Bermische Kette verbinden. Diese Verhältnisse sind auf Leake's Charte von Macedonien mit Ausnahme jener irrigen Flußverbindung bereits ziemlich anschaulich dargestellt, allein noch bleibt ein großer Irrthum zu berichtigen übrig. Ich war sehr erstaunt, als ich von dem Passe in das Thal von Ostrovo hinabblickte, hier einen großen Landsee vor mir zu sehen, den ich gar nicht erwartete. Denn da auf der Cotta'schen Charte die Schroffirung desselben vergessen ist, so hatte ich ihn ganz übersehen, und außerdem ist sein Umfang so viel bedeutender, als irgend eine Charte ihn darstellt, daß ich diesen Gebirgssee nicht ohne Grund als eine geographische Entdeckung begrüßen mochte.

Der See von Ostrovo, der auf Leake's Charte nur etwa eine Stunde lang und halb so breit gezeichnet ist, gehört zu der Reihe der bedeutendsten Landseeen von Rumelien. Er erstreckt sich von Ostrovo bis Caliari, drei Stunden von Norden nach Süden ausgedehnt. Die Verbindungsstraße beider Ortschaften folgt dem östlichen Gestade des See's und deren Länge beträgt wegen der Krümmungen des Ufers vier t. Stunden. Er bedeckt daher einen großen Theil des Kessels von Sarijöl, der alten Landschaft Eordaea. An seinem nördlichen Ende ist der See eine Stunde breit und er scheint sich nach Süden nur wenig zu verschmälern. Nahe bei Ostrovo erhebt sich ein kleines Eiland aus der Wasserfläche, worauf eine Moschee erbaut ist. Durch ein temporäres Wachsthum dieses See's, der demzufolge ungefähr eben so groß ist, als der von Jánina, kann sein Umfang nicht erklärt werden, weil seine Tiefe bedeutend ist und nach den von mir eingezogenen Nachrichten an einigen Orten nicht weniger als 14 Klafter betragen soll. So wie der Bach von Ostrovo von Norden in den See mündet, so der Fluß von Caliari an dessen südlichem Endpunct. Durch eine Stelle des Livius und, wie es scheint, durch die in benachbarten Gegenden ihm gewordene Nachricht, daß bei Caliari ein See vorhanden sei, ist Leake zu der Vorstellung gekommen, daß in diesem Kessel zwei verschiedene kleine Seeen existirten, einer bei Ostrovo und ein anderer bei Caliari, und daß der letztere der

Lacus Begorrites der Alten sei. Ich habe keine Gründe, es in Zweifel zu ziehen, daß noch ein kleiner See sich südlich von Caliari befinde, wiewohl ich vom Ridgé nur den einzigen gesehen habe, der fast den ganzen Kessel erfüllt: allein durch diese Ausdehnung des letztern wird es klar, daß die Landschaft Sarijöl diesem ihren Namen verdanke, und es steht nichts der Meinung im Wege, daß dieser See der Begorrites selbst sei. Dessen Lage geht nämlich aus dem Marsche des Perseus *) hervor, der mit seinem Heere in zwei Tagen von Niágosta (Citium) in das Becken von Grevenó an den Haliacmon gelangte. Dieser Weg führte ihn daher durch den südlichen Theil des Sarijöl, und hier berührte er auf halbem Wege den großen Landsee Begorrites.

Aus dieser Quelle nun können wir gleichfalls eine neue Stütze für die Geschichte der Voda entnehmen. Denn ungeachtet der bedeutenden Tiefe, die dem See von Ostrovo zugeschrieben wird, wäre doch ein Zweifel darüber möglich, ob derselbe in den altmacedonischen Zeiten schon vorhanden gewesen sei, und, wenn man dies annehmen wollte und wenn man ferner für wahrscheinlich hält, daß ehemals die auf den Charten dargestellte Wasserverbindung zwischen den Seeen von Ostrovo und Tiavo wirklich bestanden habe, so würde daraus auch eine viel größere Bedeutung der alten Voda hervorgehen und aus der so sehr geschwundenen Wassermasse dieses Flusses auch ein ganz verschiedener Gesichtspunct für die oben entwickelte Theorie der Entstehung des Bodenatuffs sich ableiten lassen. Jene Stelle aber zeigt wenigstens, daß bei Caliari stets ein See vorhanden war. Uebrigens zog ich auch an Ort und Stelle von verschiedenen Seiten Erkundigungen ein, ob nicht die Sage des Volks einige Aufschlüsse über etwaige geologische Aenderungen enthalten möchte. Daß die Größe des Sees sich seit Menschengedenken verändert habe, wurde, entschieden verneint, und indem man ausdrücklich versicherte, daß der See niemals einen Abfluß gehabt habe, so glaubte man doch

*) Livius l. 42. c. 53. Profectus inde (Citio) toto exercitu, Eordaeam petens, ad Begorritem, quem vocant, lacum positis castris, postero die in Elimeam ad Haliacmona fluvium processit.

vielleicht aus ähnlichen Verhältnissen die Nothwendigkeit einer Verbindung aller Gewässer mit dem Meere folgernd, daß ein unterirdischer Zusammenhang mit dem See von Ziavo, hier Missa genannt, vorhanden sei. Dieser Meinung, die sich auf keine unmittelbare Beobachtung gründet, kann man indessen die geognostische Beschaffenheit des Terrains entgegenstellen. Denn da es sich hier nicht um Kalkgebirge handelt, da vielmehr der Höhenzug, der den Turla mit dem Nidgé verbindet und die Thäler von Ziavo und Ostrovo scheidet, aus Talk- und Glimmer-Schiefer besteht, so ist das Vorhandensein von Catavothren sehr unwahrscheinlich. Dieser Umstand entscheidet die Frage, ob in den alten Zeiten die Voda dieses Thal durchströmte, mit Bestimmtheit. Da jener Höhenzug sich überall wenigstens 500′ über den See von Ostrovo erhebt, so ergiebt sich, daß die Trennung beider Thäler so primitiv sei, wie die Gebirgsarten selbst, die sie bewirken.

Wir haben nun noch einen Blick auf die Grenzberge des Sarijöl zu werfen, so weit man dieselben von der Höhe des Passes übersieht. Gegen Südost erblickt man von hieraus nur einen einzigen alpinen Gipfel, den Turla bei Niágosta. Dieser übertrifft nur mit seiner äußersten Spitze die Baumgrenze und wird daher beiläufig 5000′ hoch sein. Das Verhältniß des Turla zu seiner Gebirgskette, das vom Vardar aus zu erkennen war, kann von dem jetzigen Standpuncte nicht übersehen werden. Denn eine niedrigere Kette löst sich gegen Südwesten von ihm ab und begrenzt dadurch den südlichen Theil des Sarijöl. Auch der Schieferrücken selbst, auf dem wir uns befinden, liegt nicht in der Gebirgsaxe des Bermius, sondern ist eine Seitenkette des Turla, die nur dadurch eine größere Bedeutung erhält, daß sie die einzige Verbindung zwischen jenem und dem Nidgé vermittelt. Die Hauptaxe der Bermischen Kette fällt in eine Linie, die vom Olymp gegen den mittlern Theil des obern Vodathals, etwas westlich von Ziavo, gezogen wird. Auf dieser Linie ist der Turla ungefähr in der Mitte zwischen den Engpässen der Vistritza und dem Vodathal der dominirende Punct. Der Thalweg der Voda ist daher eine Spalte dieser Gebirgsaxe: denn

auf der andern Seite liegen in gleicher Richtung wieder andere Gipfel, die zur Nidgékette gehören. Wir erblicken daher von dem Passe, östlich vom Sarijöl, nur die Thalketten der Voda und andere Vorberge des Turla. Gegenüber aber, unmittelbar über Ostrovo, erhebt sich der Nidgé selbst, oder vielmehr nur ein Hauptgipfel desselben, der mit andern, gleichfalls sichtbaren Spitzen eine Kette aus Süden nach Nordosten bildet und sich dadurch an den nördlich von der Voda gelegenen Theil der Bermischen Kette anschließt. Dieser zunächst liegende Nidgégipfel erhebt sich westnordwestlich über Ostrovo. Es ist der südlichste der Nidgékette; von da senkt sich der Kamm tief herab, indem er in die Canalvische Kette übergeht, und bedingt durch diese Senkung, die sich unmittelbar westwärts vom See befindet, einen leichten Paßübergang vom Ostrovokessel in das Ringbecken von Monastir: die alte Via Egnatia und die heutige Hauptstraße von Salonichi nach Monastir. Jene Südspitze des Nidgé ist es, die ich bestiegen habe: höher erhebt sich über diese der zweite Gipfel, der mit der Position des Nidgé auf Leake's Charte besser übereinkommt.

Das bulgarische Dorf Ostrovo, das am nordöstlichen Ufer des Sees liegt, erreichte ich um 6h 30' und fand vor dem Orte einige Hauseigenthümer versammelt, mit denen ein Gespräch angeknüpft wurde. Auf die Frage, wer wir wären, erlaubte sich Dimitri sogleich, von einem vornehmen, fremden Bej zu reden und seine Ansprüche auf die beste Wohnung in dem elenden Orte zu erheben. Ich hatte ausdrücklich angeordnet, daß mein Dolmetscher stets offen sich benehmen, meinen ärztlichen Character hervorheben und einen Jeden, der mir nichts in den Weg legte, auf das Höflichste behandeln solle: und so war dies der erste Fall einer offenbaren Widersetzlichkeit gegen meine Befehle. Dimitri ging dabei von den gewöhnlichen Tendenzen des türkischen Dragoman aus, einmal, das Ansehen seines Herrn zu vermehren und an dessen Glanz und Ehre Theil zu nehmen, und zweitens, seine eignen Geschäfte möglichst zu vermindern: denn da er früher in der Gesellschaft herumziehender Aerzte gereist war, so wußte er sehr gut, wie die Anwesenheit eines Mannes, der die Bedürf-

tigen mit Rath und italienisch geschriebenen Recepten versieht, namentlich auf dem platten Lande in kurzer Zeit viele Kranke und Gebrechliche versammelt, die den Reisenden um Hülfe angehen und deren weitläuftige Berichte dann der Dolmetscher zu übertragen hat. Auch für mich drohte dies des Zeitverlustes wegen ein bedeutender Uebelstand zu werden: indessen versprach ich mir andere Vortheile davon und wurde dadurch während der meinen Sammlungen gewidmeten, mechanischen Beschäftigungen nicht gestört. Ich ergriff daher gleich diese erste Gelegenheit, das Benehmen Dimitri's sehr ernsthaft zu rügen, und gönnte ihm die Ruhe nicht eher, als bis die Patienten, die am Abend sich zahlreich einfanden, wenigstens zum Theil befriedigt worden waren. So mürrisch er auch gehorchte, so nahm ich doch nach einer strengen Erörterung gleich wieder einen höflichen Ton an und befestigte dadurch ein Ansehen, das mir unter den gegebenen Umständen so nothwendig zu sein schien.

Die Bulgaren von Ostrovo zeigten eine große Gutmüthigkeit, lebten aber im äußersten Schmutze. Ich fand nur ein abscheuliches Bivouac, das ich in dem Hofe einer elenden Baracke mit dem Vieh des Eigenthümers theilen mußte: aber dafür entschädigten mich die vortrefflichen Fische aus dem See, die man mir zur Abendmahlzeit schmackhaft bereitete. Die Frauen des Hauses waren unverschleiert, also Christen: ihre slavische Gesichtsbildung ließ sich nicht verkennen. Alle sprachen Bulgarisch, doch war Vielen auch das Griechische geläufig. Der Ort zieht sich längs des Sees hin und zählt 100 Häuser, aus denen eine Moschee sich erhebt. Von diesen hundert Familien bekennen sich achtzig zum Islamismus, nur zwanzig sind Christen geblieben: aber sie stehen auf gleichem Niveau mit den Uebrigen, denen osmanisches Selbstgefühl fremd ist. Nur die Art der Besteuerung, die Verhüllung der Frauen und der Glaube trennen diese Gemeinden *), und selbst gemischte Ehen kommen an solchen Orten

*) Der Grund des verschiedenen Characters der muhamedanischen Bulgaren und Osmanen liegt außer der Nationalität gewiß auch darin, daß die Apostasie noch so neu ist und sich zum Theil erst aus diesem Jahrhundert

vor, ohne daß die Christin ihre Religion wechselt oder als Sclavin betrachtet wird.

28. Junius. Noch ehe die Sonne das Thal beleuchtete, brach ich auf (4h 30'), um den nahen Ridgé zu besteigen. Kein Frühnebel hatte sich erzeugt, und so konnte ich vom Ufer des Sees den im Lichte des Morgens erglänzenden Kamm aller Höhenzüge überblicken, die den Kessel umschließen und aus der Tiefe des Thals ganz verschieden von dem gestrigen Anblicke sich darstellen. Mächtige Vorberge verdecken den Ridgé und verbinden sich mit jener Kette, die sich am westlichen Ufer des Sees nach Süden ausdehnt. So tragen auch die übrigen Höhen, von hieraus betrachtet, den Character des waldigen Mittelgebirgs und nur in der Ferne ragen zwei ausgezeichnete Gipfel aus diesen sanft gerundeten Formen hervor, in südöstlicher Richtung der Turla und im Süden ein hoher Berg von sargförmiger Gestalt, den ich nach seiner Lage, im Grunde des Sees über Caliari hinaus, für den Búrino bei Siátista, d. h. für das südlichste Glied der Canalvischen Kette halte, welche das Hügelland im Süden von Caliari mit dem Turla verbindet.

Das Niveau des Sees von Ostrovo liegt in einer Meereshöhe von 1245' *). Demnach entspricht die Erhebung dieses ebenen Kessels genau der climatischen Grenze, auf welcher wir bisher die immergrüne Region von der Waldregion sich abscheiden sahen. Wiewohl nun die Niederung am Nordende des Sees mit Getraide bebaut ist, so steht doch der Umstand, daß der Eichenwald des Ridgé sich genau bis an den Rand dieser Ebene herab erstreckt, in scharfer Uebereinstimmung mit jenem Gesetze. Das-

herschreibt. Ueber ähnliche Verhältnisse im Tomoros bemerkt Leake (N. Gr. I. p. 347.): it is a melancholy reflection that all the Mahometans of these mountains, and who now form the majority of the population, have become apostates from Christianity since the reign of Mahomet II., in which they have been imitated by many of Vlakhiote or Bulgarian race.

*) Der Siedepunct betrug 209°,75 F. bei einer Luftwärme von 16° R., die mit der in Salonichi beobachteten Luftwärme von 24° R. bei der Berechnung zu Grunde gelegt ist.

selbe läßt sich bei einer Vergleichung mit dem Athos von den höhern Regionen des Ridgé nachweisen, deren Niveauverhältnisse ich deshalb hier sogleich zusammenstelle. Bis Zejzen, einem Dorfe an der obern Grenze des Eichenwalds, gebrauchte ich vom Fuße des Bergs an 60′; durch die Wachholderregion stieg ich in 15′, durch den Buchenwald bis zu den Alpenwiesen in 60′. Hieraus ergaben sich folgende Schätzungen:

1) Grenze der immergrünen und Wald-Region im Kessel von Ostrovo. 1245′.

2) Waldregion. 1245′—4400′.

a) Eichenwald. 1245′—2650′.

b) Wachholdergesträuch. 2650′—3000′.

c) Buchenwald. 3000′—4400′.

3) Alpine Region. 4400′—5544′ *).

Durch die fruchtbare Alluvialniederung, die, zwischen dem Ridgé und den kahlen Schieferhöhen des Bermischen Passes eingekeilt, wie in einem Halbkreise sich am nördlichen Ufer des Sees ausbreitet, ritt ich in anderthalb Stunden (4^h 30′— 6^h), bis zum Fuße des Ridgé, einer westlichen Richtung folgend. Dicht bei Ostrovo mündet in den See ein breites, in jetziger Jahrszeit trocknes Flußbett. Späterhin (5^h) führt der Weg durch einen Gebirgsbach, der vom Ridgé kommt, ziemlich viel Wasser enthielt und gleichfalls in den See sich ergießt, woraus sich denn eben ergiebt, daß die Niederung ihr Gefälle gegen den See hat, also keinen Abfluß nach der Voda gestattet.

1245′—2650′. Vom Fuße des Ridgé führt ein steiler Pfad eine Stunde weit aufwärts bis zum Dorfe Zejzen (6^h — 7^h). Dieser Abhang ist durchaus mit Cerriseichen **) bewaldet, so daß der Berg keine Region von strauchförmigen Eichen besitzt.

---

*) Die Höhe von 5544′ oder des höchsten von mir erreichten Punctes beruht wiederum auf einer Messung und gewährt daher einen befriedigenden Anhaltspunct für die zwischen beiden Messungen gelegenen Höhen. Der Siedepunct auf der von mir erstiegenen Spitze des Ridgé betrug 202°,0 F. bei einer Luftwärme von 14° R.

**) Quercus Cerris L.

Zejjen liegt bereits auf der Gipfelplatte des Vorbergs, über der sich unmittelbar die Alpenspitze selbst erhebt, von der man noch durch den breiten Gürtel des Buchenwalds getrennt ist. Aus dem westlichen Winkel des Kessels von Ostrovo ersteigt man, nach Südwest gewendet, die Höhe von Zejjen und dreht sich daselbst nach Nordwest: denn hier ist der Ridgé schon fast bis zu seinem südlichen Fuße umgangen. Man kann sich den Ostabhang des Bergs aus zwei Terrassen zusammengesetzt vorstellen, wovon die untere mit Eichen, die obere mit Buchen bewaldet ist und wobei jenes bulgarische Dorf auf dem Scheitel der erstern zu denken wäre.

Sobald man die Niederung des Sees verläßt und bergan zu steigen beginnt, berührt man auch wieder den Glimmerschiefer des Vermischen Passes. Dieses Gestein reicht jedoch nur bis zur halben Höhe der Eichenterrasse, also etwa 6—700′ von der Ebene an aufwärts, wo ihm ein ungeschichteter, körniger Kalk folgt, der in seinen Characteren genau mit dem Marmor des Athos übereinstimmt und einen großen Theil des Ridgé zusammensetzt. Auf der Grenze beider Formationen findet sich da, wo der Weg nach Zejjen sie schneidet, ein Marmorconglomerat, das auf eine schmale Zone beschränkt ist und Gelegenheit giebt, eine Vermuthung über die älteste Geschichte des Sees von Ostrovo zu unterstützen. Schon die örtliche Verbreitung der Schieferformation ist für die hier zu erörternden Ansichten von erheblicher Wichtigkeit. Gerade an dem Puncte, wo sich Marmor und Glimmerschiefer berühren, befindet man sich in gleichem Niveau mit dem gegenüberliegenden Kamme des Vermischen Passes, der sich, wie wir sahen, ostwärts 5—600′ über den Spiegel des Sees erhebt und aus Schieferformationen besteht. Bei der Hebung des Gebirgs ward demzufolge an beiden Seiten der Niederung von Ostrovo der Glimmerschiefer zu einer entsprechenden Höhe von 17—1900′ aufgerichtet, während die höher gelegenen Theile des Ridgé wenigstens auf dem dem See zugewendeten Abhange aus Marmor bestehen.

Das Conglomerat am Fuße der Marmorformation enthält größere oder kleinere Marmorstücke, die durch eine lockere, san-

dige oder sandsteinartige Quarz- und Thon-Masse eingehüllt und verbunden werden, ohne daß ich auf meinem Wege in diesem Gebirge irgendwo eine Sandsteinformation angetroffen hätte. Wir können uns die Bildung dieses Conglomerats jedoch einigermaßen erklären, wenn wir uns einer allgemeinern Hypothese zu diesem Zwecke bedienen wollen.

Wenn man die Größe der Alluvialbecken Rumelien's mit den geringen Süßwassersammlungen vergleicht, die man in diesen Gebirgen antrifft, so erscheint es in hohem Grade wahrscheinlich, daß dort in vorhistorischen Zeiträumen eine ungleich bedeutendere Wassermasse vorhanden war. Schwerlich werden sich begründete Einwürfe der Vorstellung entgegenstellen lassen, daß die vier großen Ringbecken einstmals von Seen erfüllt waren, welche durch eine gerundete Küstenkette von dem Meere geschieden wurden. In der That würde noch jetzt ein Gebirgsblock von einigen hundert Fuß Höhe, in die Ausgangsspalten der Flüsse eingesenkt, dieselbe Erscheinung wieder hervorrufen und die fruchtbarsten Niederungen Rumelien's ihrer Bevölkerung rauben und vernichten. Denkt man sich nun aus dem angeführten Grunde diese weiten Landschaften durch die Austrocknung von Seeen oder Meerbusen entstanden, so bliebe die nähere Ursache eines solchen Processes zu erforschen übrig: allein für jetzt sehe ich in den mir bekannt gewordenen *) Thatsachen keinen Anhaltspunct, um in diesen Ansichten weiterzugehen, und lasse es daher unentschieden, ob das Land durch Abnahme oder Zurücktreten des Fluidums, oder durch mechanisch den Stromlauf ändernde Vorgänge trocken gelegt worden sei.

Stellt man auf diesem allgemeinern Standpuncte die Hypo-

---

*) Vermuthlich hat Boué bestimmtere Gründe, die Bildung des Ringbeckens von Bitólia aus einem verschwundenen Süßwassersee zu erklären. Denn er sagt ganz bestimmt (a. a. O. Bd. 2. S. 49.): »das schöne Becken von Perlepe und Bitolia hat längs des Fußes der Berge, die es begrenzen, Ablagerungen von Molasse und Mergel mit einem reichen vegetabilischen Boden, der seine Entstehung einem Süßwassersee verdankt.« Organische Reste, die diese Frage entscheiden, fand ich nicht.

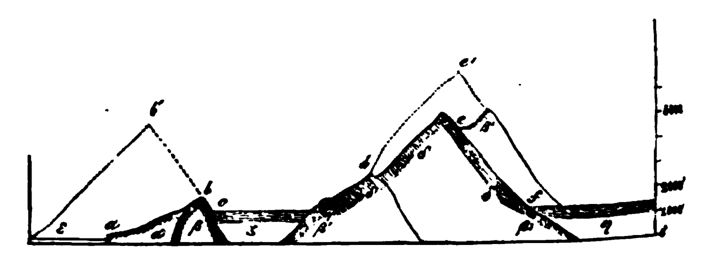
these auf, daß der See des Sarijöl, als er das Alluvium der Getraideniederungen von Ostrovo ablagerte, 5—700′ höher stand, als jetzt, so würde man aus einem solchen Niveauunterschiede die Bildung des Marmorconglomerats erklären können. Dann überströmte der See den Paß von Bódena und sendete den Ueberfluß seines Vorraths in das Meer von Salonichi. Wegen der übereinstimmenden Höhe beider Schiefermassen mußte sein nordwestliches Ufer sich damals in einem Niveau erhalten, welches der heutigen Grenzscheide des Marmor und Glimmerschiefer am Nidgé entspricht. Er bespülte daher die Basis des Marmors und konnte hier dessen Rollstücke in ein Conglomerat umwandeln, dessen bindende Masse mit dem Alluvium der Tiefe zu vergleichen ist. Daß der Schiefer nicht gleichfalls der Breccienbildung sich darlieh, erklärt sich aus einer plattenförmigen Einstufung der Gebirgswand, auf welcher eben jenes Marmorconglomerat sich findet, während die Schieferfragmente tief unter dem Alluvium des Thals liegen mögen. Gegen diese Hypothese könnte man auch einwenden, daß die Schieferabhänge nicht mit Alluvium bedeckt sind, aber dasselbe müßte längst vom geneigten Boden wieder abgewaschen sein. Auf diese Weise läßt sich wenigstens die Entstehung des Conglomerats erklären, ohne daß die Niveauverhältnisse dieser alten Gebirgsarten als geändert angenommen werden.

Um das Zusammengehörige nicht zu trennen, schalte ich hier sogleich den noch übrigen Theil des Gebirgsprofils über den Nidgé bis zur Alluvialebene von Bitólia ein, dessen Verhältnisse gleichfalls sehr einfach sind. Wir erhalten dadurch wenigstens die Vorstellung Eines Durchschnitts der äußern Kette des Scardus, und wir können aus diesen und spätern Beobachtungen den Schluß ziehen, daß dem Flötzgebirge im Allgemeinen in Westrumelien nur eine geringe Verbreitung zukommt: ein Umstand, der vielleicht schon an sich für die späte Entstehung der Halbinsel sprechen dürfte. Gehört die Kalkformation von Bódena zu der Gruppe der Kreide, so würde die Hebung erst nach der Bildung derselben erfolgt sein.

Auf der innern Seite des Nidgé gegen das Ringbecken von Bitólia kehrt der Glimmerschiefer ungefähr in demselben Niveau

wieder, wie am östlichen Abhange, und erstreckt sich auf gleiche Weise bis an die Alluvialebene, so daß die Kalkformation von Bódena der Innenseite fehlt. Das zwischen beiden Schieferformationen aufgerichtete Hauptgebirge besteht zwar größtentheils aus Marmor: indessen kehrt an einem der beiden Gipfel, die ich bestieg, der Glimmerschiefer wieder. Wahrscheinlich würden die Verhältnisse der Fallens der Schichten wegen der eigenthümlichen Beziehung zu den eingeschlossenen Ebenen von erheblichem Interesse sein: allein meine Beobachtungen erhielten nicht den Grad von Deutlichkeit und Einstimmigkeit, daß ich sie mitzutheilen mir getraute. Die Richtung der Linien in dem nachfolgenden Holzschnitt hat daher nur den Zweck, die Grenzpuncte der Formationen zu bezeichnen.

Gebirgsprofil durch das Vodathal und den Nidgé vom Bardarbelta bei Bódena bis zum Ringbecken von Bitólia.



Bedeutung der Lettern.

α	=	Kalkformation von Bódena, zum Theil mit Travertino incrustirt.
β	=	Talk- und Glimmer-Schiefer des Vermischen Passes.
β'	=	Glimmerschiefer des Nidgé.
γ	=	Marmorconglomerat.
δ	=	Marmor des Nidgé.
ε–η	=	Alluvium des Vardarbelta, des Kessels von Ostrovo und des Ringbeckens von Bitólia.

a	=	Bódena.	d	=	Zejjen.
b	=	Bódenapaß.	e	=	Nidgépaß.
b'	=	Turla.	e'	=	Höchster Gipfel des Nidgé.
c	=	Ostrovo.	f	=	Gruscherat.

2650′—3000′. Nachdem ich im Han zu Zejilen gefrühstückt (7ʰ — 7ʰ 30′) und hier seit langer Zeit zum ersten Male frische Kuhmilch, als ein Zeichen, daß nun schon die Wiesen- und Senn-Wirthschaft nicht mehr fern sei, gefunden hatte, setzte ich meine Wanderung fort. Hier wiederholte sich die Beobachtung (Th. 1. S. 308.), daß das Grenzgebiet zweier Gebirgsregionen besonders pflanzenreich sei, auf die merkwürdigste Weise. Ein kleiner Abhang (7ʰ 30′— 7ʰ 45′) oberhalb des Dorfs hat mir in der kürzesten Zeit unter einer reichlichen Ausbeute an Kräutern nicht weniger als 6 neue Pflanzenformen geliefert. Bei einem so glücklichen Resultate habe ich kaum zu bedauern Grund, daß mir nur im Fluge die Blumen zu brechen vergönnt war.

Schon der diese schmale, den Eichen- vom Buchen-Walde trennende Region characterisirende Strauch, auf die Höhe von 2650′—3000′ eingeschränkt, aber hier das vorherrschende Gewächs, ist eine pflanzengeographische Merkwürdigkeit. Wir haben dieses Gesträuch, die Art des Wachholders, die man Oxycedrus nennt, schon oft zu erwähnen Gelegenheit gehabt: allein, wiewohl durch Thracien bis in die Region der Eichenwaldung verbreitet, gilt sie doch für ein ächtes Glied der mittelländischen Flora und findet sich nur unter solchen Umgebungen am Hajion-Oros. Von da habe ich sie nicht weiter gesehen, bis sie mir wieder am Nidgé in einer so beträchtlichen Höhe und noch weiter verbreitet am Peristeri von Bitólia begegnete. Auch hat die Untersuchung keine Verschiedenheit der Form ergeben, und ich würde in dieser geographischen Verbreitung eine isolirte Thatsache erblicken, wenn sie sich nicht in Italien wiederholte. Dort ist gleichfalls der Oxycedrus in den Gebirgsgegenden der Abruzzen einheimisch, während er in Dalmatien die wärmsten Gegenden der Küste aufsucht.

Ein anderer, ganz niedrig auf dem Erdboden kriechender Strauch, eine geruchlose Daphne mit weißlichen Blüthen, beginnt hier erst einzeln aufzutreten, und hat ihre Hauptverbreitung in der Buchen- und Alpen-Region. Alle übrigen Gewächse sind krautartig, und, indem sie eines sonnigen Standorts bedürfen, fand ich sie größtentheils auf diesen einzigen, von Hochwald entblößten Abhang eingeschränkt und habe mehre derselben niemals

wiedergesehen. Dazu kommt, daß sie mit Ausnahme des Grases, das den Boden begrünt, sämmtlich nur zerstreut auftreten, oder in einzelne Rasen vereinigt werden, wodurch ihre Mannigfaltigkeit noch mehr in die Sinne fällt. Die Kräuter gehören den verschiedensten Familien an: am interessantesten sind zwei neue Asperifolien, weil sie durch ihre Verwandtschaft einigen caucasischen Arten nahe stehen, deren Reihe im übrigen Europa kaum vertreten zu werden scheint. Durch ihre schöne und eigenthümliche Form zeichnen sich ein Astragalus und eine Nelke aus, jener durch seidenartige Behaarung, dieser durch schwarzrothe und so schmale Blumenblätter, daß sie kaum in Nagel und Platte geschieden sind*).

3000'—4400'. Durch die Buchenregion (7^h 45'—8^h 45') führt eine steile Serpentine bis zu dem Puncte, der an dieser Seite des Ridgé mit der höchsten Buche auch die Baumgrenze bildet, auf welche sogleich mit Alpenvegetation geschmückte Triften folgen. Die Buchen sind groß und stehen ungeachtet der Neigung des Abhangs dicht genug, um mit ihren schönen Laubkronen den Boden fast durchaus zu beschatten. Hier wächst außer der schon erwähnten Daphne kein Gesträuch oder Unterholz. Eine neue Art von Klee gedeiht nebst zwei Umbelliferen unter der Grasnarbe. Wo der Schatten von Sonnenblicken unterbrochen wird, wächst eine eigenthümliche Achillea. Aber am meisten erfreuten mich im obern Theile der Region aus dem Walde hervortretende Marmorfelsen, deren feuchte und doch sonnige Stufen, auf das Schönste mit Saxifragen, aus der nahen Alpenflora herab verbreiteten Sprößlingen, bekleidet, das Auge ergötzten. Eine derselben trafen wir schon auf dem Gipfel des Athos, auf dem sie

*) Juniperus Oxycedrus L. Daphne glandulosa Bert. — Poa cenisia All. — Unter den Kräutern waren truppweise gesellig: Alsine verna Bartl. Linum tenuifolium L. Astragalus sericophyllus nov. sp. Galium purpureum L. Globularia cordifolia L. β. tridentata Ave Lall. Centaurea pindicola nov. sp. Zerstreut oder einzeln fanden sich: Alyssum fulvescens Sm. Helianthemum oelandicum Wahlbg. γ. tomentosum Koch. Hypericum adscendens nov. sp. Dianthus stenopetalus nov. sp. Anthyllis Vulneraria L. var. rosea. Potentilla hirta L. β. pedata W. Alkanna noneiformis nov. sp. A. pulmonaria nov. sp.

dort, als auf einen um mehr als die Hälfte höhern Standort, beschränkt erschien: die andere Saxifrage beginnt erst hier. Beide werden uns in characteristischer Verbreitung auch ferner durch die Gebirgszüge des Scardus begleiten, beide derselben Formenreihe angehörend, die eine in purpurfarbenen, die andere in weißen Blumen prangend. Mit ihnen wächst eine ebenfalls für die Flora des Scardus wichtige Ptarmica in Gesellschaft *).

Eben hier, wo in einer Höhe von 4000′ die ersten Spuren alpiner Vegetation an einzelnen Felsblöcken auftreten, hat ein Gebirgsbach seine Quellen. Aber die Temperatur derselben, die ich zu 43° F. maß, ist viel zu niedrig, als daß sie einen climatischen Anhaltspunct gewährte: ich vermuthe daher, daß diese Quelle durch ein an den Felsen verborgenes, benachbartes Schneelager ernährt wurde. Aus solchen örtlichen Verhältnissen würde es auch erklärlicher werden, daß jene Alpenpflanzen sich an der Ostseite des Nidgé weiter abwärts verbreiten, als an den dem Ringbecken der Czerna zugewendeten Abhängen.

4400′—5544′. Die alpine Vegetation des Nidgé besteht aus zwei Pflanzenformationen, die sich weniger nach der Verschiedenheit der Felsunterlage, als nach der Bewässerung und Neigung des Bodens von einander abgrenzen. Man kann die eine derselben, deren alpiner Character sich in zahlreichern und dem Typus dieser Flora treueren Formen ausprägt, mit den feuchten Kräutertriften der Hochalpen, die andere etwa mit den Rhododendren vergleichen, wiewohl diese hier durch Wachholder und Daphne vertreten werden, und an vielen Orten niedrige, unscheinbare, der alpinen Fülle ermangelnde Felspflanzen vorwalten.

Die Kräutertriften verbreiten sich in quellichten Gründen und längs der Gebirgsbäche und grenzen unmittelbar an den

---

*) Fagus sylvatica L. Daphne glandulosa Bert. — Trifolium fulcratum nov. sp. Chaerophyllum hirsutum L. Bunium peucedanoides MB. var. Veronica officinalis L. Poa cenisia All. — Achillea clypeolata Sibth. — Saxifraga media G. S. scardica nov. sp. Ptarmica Aizoon nov. sp. Viola calcarata L.

schattigen Buchenwald. Die ausdauernden Wurzeln, die reinen Blüthenfarben, die Mannigfaltigkeit der Formen bei geselligem Wachsthum, die geographische Verbreitung der Arten, die Familien, denen sie angehören: alle diese Eigenheiten tragen den streng alpinen Character. Hier werden die Caryophylleen, Cruciferen, Gentianeen, Campanulaceen, Compositen, Polygoneen, Rosaceen und andere Familien in denselben Gattungen repräsentirt, wie in der alpinen Flora von Deutschland. Am häufigsten ist ein schönes, neues Geum mit dunkel orangefarbenen Blumenkronen; ferner eine gleichfalls unbeschriebene Saponaria mit dunkel purpurrothen Blüthenköpfen; das weiße Veratrum wächst hier, wie auf den französischen und deutschen Hochgebirgen. Und so wie jede Provinz der alpinen Flora ihre auf enge Räume beschränkten Eigenthümlichkeiten darbietet, so müssen wir hier besonders auf das Hervortreten der Sileneen die Aufmerksamkeit lenken, welche in drei der seltensten und schönsten Formen auftreten *).

Die rupestre, durch niedrige, aber zerstreut wachsende Gesträuche characterisirte Formation ist im Allgemeinen auf dem Glimmerschiefer mehr entwickelt, als auf dem Marmor. Unter den Kräutern, die namentlich auf dem Gipfel des Bergs selbst den Raum zwischen dem Schiefergerölle ganz einnehmen, finden sich einige in der Ebene des mittlern Europa weit verbreitete Gewächse. Unter allen zeichnet sich nur eine Art Geranium, die der Alpenflora des Pindus eigenthümlich zu sein scheint, durch große, purpurfarbene Blüthen vom reinsten Farbentone aus. Uebrigens bis zur höchsten, von mir erstiegenen Spitze des Ridgi,

---

*) Gesellige Formen dieser Alpentriften: Geum macedonicum nov. sp. Saponaria Asterias nov. sp. Cardamine latifolia Vahl. Häufig verbreitet: Silene Nentvickii Friw. Potentilla aurea L. Campanula spathulata Sibth. var. Hieracium aurantiacum L. β. sabinum Koch. Polygonum alpinum All. Orchis latifolia L. O. sambucina L. Veratrum album L. var. Sparsam verbreitet: Viscaria atropurpurea nov. sp. Cerastium campanulatum Viv. Erysimum lanceolatum R. Br. β. pallens Koch. Gentiana verna L. var. angulosa MB. Cirsium appendiculatum nov. sp. Rumex Acetosella L. R. alpinus L.

eine ärmliche, einförmige Vegetation, in scharfem Gegensatze gegen die botanischen Reichthümer der übrigen Theile des Bergs. Alle Formen jener dürftigen Flora *) sind gesellig und häufig verbreitet: die Gipfelplatte selbst ist ohne Buschwerk und nur mit diesen Kräutern begrünt.

In diese beiden Formationen zerfällt die Vegetation der baumlosen Region des Nidgé. Fassen wir jetzt die örtlichen Verhältnisse in's Auge. Der Kamm der Nidgékette, von der ich zwei benachbarte Spitzen bestiegen habe, verläuft, wie wir sahen, zwischen den Ebenen von Ostrovo und Bitólia aus Süden nach Norden. Von der Ebene am südlichen Fuße stiegen wir zuerst nach Südwesten, dann nach Nordost uns wendend. So sind wir, die Waldung verlassend, dicht unter dem Gebirgsjoch an dessen Ostseite angelangt. Hier erheben sich zwei Gipfel in der Linie des Hauptkamms, zwischen denen der Reitweg seinen Paßübergang nach der Ebene von Bitólia findet. Der nördliche Gipfel besteht aus Glimmerschiefer, der südliche, der letzte vor der Senkung des Kamms am See von Ostrovo, aus Marmor. Die Erhebung der obern Buchengrenze schätzte ich auf 4400′. Von da bis zur Wasserscheide auf dem eingesattelten Passe gebrauchte ich 20′ (8^h 45′—9^h 5′). Von dem Passe, wo ich die Pferde zurückließ, erstieg ich den Gipfel des Schieferbergs, wiederum in 20′ (9^h 40′—10^h). Hiernach wäre die Höhe des Nidgépasses auf 4870′, die des Schieferbergs auf 5340′ zu schätzen. Die Erhebung des letztern aber wurde zu 5544′ gemessen. Demnach nähern sich die Schätzungen aus dem Zeitmaaß bis auf 204′, oder auf ungefähr $1/26$ von dem gemessenen Höhenunterschiede: ein Resultat, welches für pflanzengeographische Zwecke in sofern genügend erscheint, als die Grenzen der Regionen in einem höhern

---

*) Juniperus communis L. Daphne glandulosa Bert. — Geranium subcaulescens l'Her. Ranunculus Villarsii DC. Veronica Chamaedrys L. Plantago brutia Ten. var. Auf den höchsten Gipfeln finden sich besonders: Dianthus deltoides L. Alchemilla pubescens MB. Myosotis montana M. B. Galium magellense Ten. Die vorherrschende Pflanze ist daselbst: Scleranthus perennis L.

Grade durch örtliche Einflüsse modificirt werden. Der südliche Marmorkegel kommt seinem Nachbar an Höhe gleich, und indem sie ganz nahe zusammenliegen und beide geognostische Formationen gerade in dem dazwischen liegenden Passe zusammenstoßen, so können wir uns hieraus eine Vorstellung dieser zweizackigen Spitze mit ihren weiß und dunkel gefärbten Gesteinmassen entwerfen.

Als ich die felsige Gipfelplatte des Schieferbergs erstiegen hatte, wo ich eine Stunde (10^h — 11^h) verweilte, wurde ich zwar durch eine weite Aussicht reich belohnt, aber fand mich doch in sofern betrogen, als die weiter nach Norden gelegene Hauptspitze der Ridgékette sich beträchtlich höher erhebt und nicht mehr erreicht werden konnte. Für die durch die Unkenntniß meines Führers vereitelte Hoffnung, den höchsten Punct des ganzen Gebirgs zu ersteigen, tröstete inzwischen der Umstand, daß dessen äußerste Spitze in die einzige Wolke des heitern Himmels gehüllt war. Von diesem breiten, mächtigen, nackten Gipfel, der vielleicht noch 1500′ höher als mein Standpunct sich erheben mochte, trennte mich eine tiefe, mit Nadelholz bewaldete Thalschlucht. Den Weg durch diese tiefer als der Paß gelegene Einsattelung des Kamms und den darüber weitläufig ausgebreiteten Hauptabhang hinan bis zum Gipfel schätzte ich auf 3 — 4 Stunden und auf's Ungewisse konnte ich mich nicht so weit von Führer und Gepäck entfernen. Diese Aussicht ist, wiewohl von größerm Maßstabe, dem Anblicke des Brockens zu vergleichen, wenn man diesen Berg von den Nachbarhöhen des Harzes betrachtet. Nur an der untern Hälfte des Abhangs ist jener sanft geneigte Gebirgskegel von der Thalschlucht aus hier und da bewaldet. Eine weite Strecke unterhalb der Spitze ist kahl und enthielt einzelne Schneemassen. Die höchsten Bäume lagen in gleichem Niveau *) mit

*) Nach dieser Ansicht habe ich die Baumgrenze des Ridgé (B. 1. S. 356.) zu 5514′ bestimmt und die Buche als den höchsten Baum angeführt, weil diese die Baumgrenze an der Ostseite des Ridgépasses bildet. Wegen der Entfernung meines Standorts könnte jene Annahme zweifelhaft erscheinen: doch ist der einzige Baum, der außer der Buche am Ridgé bis an die alpine Region reicht, die Hakenfichte, die mit der Buche gleiche Regionen bewohnt und auf die sich daher das früher Dargestellte eben so gut anwenden läßt.

der Spitze des Schieferbergs, von dem ich hinüberblickte. Die wahre Baumgrenze des Nidgé liegt daher ungefähr 300′ höher, als am Athos. Da aber die Bäume des Nidgépasses nur bis zu einer Höhe von 4400′ hinaufsteigen, so schwankt die Baumgrenze des Nidgé etwa um 1150′ an demselben Gebirgsabhange, und die untere Grenze der alpinen Flora, die sich ausbreitet, so weit nicht der Schatten von Waldbäumen ihre Vegetation hindert, ist eben so großen Schwankungen unterworfen. Der Grund einer solchen Erscheinung, die in den Alpen gar nicht ungewöhnlich ist, blieb mir in diesem Falle unbekannt, und kann weder auf der Anhäufung des Schnee's, der eben da am längsten zu dauern scheint, wo die Baumgrenze höher liegt, noch auf der Neigung des Passes beruhen, da dieselbe die des Buchen- und Fichten-Waldes nicht übertrifft.

Von der Hauptkuppe des Nidgé lösen sich zu beiden Seiten des Kamms zum Theil über die Baumgrenze ragende Nebenketten ab. Die östliche enthält nur wenig Schnee und ist dicht unter der Spitze von dunkeln Wäldern umgürtet. Sie ist es, die unmittelbar am Nordende der Niederung von Ostrovo sich erhebt, mit ihrem Fuße in die niedrige Schieferhöhe des Vermischen Passes übergeht und dadurch mit dem Turla von Niágosta verbunden wird. Die westliche Kette erhebt sich an ihrem Ursprunge zu einem Kegel, der etwas niedriger ist, als die Spitzen am Nidgépaß. Von da setzt sie sich südwärts fort, indem sie nach kurzem Verlaufe in die Ebene von Bitólia abfällt, wodurch ein kurzes, von einem Gebirgsbach bewässertes Längsthal zwischen dem Nidgépaß und dieser Nebenkette gebildet wird, in welchem der Weg nach der westlichen Ebene hinabführt.

Dieser Darstellung der nächsten Gebirgsumgebung lasse ich die Uebersicht der entferntern Gegenden folgen, welche von den beiden Gipfeln am Nidgépasse beherrscht werden. Meine Compaßmessungen vom Schieferberge zu Grunde legend, theile ich sie in vier Quadranten, indem die westliche Abweichung der Magnetnadel zu 15° angenommen wird.

1) Nordöstlicher Quadrant. Hier wird die Aussicht durch die östliche Nebenkette des Nidgé verdeckt. Nur eine einzige ferne

Gebirgsspitze (N 81° O) ragt darüber hervor, die vermuthlich zwischen dem Thale von Moglená und dem Vardar liegt. Ueber den Bódenapaß sieht man in die tiefe Spalte des Vodathals *) (O 13° S.), die von Ost nach West die Bermische Kette durchschneidet.

2) Südöstlicher Quadrant. Im Vordergrunde liegt die Niederung von Ostrovo und der See ist weithin sichtbar. Die Moschee von Ostrovo selbst erscheint O 32° S. Jenseits erstreckt sich die Bermische Kette, aus welcher der Turla (O 50° S.) am höchsten sich erhebt und wahrscheinlich den Olymp verdeckt. Jenseit des Kamms, der nördlich vom Turla sich tiefer herabsenkt, erblickt man die Thäler von Niágosta, die, dem der Voda parallel, in den östlichen Abhang des Bermius einschneiden. Westwärts vom Turla folgt die Linie des Horizonts dem Hügellande von Caliari und schließt genau im Süden mit dem sargförmigen Burino (S 15° W), den wir bereits von Ostrovo aus erblickten und der über das südliche Ende des See's sich erhebt.

3) Südwestlicher Quadrant. Hier verdeckte jetzt noch der nahe Marmorkegel die Aussicht.

4) Nordwestlicher Quadrant. Ueber die nahe Nebenkette sieht man auf die weite Horizontalebene der Czerna bis nach Bitólia und zu der jenseitigen Alpenkette. Der Einschnitt derselben, der zu dem Passe von Ochridha führt, ist in westlicher Richtung deutlich zu erkennen. Schneetragende Gipfel des Scardus erheben sich fern über dem grünen Getraidelande, welches diesseits wiederum der Nidgé selbst nicht minder großartig umspannt. Dessen Hauptspitze liegt N 3° O.

Dies ist das äußerliche Netz von einem Panorama, das erhabene Gebirgsformen, zu den Füßen ausgebreitete Alpentriften, dunkle Fichten- und frische Buchen-Wälder, mit dem lieblichen Eindrucke fruchtbarer Ebenen und Seeufer zu einem mannigfaltigen Bilde vereinigt. Wenden wir uns jetzt zu den westlichen

*) Aus dieser Messung geht hervor, daß der zu Vódena unter W 26° N sichtbare Nidgégipfel ein anderer ist, als den ich bestieg. Wahrscheinlich war es die Hauptspitze.

Abhängen des Passes, um, dem nach Süden gerichteten Thalwege folgend, in die Ebene der Czerna hinabzusteigen.

Bald nach dem Uebergange über den Paß stehen wir wieder auf Marmorboden, und hier erscheint, nachdem wir die Baumgrenze des westlichen Abhangs erreicht haben, der veränderte Typus der Waldung zunächst bemerkenswerth. So wie dieselbe hier einige hundert Fuße höher hinaufsteigt, so besteht sie weit und breit ausschließlich aus Nadelholz, aus einer Fichtenart, der wir hier zum ersten Male begegnen: allein diese erstreckt sich wenigstens um 1000′ tiefer in's Thal, als an der Ostseite die Buche emporsteigt. Der obere Raum dieses sonst pflanzenarmen Fichtenwalds ernährt eine eigenthümliche Vegetation von Kräutern, die im Gegensatze zu den bunten Alpenblumen meist gelbe Blüthen tragen, mitteleuropäischen Formen angehören und aus einer reichlichen Grasnarbe überall massenweise hervortreten *).

Kaum waren wir eine Viertelstunde in diesem Walde fortgewandert, um in das Thal hinabzusteigen, als wir den Reitpfad verloren und uns bald über einem Absturze befanden, der, für die Pferde unzugänglich, am Fuße des Marmorbergs in die Thalsohle jäh abfiel. Wir versuchten am Saume desselben gegen Süden durch den dichten Wald fortzukommen, sahen uns aber bald genöthigt, eine falsche Richtung einzuschlagen, die uns an den südlichen Fuß des Marmorkegels führte. Jetzt ließ ich die Pferde zurück und beschloß, die Höhe dieses Bergs zu ersteigen, um mich über die Wahl des einzuschlagenden Wegs zu orientiren. Ich verdankte diesem Umstande einen Blick in die südwestlich vom Nidgé gelegenen Landschaften. Hier breitete sich das Südende des Ringbeckens von Bitólia in der Gegend von Flórina aus. Dahinter erhob sich in unregelmäßigen Ketten der Kamm des Canalvischen Gebirgs, der eben dort sich senkt, wo er sich ostwärts dem See von Ostrovo zuwendet. Hier müssen bequeme Pässe von der Czerna zur Vistritza führen. Denn von meinem

*) Pinus uncinata DC. — Festuca heterophylla Hk. Euphorbia sylvatica L. Verbascum montanum Schrad. Hieracium Nestleri Vill. var. Senecio rupestris Kit.

Standpunkte vermochte ich über jene Scheidewand hinüberzublicken und sah jenseits in südwestlicher Richtung einen zweiten Seespiegel, der kein anderer als der von Castoria sein konnte.

Glücklich genug fanden wir einen kleinen Gebirgsbach, der vom Marmorkegel durch eine Querschlucht in das Längsthal, das wir nicht hatten erreichen können, hinabströmt. Diesem Bache beschlossen wir durch die dichte Waldung zu folgen, indem kein Fußpfad zu entdecken war. Hier traf ich weit unterhalb der Baumgrenze noch einmal eins der Alpengewächse wieder, das an dem feuchten Standorte in üppigstem Wachsthume prangte *). Die dunkel purpurfarbenen Blumen dieser Silenee waren mir um so auffallender, als drei neue Arten dieser Familie, die mir der Nidgé spendete, wiewohl verschiedenen Gattungen angehörend, genau dasselbe tiefe Colorit zeigten, das sich bei einigen bekannten Nelken wiederholt und als eine besondere Eigenthümlichkeit dieser Gebirgsflora bemerkt zu werden verdient.

Zuweilen boten sich uns Waldpfade dar, die jedoch immer längs des Kamms verliefen, ohne in's Thal zu führen, und so konnten wir nur mit großer Anstrengung uns einen Weg durch das Dickicht bahnen. Unter solchen Umständen war es noch unerfreulicher, daß plötzlich ein schweres Gewitter über der Czernaebene aufstieg und uns bald jede Aussicht in das Thal entzog. Wir sahen, wie schwer sich dort unten die Wolken entluden, als wir eine freie Brüstung des Abhangs von Neuem erstiegen hatten, und die Heftigkeit der unaufhörlich rollenden Donnerschläge ließ uns befürchten, daß der Regen uns bald erreichen und die steile Schlucht, worin die Pferde kaum mit Gewalt fortzubringen waren, in kurzer Zeit ganz unzugänglich machen würde, während bei der vorrückenden Tageszeit umzukehren nicht mehr räthlich war. Indessen blieben wir glücklicher Weise von solchem Uebel verschont, und nach vierstündigem Irren (11ʰ—3ʰ) fanden wir uns endlich im Thale am Fuße des Bergs, wo das nun besänftigte Gewitter inzwischen die Bäche geschwellt und den

---

*) Viscaria atropurpurea nov. sp.

Erdboden so sehr durchweicht hatte, daß wir die letzte Stunde bis zum Dorfe Cruscherat ebenfalls Mühe hatten fortzukommen.

Die Pflanzenregionen an der Westseite des Nidgépasses sind scharf abgegrenzt, aber ihre Höhen zu schätzen, fehlen mir die Mittel. An die kahle Alpenhöhe des Marmorbergs schließt sich der breite Fichtengürtel, der im obern Theile des Längsthals bis in die Tiefe der Thalsohle hinabreicht. Indem ich jedoch weiter südwärts hinabstieg, traf ich hier noch oberhalb des Thals eine schmale Buchenregion. Hierauf folgt Eichenhochwald und diese Eichen reichen bis an den Fuß des Bergs, gerade wie bei Ostrovo. Dieselbe Symmetrie zeigt die geognostische Beschaffenheit der Felsen: denn erst am Ausgangspuncte des Thals berührt der Glimmerschiefer das gesteinlose Alluvium des Ringbeckens der Czerna.

Gerade da, wo wir die Thalsohle erreichten, die bis dahin von Nord nach Süd gerichtet ist, biegt sich dieselbe nach Westen und wird dadurch zu einem stundenlangen Querthale, indem sich in dieser Richtung zu beiden Seiten niedrige Hügelrücken, die letzten Verzweigungen des Nidgé gegen die Ebene, fortsetzen. Sobald man in dieses kurze, wiesenreiche Thal eintritt, empfängt das Auge den Eindruck eines fruchtbaren, dicht bevölkerten Landes. Kein Bewohner der Berge war uns auf den einsamen Höhen des Nidgé von Zejzen bis hierher begegnet. Hier aber treffen wir auf der einzigen Wegstunde (3ᵘ — 4ᵘ) sogleich vier bedeutende bulgarische Dörfer, von denen das erste Czetina, das dritte Cruscherat heißt.

Die Vegetation dieses Thals, dessen Niveau im Verhältniß zur nahen Czernaebene auf 1500′ geschätzt werden kann, trägt durchaus den mitteleuropäischen Character. Selbst die Eichen, die bis an die Sohle des Thals reichen, finden hier ihre Grenze und fehlen auf dem Wege nach Bitólia. Auch die Platane, die so charactervoll die Wohnungen der Menschen in der südöstlichen Halbinsel begleitet, wird von hieraus vermißt. Die Ufer des Bachs, der durch das Thal der Czerna zueilt, sind mit Weidenbäumen eingefaßt, und einzelne lombardische Pappeln *) treten

*) Salix alba L. S. fragilis L. Populus dilatata Ait.

hier in den Dörfern an die Stelle der verschwundenen Cypressen.

Der Zustand der Pferde nöthigte mich, in dem Han von Gruscherat zu übernachten, und kaum hatte ich mich auf der Tenne des Hauses zur Ruhe niedergelassen, so kam schon der Primat des Orts, ein gewöhnlicher bulgarischer Bauer, mich zu begrüßen herbei, und trug mir eine blühende Rose gutmüthig lächelnd entgegen. Alle Hände waren auch hier mit der Heuernte beschäftigt, suchten das während des Gewitters Versäumte am Abend nachzuholen und breiteten das durchnäßte Gras auf den schon gemähten Wiesen im Dorfe zum Trocknen aus. Nach kurzer Weile erschien immer wieder ein neuer Heuwagen, der den Vorrath aus der Ferne herbeiführte. Der Bau dieser Wagen war so einfach, daß diese Kunstlosigkeit selbst für den Naturzustand dieses ursprünglichen Volks bezeichnend genannt werden kann. Vier niedrige hölzerne Räder, deren Felge durch ein einfaches Kreuz von Speichen verbunden wird, laufen durch eine ähnliche Vorrichtung, wie bei einem Schubkarrn, unterhalb eines langen und verhältnißmäßig schmalen Bretts, das den Boden des Wagens bildet. An den Rändern dieses Bretts ist ein aufrechtstehendes Gitter befestigt und zwischen diesen wird das Heu aufgethürmt. Zu beiden Seiten dieses schmalen, von zwei Büffeln mit der Kraft ihrer Stirn gezogenen Gestells, gehen Leute mit Stangen, um das beständig drohende Umstürzen durch Druck auf die gefährdete Seite zu verhindern. Das unaufhörlich dabei ausgestoßene Geschrei macht diese ländliche Scene noch lebhafter.

Ich hatte die Absicht geäußert, noch am heutigen Tage nach Bitólia zu reiten, was meinen Begleitern gar nicht angenehm zu sein schien und nun unmöglich geworden war. Da ich im Unmuth über eine zwiefach fehlgeschlagene Erwartung unsere Irrwege dem bösen Willen des Führers zuschrieb, der seine erbärmlichen Pferde mir gern einen Tag länger aufnöthigen wollte und in seinem dreisten und widerwilligen Benehmen stets von dem zur Bedeckung dienenden Türken unterstützt ward, so gab ich beiden den Abschied, worüber sie großen Lärm erhoben, so daß ich

bei meinem freundlichen Primaten um Beistand gegen ihre Ungebühr nachsuchte. Allein es fand sich, daß es dem Bulgaren, der übrigens energisch genug aufzutreten wußte, doch einen türkischen Soldaten in seine Schranken zu weisen an Muth gebrach, mochte er nun den Ausbruch eines plötzlichen Jähzorns, oder spätere Nachwirkungen befürchten, oder war er gewohnt, in jedem Türken seinen Gebieter anzuerkennen. Man rieth mir, dessen Heftigkeit mit Geld zu besänftigen, um üblen Folgen vorzubeugen, und man versprach, am andern Tage bereitwillig für meine Bedürfnisse zu sorgen, wenn die Bodenioten erst abgezogen wären. So geschah es denn; ich erhielt vom Primaten 3 Pferde zur Reise nach Bitólia, das noch 6 t. Stunden entfernt lag, und konnte, nachdem Alles geschlichtet war, unbesorgt mein Bivouac beziehen, wo mir zu aller Vorsicht noch mehre bulgarische Bauern Gesellschaft leisteten.

29. Junius. Wenn die niedrigen Hügel von Cruscherat erstiegen sind, breiten, so weit das Auge reicht, bis an den Kranz der fernen Gebirge die reichen, durch zahlreiche Dörfer geschmückten Getraidefluren des Ringbeckens der Czerna sich aus. Wenige Minuten von der Ortschaft geht das Thal und die Straße nach Bitólia in dasselbe über. Um 5[h] brach ich auf, die weite Ebene auf diesem Wege in westlicher Richtung zu durchreiten. Zwischen Nidgé und Scardus eingeschlossen, von einem großen Bogen der Czerna durchströmt, und überdies von zahlreichen Zuflüssen dieses Stroms bewässert, schätze ich diese Fläche, so weit sie von hieraus überblickt mit meeresgleicher Oberfläche jeder Erhebung des Bodens fremd bleibt, auf 10 — 11 Stunden Länge und 5 — 6 Stunden Breite. Wir werden jedoch sehen, daß sie durch Verzweigungen noch bedeutend an Raum gewinnt. Dies war bei Weitem die bevölkertste und am besten bebaute Gegend, die ich bisher in Rumelien gesehen hatte. Zwölf Dörfer zählte ich längs des sechsstündigen Wegs von Cruscherat nach Bitólia. Nirgends bemerkt man einen Fleck unbebauten Landes, auch Waldung fehlt durchaus. Der Wald gehört den Bergen, von denen die Ebene umschlossen wird; diese enthält nur unabsehliche Feldbreiten von Waizen, Roggen und Mais, oder Wiesen an den Ufern der Gewäs-

ser. Auf diesem fruchtbaren Boden des alten Pelagonien ist die ursprüngliche Vegetation längst verschwunden: stände nicht eine ganz abweichende Pflanzenform aus dem Archipel *) überall als häufiges Unkraut am Wege, so würde die Physiognomie des Landes mit der von Süddeutschland übereinstimmen.

Werfen wir den Blick auf die Grenzgebirge der Ebene, so finden wir, daß sie sich nach Süden gegen Flórina verschmälert und beinahe spitz und thalförmig in das Canalvische Gebirge hineinzieht. Dieses besteht daher aus einer nach Südost vom Scardus ausgehenden und aus einer nordöstlich mit dem Nidgé sich verbindenden Axe. Die vom Grunde dieser Biegung aus gegen die Centralkette bis Bitólia verlaufende Kette ist sehr hoch, erhebt sich weit über die Baumgrenze und war noch jetzt reich an Schneefeldern. Ihre Spitzen erheben sich nur wenig über den Kamm, dessen Fuß unmittelbar die Ebene berührt. An diesen ungeheuern Abhängen ist die Waldung, die sie bekleidet, oft unterbrochen, aber nicht wegen zu starker Neigung, indem die schräge Wand durchaus in grünen Farben weither in die Tiefe herüberscheint. Mit dem nördlichsten dieser Alpengipfel, dem Peristeri, fällt der hohe Kamm in den Paß nach Ochridha ab, und am Eingange in dieses Thal liegt eben die Stadt Bitólia. Niedriger und mannigfaltiger gruppirt sind die Gebirgsketten, die nach Nordwesten und Norden das Ringbecken begrenzen und nur einzelne höhere Gipfel hervortreten lassen. Bei Perlepé biegen sie sich endlich nach Süden gegen den Ausgangspunct der Czerna. Die enge Gebirgsspalte, durch welche dieser Fluß zum Vardar hinabströmt, liegt demzufolge zwischen den Bergen von Perlepé und dem Nidgé und erscheint von dem Mittelpunct der Ebene wie ein enges Querthal in einer aus Nordwest nach Süden gerichteten Kette.

*) Phlomis samia L. Diese Pflanze darf nicht als Andeutung mittelländischer Vegetation erscheinen, wovon im Ringbecken des Erigon keine Spur zu bemerken ist: denn innerhalb des mittelländischen Gebiets bewohnt jene Phlomis der mitteleuropäischen Flora entsprechende Höhen. So fand sie Herr von Friedrichsthal in der mittlern Region des Cortasch bei Sa-

Der Weg nach Bitólia durchschneibet den südlichen Bogen der Czerna. Mehre Arme des Flusses mußten durchritten werden, bis ich um 7^h einen Han erreichte, wo einige Minuten gerastet ward. Daneben liegen zwei große Dörfer, von denen das eine Aramanli heißt. In der Nähe führt eine gut erhaltene, hölzerne Brücke zum letzten Male über die hier vereinigte, nach Südost fließende Czerna, welche viel unbedeutender ist, als der Wardar.

Um 9^h kam ich durch das Dorf Egri, und von hier sieht man Ortschaft an Ortschaft gereiht längs des Fußes und auf den untern Abhängen der Kette des Peristeri. Zwei Stunden später ritt ich an der großartigen Caserne des Rúmeli Walessi am Eingange in die Stadt Bitólia vorüber, die ich um 11^h $10'$ erreichte. Die Caserne ist ein vierflügeliges Gebäude, groß genug, um 8000 Soldaten aufnehmen zu können. Die Truppen, die uns hier begegneten, waren von besserm Ansehen und sorgsamer gekleidet, als die Garden des Sultan's in Constantinopel.

Wo der Dragór, ein Nebenfluß der Czerna, jenes enge Thal verläßt, das zwischen der hohen Alpe Peristeri und mäßigen Hügeln den Weg nach Albanien öffnet, ist die große Stadt Bitólia erbaut. Sie ist viel größer als Bódena, kleiner als Salonichi und zählt 36000 Bewohner. Gegen 15 Minarets ragen aus der Häusermasse hervor, die unter mannigfaltigen Baumgruppen von Pappeln und Weiden sich verbirgt. In der Caffee= und Barbier=Stube eines Griechen erwartete ich die Botschaft des Pascha, zu dem ich Dimitri mit meinem Empfehlungsschreiben gesendet hatte. Bald erschien ein Cavás und führte mich in das Haus des griechischen Bischofs, wo ich, noch durch besondere Empfehlungen unterstützt, eine höchst gastliche Aufnahme fand. Der Geistliche selbst war abwesend, aber sein Bruder, ein gebildeter junger Grieche von einnehmendem Wesen und liebenswürdigem Betragen, vertrat seine Stelle. Er schrieb sich *) Georjios Theodoridis, Bruder des Bischofs von Pelagonien.

*) Γεώργιος Θεοδορίδης, ἀδελφὸς τοῦ Ἁγίου Πελαγονίας Γερασίμου.

Funfzehntes Capitel.

Aufenthalt in Bitólia (Monastír). Besteigung des Peristeri.

Das Thal des Dragor. Erinnerung an den albanischen Krieg. Flora des Peristeri. Dessen Situation. Audienzen bei Ahmed Pascha und Abdi Pascha. Monastír von Bucovo. Politische Zustände.

30. Junius. Die Bewohner des Hauses, das mich aufgenommen, und die zahlreichen, der Geselligkeit ergebenen Freunde desselben, durch Bildung und Kenntnisse ausgezeichnet, der italienischen Sprache größtentheils kundig, vereinigten die liebenswürdigsten Seiten des griechischen und fränkischen Characters und bildeten zugleich den angesehensten Zirkel unter den Raja's von Bitólia. Außer mir war noch ein anderer Fremder zugegen, der griechische Erzbischof von Ochridha, ein gelehrter, würdiger Greis, der des Cartesius Philosophie studirt hatte, und, von einer ehrfürchtigen Jugend umgeben, die Herzen zu erwecken verstand.

Als ich von meiner Absicht, den Peristeri zu besteigen, redete, erboten sich Einige der Herren, mich zu begleiten, und, indem gleich der folgende Tag zu dieser Wanderung bestimmt wurde, so beeilte ich mich, zuvor dem Rúmeli Walessi aufzuwarten. Scarlatos Chanidis, dessen Leibarzt aus constantinopoli-

tanischer Schule, geleitete mich in das Palais: allein ohne daß ich davon wußte, wurde ich nicht zum Pascha, sondern zu dem Chiaja Bej, seinem ersten Beamten, eingeführt, den ich daher durch meine Anrede, die für den Erstern berechnet war, zu besonderer Höflichkeit verband. Dimitri, der in gleichem Irrthume war, kniete vor dem reichgekleideten Türken nieder, und kaum hatte er meine Worte übertragen, als ich unerwartete Freundschaftsversicherungen vernahm, denen alsbald der Befehl an einen der Umstehenden folgte, ein Cavás solle mich auf den Berg begleiten und, so lange ich in Bitólia bliebe, zu meiner Verfügung stehen. Als ich mich empfohlen, empfing ich erst die Botschaft des Rúmeli Walessi, Ahmed Pascha, daß er, heute behindert, mich nach meiner Rückkunft vom Peristeri zu sehen erwarte.

Ein Freund des Theodorides, Nicolaki Sterio, ein reicher junger Grieche, an den ich auch von Salonichi aus empfohlen war, bewohnte sein Landgut in Margárovo, am Fuße des Peristeri. Da er als Kaufmann den Tag über in Bitólia beschäftigt war, so machte ich gleich nach meiner Ankunft seine Bekanntschaft und wurde von ihm eingeladen, mit der übrigen Gesellschaft in seinem Hause zu übernachten, indem der Berg von dort mit größerer Bequemlichkeit zu ersteigen ist. Bis zum folgenden Nachmittage war Alles in Bereitschaft.

1. Julius. Außer dem Rúmeli Walessi selbst, der einen großen Theil des westwärts vom Vardar gelegenen Macedonien inne hat und zugleich als Muschür die militairische Obergewalt über die Sandschaks von Nordalbanien bis Berat führt, hielt sich damals noch ein junger General, Abdi Pascha, in Bitólia auf, um neue Redif-Regimenter zu organisiren, was jedoch sehr langsam von Statten ging. Ihm stand ein italienischer Officier, Namens Cholleli, als Exerziermeister der ausgehobenen Soldaten zur Seite, der, einem bewegten Schicksale hingegeben, manche treffende Aufschlüsse über die Zustände des Landes zu geben vermochte. Dieser Franke leistete mir nebst Scarlatos und Sterio bei der Wanderung auf den Peristeri Gesellschaft.

Als die Pferde schon bereit waren, mußten wir noch geraume Zeit auf den Cavás des Pascha warten. Es war bereits

5ʰ Nachmittags, als er endlich anlangte und uns durch die Ursache seiner Säumniß in ein etwas unheimliches Erstaunen versetzte. Der Pascha gebraucht solche Diener, die jedes Winks gewärtig stets seine unmittelbare Umgebung bilden, zu den verschiedensten Verrichtungen, und so hatte derselbe Türke, der mir als Ehrenwache dienen sollte, gerade vorher die Hinrichtung eines Räubers auf grausame Art vollziehen müssen. Freilich war dieser Verbrecher mehrer Mordthaten schuldig gewesen, hatte zuletzt noch seinen eignen Cameraden getödtet, wurde eingefangen, gestand seine Schuld und sagte bei der dem Richterspruche unmittelbar folgenden Execution: »kein Pardon? es ist gut: ich habe es verdient.« Allein die Art der Todesstrafe, mit zwei unter den Armen schräg von unten eingebohrten Lanzen aufgehenkt zu werden, ist wegen der Ungewißheit raschen Erfolgs noch schrecklicher und erregte ein Grauen unter den Zuschauern, die dem Schauspiel auf öffentlichem Platze beiwohnten und von denen die Umstände mir erzählt wurden. Uebrigens gilt diese Strafe für das höchste Maaß türkischer Vergeltung und scheint wenigstens in Rumelien das noch grausamere Pfählen gegenwärtig ganz verdrängt zu haben. Mein türkischer Cavás war durch ein solches Geschäft in seinem Gleichmuthe nicht gestört worden und gab dieselbe Indifferenz zu erkennen, als er, am folgenden Tage auf einem Schneefelde strauchelnd, in Gefahr gerieth eine Felswand hinabzugleiten.

Der Peristeri, über 7000′ hoch, steigt unmittelbar über der Stadt Bitólia empor, deren Niveau am Flußufer ich zu 1400′ bestimmt habe *). Der Horizontalabstand des Gipfels beträgt wahrscheinlich kaum mehr als eine Stunde, woraus sich die Größe des Anblicks ermessen läßt. Der Berg hat seinen Namen davon, daß der Grieche die zu beiden Seiten der schnabelförmig heraustretenden Spitze über den dunkeln Felsen schwebenden Schneegefilde mit den Fittichen einer weißen Taube vergleicht. Es ist das nordwestlichste Verbindungsglied zwischen der Canalvischen Kette

*) Der Siedepunct im Garten des Abdi Pascha betrug 209°,5 F. bei einer Luftwärme von 20° R., wozu eine Luftwärme von 24° R. am Meeresufer vorausgesetzt ist.

und dem macedonisch-albanischen Grenzgebirge. Nach Norden liegt ihm ein System von Hügeln gegenüber, das sich zwischen dem Letzteren und der Ebene von Bitólia ausbreitet und vom Peristeri durch das enge Querthal des Dragor getrennt wird. Durch dieses Thal, das bei der Stadt in die Ebene übergeht, führt der Weg zu den Seeen von Presba und Ochridha, dem wir gleichfalls eine Stunde weit folgten.

Um 5^h 10′ ritten wir fort, aber schon eine Viertelstunde später wurde nach der Sitte des Landes bei einem Caffeewirthe abgestiegen, am Boden eine Matte ausgebreitet und, um keinen Genuß zu versäumen, ein Tschibuk geraucht (5^h 25′ — 5^h 35′). Dieser Ort lag schon einsam am Ufer des Gebirgsflusses, von Weidenbäumen beschattet. Von hier führt der Weg längs des Dragor bis zu einem kleinen Seitenthale (6^h 30′), das vom Peristeri herabkommt und worin zwei große Ortschaften, Túrnavo und Margárovo, liegen. Jene enthält 200, diese 300 Häuser. In dem Dragorthale wechseln Wiesen und Getraidefelder, aus denen sich hier und da lombardische Pappeln und Weidenbäume *) erheben. Links steigt der Peristeri unmittelbar, bis zur Baumgrenze sichtbar, empor, grün von Farnkraut und Buschvegetation. Die erste Fichtenwaldung bemerkt man an diesem Abhange erst in der Nähe von Margárovo.

Eine halbe Stunde von der Stadt stehen am Ufer des Dragor zwei einfache Grabsteine, die Trophaeen eines fürchterlichen Blutbads, dem der jetzige Rúmeli Walessi Ahmed seine Erhebung zur Muschürwürde verdankt. Der Bericht über dieses Ereigniß vom Augenzeugen Scarlatos weicht in einigen Puncten von den damaligen Zeitungscorrespondenzen ab und ist ohnehin für die Zustände des Landes characteristisch zu nennen. Als im J. 1830 der große albanische Aufstand, durch die Häuptlinge dieses Landes vorbereitet, unter der Leitung des Mustapha Pascha von Scútari ausbrach, befand sich der Pascha von Bitólia in der bedrängtesten Lage. Wenn man bedenkt, daß die wildesten und kriegerischsten Stämme Albaniens die Gebirge zwischen Berat und

*) Populus dilatata Ait. P. nigra L. Salix fragilis L. S. alba L.

Prisdrén bewohnen und durch den Paß von Ochridha so leicht in die macedonischen Ebenen einzubrechen vermögen, so ist es einleuchtend, daß in einem albanischen Kriege von allen rumelischen Städten Bitólia die wichtigste militairische Position bildet, weil sie, am Ausgangspuncte jenes Passes gelegen, dem, der sie besitzt, die Verbindungsstraße beider Länder öffnet und sie dem Feinde verschließt. Noch ehe der Großvezier Reschid Muhamed, der mit einem Heere von 10000 Mann regelmäßiger Truppen die Albanesen zu bekriegen auszog, die Stadt Bitólia erreicht hatte, wurde sie daher von den Rebellen, welche die den ehemaligen Janitscharen schuldigen Soldrückstände als Vorwand ihrer Empörung gebrauchten, angegriffen und belagert. Der damalige Rúmeli Walessi, unter dem Ahmed als Colonel diente, hatte nur zwei regulaire Bataillons zu seiner Verfügung und entschloß sich zu unterhandeln. Er versprach den Albanesen 2 Millionen Piaster, und als sie unter dieser Bedingung einwilligten die Waffen niederzulegen, fing er an diese Summe von den Raja's zu erpressen und machte den Feind dadurch sicher, daß die Ausführung des gütlichen Vergleichs nahe bevorstehe. Während dieser Zeit wurden zur Feier des Friedens großartige Banquets angeordnet und die türkischen Officiere begaben sich selbst in das albanische Lager, um einem Gastmahle beizuwohnen, zu dem die feindlichen Häuptlinge sie einluden. Am folgenden Tage sollte diesen dieselbe Ehre auf einem freien Platze am Ufer des Dragor erwiedert werden. Die albanischen Großen erschienen in zahlreicher Begleitung, während ihre ganze Macht sich unbesorgt auf den Hügeln vor Bitólia gelagert hatte, um dem Schauspiele aus angemessener Entfernung zuzusehen. Zu den Seiten des Platzes waren zum ehrenvollen Empfange der Fremden die beiden türkischen Bataillons aufgestellt und man versichert, daß außer ihrem Commandeur Ahmed Niemand darum gewußt habe, wie diese Scene enden sollte. Nachdem die Soldaten ehrerbietig salutirt haben, erhalten sie plötzlich den Befehl zu feuern. Sie tödten die geladenen Gäste, ersteigen dann im Sturmschritt die Höhen und machen den größten Theil der plötzlich Ueberfallenen mit dem Bajonet nieder: von Tausenden soll nur ein geringer Theil der Re-

bellen über das Gebirge in die Heimath entkommen sein. Von den Türken hingegen blieben nur zwei Mann, deren Ruhestätte durch jene Grabsteine bezeichnet wird. Man betrachtete den Erfolg dieses Handstreichs in der Türkei als eins der wichtigsten Zeugnisse für die Superiorität der neuen Militairorganisation und des Grundsatzes, in geschlossenen Reihen zu fechten. Ahmed verdankte der glänzenden Ausführung der von ihm anempfohlenen Verrätherei seine spätern Ehrenstellen, und als der Großvezier bald darauf in Bitólia einzog, ward es ihm leicht in Albanien einzudringen und in demselben Jahre noch den Aufruhr fast überall zu dämpfen. Bekanntlich brach dieser im folgenden Jahre mit erneuerter Wuth aus und wiederum stritt man sich um den Besitz von Bitólia, bis Reschid die vereinigten Rebellen bei Perlepé auf's Haupt schlug und dann den Schauplatz des Kriegs, der mit der Unterwerfung Mustapha's in Scútari endete, nach Albanien und Bosnien verlegte. Zu der völligen Beruhigung des Landes in den folgenden Jahren hat Ahmed Pascha, seitdem er zum Rúmeli Walessi ernannt war, durch erfolgreiche Maßregeln gleichfalls wesentlich beigetragen, die der Sultan um so höher anschlug, als er den 60000 Männern, die man damals in Albanien, wiewohl durch Zwietracht vereinzelt, unter den Waffen wußte, stets nur sehr schwache Kräfte gegenüberstellen konnte. Lange Zeit bestand das System Ahmed's darin, albanesische Häuptlinge bei guter Gelegenheit einzufangen und nach Constantinopel zu senden. Einst aber überfiel er mitten im Frieden die bevölkertsten Districte von Oberalbanien, plünderte die Dörfer, raubte die Männer, verkaufte sie in die Sclaverei und sicherte die Ruhe des Reichs durch die Hinrichtung vieler Gefangenen, die einflußreich oder als Verschwörer verdächtigt waren. So weit reichen die Erzählungen von denen, die der Persönlichkeit Ahmed's ihre Achtung zollen und von ihm sagen: »er ist gut gegen die Guten, aber grausam gegen die Bösen.« Vor sechs Jahren wagte kein Einheimischer sich ohne Bedeckung aus den Thoren von Bitólia; häufig wurden Christen in den Straßen der Stadt ermordet: jetzt herrscht Ruhe und Sicherheit im ganzen Paschalik,

und auch ohne Begleitung hätte ich die benachbarten Gebirge bis zur albanischen Grenze bereisen können.

Um 7^h 10′ langten wir in Nicolaki's Villa an, nachdem wir uns in dem Seitenthale des Dragor schon ansehnlich über dessen Flußbett erhoben hatten. Denn die Villa in der Mitte des Dorfs Margárovo liegt bereits 2378′ über dem Meere *).

2. Julius. Die Gesellschaft, die am folgenden Morgen den Peristeri zu ersteigen sich anschickte, hatte sich auf 11 Personen vermehrt. Denn außer den Erwähnten schlossen sich noch einige Bewohner des Thals an uns an, namentlich der Arzt und Schmied von Margárovo, der zu meiner Verwunderung manche heilsame Kräuter mit den alten Namen des Dioscorides zu bezeichnen wußte und, diese Kenntnisse zu erweitern begierig, unter beständigen Fragen über die Eigenschaften der Gewächse mir seine Dienste als griechischer Rhizotom leistete.

Die Flora des Peristeri ist in mancher Beziehung geeignet, nicht blos die durch die Besteigung des Athos und Nidgé gewonnenen Ansichten über die macedonische Gebirgsvegetation zu erweitern und zu befestigen, sondern auch die allgemeinern Gesetze der verticalen Pflanzenverbreitung zu erläutern. Auf jenen waldigen Bergen fanden wir gewisse Regionen mit dem ganzen Reichthum ihrer Kräuter scharf in bestimmten Höhen von einander abgesondert: auf dem Athos den obern Laubholz-, den Coniferen- und alpinen Gürtel, auf dem Nidgé die Regionen der Eichen, des Wachholders, der Buchen und Alpentriften. Die Kräuter des einen Gürtels fanden sich fast niemals in einem andern wieder. Demungeachtet faßten wir, um nicht örtlichen Einflüssen eine allgemeinere Bedeutung einzuräumen, alle jene Regionen über den immergrünen Formen der Küste bis zu der Baumgrenze unter dem Begriffe einer mitteleuropaeischen Flora zusammen und wir finden eine solche Meinung durch die Vegetation des dem

*) Siedepunct = 206°,75 F. bei 15° R. Luftwärme, im Verhältniß zu 24° R. Luftwärme berechnet.

Nidgé gegenüberliegenden Peristeri auf das Entschiedenste unterstützt: denn an diesem Berge giebt es nur zwei Regionen, die mitteleuropaeische und alpine, die in einer Höhe von 5200′, also eben da wo am Athos der Baumwuchs aufhört, sich berühren. Ein sehr verschiedener Vegetationscharacter ist am Peristeri oberhalb und unterhalb jener Linie ausgeprägt; nur sehr wenige Gewächse vermögen sie zu überschreiten. Allein von der Czernaebene bis zu jenem Puncte (1400′—5200′) findet sich in der Verbreitung der Gewächse durchaus kein Scheidepunct, der auf die Hauptmasse der Vegetation oder auf alle characteristischen Formen einer untergeordneten Region seine Wirkungen äußerte, so groß auch die Zahl der einzelnen Arten ist, die nur in gewissen Höhen gedeihen und sich nach ihrer climatischen Sphäre allmählig über einander aufstellen.

Der Grund, weshalb die mitteleuropaeische Region des Nidgé und Athos in mehre Gürtel zerfällt, während dieselbe am Peristeri nur stetig fortschreitende Aenderungen darbietet, ist leicht einzusehen. Er liegt in dem Einflusse der vorherrschenden Gewächse auf die übrigen. Dort fanden wir Hochwald von Eichen, Buchen und Nadelhölzern durch die ganze Region verbreitet, diese Baumarten im verticalen Sinne von einander abgesondert: der Wachsthum derselben bedingt gewisse Unterschiede in der Dichtigkeit des Waldes, der Beschattung des Bodens und der Mischung des Erdreichs, die sich in entsprechenden Verschiedenheiten des Unterholzes und der Krautvegetation abspiegeln. Auch in der Ebene ist jede Aenderung des Baumschlages von einer Aenderung der übrigen Waldflora begleitet. So trafen wir auch eine verschiedene Grasnarbe, durchaus verschiedene Kräuter im dichten Buchenwalde des Nidgé und unter gleicher Höhe im Halbschatten der Hakenfichte. Da auf diesen Bergen gewisse Baumarten sich nur durch engere Höhenabschnitte verbreiten, als die mitteleuropaeische Flora überhaupt, so muß diese für ganze Reihen von Formen den Einfluß eines climatischen Gesetzes erfahren, das eigentlich nur für jene vorherrschenden Gewächse gilt. Am Peristeri hingegen kann sich jede Pflanze nach ihrer eigenthümlichen, climatischen Sphäre verbreiten. Denn hier fehlt jener Einfluß

des Hochwaldes auf die übrigen Glieder der Flora. Der über 5000′ hohe Abhang gegen das Dragorthal ist fast ganz unbewaldet. Ein großer Theil desselben ist dicht mit Farnkraut überdeckt; dazwischen dehnen geneigte Bergwiesen sich aus, die fast nur aus dichtem Grase und Klee bestehen; den übrigen Raum nehmen weitläuftige Strecken von zerstreut wachsenden Coniferensträuchern ein, zwischen denen eine mannigfaltige Krautvegetation üppig umher wuchert. Diese drei Formationen der untern Region des Peristeri aber scheiden sich nicht nach der Höhe ab: regellos vertheilen sie sich in der größten Breite des Abhangs, wie die Formationen der Ebene. Jede zählt ihre besondern Gewächse, jede hat ihren eigenthümlichen Vegetations- und Boden-Character: allein keine setzt der verticalen Verbreitung ihrer einzelnen Bestandtheile engere Grenzen, als das Clima selbst denselben anweist. Daher würde dieser Berg bei längerem Aufenthalte die günstigsten Verhältnisse darbieten, um die climatischen Grenzen einer großen Zahl von mitteleuropaeischen Gewächsen zu studiren, insofern dieselben hier, unbeschränkt durch örtliche Einflüsse, rein zu beobachten sind, wobei ich selbst auf die auffallendsten Phänomene dieser Gattung mich habe beschränken müssen. Auch die gleichartige Oberfläche des großartigen und selten durch Felsen oder durch Vorberge und Hügelbrüstungen unterbrochenen Abhangs, die symmetrisch geordnete Bewässerung, die Uebereinstimmung des Bodens und seiner Felsunterlage *) begünstigen solche Untersu-

---

*) An das Alluvium der Czernaebene stößt unmittelbar der Glimmerschiefer des Dragorthals und des untern Abhangs des Peristeri. Diese Felsart, die bei Margárovo ungemein hellfarbig ist, begleitete mich, wiewohl schon einzelne, wahrscheinlich herabgerollte Granitmassen vorkommen, bis zu einer Höhe von 4000′. Hier liegt die Seitenkuppe gegen das Dragorthal (s. u.), die aus Granit besteht. Aber der Hauptweg auf den Berg führt bis 4600′ über Glimmerschiefer. Hier beginnt der Granit und setzt alle höhern Theile des Peristeri zusammen. Der Nordabhang des Bergs enthält daher zwei von einander geschiedene Granitspitzen, als Durchbruchspuncte der hebenden Gebirgsart durch den Schiefer, von denen die Seitenkuppe sich etwa 1400′ erhebt und den Granit in einer Breite von 400′ entblößt, während der Hauptgipfel über 2500′ tief aus dieser Felsart besteht.

chungen ungemein. Ich gehe nun zu den einzelnen Beobachtungen über und bemerke nur noch, daß die große Verschiedenheit der Floren des Nidgé und Peristeri zwar ein reichhaltiges Verzeichniß von macedonischen Kalk- und Granit-Pflanzen darbieten würde: allein da diese Verschiedenheit unstreitig von der Waldlosigkeit des letztern Bergs herrührt, so würde es ganz unzulässig erscheinen, hierin eine Beziehung zwischen der geognostischen Beschaffenheit des Gebirgs und der Ausbreitung der Vegetation zu erblicken.

Die Höhenbestimmungen für die Flora des Peristeri gründen sich auf 4 Messungen, von denen die von Bitólia und Margárovo bereits mitgetheilt sind. Eine dritte bezieht sich auf unsern Ruheplatz im untern Gebiete der alpinen Region, an der obern Grenze der strauchartigen Zirbelnußfichten. Sie ergiebt *) 5426′ und entspricht einem Ansteigen von 2ʰ 15′ über Margárovo. Die Messung endlich auf dem höchsten Gipfel des Peristeri giebt ihm eine Erhebung von **) 7237′ über dem Meere und stimmt in sofern mit der Zeit des Ansteigens überein, daß diese zu einer Schätzung von 7300′ führt, indem von 4ʰ 15′ wirklich entflossener Zeit 45′ auf die Horizontalität des Wegs abgerechnet werden und 3ʰ 30′ einer Erhebung von 4900″ über den gemessenen Punct Margárovo entsprechen. Die Grenze der alpinen Flora, von der ich in 10′ den Ruheplatz erreichte, habe ich demzufolge auf 5200′ geschätzt.

1) Mitteleuropaeische Region des Peristeri von Bitólia bis zur untern Grenze des Zwergwachholders. 1400′—5200′.
2) Alpine Region. 5200′—7237′.

Das cultivirte Land der Czernaebene reicht bis zur Höhe von Margárovo, bildet daher einen Gürtel von 1000′ Breite am Fuße des Peristeri (1400′—2400′). Hier beginnen jene dichtverwachsenen Farnkrautgestrüppe, die eine zweite Region von 2200′ Breite großentheils bedecken (2400′—4600′). Hier ist der Adler-

*) Siedepunct auf dem Ruheplatze = 202°,25 F. bei einer Luftwärme von 16° R.: im Verhältniß zu 24° R. des Standpuncts am Meere berechnet.

**) Siedepunct auf dem Gipfel des Peristeri = 199° F. bei einer Luftwärme von 13° R.

farn, in gedrängten Wedeln, oft unabsehbar weit das einzige Gewächs. Er wird gewöhnlich nur 2—3′ hoch und verdrängt, so weit ihm umherzuwuchern gestattet ist, alle andere Vegetation: ein lachender, grüner Anblick aus der Ferne, aber eine traurige, den trefflichen Boden unnütz vergeudende Wüstenei, wenn man sie erreicht hat. Der Pflanzen, die eine solche Gemeinschaft zu ertragen vermögen, sind wenige, und kümmerlich verbergen sie sich in dem schattigen Dickicht und verbreiten sich nur an den lichten Stellen in geselligem Wachsthum: Euphorbien, Erdbeeren, Thymus und Galium, durchaus in Mitteleuropa weit verbreitete Gewächse *).

Zwischen dem Pterisgestrüpp treten, auf dieselbe Region beschränkt, einzelne Wiesen auf, die gewöhnlich nur als Viehweiden genutzt werden und deren vortrefflicher Graswuchs beweist, mit welchem Erfolge die wuchernde Pteris entfernt werden könnte, indem der ganze Abhang gut bewässert und mit Erdkrume bedeckt ist, die Vorzüge des Wiesenbodens aber unstreitig von der Grasvegetation selbst herrühren. Diese Wiesen bestehen aus **) mitteleuropaeischen Gramineen und weißem Klee, dessen Ausläufer sich zwischen dem kurzen Grase verzweigen.

Nur in einer einzigen schmalen Region bei 4000′ wird eine Unterbrechung des Farngestrüpps durch prächtige, gedrängt wachsende Asphodelosrasen ***) bewirkt, deren weiße Lilienblumen unter so viel alltäglichen Pflanzenformen um so mehr in Verwunderung setzen, als sie dem Berge übrigens fremd sind, und mich zwar an eine analoge Erscheinung am Athos erinnerten, aber mir doch auf meinen Wanderungen nicht wieder begegnet sind. In Gesellschaft mit diesen Asphodelen wachsen übrigens auch

*) Pteris aquilina L. — Euphorbia Cyparissias L. Fragaria vesca L. Thymus Serpyllum L. (auf diesem Orobanche annulata nov. sp.). Galium verum L.

**) Poa pratensis L. P. alpina L. Anthoxanthum odoratum L. Festuca ovina L. Avena flavescens L. Phleum ambiguum Ten. — Trifolium repens L. — Lotus major Scop.

***) Asphodelus albus Mill.

viele der Kräuter, die der folgenden, so viel reichern Formation angehören.

Diese, characterisirt durch den Oxycedrus-Wachholder des Ridgé, beginnt zwar am Wege erst bei 3500', indem dieser Strauch von da bis 4600' ansteigt: allein eine gleichfalls strauchförmige Abart der Zirbelnußfichte, die Anfangs nur einzeln unter jenen angetroffen wird, verbreitet sich seitwärts bis zur untern Pterisgrenze. Ihr Wuchs und die Farbe der Nadeln machen sie schon aus der Ferne kenntlich. Diese Formation bewohnt daher gleiche Höhen mit dem Farnkraut, wiewohl sie allerdings erst weiter oben größere Räume einzunehmen scheint. Die Zirbelsträucher wachsen oft nahe zusammen, aber die Oxycedrusbüsche stehen, wie am Ridgé, so weitläuftig, daß eine reiche Vegetation von Kräutern in den Zwischenräumen ihr Gedeihen findet. Diese besteht vorzüglich aus Verbascum, Sedum, Achilleen und kleinen Alsineen und sie geht an einigen Orten in die Formation der Bergwiesen über. Auf der Granitkuppe über dem Dragorthale ist sie besonders reich entwickelt. An ihrer obern Grenze (4600') ist eine schmale Region der kleinblumigen Nelke des Ridgé bemerkenswerth. Außer den beiden Coniferensträuchern kommen auch höchst einzeln Buchenbüsche vor *).

Wo der Oxycedrus und das Farnkraut aufhören und mit ihnen die erwähnten Kräuter nach und nach ihre Höhengrenze finden, zeigen die Gebüsche des Zirbelstrauchs keine Veränderung.

---

*) Juniperus Oxycedrus L. Pinus Cembra L. var. fruticosa. — Verbascum macrostachyon nov. sp. Sedum saxatile Sm. Achillea odorata L. Alsine verna Bartl. Cerastium semidecandrum L. Dianthus stenopetalus m. — Fagus sylvatica L. var. fruticosa. — Die übrigen Pflanzen dieser Formation sind: Dianthus atropurpureus nov. sp. Hypericum barbatum Jacq. Sedum hispanicum L. var. Saxifraga rotundifolia L. var. geoides m. Trifolium alpestre. L. Potentilla Tommasii Ten. Aremonia agrimonioides Neck. Betonica Alopecuros L. B. scardica nov. sp. Stachys sericea Benth. Achillea pubescens W. Lithospermum arvense L. Lasiagrostis Calamagrostis Lk. Auf der Granitkuppe fand ich: Genista sagittalis L. Arenaria serpyllifolia L. Phyteuma limonifolium Sibth.

Es beginnt hier ein 600′ breiter Gürtel, der mit verschiedenen Gesträuchen dichter bewachsen ist und wenige Kräuter mehr ernährt. Hier herrschen Zirbelsträucher und gemeiner Wachholder; Heidelbeerengestrüpp wuchert am Boden. Hier kommen auch einzelne Weißtannen bei 4900′ Höhe verkrüppelt fort *). Diese Formation reicht bis zur Alpenflora (4600′—5200′).

Ehe wir diese selbst characterisiren, müssen wir bemerken, daß, wie in andern alpinen Gebirgen, so auch hier die Samen gewisser Pflanzen, die den Kies der Gebirgsbäche bewohnen, von hohen Standorten zuweilen in die Tiefe herabgeschwemmt werden und sich dort entwickelnd, die Gesetze der Pflanzenverbreitung für den Beobachter verwirren würden, wenn dieser nicht einem allgemeinern Maßstabe bei seinen Wahrnehmungen folgte. Denn man darf es als einen Grundsatz aller pflanzengeographischen Untersuchungen ansehen, daß, je enger ein Phänomen örtlich begrenzt ist, es desto gewisser von Einflüssen des Bodens herrührt, und je mehr es im Großen sich wiederholt, desto sicherer climatische Bedingungen desselben erwartet werden dürfen. So haben denn auch die wenigen Alpenpflanzen **), die am Peristeri, in dem Bett eines steil herabströmenden Gebirgsbachs, auf den Felsstücken des Granits, umgeben von Farnkraut und Asphodelosstauden, schon in einer Höhe von 4000′ gefunden werden, ihre Hauptverbreitung an den Quellen jenes Thalwegs in der alpinen Region, und eine derselben, das orangenfarbene Geum des Ridge, an dem untern Standorte auf das Ufer des Baches eingeschränkt und von den benachbarten Bergwiesen ausgeschlossen, verbreitet sich als eins der häufigsten Gewächse über die feuchten, diesen Wiesen in Rücksicht des Bodens ganz ähnlichen Alpentriften, die aber durch einen Höhenunterschied von 1200′ von jenen getrennt sind.

*) Pinus Cembra L. var. fruticosa. Juniperus communis L. Vaccinium Myrtillus L. Pinus Picea L. An Felsblöcken mit letzterer: Geranium macrorrhizon L.

**) Geum macedonicum m. Saxifraga stellaris L. S. rotundifolia L. var. glandulosa. Carduus carlinaefolius Ten. nec Lam. Die nicht alpine Ufervegetation dieses Bachs besteht aus Rumex domesticus Hartm. und Stellaria uliginosa Murr.

Bei 5200′ bezeichnet vor Allem der Zwergwachholder den Eintritt in das Gebiet der alpinen Region, und so finden wir drei verschiedene Arten dieser Gattung am Peristeri der Reihe nach über einander verbreitet und als Characterpflanzen von drei Vegetationsgürteln stufenweise abgesondert. Mit der obern Grenze des gemeinen Wachholders und der Weißtanne, mit dem Aufhören aller Kräuter und Gräser der mitteleuropaeischen Region und mit dem ersten Auftreten des Zwergwachholders beginnt hier plötzlich eine neue Flora von perennirenden, in schönen Blumenfarben prangenden Kräutern, unter denen zunächst das grünliche Veratrum, eine gelbe Ranunkel und die lebhaft rothen Blüthen des Pindusgeranium und einer rasenförmig wuchernden Nelke *) am häufigsten sich zeigen. Hier hört die Dichtigkeit des Gesträuchs auf und eine freiere Entwickelung der Pflanzenformen wird möglich. Von allen Gewächsen scheinen nur die Heidelbeere und der Zirbelstrauch diese Vegetationsgrenze zu überschreiten, die um so mehr unsere Aufmerksamkeit verdient, als sie, nicht durch den Boden oder durch den Einfluß vorherrschender Pflanzen bedingt, eine reine Wirkung des Clima's darstellt. Der climatische Unterschied aber wird zugleich durch die ersten Schneefelder angedeutet, die eben bis hieher in geschützten Thalgründen noch zu dieser Jahrszeit herabreichten.

So merkwürdig der Zirbelstrauch **) schon durch die Ausdehnung seiner verticalen Verbreitung von 2400′—5400′ erscheint, so überrascht es doch noch weit mehr, daß, während er, in dieser Region vom Boden aus verzweigt, selten über 4′ hoch wird und doch dabei reichliche Zapfen trägt, an deren oberer Grenze zuerst ausgewachsene Bäume***) derselben Fichtenart auftreten und darüber eine Art Waldgürtel bilden. Sollte das Gehölz oberhalb Margárovo gleichfalls Zirbelbäume enthalten, so würde es zwar

*) Juniperus nana W. — Veratrum album L. var. Ranunculus Villarsii Dc. Geranium subcaulescens l' Hér. Dianthus myrtinervius nov. sp.

**) Pinus Cembra L. var. fruticosa.

***) Pinus Cembra L. arborea.

nur wie ein zufälliger Umstand erscheinen, daß längs des Wegs bis in das untere Gebiet der Alpenregion kein Baum an dem weiten, grünen Abhange zu erblicken ist und eben hier, wo man in Nachbargebirgen sich schon vor der Baumgrenze befinden würde, hohe Stämme sich zu zeigen anfangen: aber daß dasselbe Gewächs, obgleich nur sparsam über Europa verbreitet, doch in so verschiedenen Climaten ausharrt und freudig vegetirt, bleibt immer eine bemerkenswerthe Erscheinung und empfiehlt die Cultur einer Baumart, die bisher in den Forsten nur wenig berücksichtigt ward.

Die Zirbelbäume bilden indessen in der Alpenregion keinen geschlossenen Wald, sondern erheben sich einzeln in Abständen von 30—40 Fußen. In dieser Weise verbreiten sie sich von 5400′—5800′. Nach einer örtlichen Wahrnehmung darf man zwar, wie bereits früher mitgetheilt wurde (Bd. I. S. 356.), die absolute Baumgrenze zu 6100′ setzen: aber nur bis 5800′ reicht die eigentliche Holzung. Und bevor sie diese Höhe erreicht, wird bereits eine Abnahme im Wachsthume des Stammes bemerklich. Er bleibt, wewohl er nicht wieder strauchartig wird, doch nach und nach an Höhe zurück und oft krümmt er sich nieder, dem geneigten Boden parallel nach der Art des Krummholzes ausgebreitet. Manche Stämme wurden auch vom Sturme des Hochgebirgs geknickt und liegen nun faulend und mit Moos *) überwachsen auf der feuchten Erde.

Der übrigen Holzgewächse in der Alpenregion sind nur drei **), niedrige, selten mehr als Fuß hohe Sträucher. Von diesen verschwindet die Heidelbeere bei 5600′, und nur der Zwergwachholder steigt bis zum Gipfel des Bergs. Weiter oben, wo die feuchten Triften aufhören, die Gründe mit Schnee bedeckt und die Abhänge und Joche von Felsen und Granitblöcken starren, wird ein Gebüsch, das die humusreichen Klüfte des Gesteins aufsucht, um so häufiger. Der dritte Strauch ist eine feinnadelige

*) Dicranum strictum Schwägr.

**) Vaccinium Myrtillus L. Juniperus nana W. Bruckenthalia spiculiflora Rchb.

Erica, die Bruckenthalie Siebenbürgen's, welche Sibthorp auf dem Gipfel des bithynischen Olymps antraf und die durch die meisten alpinen Gebirge Rumelien's verbreitet zu sein scheint. Hier ist sie auf die Höhen von 5200′—5800′ eingeschränkt, und überall, wo ich sie später gefunden, vermochte sie nur in einer schmalen Region zu gedeihen, wiewohl ihr Wachsthum gesellig ist, wie bei andern Heiden.

Wie am Ridgé, kann man auch hier die Krautvegetation der alpinen Region in die Formation der wohl bewässerten Triften und der trocknen, steinigen Abhänge eintheilen. Hierzu kommt noch eine dritte, aus einigen kleinen, geselligen Kräutern *) gebildet, die aus dem schmelzenden Schnee eine reiche Nahrung empfangen und, wie die Gletscherflora der Alpen, die Ränder und Erdinseln der erst im Spätsommer verschwindenden, weißen Gefilde mit hellgrünen Blättern und gedrängten Blüthen verzieren.

Meine Sammlung von Alpenpflanzen des Peristeri zählt gegen 60 Arten, die zu 31 verschiedenen Familien gehören, unter denen die meisten für die arctische Flora characteristischen Gattungen sich wiederfinden. Bei Weitem die Mehrzahl dieser Gewächse ist über jene feuchten Triften ausgebreitet, die hier mit dem Reichthume an Kräutern auch eine üppige Grasnarbe vereinigen **). Die rupestre Formation ist hingegen sehr arm an

---

*) Ranunculus crenatus Kit. Gnaphalium supinum L. Plantago gentianoides Sm. Agathophytum bonus Henricus Moq. var. rubescens. Trichostomum piliferum Sm.

**) Durch Zahl der Individuen überwiegen folgende Arten: Ranunculus Villarsii DC. Thlaspi alpinum Jacq. var. Viola calcarata L. Silene Neutvickii Friw. Dianthus myrtinervius m. Linum capitatum Kit. Geranium subcaulescens l'Hér. Geum macedonicum m. Pedicularis orthantha nov. sp. Veronica bellidioides L. Rumex alpinus L. R. Acetosella L. Veratrum album L. var. Juncus trifidus L. Phleum alpinum L. Alopecurus Gerardi Vill. Festuca ovina L. var. Poa violacea Bell. P. caesia Sm. Weissia crispula Hedw. — Zerstreut vorkommende Bestandtheile dieser Formation: Arenaria biflora L.

Pflanzenarten *). An den höchsten Gipfeln nimmt sie den Raum völlig ein, und man kann ungefähr rechnen, daß die meisten Formen der erstern bis zu 6500', d. h. bis zur Quelle des Bachs von Margáravo, ansteigen, die letztern aber bis zur Spitze des Bergs sich wenig verändern, bis dann zuletzt nur noch der Zwergwachholder, eine Luzula und der gemeine Scleranthus übrig bleiben. So weit die Beobachtungen über das Physiognomische der Vegetation des Peristeri, deren Eindruck dem Kundigen durch die mitgetheilten Pflanzenverzeichnisse zu bestimmtern Zügen sich gestalten wird.

Wenden wir uns jetzt zu der Topographie des Peristeri und der bedeutenden Land- und Gebirgs-Strecken, welche die Aussicht von seinem Gipfel umspannt. Wir sahen, wie das Dragorthal am nördlichen Fuße des Bergs von West nach Ost sich erstreckt und in die Ebene mündet: aber dennoch ist es kein Querthal, sondern schräg gegen die Hauptaxe der Gebirgskette gerichtet. Denn diese läuft aus der Gegend von Flórina und Castoria von Südost nach Nordwest, bis sie mit den drei Gipfeln des Peristeri vor dem See von Presba endigt und durch diesen von der gleichfalls alpinen Centralkette des Scardus geschieden wird. Das Thal von Presba steht mit dem des Dragor in Verbindung, und

---

Spergula saginoides L. Cerastium grandiflorum Kit. Polygala vulgaris L. Sieversia montana W. Sedum rivulare Boiss. Hieracium sabinum Koch. Taraxacum officinale Wigg. Cirsium appendiculatum m. Centaurea montana L. var. stricta Kit. Doronicum scorpioides W. Anthemis montana L. Adenostyles Petasites Bf. Campanula spathulata Sibth. Phyteuma orbiculare L. Symphytum tuberosum L. Gentiana punctata L. Pinguicula grandiflora Lam. Pedicularis comosa L. Thesium ramosum Hayn. var. Crocus vernus W. Carex caespitosa L. C. leporina L. Pohlia inclinata Sw.

*) Scleranthus perennis L. Vaccinium Myrtillus L. Asperula ·lora Kit. Juniperus nana W. Luzula spicata DC.

so wird der Peristeri, als das äußerste Verbindungsglied zwischen dem Canalvischen Gebirge und dem Scardus, an drei Seiten von tief gelegenen Thälern umgeben und nach Norden hängt er nur durch das jenseit des Dragorthals massenhaft ausgebreitete Hügelland mit dem Scardus zusammen. Die Kette des Peristeri besteht aus dem hohen Kamme und rechtwinklig daraus hervortretenden, aber kurz abgebrochenen Seitenbrüstungen, welche, nach Nordost gerichtet, die Querthäler und Schluchten einschließen, aus denen die Zuflüsse der Czerna und des Dragor hervorströmen. Die Gipfel, verhältnißmäßig wenig aus dem Kamme hervortretend, erheben sich theils aus dem Mittelpunct, theils aus diesen Seitentheilen der Kette. So bildet die höchste Spitze, welche ich erstieg, den äußersten Vorsprung einer solchen Seitenbrüstung, von beiden Seiten in Querthäler des Dragor tief abstürzend und rückwärts nach Südwest mit dem Hauptkamme verbunden.

Das Thal von Margárovo oder das westliche dieser beiden den Peristeri einschließenden Querthäler geht hoch hinauf bis zum Hauptkamme und in der Sohle desselben stiegen wir bergan. Nach anderthalbstündigem Wege wurde ein Ruhepunct gemacht und während dieser Zeit erstieg ich die Granitkuppe, die zwischen dem Thale und der Tiefe des Dragor sich erhebt. Auf deren Gipfel finden sich Spuren von altem Mauerwerk und es soll hier ehemals ein Fort gestanden haben. Von hier sieht man zu den Füßen das ganze Dragorthal von seiner offnen Wendung gegen Resna und Presba bis nach Bitólia. Gegenüber breitet das Hügelsystem sich aus und der Thalweg ist nirgends eine Stunde breit. Es ist indessen so stark bevölkert, daß auf einer Linie von etwa 3 Stunden Länge nicht weniger als 11 Dörfer sichtbar sind *). Gegen Westen entzieht sich der Eingangspunct des

*) Diese Dörfer liegen nicht in der Thalsohle, sondern an beiden Abhängen des Gebirgs oder in den Seitenthälern des Dragor: und zwar längs der Nordseite von Bitólia aus: Prabintol 1¼ St. von Bitólia, Serpsi 1¾, Ramma 2, Lera 2¼, Wolintza 2½, Carat 2¾; an der Südseite Túrnavo

Thals dem Blicke, aber jenseits erscheinen die hohen Gebirge von Ochridha, deren Kamm weit und breit mit Schneefeldern bedeckt war und über deren Einschnitt der oft erwähnte Hauptgebirgspaß nach Albanien führt. Ich erkundigte mich nach dem Namen dieser Kette, die den Scardus selbst ausmacht, erfuhr aber nur, es seien die Berge von Ochridha und sie erstreckten sich nach den Dibren und hießen dann weiter im Norden Schar. Alle Nachrichten in Bitólia stimmten übrigens darin überein, daß der Schar ein Berg zwischen Calcándele und Prisdren sei.

Um 9^h 15′ *) waren wir bereits im Gebiete der Alpenflora angelangt und auf einer blumenreichen Matte überließen wir uns hier der Ruhe und körperlichen Erfrischung, wozu Nicolaki die reichhaltigsten Anstalten getroffen hatte. Hier an dem sprudelnden Gebirgsbache, in der frischen reinen Morgenluft, behagte es den Gefährten so gut, daß sie größtentheils zurückblieben und meine Rückkehr vom Gipfel abwarteten, den ich von hieraus in anderthalb Stunden (10^h 30′—12^h) erstieg. Die Schneefelder reichen bis zum Ruheplatze herab und weiter oben entspringt aus ihnen der wasserreichste Zufluß des Bachs. Zu beiden Seiten breiten Wiesen und Alpentriften sich aus. Dann folgt eine Region von großen, durch einander geworfenen Granitblöcken, über die man bis zum Gipfel selbst mühsam emporklimmen muß. Hier verweilte ich länger als eine Stunde (12^h —1^h 15′) und erfreute mich der prachtvollen, durch keine Wolke getrübten Aussicht.

1) Südwestlicher Quadrant. Der Horizont ist hier größtentheils durch die nahen Gipfel des Hauptkamms eingeschränkt, von denen die beiden nächsten S 47° W und S 57° W liegen. Ein ferner Durchblick in Süden aber gestattet einige Hauptspitzen des Pindus (S 15° —20° W) zu erkennen. Diese alpinen Gipfel liegen dem Anscheine nach näher als der Olymp, und es

---

und Margárovo 1¾ St., Nicotin 2, Zappar 2¼, Casen 2½. Wo das Thal in der Wendung gegen Resna verschwindet, liegt die große Ortschaft Maloriza, die aber von diesem Puncte aus nicht sichtbar ist.

*) 6^h — 7^h 30′ Margárovo bis zum ersten Ruhepuncte. 8^h — 9^h 15′ von da bis zum Ruheplatze.

erleidet keinen Zweifel, daß sie südwärts vom Devoleinschnitte sich erheben müssen. Sie werden vermuthlich den früher erwähnten *) Bergen Grammos und Smólica, den nördlichsten Vorgebirgen des Pindus, entsprechen. — Südwestlich blickt man über den sich senkenden Kamm in das Thal von Presba zwischen dem Scardus und Peristeri hinab. Hier erscheint in der Tiefe das nördliche Ende eines Seespiegels (S 57° W — etwa S 70° W), dessen Lage jedoch mit der Chartenzeichnung des See's von Presba durchaus nicht übereinstimmt. Es scheint, als ob der Dragor ein nordwärts strömender Ausfluß dieses See's wäre, der dann durch seine Biegung nach Osten in das Gebirge eintritt und den Peristeri umkreist. Nördlich vom See erhebt sich aus dem tiefen Thale von Presba ein freier Hügelrücken. — Am westlichen Ufer jenes See's steigt unmittelbar die hohe Kette des Scardus an (S 57° W — S 89° W.). Sie ist unten bewaldet und bildet eine Kette mit ebenem Kamm, der viele Schneefelder enthält und sich anscheinend etwa 1000′ über die Baumgrenze erhebt. Auf welche Art diese nahe Gebirgskette nach Süden gegen den Devol abfalle, ist nicht zu sehen: bis S 57° W senkt sie sich nicht. — Ueber diesen Theil des Scardus ragen in weiterer Entfernung viel höhere Schneeberge (S 75° W), und diese sind es, von denen ich vermuthe, daß sie zu dem Systeme des Tomoros gehören **). — Bei S 89° W senkt sich die Scarduskette zu einem niedrigen Gebirgsjoch und hier muß sich ein bequemer Uebergang von dem Presbathale nach dem See von Ochridha finden, wahrscheinlich die Hauptstraße selbst, die hiernach jedoch bedeutend südlicher liegen würde, als die Charten sie darstellen. Von diesem Passe aus erhebt sich die Kette nordwärts wieder zur frühern Höhe, allein in diesem Quadranten noch nicht bis zur Baumgrenze.

2) Nordwestlicher Quadrant. Die Linie des Horizonts wird hier überall durch den Scardus gebildet, der weithin nach

---

*) Vergl. S. 125.

**) Vergl. S. 136.

Norden sich fortzieht und zuletzt nach Nordosten umbiegt. Dem Anscheine nach — denn man könnte durch Seitenketten getäuscht werden — behält er die Meridianrichtung, die ihm auch im vorigen Quadranten eigen war, bis W 58° N. Auf diesem Gebiete trägt er von W 20° N — W 30° N zusammenhängende Schneefelder. Von da bis W 58° N wird wenigstens der Kamm von Neuem sich senken: denn nur einige der Kuppen sind hier mit Schnee bedeckt. Diesen Character behält die Kette bei ihrer nordöstlichen Biegung bis W 85° N, und so empfängt man den Eindruck einer zusammenhängenden, alpinen Kette von S 57° W bis W 85° N., deren gerade Entfernung im Westen auf 3–4, in Nordwesten bis auf 8 Stunden geschätzt werden mag. Von W 85° N bis N 20° O liegen nun gleichfalls noch kettenförmige Berge am Horizont, die sich häufig über die Baumgrenze erheben und einen etwas niedrigern Kamm in den Zwischenräumen zwischen den Gipfeln tragen, der sich auch zuweilen noch mit Schnee bedeckt zeigte. Dieser Horizont ist ohne Ausnahme näher als der Olymp, aber ihn mit den spätern Ansichten vom Babuna und Schardagh zu vergleichen wage ich nicht, wiewohl man bei näherer Bekanntschaft der Landes diese Gelegenheit, so entfernte Puncte zu verbinden, sehr gut wird benutzen können. Eins jener fernen Schneefelder lag N 5° O und zuletzt wird die Horizontallinie im folgenden Quadranten unter N 20° O mit einer großen Schneeanhäufung geschlossen, indem sie von hier aus in niedrigere Höhenzüge übergeht. — Innerhalb dieses weiten Umkreises breitet sich durch den ganzen Quadranten das mehrerwähnte Hügelland aus: ein ungeordnetes Gemisch von Höhen und Thälern, eingeschlossen vom Scardus, vom Ringbecken und vom Dragorthale. Ich schätze dessen Höhe nirgends über 2500′, oft nur auf 12–1500′ über der Czerna und die Spitzen sind häufig bewaldet. Ungefähr im Meridian (N 15° O) verläuft der Rand gegen das Ringbecken der Czerna von Süden nach Norden.

3) Nordöstlicher Quadrant. Im Vordergrunde liegt das große Ringbecken. Die hier der Lage nach bestimmten Puncte sind: Perlepé N 47° O, Mórliva an der Czerna (Morgarovo der Charten) N 70° O, höchstes Minaret von Bitólia N 69° O,

Eingang der Czerna in das Nidgégebirge O 14° S. Perlepé liegt hart am Fuße der die Ebene nordöstlich begrenzenden Höhenzüge. Die erste Erhebung erscheint als Hügelkette, auf 1800′—3000′ zu schätzen, die von N 20° O bis zu den Czernaengen nach Südost und Süd ausläuft. Hinter dieser liegen zwei ähnliche Ketten, eine immer höher als die andere, doch nicht bis zur Baumgrenze. Der letzten derselben folgt die Linie des Horizonts, die jedoch zwischen N 83° O und O 5° S viel weiter zurücktritt, indem hier eine höhere Kette, die etwas Schnee trägt, von jenseits herüberragt. Sie ist anscheinend so weit entfernt, daß man sie in die Nähe des Vardar versetzen darf. — Endlich erhebt sich von O 5° S bis O 14° S dicht hinter den ersten Hügeln ein höheres Gebirge, das dem Nidgé nicht bedeutend an Höhe nachsteht und nebst diesem die Stromengen der Czerna einschließt.

4) Südöstlicher Quadrant. Die höchste Spitze des Nidgé liegt O 16° S. Man sieht deutlich, wie das Canalvische Gebirge sich von diesem Berge aus zwischen dem Ringbecken und See von Ostrovo tief herabsenkt und dann unter O 73° S. in die hohe Kette des Peristeri selbst übergeht. Die letztere verfolgt bis zu diesem Puncte eine Hauptrichtung von O 75° S., und so sehen wir den südlichen Theil des Ringbeckens in deutlichster Uebersicht von den Canalvischen Ketten umschlossen. Ihre Senkung aber gegen Ostrovo läßt noch viel entferntere Puncte über diesen nahen Horizont herüberscheinen: zunächst Gipfel des Bermischen Gebirgs: erste Spitze O 23° S (Turla?), zweite O 40° S, breiter Kuppenberg O 62° S — O 67° S (Burino?). Vor diesen Spitzen des Bermius erscheint sogar ein großer Theil des Kessels von Ostrovo, nur der Spiegel des See's ist verborgen. Endlich enthält wieder der Bermius eine Einsattelung zwischen O 40° S und O 62° S., und hier werden sehr entfernte Berge sichtbar, unter diesen der Olymp O 54° S.

Manches ist in diesen Ansichten aus Mangel an topographischer Kunde dunkel geblieben, allein ich habe mich bemüht, das Ungewisse auszuscheiden und nur den Weg anzudeuten für nothwendig gehalten, auf dem ich zu den allgemeinern Naturansichten

des Landes gelangt bin. — Nach einem beschwerlichen Rückwege langte ich um 2^h 45′ auf dem Ruheplatze an und um 6^h Abends waren wir wieder in Margárovo.

3. Julius. Wir kehrten nach dem Frühstück (9^h) zu Margárovo zurück und langten in Bitólia zur Colazione (11^h) wieder an. Die botanischen Sammlungen vom Peristeri waren, zum Theil unter der Mitwirkung meiner Begleiter, so umfangsreich geworden, daß ich denselben viele Stunden widmen mußte: aber meine Arbeiten wurden stets unterbrochen, indem ich nach unserer Rückkunft von Bekannten und Unbekannten, die der Seltenheit des Begegnisses wegen meinen Umgang suchten, fast beständig in Anspruch genommen wurde. So angenehm mir solche, zugleich belehrende Zerstreuungen erscheinen mußten, so bedauerte ich doch, meinen Aufenthalt dadurch ohne Nutzen in die Länge gezogen zu sehen: denn hätte sich auch Bitólia gar wohl zu einem Mittelpuncte für fernere Untersuchungen des Landes geeignet, so gestattete mir doch die Discretion gegen meine gastfreien Wirthe nicht, bedeutendere Excursionen von Neuem vorzubereiten. Außerdem begannen damals die politischen Zustände des Landes einigermaßen precair zu werden, wenigstens nach dem Urtheile der Griechen, deren Besorgnisse freilich die spätere Zeit nicht gerechtfertigt hat. Zwar verlautete noch nichts von dem Kriegsschauplatze in Asien, allein der Ausbruch einer Revolution in Rumelien war es, was man fürchtete. Die Eindrücke des letzten albanischen Kriegs standen allen Gemüthern noch in lebhaftem Andenken, und, waren die beutelustigen Schaaren von dort erst einmal in Macedonien eingebrochen, so sah man ein, daß Niemand ihnen Schranken setzen könne. Denn, um die asiatische Armee zu verstärken, die zu dieser Zeit bei Nisib geschlagen wurde, hatte der Sultan fast alle Truppen aus Rumelien herangezogen, und so schien das Land jedem Empörer Preis gegeben. »Die Albanesen,« sagte man, »sind noch wie ehemals; der Vicekönig von Egypten wird ihnen Geld schicken; nie hatten sie eine günstigere Gelegenheit, das türkische Joch vollends abzuwerfen; täglich können sie heranrücken: denn immer sind sie bereit und stehen in Waffen. Was aber kann der Rúmeli Waleßi ihnen

entgegenstellen? er hat nur noch ein einziges Bataillon von 800 Mann; Abdi Pascha hat bisher noch kaum eben so viel Leute zusammengebracht, diese verstehen den Dienst nicht und werden beim ersten Zusammenstoß auseinander laufen. Noch weniger kann man auf die übrigen Truppen des Paschaliks rechnen, die theils in Ochridha, theils in Scútari stehen. Die letztern, zwar 4000 Mann stark, sind dort so nothwendig, als hier. Noch vor einem Monate ward zu Podgoritza mit den Montenegrinern Krieg geführt, wobei durch einen Ueberfall eine große Zahl von türkischen Soldaten getödtet ward: als darauf die Albanesen von Scútari Miene machten, sich gegen ihren Statthalter, Hassan Pascha, aufzulehnen, gab dieser schnell seinen Feldzug auf und beruhigte die Stadt durch Concessionen. Dieser Pascha, erst kürzlich ernannt und abhängig von Rúmeli Walessi, dessen Kiaja-Bej er bis dahin gewesen war, hielt seinen Posten für so gefährlich, daß er sogar seinen Harem in Bitólia zurückgelassen hatte, als er in seine Provinz abging. Mit solcher Bestimmtheit sieht man einer unverzüglichen Erneuerung der Feindseligkeiten gegen Montenegro entgegen, daß Abdi Pascha vorige Woche, als Kaufmann verkleidet, nach Podgoritza reiste, um insgeheim das Terrain zu recognosciren und einen neuen Kriegszug vorzubereiten. Was nun aber die beiden Bataillons betrifft, die in Ochridha stehen, so werden diese, bei einer Empörung der Albanesen dem ersten Angriffe ausgesetzt, schwerlich den Paß nach Bitólia gegen die große Uebermacht zu schützen vermögen.«

Es waren angesehene Raja's, die auf solche Art die jetzige Lage der Provinz schilderten, und Mancher, der das Verhältniß der Raja's zu den Türken kennt, möchte glauben, daß hier nicht bloß Besorgnisse vor der Gefahr des Einzelnen, sondern auch Wünsche für eine andere Gestaltung des Ganzen sich ausgesprochen hätten. Dieser Meinung würde ich jedoch keineswegs beipflichten können, in so fern es dem Fremden gegeben ist, die Gründe einer herrschenden Volksstimmung am Individuum aufzufassen. Während die Regierung des Rúmeli Walessi gelobt wurde und man nur im Bestehenden sich zu gefallen schien, war die Furcht vor einem drohenden Umschwunge in jedem Worte zu

erkennen, das geredet ward. Auch waren die persönlichen Gefahren, die diesen angesehenen Griechen, wie den Franken, in solch' einem Falle bevorstanden, nichts weniger als chimärisch. Denn man fürchtete die altgläubigen Osmanen, deren Unzufriedenheit von der Vernichtung der Janitscharen herrührte und auch in den macedonischen Hauptstädten mit der steigenden Gunst und dem Einflusse der Europäer gleichmäßig im Stillen gewachsen war. Ward aber den letztern bereits die Schwäche und Verwirrung des Reichs, der Verlust von halb Rumelien, den Fürstenthümern und Griechenland, mit nicht geringern Gründen angerechnet, als alle dem muhamedanischen Wesen widerstrebenden Neuerungen, während man alles dies von der Regierung täglich entschiedener begünstigt sah: so mochten die Franken und die ihnen nahe gestellten Griechen sich wohl bewußt sein, daß eine Gelegenheit zur Reaction und Rache nicht ohne furchtbaren Kampf vorübergehen könne. Denn die Umstände hatten sich so sehr seit den griechischen Freiheitskriegen geändert, daß der Raja nicht mehr als der unterdrückte, sondern als der begünstigte Diener bei den Pascha's, wie bei Hofe erschien, und, wäre die Gährung, die in den Gemüthern herrschte, zur Reife gediehen, so hätten die Christen die legitime Partei gebildet. Solche Bewegungen aber schienen unausbleiblich, sobald des Pascha's Ansehen durch einen albanischen Aufstand ernsthaft wäre gefährdet worden. Das folgende Jahr hat diese Befürchtungen der Bitolianer in so weit bestätigt, als der Aufruhr in Prisdrén ungestraft seine Zwecke erreichte und zugleich den Raja's sich zu bewaffnen vom Rúmeli Walessi gestattet wurde.

Während meiner Anwesenheit in Bitólia befolgte dieser Pascha die gewöhnlichen türkischen Grundsätze, durch öffentliche Demonstrationen und energisches Handeln sein Ansehn zu vermehren und Schrecken zu verbreiten. Da man so viel davon redete, daß ihm nur ein einziges Bataillon regulairer Truppen zur Verfügung stehe, so ließ er die Rekruten einkleiden, vereinigte sie mit den übrigen und führte sie zu zwei Bataillons geordnet in feierlichem Aufzuge durch alle Hauptstraßen von Bitólia. Während nun solches Schaugepränge, wie man versicherte, den Ein-

wohnern zu imponiren dienen sollte, so ward zugleich die Justiz und Administration mit ungewohnter Strenge gehandhabt. Ein Fall dieser Art, der sich wenige Tage vor meiner Ankunft zutrug, stellt die Rolle, die ein türkischer Pascha spielen darf, in schärferen Zügen dar, als viele Ueberlieferungen, deren Wahrheit weniger verbürgt ist. Von den beiden Augenzeugen und Günstlingen Ahmed's, die der Scene beiwohnten, berichtete der Eine sie mir als Zeugniß für die grausame Disposition seines Herrn, wogegen der Andere zwar die Thatsache gelten ließ, sie aber damit entschuldigte, daß nur auf solche Art der drohenden Empörung vorzubeugen wäre. Dieser war ein Grieche und verdankte dem Pascha Alles, Reichthum und Ansehen, Jener ein Franke und noch nicht gleich Andern unter dem türkischen Scepter heimisch geworden.

Beide waren an jenem Tage, wie es öfter geschah, zu dem Pascha gekommen, um ihm Gesellschaft zu leisten, und fanden ihn am Eingange der Caserne, wo er, von einigen Cavassen umgeben, in mürrischer Laune seine Pfeife rauchte. Nach einiger Zeit ritt ein anderer Diener von auswärts herbei und führte einen gefesselten Bulgaren mit sich, den er dem Pascha überantwortete. »Wer ist der Mensch?« fragte dieser. »Ein Giaur,« war die Antwort, »der auf der Landstraße ohne Teskeré gefunden ist.« »Ich kenne ihn,« rief jetzt einer der Cavasse, »es ist derselbe, der aus dem Gefängniß entsprungen ist.« Der Bulgare, ein Bewohner des nächsten Dorfes, ein junger Mann, bittet um Gnade, weil er seine Familie ernähren müsse, aber Ahmed ruft wild seinen Dienern entgegen, er solle getödtet werden; und in demselben Augenblicke fallen die Cavasse über ihn her, werfen ihn zu Boden und nach wenig Augenblicken liegen Rumpf und Kopf getrennt zu den Füßen des Pascha's, der kein Wort weiter über den Vorfall redete und sich alsbald zu den beiden bleich dastehenden Christen wendete, um gleichgültige Reden mit ihnen zu wechseln. Die Geschichte des gemordeten Bulgaren aber war folgende. Um den innern Raum der erst kürzlich vollendeten Caserne zu ebenen, ließ Ahmed durch seine Soldaten die Taglöhner aus den benachbarten Dörfern mit Gewalt zusammen-

bringen, wofür diese nur eine äußerst geringe Bezahlung erhielten. Jener Bulgare hatte sich diesem Zwange, unter dem seine Angehörigen Noth litten, durch die Flucht entzogen und, um in seinem Wohnorte nicht sogleich wieder eingefangen und gestraft zu werden, beabsichtigte er, sich in einem andern Dorfe eine Zeit lang verborgen zu halten. Da er jedoch kein Teskeré besaß, so wurde er auf dem Wege dahin von einem Wachtposten ergriffen und in's Gefängniß nach Bitólia geführt. Denn bis zu diesem Grade war die Polizei im Paschalik organisirt worden, daß kein Bauer von einem Orte zum anderen gehen durfte, ohne sich zuvor von seiner Behörde ein Teskeré zu verschaffen. Aus dem Gefängnisse nun, wo jener Unglückliche einige Tage bleiben sollte, war er, nicht gehörig bewacht, entflohen und jetzt wiederum von Neuem aus gleichem Grunde eingebracht. Dies war das ganze Vergehen, welches ohne Untersuchung, ohne Kenntniß des Falls, ohne daß mehr als die angeführten Worte geredet wären, von dem Statthalter der Provinz mit dem Tode bestraft wurde.

4. Julius. Am Morgen erhielt ich die Weisung, mich zur Audienz bei Ahmed einzufinden. Scarlatos stellte mich vor und ich erfreute mich eines sehr gnädigen Empfangs. Der Pascha ist ein starker Mann von etwa funfzig Jahren und macht den Eindruck einer kräftigen Persönlichkeit, wiewohl der unruhige Blick aus kleinen, matt gefärbten Augen auf unheimliche Weise zurückstößt. Ich mußte mich Ahmed gegenüber auf den Divan setzen, Dimitri kniete vor ihm nieder, Scarlatos stand zu seiner Rechten: übrigens war Niemand gegenwärtig. Der Pascha trug einen militairischen Ueberrock, übrigens gleich uns Andern den Fez auf dem Haupte. Der Etiquette, die Füße im Vorzimmer zu entkleiden, ward ich durch besondere Anordnung enthoben: doch hatte ich über den Stiefeln Pantoffeln angelegt, die ich an der Schwelle zurückließ. Diese und andere Puncte waren vorher mit dem Leibarzte verabredet worden; übrigens benahm ich mich nach europäischen Formen, da ich wußte und aus Ahmed's eigenem Munde erfuhr, daß er zu jener Schule türkischer Großen gehört, die wenigstens im Verkehre mit fremden Christen ihr

Nationalgefühl verleugnen und sich Allem, was von Westen kommt, unterzuordnen scheinen.

Nachdem ich den Fragen des Pascha's über Heimath, Person und Zweck meiner Reise geantwortet, ergriff ich diese Gelegenheit, zu bemerken, daß ich nirgends in Rumelien meine Absicht, die Arzneipflanzen des Landes zu untersuchen, mit größerm Erfolge zu erreichen hoffen dürfe, als in den Sandschak's seiner Excellenz, weil hier eine vollkommene Sicherheit herrsche und der Reisende die einsamsten Gebirge durchstreifen könne, ohne vor Räubern auf der Hut sein zu müssen. Er erwiederte, nach seiner vielfachen Erfahrung sei Strenge das einzige Mittel, um diesem Unwesen zu steuern, und man müsse anerkennen, daß er hierin das Seinige gethan habe. Dann bemerkte er, daß ich auf der Reise nach Scútari durch Gegenden kommen werde, wo man nur die albanische Sprache verstehe, und, da er höre, daß mein Dolmetscher dieser nicht mächtig sei, so wolle er mich durch einen Cavás bis zu jener Stadt begleiten lassen: denn er wünsche, daß meine Reise glücklich von Statten gehe, und, damit er hierüber beruhigt sei, so solle sein Diener demnächst eine Beglaubigung, daß mir nichts Widriges begegnet wäre, von Scútari zurückbringen. Diese Güte war für mich schon der dadurch bedeutend erhöhten Kosten wegen eine Last und, wiewohl ich für jetzt nur meine Dankbarkeit für eine so gnädige Fürsorge ausdrücken konnte, so suchte ich doch in der Folge mich der Sache zu entledigen, was mir auch durch Scarlato's Einfluß gelang. Statt dessen erhielt ich ein Bujuruldi, wonach in jedem Orte des Paschalik's von den Behörden so viel Leute, als ich forderte, zu meiner Verfügung gestellt werden sollten.

Am Nachmittage machte ich mit Cholleli und Scarlatos einen Spaziergang, und, als wir in die Nähe der Caserne kamen, sahen wir schon aus der Ferne den Pascha am Portale sitzen. Wir schlugen eine andere Richtung ein, aber ein Cavás ward uns nachgeschickt mit der Meldung, daß Ahmed uns zu sprechen wünsche. Wir fanden ihn von seinen Officieren umgeben: auch Abdi Pascha war gegenwärtig. Ahmed befahl einem Bin Baschi, mir das Innere der Caserne zu zeigen, und erwartete indessen unsere

Wiederkehr. Er sagte, sie sei in hundert Tagen erbaut, und konnte mit Recht auf diese imposante und zweckmäßige Anlage stolz sein. Das Gebäude besteht aus zwei hohen Stockwerken und ist im Innern zu großen Sälen abgetheilt. In jedem Saale wohnt eine Compagnie und zwischen je zwei derselben liegt ein Officierzimmer mit Fenstern nach den Seiten, so daß die Officiere Alles, was die Leute treiben, beständig im Auge haben. Niemand darf in der Stadt wohnen oder die Caserne nach Gutdünken verlassen: aber der größte Theil des ungeheuern Gebäudes stand leer. So oft wir in einen Saal eintraten, stellten sich die Soldaten mit großer Ordnung unter Gewehr, worüber ich, meine Stellung bedenkend, mich des Lächelns nicht erwehren konnte. Alles bis auf die Küchen und sonstigen Räumlichkeiten war höchst reinlich und trug das Gepräge eines verständigen Baumeisters, der zugleich auf die Festigkeit eines vertheidigungsfähigen Platzes die erforderliche Rücksicht genommen hatte. Der Pasche selbst war, wie er sagte, dieser Baumeister. An jeder Ecke des frei stehenden, mit seinen vier Fronten den weiten, mit Geschütz bepflanzten Hofraum einschließenden Gebäudes befindet sich ein vorspringender Thurm, dessen Zimmer zur Wohnung verschiedener Beamten und der Officiere höhern Grades dienen. In einem derselben trafen wir den türkischen Ingenieur des Pascha's, der beschäftigt war, einen Plan zu copiren und eben jetzt zu seinem Herrn gerufen ward. Das Giebeldach beherrschte eine freundliche Aussicht über Stadt und Ebene.

Bei der Rückkehr eröffnete Ahmed mir, daß er, zwar übrigens durch den Zustand seiner Truppen zufrieden gestellt, um so mehr den Mangel einer tüchtigen Schule für Ingenieurs beklage. Er wisse, daß ich ein Kenner der dazu erforderlichen Instrumente sei, und, da sich ihm jetzt die Gelegenheit meiner Reise nach Wien darbiete, so wünsche er diese zu benutzen und mich mit dem Ankaufe des Nöthigen zu beauftragen. Freilich gehören dazu, fuhr er fort, außerdem auch kenntnißreiche Lehrer und diese sei er nicht im Stande sich zu verschaffen. Hier wandte er sich zu jenem Türken und zu einem corfiotischen Renegaten, der gleichfalls als Ingenieur in seinen Diensten stand, und befahl

ihnen, eine Liste der erforderlichen Instrumente mir einzuhändigen. Am liebsten würde er mir selbst die Auswahl überlassen, denn er wisse wohl, daß diese beiden Herren nur der Kehricht *) von Ingenieurs wären, deren Urtheil ihm wenig zuverlässig erschiene. Diese naive Idee, mir Geschäfte anzuvertrauen, die so ganz außer meiner Sphäre lagen, erklärt sich auf einfache Weise, wenn der Standpunct des Türken dabei in Anschlag gebracht wird. Durch das Gerücht vergrößert, war die Kunde zu Ahmed's Ohren gelangt, daß ich Instrumente bei mir führe, und er selbst hatte sich nach der Audienz durch Dimitri einige Gegenstände unter meinem Mikroskope zeigen lassen. Hierauf äußerte er gegen Scarlatos den Wunsch, alle meine Apparate zu kaufen, weil sie zu der Einrichtung der Schule dienen könnten. Scarlatos war von der Unmöglichkeit überzeugt, seinem Herrn das eigentliche Sachverhältniß deutlich zu machen, und erwiederte ihm daher nur, daß mein Eigenthum mir unentbehrlich wäre, daß ich aber gewiß, was er wünsche, zu besorgen bereit sein würde. Hieraus entstand jener Anspruch an Fähigkeiten, die ich nicht besaß, und, so verdrießlich mir die Sache sein mußte, so sah ich doch ein, daß eine Weigerung, darauf einzugehen, den Pascha nicht aufklären, sondern nur beleidigen würde. Ich erwiederte daher, daß, so wenig ich im Stande sei, ein so wichtiges Geschäft angemessen auszuführen, ich mich doch glücklich schätzen würde, ihm dienen zu können, daß aber eine genaue Instruction über die zu machenden Ankäufe zu diesem Zwecke erforderlich zu sein schiene.

5. Julius. Die beiden Ingenieurs fanden sich frühzeitig ein, die Commission von gestern näher zu bereden. Wie sehr die Hauptstädte der türkischen Provinzen nichtswürdigen Abenteurern ein gewinnreiches Terrain gewähren, lehrt die Geschichte des Corfioten, der sich bei niedriger Kriecherei ebenso lügenhaft und

*) Résidu in der Uebersetzung meines Dragoman's. Aber der Ausdruck, womit der Pascha hier öffentlich seine Beamten erniedrigte, mußte im Türkischen viel stärker lauten, da er unter den Umstehenden ein lautes Gelächter erregte, während die Bezeichneten selbst sich ehrerbietig verbeugten.

eigennützig als unwissend zeigte. Er versicherte mir, in Paris erzogen zu sein, aber seine Herkunft war bekannt. Ein Engländer in Corfu, in dessen Diensten er gestanden, vertraute ihm während einer Reise die Aufsicht seines Hauses an. Kurze Zeit, ehe jener zurückkehrte, machte der Corfiote sich heimlich davon, ließ seine Frau zurück und suchte ein Asyl in Jánina, wo er zur muhamedanischen Religion übertrat. Als er hier seiner Schulden halber flüchten mußte, ging er nach Bitólia, gab sich beim Ahmed Pascha für einen Ingenieur aus und erhielt eine Anstellung mit ansehnlichem Gehalt. Aber seine Verschwendungen und sein zügelloser Wandel werden auch hier seiner Laufbahn ein baldiges Ziel gesetzt haben. Dieser Mann, der seinem türkischen Gefährten übrigens noch sehr überlegen war, übergab mir eine Liste von Meßinstrumenten, die aus irgend einem Handbuche copirt zu sein schien, indem der Verfasser jeder speciellen Nachfrage ängstlich auszuweichen bemüht war. Indessen hatte Ahmed Pascha bereits Alles genehmigt und einen Banquier beauftragt, den Credit auf eine bedeutende Summe zu diesem Zwecke in Wien zu eröffnen. Der Banquier aber, sei es, daß die politischen Umstände ihm Besorgnisse einflößten, oder daß Ahmed seines pecuniären Vertrauens nicht genoß, bemühte sich, die Sache zu hintertreiben, und, wiewohl er zuletzt genöthigt ward, mir die Anweisung an seinen Correspondenten einzuhändigen, so fand ich in Wien, wie ich zu meiner Befriedigung vorausgesehen, jenes Schreiben bereits widerrufen, und ich theile diesen Vorgang, der mir in Bitólia viele Zeit kostete, mit, theils, weil er auf das eigne Verhältniß zwischen dem griechischen Kaufmann und seinem türkischen Oberherrn hinweist, theils, weil mir daraus nicht unwichtige Früchte für den weitern Verlauf meiner Reise erwuchsen, indem der Rúmeli Walessi mich mit den wirksamsten Empfehlungsschreiben an andere Pascha's versah. Auch während meiner Anwesenheit ließ Ahmed es niemals an jenen Aufmerksamkeiten fehlen, die der vornehme Türke dem Fremden erweist, und so wurden einige Male aus seinem Harem eingemachte Früchte und andere stark gezuckerte Leckerbissen zu uns herübergetragen,

wenn ich, der Gastfreundschaft der Familie Skarlatos mich erfreuend, die Abende in dessen Hause zubrachte.

Nachmittags führte mich Cholleli zu dem jungen General Abdi Pascha, der mich schon gestern zu sich eingeladen hatte. Tscherkesse von Geburt ist er, wie Viele Seinesgleichen, vom alten Chosrew Pascha erzogen und früh zu hohen Würden emporgekommen. Er sieht ganz jugendlich aus, scheint kaum 25 Jahre alt, gilt aber für einen der besten Officiere der Armee. Sein Aeußeres verspricht wenig, aber, wenn er redet, hat er etwas von europäischen Formen: auch lebte er viel in Gesellschaft von Franken. Er bewegt sich in den höflichsten Ausdrücken und macht durch das Herzliche seines Wesens einen sehr angenehmen Eindruck. Wir fanden ihn im Garten seines Hauses, wo er beschäftigt war, Gewehre zu probiren. Vor einem Springbrunnen war ein Divan ausgebreitet und hier mußte ich mich an seiner Seite lagern. Der Zweck meines Besuchs war, ihm zu zeigen, wie man die Höhe eines Orts mit dem Thermometer mißt. Seine Fragen waren gescheut, und Dimitri bewies seine Meisterschaft, indem er die Entwickelung wissenschaftlicher Begriffe so klar zu übertragen wußte, daß Abdi Alles verstand, wie sich aus dem weitern Verfolge seiner Fragen und Bedenken leicht entnehmen ließ. Ueberhaupt zeigte jede Wendung des Gesprächs, daß er nicht eher einen ihm unbekannten Gegenstand verließ, als bis er eine klare Idee gewonnen hatte. Um diesem Ernste, sich zu unterrichten, eine höfliche Wendung zu geben, drückte er Cholleli und mir als Zeichen der Herzlichkeit unaufhörlich die Hände und äußerte beim Abschiede mit orientalischer Uebertreibung, die türkische Sprache sei arm, deßhalb könne er mir nicht in geeigneten Worten ausdrücken, wie sehr er durch meinen Besuch sich verbunden fühle.

6. Julius. Eine Excursion nach den nordwestlich von der Stadt ausgebreiteten Hügeln bot wenig Interesse dar. Sie bestehen aus dem hellfarbigen Glimmerschiefer von Margárovo, erheben sich gegen 500′ über die Ebene und setzen sich nach Norden in das weitläuftige System von Mittelgebirgen fort, das zwischen dem Scardus und dem Czernabecken dieses gegen Westen begrenzt.

Die Vegetation ist sparsam auf dem steinigen Boden. Das Ufer des Dragor und seiner zahlreichen Zuflüsse, die reißend durch das Thal gegen die Stadt hinabströmen, waren an vielen Orten von Weidenbäumen und Pappeln beschattet.

Am Nachmittage besuchte ich in größerer Gesellschaft das Monastir von Búcovo, das in südlicher Richtung anderthalb Stunden von der Stadt auf dem Abhange des Gebirgs liegt. Bis zum Dorfe gleiches Namens reitet man eine Stunde Wegs durch die bebaute Ebene und steigt dann bis zum Kloster bergan. Ueber diesem breitet ein Buchenwald sich aus und seitwärts kommt ein Querthal aus dem Gebirge. Von der Gallerie des Klosters genießt man eines prächtigen Ueberblicks über die Ebene und man erkennt deutlich, daß dieselbe noch diesseit Perlepé durch einen niedrigen Höhenzug nördlich begrenzt wird. Links ist Bitólia sichtbar und gegen 12 Dörfer treten in der Nachbarschaft aus den weiten Getraidefluren hervor. Der Bischof des Klosters, der uns bewirthete, versicherte, daß 100 Dörfer außer den Städten Bitólia und Flórina in dieser Ebene sich befänden.

In der Nähe des Klosters sind im Großen Behälter für Blutegel angelegt, deren Ausfuhr gegenwärtig für die Türkei von großer Bedeutung ist. Da man den Transport dieser Thiere nur im Herbste bewerkstelligen kann, weil sie ihn in andern Jahrszeiten nicht ertragen, so ist es erforderlich, daß die fremden Kaufleute, die diesen Handel betreiben, den Sommer hindurch für die zweckmäßige Aufbewahrung der nach und nach eingekauften Waare Sorge tragen. So war hier den Berg hinauf eine Reihe von Gruben angelegt, durch welche der Bach, der das Thal bewässert, geleitet wurde, um die Behälter stets mit frischem, fließendem Wasser zu versorgen. Jede dieser Cisternen, durch Gitterwerk abgesperrt, konnte 500 Ocha's Blutegel fassen und man rechnet auf eine Ocha 1000 Thiere. Sie waren noch nicht ganz gefüllt, da die Landleute, die sich mit dem Fange beschäftigen, sie in einzelnen Quantitäten herbeitragen, indessen fand sich in einer der Gruben schon der ungeheure Vorrath von 300000 Stück. Uebrigens haben die Pascha's das Monopol dieses gewinnreichen Handels an sich gerissen. Der Rúmeli Walessi

zahlte den Fischern nur 15 Piaster für die Occa und verkaufte sie wieder zu 60—80 Piastern. Diesen bedeutenden Gewinn überließ er indessen größtentheils seinem begünstigten Leibarzte. Die fränkischen Commissionaire haben dabei für Alles zu sorgen und zahlen dem Pascha nur die Differenz der Preise. Ein Italiener wohnte hier oben am Berge, um das ganze Unternehmen zu leiten, in Gesellschaft eines Albanesen, der den Kleinhandel betrieb und zur Bewachung des großen Capitals genügte. Ein besonderes Verfahren beobachtete man, um die gesunden Thiere von den kranken zu trennen, die, wenn sie in der Cisterne blieben, leicht ihre Krankheit über die ganze Masse verbreiten würden. Die neu angekommenen Thiere werden auf einem schwimmenden Brette ausgeschüttet, worauf die geschwächten zurückbleiben, indem die übrigen sogleich ihr eignes Element aufsuchen. Jene sterben entweder auf dem Brette, oder sie folgen den andern, wenn sie hergestellt sind. Uebrigens klagte der Italiener sehr darüber, daß die Fischer vorzugsweise die alten, großen Thiere brächten, weil sie nach dem Gewichte bezahlt werden, wiewohl nur die kleinern im Handel Werth haben. Weigert man sich nun, die erstern zu nehmen, so schreckt man die Fischer von einem Handwerke ab, das ihnen ohnehin nur geringen Vortheil gewährt. So müssen denn die ausgewachsenen Thiere immer ausgeschieden und weggeworfen werden, und man sieht ein, daß bei solch einem Systeme diese Handelsquelle bald ganz erschöpft werden wird. Bedenkt man aber zugleich, daß gegenwärtig die Türkei fast allein Europa mit Blutegeln versorgt, daß der weite Transport den weichlichen Thieren oft das Leben kostet und daß der Verbrauch, wenn er auch nicht mehr im Steigen ist, doch eine außerordentlich große Zufuhr nöthig macht, so möchte es sehr wünschenswerth erscheinen, daß die Sanitäts-Behörden auf diesen Gegenstand ein besonderes Augenmerk richteten, und, insofern die künstliche Zucht niemals für die erforderlichen Massen ausreichen wird, auf diplomatischem Wege dafür sorgten, daß in der Türkei durch höhere Aufsicht die Pflege dieser wichtigen Thiere überwacht würde.

7. Julius. Während die Spannung der Gemüther über den Ausgang einer politischen Crise, in der man sich zu befinden

glaubte, noch dadurch täglich gesteigert wurde, daß alle Nachrichten von auswärts ausblieben, so erregte die Ankunft eines Tataren von Constantinopel, der am heutigen Morgen mit den Zeichen der höchsten Eile durch die Straßen sprengte, unter den Bitolianern die größte Aufmerksamkeit. Allein ihre Neugierde wurde nicht befriedigt, ihre Besorgniß noch höher aufgeregt, da der Pascha alle Briefe von der Hauptstadt zurückhielt und dem Tataren jeden mündlichen Verkehr untersagte: Maßregeln, die den Franken ganz unerhört dünkten. Man sagte, die türkischen Beamten wären sehr niedergeschlagen, ohne sich mittheilen zu dürfen, man erschöpfte sich in Muthmaßungen, man erfuhr Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die sich in der Folge nicht bestätigten, aber man beruhigte sich hierbei nicht: denn es war leicht einzusehen, daß in Constantinopel selbst etwas viel Bedeutenderes vorgefallen sein müsse. Später traf ein türkischer Obrist von Constantinopel ein, allein er war sieben Tage unterwegs gewesen und wußte nichts. Erst am Abend, als ich bei Skarlatos speiste und wieder von Neuem ein Tatar angekommen war, trat der Zahlmeister des Pascha in das Zimmer und flüsterte dem Arzte einige Worte in's Ohr, worauf dieser bleich und bestürzt sich zu uns wandte und bald errathen ließ, daß der Sultan Mahmud gestorben sei. Ein trüber Abend ging in der Erwartung vorüber, daß diese Nachricht ungewöhnliche Wirkungen unter den gereizten Bewohnern der Stadt unmittelbar hervorbringen und eines Jeden Schicksal in Frage stellen werde. Indessen verbreitete sie sich am folgenden Morgen in der Stadt, ohne irgend eine Störung zu veranlassen. 25 Kanonenschüsse wurden abgefeuert, um die Thronbesteigung Abdul's zu feiern. Die Truppen waren aufmarschirt, aber, wie es schien, war auch diese Vorsichtsmaßregel unnöthig.

Noch ehe ich durch dieses Ereigniß wäre bestimmt worden, meinen Weg nach Norden, gegen die serbische Grenze einzuschlagen, hatte ich den folgenden Tag bereits zu meiner Abreise festgesetzt. Von allen Seiten war mir versichert worden, das höchste Gebirge des Landes sei der Schar zwischen Calcándele und Prisdrén, und so erschien es am geeignetsten, dort meine Untersu-

chungen fortzusetzen, wo ich den Zwecken der Reise in der Nachbarschaft einer politisch gesicherten Provinz obzuliegen im Stande war. Ohnedies war die früher beabsichtigte Reise nach Ochridha und Elbassán im jetzigen Augenblicke nicht auszuführen: denn der Erzbischof, der fast täglich Nachrichten aus seinem Sprengel erhielt, warnte mich noch heute, nicht nach Ochridha zu gehen, da einige hundert Albanesen aus den fast völlig unabhängigen Dibren heraufgekommen wären und die Straße zwischen Struga und Elbassán in räuberischer Absicht besetzt hielten: nun wage aber die Besatzung von Ochridha nicht, dagegen auszuziehen, um diese Stadt nicht selbst einem Angriffe bloßzustellen, und so wäre der Verkehr mit Scútari für jetzt ganz unterbrochen.

Schon hatte ich alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, als Dimitri von einem plötzlichen Fieber befallen ward. Die Krankheit trat mit allen Symptomen einer heftigen Entzündung auf, die sich jedoch glücklicher Weise während der Nacht wieder verloren und einem jener dreitägigen Wechselfieber Platz machten, die in den wasserreichen Ebenen Macedoniens sehr häufig sind und dort ebenso wie in Griechenland leicht einen nervösen Character annehmen. Gedrängt, wie ich in jeder Rücksicht war, meine Reise fortzusetzen, und ohne Hoffnung, einen Stellvertreter zu finden, beredete ich Dimitri, mich trotz dieser Leiden weiter zu begleiten und den fieberfreien Zustand des nächsten Tags nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

Sechzehntes Capitel.

Reise von Bitólia nach Ueskúeb über das Babunagebirge und Köprili.

Perlepé. Paß über den Babuna. Vardarthal. Köprili. Mustaphaebene. Becken von Ueskúeb.

8. Julius. Zwei Wege führen von Bitólia nordwärts nach Calcándele am Schar: allein die gerade Verbindungsstraße, die, 24 t. Stunden lang, dem östlichen Fuße des Scardus folgt und unweit Critschovo dessen Nebenkette überschreitet, wird wegen der Nähe der Dibren selten gewählt. Die andere ist 11 t. Stunden länger, sie erreicht den Vardar bei Köprili und folgt dessen tiefem Thale in weitem Bogen über Ueskúeb bis zu seinem Quellengebiete, dem Ringbecken von Calcándele.

Die erste Station auf dieser Straße ist die Stadt Perlepé, die 8 t. Stunden nordöstlich von Bitólia entfernt liegt. Der Weg ist sehr belebt und entspricht in Rücksicht seiner Umgebung durchaus dem Character der übrigen Theile des Ringbeckens: unermeßliche Feldbreiten von Waizen, Gerste und Mais nebst wiesenreichen Gründen am Ufer der Gewässer. Die wechselnden Formen der Grenzgebirge, bei der raschen Bewegung durch die Ebene einer dem segelnden Schiffe vorübergleitenden Küstenansicht vergleichbar, geben diesen anmuthigen Eindrücken einen noch höhern Reiz. Hat man das 2 t. Stunden von Bitólia entfernte, große

Dorf Mórliva erreicht (2ʰ 30′—3ʰ 45′) *), so öffnet sich links in dem Hügellande ein anmuthiges Thal, das dem des Dragor parallel in die Ebene mündet und einen ähnlichen Gebirgsbach, der Mórliva durchströmt, nach der Czerna hinabsendet. Zu beiden Seiten jenes Thals senken die Hügel sich beträchtlich, verdecken aber dennoch überall die hohe Scarduskette, die sie von dem Drinthale trennt. Auf dem ganzen Wege nach Uesküeb giebt es keinen Punct, wo der Zusammenhang der Berge von Ochridha mit denen von Calcándele zur Anschauung gebracht würde: der Beweis für diese auf den Charten längst angenommene Thatsache beruht daher vorzüglich auf der Aussicht vom Peristeri. Zwar blickt man von Mórliva aus in nordnordwestlicher Richtung und in der anscheinenden Entfernung von Critschovo auf einen breit vorliegenden Schneeberg, allein es bleibt ungewiß, ob dieser zum Scardus selbst oder zu dessen Seitenkette gehöre. Jenseit Mórliva wird das westliche Hügelland viel bedeutender, bis es etwa 6 Stunden nordwärts von Bitólia in ein weites, nach Osten mündendes Thal abfällt, das entweder von der Czerna selbst, oder von einem ihrer Hauptzuflüsse bewässert wird. Die Straße kreuzt diesen Fluß zwischen Mórliva und Roschpal, einem Dorfe, das auf halbem Wege zwischen Bitólia und Perlepé liegt. Hier (4ʰ) ist die Czerna noch ganz unbedeutend und strömt in südöstlicher Richtung durch die Ebene. Von Roschpal (5ʰ) aus nähert man sich allmählig den östlich das Becken begrenzenden Bergzügen, die in einem ungeordneten Systeme von Hügelreihen und höhern Gebirgen den Raum zwischen jenem und dem Vardar ausfüllen. Eine bedeutendere Höhe erreicht es erst im Babuna von Perlepé, aber schon hier, anderthalb Stunden nordöstlich von Roschpal erhebt sich die vorderste Kette mit steilen, felsigen Kalkabhängen gegen 2000′ unmittelbar über die Ebene. Von dort löst sich ein niedriger Hügelrücken westwärts bis zur Czerna ab und scheidet dadurch das Becken von Bitólia von dem von Perlepé: beide stehen jedoch durch die

*) Es ist zu bemerken, daß ich die 8 Wegstunden von Bitólia bis Perlepé in 5 Stunden trabend zurücklegte.

Czerna selbst in Verbindung und jener Höhenzug ist nur einige hundert Fuß hoch. Der Fluß bewirkt diese Vereinigung durch ein enges, kurzes Thal, das daher theils von dem westlichen Hügellande, theils von der äußersten Brüstung jenes Höhenzuges begrenzt wird. Diese das große Ringbecken als einzige Erhebung des Bodens der Quere nach durchsetzende Hügelkette besteht längs der Straße aus Glimmerschiefer, dem das Alluvium an der Nordseite sich sichtbar anlagert, und sie bildete daher einstmals, als noch Wassermassen die Ebene bedeckten, eine schmale Landzunge oder eine Reihe von Inseln. Am südlichen Fuße des Passes, der in einer halben Stunde hinüberführt, liegt ein Han (6 ^4), wiederum auf halbem Wege zwischen Roschpal und Perlepé.

Wiewohl der Paß sich kaum 300′ über die Ebene erhebt, so gewährt er doch eine höchst überraschende Aussicht, weil bis dahin von der Größe und Fruchtbarkeit des Kessels von Perlepé keine Vorstellung möglich war. Dieser bildet in gleichem Niveau mit dem Becken von Bitólia ein weitläuftiges Dreieck mit zum Theil einspringenden Seiten und dehnt sich nordwestlich bis in die Nähe von Critschovo aus. Diese Fläche ist ebenso bevölkert und reich angebaut wie die, welche wir bisher durchwanderten und mit der sie abgesehen von der Gestalt der Grenzgebirge völlig übereinstimmt, so wie sie ja auch nur als eine weitere Fortsetzung derselben zu betrachten ist.

Die Ebene von Perlepé wird durch drei Flüsse bewässert, die sich zur Czerna vereinigen und die aus Westen und Nordwesten vom Scardus, sowie aus Osten von Perlepé innerhalb des Beckens zusammenfließen. Die Thäler dieser drei Flüsse schneiden söhlig in das Gebirge und vergrößern dadurch die Fläche bedeutend. So sieht man nach Nordwesten und Westen 6—8 Stunden weit über wagerecht ebenes Land, während zwischen diesen Thälern die Vorberge des Scardus, zwischen Critschovo und Perlepé die des Babuna in das Becken hereintreten. Das Thal von Perlepé selbst, das zu unsern Füßen liegt, ist 2 Stunden breit von Norden nach Süden, von dem niedrigen Hügel und dem hohen Babuna eingeschlossen, und seine Länge bis

zum Eintritt in die eigentliche Ebene beträgt 3 Stunden. Die Stadt Perlepé liegt genau am Fuße des Babuna im nordöstlichen Winkel des Thals. Ostwärts steigt das Gebirge von der Thalsohle mit steilen, grauen Felswänden zu einem Kamme von etwa 2500′ empor, ebenso nach Norden, wo der Babuna noch höher wird und sich zu großartigen Kegeln und Bergkuppen absondert, die steil gegen die Stadt abfallen. Unter diesen zeichnet sich besonders ein spitzer Kegelberg aus, der nordwestlich ganz nahe bei Perlepé liegt und bereits vom Kloster Bácovo bemerkt wurde. Von hieraus verändert der Babuna seine Richtung nach Nordwest, wo dann das Becken zuletzt durch hohe Schneekuppen geschlossen wird, die im Hintergrunde der Landschaft einen entschiedenen Gegensatz gegen die sanften Formen des westlichen Hügellandes, wie gegen die reiche Culturebene, ausdrücken.

Ich durchritt das Thal von Perlepé in anderthalb Stunden und langte um 8h am Ziele der heutigen Reise an. Die Stadt zählt 1500 Häuser, ist lebhaft und enthält einen großen Bazar. Der Fluß, der in der Nähe am Babuna entspringt, durchströmt sie von Osten nach Westen. Der türkische Gouverneur quartierte mich in einem Kloster ein, sendete mir einen Officier, mich zu begrüßen, bewirthete mich selbst und gab mir trotz meiner Weigerung am folgenden Tage zwei Soldaten zur Begleitung, die sich ohne mein Zuthun beritten einfanden. Dies waren die Wirkungen des Bujuruldi vom Rümeli Walessi.

9. Julius. Nordöstlich von Perlepé befindet sich eine Einsattelung im Kamm des Babuna, über welche die Straße nach Köprili führt. Ein Querthal des Gebirgs nimmt sie zu beiden Seiten des Passes auf. Die Entfernung beider Städte beträgt 12 t. Stunden, wovon 3 auf den südwestlichen, 9 auf den nordöstlichen Abhang zu rechnen sind. Die Höhe des Passes schätzte ich auf 2500′, oder auf 1100′ über dem Niveau von Perlepé: von benachbarten Gipfeln wird sie vielleicht um das Doppelte übertroffen. Der höchste derselben liegt nordwärts ungefähr auf der Linie zwischen Uesküeb und Critschovo und ist an vielen Orten des tiefern Landes sichtbar. So erblickt man ihn als den einzigen Schneeberg vom Thale der Babuna und vom Vardar

zwischen Han Capetán und Uesküb, wo er in südwestlicher Richtung erscheint.

Die ersten beiden Stunden (5^h — 7^h) steigt man wenig an und folgt dem Thalwege des Baches von Perlepé bis zum ersten Han der belebten Handelsstraße. An der Westseite des Thals liegen bedeutende Bergkegel, die dicht am Wege felsig und steil sich erheben und große Unterschiede zwischen der Höhe der Gipfel und Seitenpässe wahrnehmen lassen. Das anstehende Gestein am Wege ist Gneis und die benachbarten Berge bestehen aus derselben Felsart. Nur auf einer einzigen Stelle der gegenüberliegenden Thalwand bemerkte ich eine bedeutende Kalkmasse, an welcher der Gneis mit aufwärts gerichteten Schichten sich anlegte. Die Farbe und Gestalt der Felsen erinnerte in der That an den Dolomit, den Boué in derselben Gegend angiebt. Wo die Abhänge weniger steil sind, sind sie von Buschwerk oder von Achilleen, Centaureen und ähnlichen Kräutern *) bewachsen, die an einem trocknen und steinigen Standorte zu gedeihen pflegen. Vom Han aus führt alsdann eine Serpentine in nördlicher Richtung auf die Höhe des Passes, wo wiederum einige Häuser sich befinden, die wir nach einer Stunde (8^h) erreichten. Die Windungen der beiden Querthäler beschränken die Aussicht ungemein: aber dennoch erfreut man sich des Anblicks, weil man hier zuerst wieder einem Hochwalde begegnet, der das östliche Thal des Babuna größtentheils bedeckt und der an der Innenseite des Ringbeckens vermißt wird. Die Baumarten folgen einander von dem Passe abwärts bis zum Vardar in derselben Reihenfolge, wie von Bódena bis zur Höhe des Nidgé, nur, daß die Nadelwaldung wegen der geringern Erhebung am Babuna fehlt. Aus der Region der Buche tritt man in einen Wald von hochstämmigen Eichen, dann kommt ein schmaler Gürtel von Silberlinden, endlich die weiter verbreiteten Eichengebüsche **).

---

*) Häufig: Achillea compacta W. A. odorata L. Centaurea alba L. Plantago carinata Schrad. Dianthus collinus Kit. Einzeln: Euphorbia Baselicis Ten. Echium italicum L.

**) Fagus sylvatica L. Quercus Cerris L. Tilia argentea Desf.

Die wichtigste Thatsache, welche die Reise von Perlepé nach Köprili ergiebt, ist die tiefe Einsenkung des Vardarthals, das sich im Gegensatze gegen das Scardusbecken nur wenig über die Meeresfläche erhebt, obgleich die Stromengen des Flusses erst unterhalb der letztern Stadt sich befinden. Der beträchtliche Höhenunterschied der beiden Thalpuncte des Passes giebt sich dem Wanderer leicht aus der längern Dauer und größern Steilheit des Wegs beim Hinabsteigen kund und wird durch die Aenderung des Siedepunctes bewiesen *). Diese tiefe Furche, welche das gebirgige Macedonien in südöstlicher Richtung durchschneidet, äußert zugleich einen bemerkenswerthen Einfluß auf die Verbreitung der Gewächse. Wiewohl die immergrünen Sträucher der Küste längs des Vardar nicht wieder zum Vorschein kommen, so treten doch andere Pflanzen auf, die in den westlichen Ebenen nicht gedeihen und, auch wenn die Niveauverhältnisse unbekannt geblieben wären, darauf hinweisen würden, daß das Clima des Vardarthals wärmer sei, als das von Ostrovo und Bitólia. Zu diesen Gewächsen rechne ich den Acanthus und die Colutea, die auf die Sohle des Thals beschränkt zu sein schienen. Andere steigen in dem Querthale des Passes, das von dem Flusse Babuna bewässert wird, mit dem Eichengebüsche weiter aufwärts. So beginnt eine Stunde Wegs oberhalb Köprili das Peganum, das von hieraus den Boden oft auf großen Strecken gesellig überzieht und ebenso noch auf den Grabstätten, welche die Stadt Uesküeb umgeben, die vorherrschende Pflanze ist. Ganz auf dieselbe Weise verbreitet sich der Paliurus durch das Vardarthal von der Küste bis in die Gegend von Uesküeb und das gesel-

---

Quercus Esculus L. Im Buchenwalde: Orchis macedonica nov. sp. O. maculata L. An den Felsrainen des Passes: Linaria dalmatica Rchb. nec Chav. Alsine verna Bartl. Gymnadenia conopsea R. Br.

*) In Köprili maß ich den Siedepunct am Ufer des Vardar zu 212° F., woraus sich freilich gar kein Höhenunterschied von Salonichi ableiten läßt. Man darf daher vermuthen, daß der Vardarspiegel wenigstens 1200′ tiefer liegt, als die Fläche des Ringbeckens von Bitólia.

Die Vegetation ist sparsam auf dem steinigen Boden. Das Ufer des Dragor und seiner zahlreichen Zuflüsse, die reißend durch das Thal gegen die Stadt hinabströmen, waren an vielen Orten von Weidenbäumen und Pappeln beschattet.

Am Nachmittage besuchte ich in größerer Gesellschaft das Monastir von Búcovo, das in südlicher Richtung anderthalb Stunden von der Stadt auf dem Abhange des Gebirgs liegt. Bis zum Dorfe gleiches Namens reitet man eine Stunde Wegs durch die bebaute Ebene und steigt dann bis zum Kloster bergan. Ueber diesem breitet ein Buchenwald sich aus und seitwärts kommt ein Querthal aus dem Gebirge. Von der Gallerie des Klosters genießt man eines prächtigen Ueberblicks über die Ebene und man erkennt deutlich, daß dieselbe noch diesseit Perlepé durch einen niedrigen Höhenzug nördlich begrenzt wird. Links ist Bitólia sichtbar und gegen 12 Dörfer treten in der Nachbarschaft aus den weiten Getraidefluren hervor. Der Bischof des Klosters, der uns bewirthete, versicherte, daß 100 Dörfer außer den Städten Bitólia und Flórina in dieser Ebene sich befänden.

In der Nähe des Klosters sind im Großen Behälter für Blutegel angelegt, deren Ausfuhr gegenwärtig für die Türkei von großer Bedeutung ist. Da man den Transport dieser Thiere nur im Herbste bewerkstelligen kann, weil sie ihn in andern Jahrszeiten nicht ertragen, so ist es erforderlich, daß die fremden Kaufleute, die diesen Handel betreiben, den Sommer hindurch für die zweckmäßige Aufbewahrung der nach und nach eingekauften Waare Sorge tragen. So war hier den Berg hinauf eine Reihe von Gruben angelegt, durch welche der Bach, der das Thal bewässert, geleitet wurde, um die Behälter stets mit frischem, fließendem Wasser zu versorgen. Jede dieser Cisternen, durch Gitterwerk abgesperrt, konnte 500 Ocha's Blutegel fassen und man rechnet auf eine Ocha 1000 Thiere. Sie waren noch nicht ganz gefüllt, da die Landleute, die sich mit dem Fange beschäftigen, sie in einzelnen Quantitäten herbeitragen, indessen fand sich in einer der Gruben schon der ungeheure Vorrath von 300000 Stück. Uebrigens haben die Pascha's das Monopol dieses gewinnreichen Handels an sich gerissen. Der Rúmeli Waleßi

zahlte den Fischern nur 15 Piaster für die Ocha und verkaufte sie wieder zu 60—80 Piastern. Diesen bedeutenden Gewinn überließ er indessen größtentheils seinem begünstigten Leibarzte. Die fränkischen Commissionaire haben dabei für Alles zu sorgen und zahlen dem Pascha nur die Differenz der Preise. Ein Italiener wohnte hier oben am Berge, um das ganze Unternehmen zu leiten, in Gesellschaft eines Albanesen, der den Kleinhandel betrieb und zur Bewachung des großen Capitals genügte. Ein besonderes Verfahren beobachtete man, um die gesunden Thiere von den kranken zu trennen, die, wenn sie in der Cisterne blieben, leicht ihre Krankheit über die ganze Masse verbreiten würden. Die neu angekommenen Thiere werden auf einem schwimmenden Brette ausgeschüttet, worauf die geschwächten zurückbleiben, indem die übrigen sogleich ihr eignes Element aufsuchen. Jene sterben entweder auf dem Brette, oder sie folgen den andern, wenn sie hergestellt sind. Uebrigens klagte der Italiener sehr darüber, daß die Fischer vorzugsweise die alten, großen Thiere brächten, weil sie nach dem Gewichte bezahlt werden, wiewohl nur die kleinern im Handel Werth haben. Weigert man sich nun, die erstern zu nehmen, so schreckt man die Fischer von einem Handwerke ab, das ihnen ohnehin nur geringen Vortheil gewährt. So müssen denn die ausgewachsenen Thiere immer ausgeschieden und weggeworfen werden, und man sieht ein, daß bei solch einem Systeme diese Handelsquelle bald ganz erschöpft werden wird. Bedenkt man aber zugleich, daß gegenwärtig die Türkei fast allein Europa mit Blutegeln versorgt, daß der weite Transport den weichlichen Thieren oft das Leben kostet und daß der Verbrauch, wenn er auch nicht mehr im Steigen ist, doch eine außerordentlich große Zufuhr nöthig macht, so möchte es sehr wünschenswerth erscheinen, daß die Sanitäts-Behörden auf diesen Gegenstand ein besonderes Augenmerk richteten, und, insofern die künstliche Zucht niemals für die erforderlichen Massen ausreichen wird, auf diplomatischem Wege dafür sorgten, daß in der Türkei durch höhere Aufsicht die Pflege dieser wichtigen Thiere überwacht würde.

7. Julius. Während die Spannung der Gemüther über den Ausgang einer politischen Crise, in der man sich zu befinden

glaubte, noch dadurch täglich gesteigert wurde, daß alle Nachrichten von auswärts ausblieben, so erregte die Ankunft eines Tataren von Constantinopel, der am heutigen Morgen mit den Zeichen der höchsten Eile durch die Straßen sprengte, unter den Bitolianern die größte Aufmerksamkeit. Allein ihre Neugierde wurde nicht befriedigt, ihre Besorgniß noch höher aufgeregt, da der Pascha alle Briefe von der Hauptstadt zurückhielt und dem Tataren jeden mündlichen Verkehr untersagte: Maßregeln, die den Franken ganz unerhört dünkten. Man sagte, die türkischen Beamten wären sehr niedergeschlagen, ohne sich mittheilen zu dürfen, man erschöpfte sich in Muthmaßungen, man erfuhr Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die sich in der Folge nicht bestätigten, aber man beruhigte sich hierbei nicht: denn es war leicht einzusehen, daß in Constantinopel selbst etwas viel Bedeutenderes vorgefallen sein müsse. Später traf ein türkischer Obrist von Constantinopel ein, allein er war sieben Tage unterwegs gewesen und wußte nichts. Erst am Abend, als ich bei Ciarlatos speiste und wieder von Neuem ein Tatar angekommen war, trat der Zahlmeister des Pascha in das Zimmer und flüsterte dem Arzte einige Worte in's Ohr, worauf dieser bleich und bestürzt sich zu uns wandte und bald errathen ließ, daß der Sultan Mahmud gestorben sei. Ein trüber Abend ging in der Erwartung vorüber, daß diese Nachricht ungewöhnliche Wirkungen unter den gereizten Bewohnern der Stadt unmittelbar hervorbringen und eines Jeden Schicksal in Frage stellen werde. Indessen verbreitete sie sich am folgenden Morgen in der Stadt, ohne irgend eine Störung zu veranlassen. 25 Kanonenschüsse wurden abgefeuert, um die Thronbesteigung Abdul's zu feiern. Die Truppen waren aufmarschirt, aber, wie es schien, war auch diese Vorsichtsmaßregel unnöthig.

Noch ehe ich durch dieses Ereigniß wäre bestimmt worden, meinen Weg nach Norden, gegen die serbische Grenze einzuschlagen, hatte ich den folgenden Tag bereits zu meiner Abreise festgesetzt. Von allen Seiten war mir versichert worden, das höchste Gebirge des Landes sei der Schar zwischen Calcándele und Prisdrén, und so erschien es am geeignetsten, dort meine Untersu-

chungen fortzusetzen, wo ich den Zwecken der Reise in der Nachbarschaft einer politisch gesicherten Provinz obzuliegen im Stande war. Ohnedies war die früher beabsichtigte Reise nach Ochridha und Elbassán im jetzigen Augenblicke nicht auszuführen: denn der Erzbischof, der fast täglich Nachrichten aus seinem Sprengel erhielt, warnte mich noch heute, nicht nach Ochridha zu gehen, da einige hundert Albanesen aus den fast völlig unabhängigen Dibren heraufgekommen wären und die Straße zwischen Struga und Elbassán in räuberischer Absicht besetzt hielten: nun wage aber die Besatzung von Ochridha nicht, dagegen auszuziehen, um diese Stadt nicht selbst einem Angriffe bloßzustellen, und so wäre der Verkehr mit Scútari für jetzt ganz unterbrochen.

Schon hatte ich alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, als Dimitri von einem plötzlichen Fieber befallen ward. Die Krankheit trat mit allen Symptomen einer heftigen Entzündung auf, die sich jedoch glücklicher Weise während der Nacht wieder verloren und einem jener dreitägigen Wechselfieber Platz machten, die in den wasserreichen Ebenen Macedoniens sehr häufig sind und dort ebenso wie in Griechenland leicht einen nervösen Character annehmen. Gedrängt, wie ich in jeder Rücksicht war, meine Reise fortzusetzen, und ohne Hoffnung, einen Stellvertreter zu finden, beredete ich Dimitri, mich trotz dieser Leiden weiter zu begleiten und den fieberfreien Zustand des nächsten Tags nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen.

links vom Wege und von einem benachbarten Han (6ʰ) aus verläßt man das Thal und ersteigt die Höhe. Die Hügel bilden den äußersten Rand der Mustaphaebene. Diese Ebene, die nach der wahrscheinlich naturgemäßen *) Chartenzeichnung den ganzen Raum zwischen Comanova, Köprili, Negotin und Istib in einer Länge von ungefähr 12 Stunden und in einer halb so großen Breite einnimmt, ist völlig verschieden von den fruchtbaren Ringbecken des Scardus und würde mit größerm Rechte flaches Hügelland genannt werden. Von dem dominirenden Puncte der Straße (7ʰ 30′) blickt man zwar nach Osten auf einen unbeschränkten Horizont, aber nirgends ist der Boden wagerecht, sondern überall auf das Unregelmäßigste zu Mulden und flachen Kuppen gesenkt und gehoben. In dieser Beziehung ist die Ansicht ganz der von manchen Gegenden der Lüneburger Haide ähnlich, nur, daß die Hügel- und Thal-Bildung einem größern Maßstabe folgt. Doch erheben sich die Höhenpuncte schwerlich irgendwo mehr als 500′ über den Vardar, gegen den sie dann endlich mit steilen Wänden abfallen, während im Innern nur die sanftesten Neigungswinkel sichtbar sind. Die Hügel bestehen

---

*) In dieser Rücksicht beziehe ich mich auf folgende handschriftliche Angaben des Herrn von Friedrichsthal: 1) Auf dem Wege von Comanova nach Strazin ist der Boden bis Nagoritsch tertiär, dann folgen Dolerite und trachytische Conglomerate. 2) Die Berge bei Caratova, gegen 1600′ hoch, bestehen aus Syenit, Porphyr und Trachyten, worauf am Wege nach Istib zuerst Alluvium und trachytische Conglomerate folgen, dann aber tertiäre Molasse mit Kalklagern. 3) Die Umgegend von Istib, dessen Höhe zu [illegible]′ bestimmt ward, besteht aus derselben Molasse mit granitischen Hügeln. 4) Diese Molasse reicht von da nach Caffadan und wird am Vardarufer sehr kalkreich. — Hieraus ergiebt sich der Umfang jenes tertiären Beckens, welches die Mustaphaebene genannt wird. Somit grenzt es östlich an die plutonischen Vorberge des Orbelussystems, südlich und westlich an die Zweige der Babuna, von denen der Vardar es abscheidet; nordwestlich geht es in das Alluvium des Beckens von Ueskueb über und stößt nordwärts an die Höhenzüge, welche die Flußgebiete der Morava und des Vardar trennen. Ebenso bezeichnet Boué (Bd. 2. S. 47.) als die Grenzpuncte seines großen tertiären Vardarbeckens die Städte: Ueskueb, Negotin, Istib und Comanova.

Dorf Mórliva erreicht (2^h 30′—3^h 45′) *), so öffnet sich links in dem Hügellande ein anmuthiges Thal, das dem des Dragor parallel in die Ebene mündet und einen ähnlichen Gebirgsbach, der Mórliva durchströmt, nach der Czerna hinabsendet. Zu beiden Seiten jenes Thals senken die Hügel sich beträchtlich, verdecken aber dennoch überall die hohe Scarduskette, die sie von dem Drinthale trennt. Auf dem ganzen Wege nach Uesküeb giebt es keinen Punct, wo der Zusammenhang der Berge von Ochrídha mit denen von Calcándele zur Anschauung gebracht würde: der Beweis für diese auf den Charten längst angenommene Thatsache beruht daher vorzüglich auf der Aussicht vom Peristeri. Zwar blickt man von Mórliva aus in nordnordwestlicher Richtung und in der anscheinenden Entfernung von Crítschovo auf einen breit vorliegenden Schneeberg, allein es bleibt ungewiß, ob dieser zum Scardus selbst oder zu dessen Seitenkette gehöre. Jenseit Mórliva wird das westliche Hügelland viel bedeutender, bis es etwa 6 Stunden nordwärts von Bitólia in ein weites, nach Osten mündendes Thal abfällt, das entweder von der Czerna selbst, oder von einem ihrer Hauptzuflüsse bewässert wird. Die Straße kreuzt diesen Fluß zwischen Mórliva und Roschpal, einem Dorfe, das auf halbem Wege zwischen Bitólia und Perlepé liegt. Hier (4 ^{h}) ist die Czerna noch ganz unbedeutend und strömt in südöstlicher Richtung durch die Ebene. Von Roschpal (5 ^{h}) aus nähert man sich allmählig den östlich das Becken begrenzenden Bergzügen, die in einem ungeordneten Systeme von Hügelreihen und höhern Gebirgen den Raum zwischen jenem und dem Vardar ausfüllen. Eine bedeutendere Höhe erreicht es erst im Babuna von Perlepé, aber schon hier, andertahalb Stunden nordöstlich von Roschpal erhebt sich die vorderste Kette mit steilen, felsigen Kalkabhängen gegen 2000′ unmittelbar über die Ebene. Von dort löst sich ein niedriger Hügelrücken westwärts bis zur Czerna ab und scheidet dadurch das Becken von Bitólia von dem von Perlepé: beide stehen jedoch durch die

*) Es ist zu bemerken, daß ich die 8 Wegstunden von Bitólia bis Perlepé in 5 Stunden trabend zurücklegte.

Czerna selbst in Verbindung und jener Höhenzug ist nur einige hundert Fuß hoch. Der Fluß bewirkt diese Vereinigung durch ein enges, kurzes Thal, das daher theils von dem westlichen Hügellande, theils von der äußersten Brüstung jenes Höhenzuges begrenzt wird. Diese das große Ringbecken als einzige Erhebung des Bodens der Quere nach durchsetzende Hügelkette besteht längs der Straße aus Glimmerschiefer, dem das Alluvium an der Nordseite sich sichtbar anlagert, und sie bildete daher einstmals, als noch Wassermassen die Ebene bedeckten, eine schmale Landzunge oder eine Reihe von Inseln. Am südlichen Fuße des Passes, der in einer halben Stunde hinüberführt, liegt ein Han (6 A), wiederum auf halbem Wege zwischen Roschpal und Perlepé.

Wiewohl der Paß sich kaum 300' über die Ebene erhebt, so gewährt er doch eine höchst überraschende Aussicht, weil bis dahin von der Größe und Fruchtbarkeit des Kessels von Perlepé keine Vorstellung möglich war. Dieser bildet in gleichem Niveau mit dem Becken von Bitólia ein weitläuftiges Dreieck mit zum Theil einspringenden Seiten und dehnt sich nordwestlich bis in die Nähe von Critschovo aus. Diese Fläche ist ebenso bevölkert und reich angebaut wie die, welche wir bisher durchwanderten und mit der sie abgesehen von der Gestalt der Grenzgebirge völlig übereinstimmt, so wie sie ja auch nur als eine weitere Fortsetzung derselben zu betrachten ist.

Die Ebene von Perlepé wird durch drei Flüsse bewässert, die sich zur Czerna vereinigen und die aus Westen und Nordwesten vom Scardus, sowie aus Osten von Perlepé innerhalb des Beckens zusammenfließen. Die Thäler dieser drei Flüsse schneiden söhlig in das Gebirge und vergrößern dadurch die Fläche bedeutend. So sieht man nach Nordwesten und Westen 6—8 Stunden weit über wagerecht ebenes Land, während zwischen diesen Thälern die Vorberge des Scardus, zwischen Critschovo und Perlepé die des Babuna in das Becken hereintreten. Das Thal von Perlepé selbst, das zu unsern Füßen liegt, ist 2 Stunden breit von Norden nach Süden, von dem niedrigen Hügel und dem hohen Babuna eingeschlossen, und seine Länge bis

zum Eintritt in die eigentliche Ebene beträgt 3 Stunden. Die Stadt Perlepé liegt genau am Fuße des Babuna im nordöstlichen Winkel des Thals. Ostwärts steigt das Gebirge von der Thalsohle mit steilen, grauen Felswänden zu einem Kamme von etwa 2500′ empor, ebenso nach Norden, wo der Babuna noch höher wird und sich zu großartigen Kegeln und Bergkuppen absondert, die steil gegen die Stadt abfallen. Unter diesen zeichnet sich besonders ein spitzer Kegelberg aus, der nordwestlich ganz nahe bei Perlepé liegt und bereits vom Kloster Búcovo bemerkt wurde. Von hieraus verändert der Babuna seine Richtung nach Nordwest, wo dann das Becken zuletzt durch hohe Schneekuppen geschlossen wird, die im Hintergrunde der Landschaft einen entschiedenen Gegensatz gegen die sanften Formen des westlichen Hügellandes, wie gegen die reiche Culturebene, ausdrücken.

Ich durchritt das Thal von Perlepé in anderthalb Stunden und langte um 8ʰ am Ziele der heutigen Reise an. Die Stadt zählt 1600 Häuser, ist lebhaft und enthält einen großen Bazar. Der Fluß, der in der Nähe am Babuna entspringt, durchströmt sie von Osten nach Westen. Der türkische Gouverneur quartierte mich in einem Kloster ein, sendete mir einen Officier, mich zu begrüßen, bewirthete mich selbst und gab mir trotz meiner Weigerung am folgenden Tage zwei Soldaten zur Begleitung, die sich ohne mein Zuthun beritten einfanden. Dies waren die Wirkungen des Bujuruldi vom Rümeli Walessi.

9. Julius. Nordöstlich von Perlepé befindet sich eine Einsattelung im Kamm des Babuna, über welche die Straße nach Köprili führt. Ein Querthal des Gebirgs nimmt sie zu beiden Seiten des Passes auf. Die Entfernung beider Städte beträgt 12 t. Stunden, wovon 3 auf den südwestlichen, 9 auf den nordöstlichen Abhang zu rechnen sind. Die Höhe des Passes schätzte ich auf 2500′, oder auf 1100′ über dem Niveau von Perlepé: von benachbarten Gipfeln wird sie vielleicht um das Doppelte übertroffen. Der höchste derselben liegt nordwärts ungefähr auf der Linie zwischen Uesküeb und Critschovo und ist an vielen Orten des tiefern Landes sichtbar. So erblickt man ihn als den einzigen Schneeberg vom Thale der Babuna und vom Nord

Grabsteinen in Verwunderung, die in weitem Umkreise das Gefilde bedecken und aus denen byzantinisches Gemäuer und Reste von alten Portalen hervorragen. Sie scheinen an Zahl selbst die des Friedhofs von Scútari zu übertreffen, wiewohl der Cypressenwald, der die Grabstätten am Bosporus beschattet, sich schwer mit diesen nackten Steinfeldern vergleichen läßt: allein Dimitri behauptete, nirgends im Orient so viel Gräber beisammen gesehen zu haben. Man erzählte mir, sie stammten aus den Zeiten, als unter der Regierung der ersten türkischen Herrscher die Stadt gegen 18000 Häuser gezählt habe, bis sie dann allmählig zu der jetzigen Größe herabgesunken sei. Jetzt freilich hat sie mit Ausnahme des mitten inneliegenden Forts, worin der Pascha wohnt und das mit alterthümlichen Mauern auf dem höchsten Hügel thront, nichts Imposantes mehr, zeichnet sich aber doch noch sehr vortheilhaft vor andern rumelischen Städten aus. Sie zählt zwar nicht mehr als 2000 Häuser, aber diese sind meist ansehnlich, Wohlhabenheit verräth sich, besonders in der Straße am Vardar. Dieser fließt schnell rauschend an der Südseite der Stadt vorüber. Gegenüber reichen die ebenen Felder eine halbe Stunde weit bis an den Fuß eines grünen Abhangs, der zu den Vorbergen des Babuna gehört. Nach Norden erstreckt sich die Thalweitung gegen 2 Stunden bis zum Caradagh, eben so weit nach Westen zu dem Grenzgebirge gegen Calcándele, über welches noch immer der hohe Scardus, zwar 8 Stunden entfernt, aber durch die durchsichtige Atmosphäre nähergerückt, in blauen, mit dem Schnee gemischten Farben mächtig herüberragt.

Avsi Pascha, an den ich die Briefe des Rúmeli Walessi sendete, nahm mich gastfreundlich auf und wies mir die Wohnung bei einem Griechen an, wo ich indessen von den Leuten des Erstern bedient und aus dessen Küche gespeist ward, ohne daß der Eigenthümer sich blicken ließ. Es war ein schönes, geräumiges Haus am Quai des Vardar, in dessen gelben Fluthen den ganzen Tag über bulgarische Knaben sich badeten und unermüdlich stromabwärts schwammen, worauf sie dann wieder nackt zurückliefen, ohne Anstoß zu erregen. Außer mir wohnten in demselben Hause noch mehre Aerzte als zeitige Gäste des Pascha's, die

sein eigner und seiner Familie Gesundheitszustand hier versammelt hatte. An ihrer Spitze stand Dr. Gorgidas, ein Albanese aus Zagori, der vor 15 Jahren in Wien und Pesth studirt hatte, dann in Jassy practisirte und sich in der Folge in sein Vaterland zurückbegab. Kaum aber war er in Zagori angekommen und seiner Absicht gemäß mit seiner Familie wieder vereinigt, als ein hartes Geschick ihn traf. Es verbreitete sich in der Gegend das Gerücht von Reichthümern, die er aus der Fremde zurückgebracht, und, wie nun die Zustände seines Vaterlandes beschaffen sind, so ward sein Haus im Gebirge überfallen, sein Geld geraubt, seine Familie ermordet. Er allein wußte sich zu retten und lebt seitdem als Arzt in Jánina. Die deutsche Sprache hatte er vergessen, verstand aber sich Lateinisch auszudrücken. Ein junger Albanese, Mathos, der auf den Wunsch des Pascha's ihn begleitete, hatte sich in Jánina zum ärztlichen Berufe vorbereitet. Der dritte Jünger des Aesculap aber war ein Macedonier aus Cóstendil und wurde von dem in gelehrten Anspielungen sich gefallenden Pascha ironischer Weise sein Plato genannt. Er sprach ein verdorbenes Italienisch und stimmte stets den Uebrigen in allen Puncten bei. Ich selbst wurde gleichfalls ersucht, an den Berathungen dieses Conseils thätigen Antheil zu nehmen.

Siebzehntes Capitel.

Aufenthalt in Ueskúeb und Reise nach Calcándele.

Das Paschalik Ueskúeb. Kosi Pascha. Abreise von Ueskúeb. Thal in den Vorbergen des Babuna. Das Ringbecken des Kéttovo. Calcándele.

Die politischen Verhältnisse des Paschalik's Ueskúeb nebst seiner Dependenz Calcándele sind sehr eigenthümlich und dürften, um die türkischen Zustände der Gegenwart richtig zu beurtheilen, eine besondere Berücksichtigung verdienen. Seit ungefähr 200 Jahren ist die Regierung dieser großen Provinz in derselben Familie erblich gewesen, wie ein Lehn der Krone: selbst Ali Pascha von Jánina dehnte seine Macht über Westrumelien niemals weiter, als bis Perlepé aus. Der Familieneinfluß der Lehnsträger von Ueskúeb war der Herrschaft des Sultans gegenüber im Laufe der Zeiten so groß geworden, daß der vorige Pascha, beim Ableben seines Vaters erst 3 Jahre alt, dennoch sogleich zu seiner Würde erhoben wurde und, da er erst im hohen Greisenalter starb, 80 Jahre lang in diesen Gegenden als unbeschränkter Herr gebot. Während seiner Minderjährigkeit regierten Glieder seiner Familie. Unter solchen Verhältnissen, die denen der deutschen Reichsfürsten zu ihrem Kaiser gleichkommen, ist es begreiflich, daß das persönliche Vernehmen eines solchen Pascha's mit dem Sultan je nach den Umständen häufigen Wechseln unterliegt und daß der Vasall zur Erhaltung seiner Macht vorzüglich den eigenen Hülfsmitteln

vertraut, bald wie zum Kriege, oder, wenn man will, zum Aufstande gerüstet, bald durch Verdienste um die Krone zur Dankbarkeit verpflichtend. Denn eine so unabhängige Familiengröße, wiewohl im Principe vielleicht dem Orient fremdartig, dennoch in einzelnen Fällen historisch hervorgebildet, auf unermeßlichen Grundbesitz, langjährige Herrschaft und bereite Kriegsmacht gestützt, bedarf nicht einer Gunst, die dem beschenkten Sclaven nothwendig ist. In solche Rechte kann der Sultan eben so wenig ohne Krieg zu führen eingreifen, als er versichert ist, bei ruhigem Gewährenlassen die Einkünfte regelmäßiger zu beziehen und bessere Truppen zur Verfügung zu finden, als wenn er durch emporgekommene Statthalter eine schärfere Unterordnung herbeiführte. So hat es sich zwar ereignet, daß ein aufrührerischer Vasall mit Gewalt der Waffen seiner Würde entsetzt ward und daß ein Fremdling als Pascha in das Land kam: allein die Familie des Erstern, in ihrem Besitz und Einfluß ungekränkt, nahm diesen nur deshalb nachgiebig an, weil sie wußte, daß solche Neuerungen vorübergehend sein würden, und in der That ward nach wenigen Monaten Verzeihung gewährt und dem Gedemüthigten sein Amt von dem Großherrn von Neuem verliehen, weil man die Ruhe der Provinz den drohenden Kämpfen mit einer gestürzten, aber immer noch mächtigen Familie vorzog. Denn die Pascha's von Uesküeb fanden in der That in der Anhänglichkeit des Volks an ihren Fürsten die wesentliche Stütze ihrer Macht. Ihnen ist die Vereinigung der Nationalitäten und der Religionen durch die langjährige und, wie man annehmen darf, milde Herrschaft in einem hohen Grade gelungen, während in andern Provinzen dieser tiefe Zwiespalt unversöhnlich fortbesteht. In den Gebirgen dieses stark bevölkerten Paschalik's würden christliche Armeen nach dem Sturze oder der erzwungenen Theilung des ottomanischen Reichs viel größere Kräfte des Widerstandes finden, als man in Constantinopel denkt, wo man nur die Schwäche des ganzen Organismus vor Augen hat. Wie verschieden sind diese Verhältnisse von denen in Bitólia, wo für den ganzen Staat berechnete Reformen, wie das Edict von Gülhane, allerdings in's Leben treten können, was in Uesküeb von der Laune

und Einsicht des Gewalthabers abhängt. Hier ist auf solche Weise, wiewohl in geringerm Grade und ehe die Augen von Europa sich auf den Orient richteten, thatsächlich ausgebildet, was der Vicekönig von Egypten erstrebt und erreicht hat. Die neuerliche Lösung der orientalischen Frage beruhte demnach auf Ansichten, die, weit entfernt, die Integrität des Reichs zu gefährden, vielmehr einem Grundsatze entsprechen, der bei der türkischen Regierung seit Jahrhunderten gegolten hat.

Der Sultan Mahmud freilich verließ auch in dieser Rücksicht das System seiner Vorgänger und, durch die Ueberzeugung geleitet, daß sich nach europäischer Art alle Regierung in Constantinopel centralisiren müsse, versuchte er die Selbstständigkeit der Provinzen zu mäßigen. Was er gegen Egypten und Albanien mit den Waffen unternahm, hoffte er in Ueskücb dadurch zu erreichen, daß er den Pascha zu höhern Ehrenstellen berief, um ihn aus seiner Heimath zu entfernen und dadurch den übrigen Würdenträgern gleichzustellen. Als daher der Posten des Rümeli Walessi vor einigen Jahren erledigt war, gelangte von Constantinopel an Avsi Pascha die Botschaft, daß derselbe ihm bestimmt sei, dessen Fähigkeit der Großherr vollkommen zu würdigen verstehe. Allein weder die Schmeichelei, noch die Reizung des Ehrgeizes fruchteten bei einem Manne, der, seine Stellung begreifend, den väterlichen Sitz, auf dem er sich fest gesichert sah, nicht zu verlassen beschloß, um sich dem beständigen Umschwunge einer hohen Carrière auszusetzen, die so oft mit Ungnade und gänzlichem Sturze endigt. Er ging selbst nach Constantinopel und wußte nicht nur seine Weigerung zu motiviren, sondern bewirkte auch eine Vergrößerung seines Paschalik's um mehre Casa's, die der Statthalterschaft von Bitólia entzogen wurden. Hierauf erfolgte die Ernennung des nunmehrigen Rümeli Walessi, der, über jene Gebietsabtretung auf Kosten seiner eignen Herrschaft unzufrieden, einige Jahre mit Avsi Pascha verfeindet blieb und sich erst neuerlich mit ihm ausgesöhnt hat. So wie es sich nun aber bei jener Gelegenheit zeigte, so stand Avsi Pascha selbst stets in persönlich gutem Vernehmen mit dem Sultan Mahmud, von dem er in Ausdrücken hoher Anerkennung redete, und, ob-

wohl er in der Gunst desselben eben nicht die Garantieen seiner Macht erblickte, so hatte er der Krone doch redlich seine loyalen Dienste gewidmet. So war seine Jugend in den Kriegen des Reichs verflossen, an denen er thätigen Antheil genommen, und, als er nach dem Tode seines greisen Vaters in dessen Würde bestätigt worden war, führte er seine Truppen gegen die Griechen, wie gegen die Russen.

Die Statthalterschaft von Avsi Pascha, der erst 46 Jahre alt ist, aber schon seit 20 Jahren seine Würde bekleidet, erstreckt sich gegenwärtig über 14 Casa's und umfaßt die nördliche Hälfte von Macedonien, so wie einen schmalen Streif des nordöstlichen Albanien. Jene Casa's sind nach ihren Hauptorten folgende: Ueskúeb, Cátschanik, Calcándele, Crítschovo; Dibre; Cóstendil, Mélenik, Ostrombscha, Rádovich, Istib, Caratova, Comanova, Egri Palanka und Cótschana *). Das hierdurch umschriebene Gebiet, im Durchschnitt 10 g. Meilen von Norden nach Süden und 30 g. Meilen von Osten nach Westen ausgedehnt, hat demnach einen Flächeninhalt von ungefähr 300 Quadratmeilen und enthält größtentheils fruchtbare, durchaus wohl bebaute, dicht bevölkerte, von Bulgaren bewohnte Ebenen, mit dem Clima der Lombardei, in so fern Reis und Waizen hier vorzugsweise gedeihen. In den Gebirgen von Caratova wird ein silberhaltiger Bleiglanz gewonnen. In der ganzen Provinz herrschen Frieden, Ordnung und Sicherheit, mit Ausnahme des Gebiets der Albanesen, die im Schardagh und den Dibren wohnen, wovon der letztgenannte District dem Pascha nur nominell unterworfen ist.

Die mächtige Familie, welche diese Herrschaft verwaltet,

---

*) Vergleicht man diese Aufzählung mit der geographischen Uebersicht von Hadschi Chalfa, so ergiebt sich, daß das heutige Paschalik Ueskúeb außer dem Sandschak dieses Namens den größten Theil des Sandschak's Cóstendil, so wie die Gerichtsbarkeit Dibre vom S. Ochridha begreift. Nur die Ortschaft Cótschana fehlt sowohl bei Hadschi Chalfa, als auf den Charten. Der Grieche, dem ich diese Nachrichten verdanke, schrieb den Ort *Κότζανα* und sagte, daß derselbe jenseit Istib in der Mitte einer von Ostrombscha nach Regotin gezogenen Linie, also in den Vorbergen des Orbelus gelegen sei.

wird gegenwärtig durch drei Brüder repräsentirt und ist, wie man behauptet, eine der reichsten des ganzen osmanischen Reichs. Zwei dieser Brüder haben dieselbe Mutter, die noch am Leben ist. Der älteste, das Haupt der Familie, ist Avsi Pascha; Abdurrhaman Pascha lebt in Calcándele, das er wie eine Apanage verwaltet; Hassan Pascha befehligt die Truppen, von denen 2000 Mann in Uesküeb, halb so viel in Calcándele stehen. Der Letztere war kränklich und hatte deswegen statt der sumpfigen Reisebene von Uesküeb, wo die Feuchtigkeit des Bodens, mit der Wärme des Tieflandes vereint, endemische Wechselfieber hervorruft, das frischere Bergclima von Calcándele aufgesucht, wo namentlich ein auf den vordern Höhen des Scharbagh von Abdurrhaman erbautes Tschiftlik sich durch gesunde Lage auszeichnet.

Als ich zu Avsi Pascha beschieden ward, lag Dimitri am Fieber darnieder, allein Gorgidas und Mathos hatten die Güte mich zu begleiten. Die Uebertragung der Rede durch drei Sprachen, aus dem Türkischen in das Griechische und aus dem Griechischen in das Lateinische, ermüdete den nach persischer Weise erzählenden Pascha keineswegs. Längere Mittheilungen theilte er in kurze Sätze und fuhr nach der Uebersetzung gerade da fort, wo er stehen geblieben. Er hegte eine hohe Meinung von den Zuständen des Abendlandes, indessen erkundigte er sich nicht nach einzelnen Thatsachen, wie die Türken bei solcher Gelegenheit, von einem Gegenstande zum andern neugierig und doch unaufmerksam abspringend, zu thun pflegen, sondern er liebte seine eignen Ansichten zusammenhängend auszusprechen und bediente sich dabei häufig philosophischer Sprüche, die von einem nachdenkenden Sinne und von Achtung vor der Wissenschaft zeugten, die er jedoch nie für die seinigen ausgab, indem er stets hinzufügte: »in unsern Büchern habe ich diese Meinung gefunden.« Er erwartete Antworten ähnlichen Inhalts, erwiederte: »peki, das ist gut,« wenn eine Bemerkung ihn ansprach und wußte die Erörterung beständig durch Einwürfe oder Beispiele fortzusetzen und zu erweitern. Diese Unterhaltung währte stundenlang ununterbrochen in größter Tranquillität und hätte, wären die Interpre-

ten nicht zuletzt ungeduldig geworden, zu seinem und meinem Wohlgefallen leicht bis in die Nacht ausgesponnen werden können. Das Aeußere des Pascha verrieth eine schwächliche Gesundheit, die ihn älter erscheinen ließ, als er war, aber aus dem bleichen Antlitz blickten kluge, sanfte Augen, mit denen er mich wohlwollend betrachtete, wenn er einen Satz geendet und den Eindruck davon zu erfahren wünschte. Dabei kniete er unbeweglich auf dem Divan am geöffneten Fenster und klatschte nur zuweilen in die Hände, um die Pfeifen regelmäßig erneuern zu lassen. In seinen Beispielen waren die Personen meist Aristoteles und Plato, aber in mythischem Gewande, wie die Araber, deren Schriften er besonders studirt zu haben schien, auf phantastische Weise von ihnen reden. Aus diesen Gesprächen, die ich unmittelbar nachher, von der Eigenthümlichkeit ihres Characters betroffen, niederschrieb, erscheinen folgende Reflexionen über den Zustand von Albanien der Mittheilung werth.

»In Albanien,« sagte der Pascha, »wohnen viel böse Menschen. Aber was soll der Sultan, was der Statthalter gegen sie thun? Er selbst sei Herr in einem Theile dieses Landes, aber, indem er nachdenke, wie er sich dort zu verhalten habe, erinnere er sich einer ähnlichen Lage, worin der große König Alexander sich befunden, nachdem er Persien erobert hatte. Hier wohnte ein mächtiger Stamm, die Mirza's, die zu jeder bösen Handlung bereit waren. Tödtete er ihre Häupter, so blieben ihre Söhne und Anhänger, nun um so mehr gereizt, Aufwiegelungen und andere der königlichen Herrschaft verderbliche Handlungen zu versuchen. Verfuhr er hingegen milde gegen sie, so war er keinen Augenblick vor Verwirrung und Unbilden gesichert. In dieser Ungewißheit suchte er Rath bei seinem Lehrer Aristoteles und gebot ihm, an den Hof nach Persien zu kommen. Dieser aber, da er krank war, schrieb ihm folgenden Brief. Du hast zwar ein großes Reich erobert und herrschest über viele Völker und sie handeln nach deinem Willen. Aber kannst du auch die Natur der Länder verändern, die du besitzest? Hast du auch Macht über die Luft, über das Clima, über die Wellen des Meers? Ebenso wenig gebietest du über die bösen und guten Neigungen

der Menschen, die auch von der Natur und dem Clima abhängen. Gott hat sie geschaffen und so sind sie. Mein Rath aber ist, daß du nach deinem Willen einen kräftigen Mann aus einer andern Nation nehmest und diesen über die Mirza's setzest, damit er alle Verbrechen mit Strenge ahnde, wie es der Vortheil deines Reichs fordert, die Menschen aber lasse, wie sie sind. Denn diese kannst du nicht ändern, und, wenn du sie ausrotten wolltest, geschähe es zum Schaden des Landes. Und in diesem Falle,« fuhr der Pascha fort, »sind wir mit den aufrührerischen, räuberischen, böswilligen Albanesen. Wir sind die Fremden, die über sie gesetzt sind, und wir müssen uns bestreben, durch Bestrafung jeder bösen Handlung das Land zu sichern, aber den Samen des Uebels können wir nicht ausrotten.«

Als Gorgibas am folgenden Morgen dem Pascha aufwartete, fragte ihn dieser gleich, wie ich über ihn geurtheilt habe. Etwas ungeschickt erwiederte der Arzt, ich sei erstaunt gewesen, einen Türken zu sehen, der so viel Kenntnisse besitze. Allein so tief ist das Selbstbewußtsein des Osmanen gesunken, oder die Sucht, den Europäern zu gleichen, gesteigert, daß Avsi sich hierdurch geschmeichelt fand und entgegnete: dennoch sei er nicht gelehrt, er habe nur beständig den Umgang mit kenntnißvollen und aufgeklärten Männern gesucht und ihren Reden mit Aufmerksamkeit zugehört. Er fügte hinzu: »solche Leute, denen die Pflanzen und Berge unseres Landes so interessant sind, daß sie deshalb weite und kostspielige Reisen unternehmen, warum bleiben sie nicht bei uns? wir würden sie so gern aufnehmen, sie sollten das angenehmste Leben führen, sie sollten Geld und Alles erhalten, was sie wünschten, und wir wollten von ihnen nichts weiter verlangen, als ihren Umgang, ihren Rath, ihre Lehre, da sie in dem, was in Europa besser ist, wohl erfahren sind. Aber er wisse wohl, sie seien an den Umgang mit Frauen gewöhnt, und den fürchteten sie hier zu entbehren: »doch auch schöne Sclavinnen würden wir ihnen zugestehen,« sagte er scherzend, indem er das freiere Zusammenleben der Geschlechter nur aus einem unwürdigen Gesichtspuncte aufzufassen vermochte.

Meine zweite Audienz währte noch länger, als die erste.

Damals ergoß sich der Pascha in Lobeserhebungen dessen, was er Philosophie nannte, und wir werden sehen, welche Form der Weisheit ihn mit der höchsten Bewunderung erfüllte. »Für den Philosophen,« bemerkte er, »seien Berge, Wasser, Erde und Himmel ein Buch, worin er lesen könne, und für die Uebrigen sei es leer.« Einer genauern Erörterung unterwarf er die Frage, ob diese Vorzüge für alle Menschen bestimmt wären, und hierbei zeigte sich seine aristocratische Denkungsart. »Wie verschieden,« sagte er, »sind die Kräuter und Bäume, die in einem heißen und in einem kalten Clima wachsen, wie verschieden sind die Thiere, und ein Jedes folgt seiner Natur. Sollten die Menschen alle gleich sein, ungeachtet sie das Beste sind, was Gott auf der Erde zu schaffen vermochte? Vielmehr sterben Einige früh, Andere sind blind, Viele sind wie das Vieh und nur Wenige überragen die Andern weit an Einsicht und Tugend. Für die Niedrigen ist das Niedrige, auf dem Felde zu arbeiten und dienstbar zu sein, für die Hohen ist das Hohe, und nichts ist höher, als die Philosophie: dieses Gut wissen die Geringen nicht zu würdigen und zu nutzen.« Was ihn aber die höchste Weisheit dünkte, suchte er durch eine bekannte Anecdote auszudrücken, der er durch folgende Worte ein eigenthümliches Gewand verlieh. »Als Aristoteles sich von Plato getrennt hatte und in Macedonien wohnte, fühlte er, obgleich lange Zeit mit seinem Lehrer zerfallen, eine Sehnsucht, sich wieder mit ihm zu vereinigen. Und auch Plato wünschte, seinen Schüler im Alter noch einmal wiederzusehen. Da aber Alexander den Aristoteles nicht nach Athen ziehen lassen wollte und Plato gleichfalls zu reisen behindert war, kamen sie überein, sich wenigstens ihre Bildnisse zu senden. Als nun Aristoteles das Bild des Plato betrachtete und nach den Regeln der Philosophie in dessen Antlitz alle seine Neigungen und Leidenschaften aufzusuchen bemüht war, erblickte er darin die Liebe zum Geschlechte, deren Ausdruck er in frühern Jahren bei seinem Lehrer nicht gekannt hatte, und gab diesem sein Erstaunen darüber za verstehen. Plato aber erwiederte: fürwahr, deine Philosophie ist größer, als die meinige, daß du ein solches Geheimniß in den todten Farben zu lesen im Stande

bist. Als ich nämlich jung war und du mich kanntest, hatte ich diese Neigung, aber, weil ich ihr nachgab, drückte sie sich nicht in meinen Gesichtszügen aus: nun ich aber alt geworden bin und dieselbe Sehnsucht empfinde, ohne sie befriedigen zu können, spiegelt sie sich in meinem Antlitz.« Der macedonische Arzt, den der Pascha seinen Plato von Cóstendil zu nennen pflegte, kniete während dieser Erzählung anscheinend theilnahmlos auf dem Fußboden des Saals; als er aber zuletzt eine etwas ernste Miene annahm, wendete sich Avsi zu ihm und sagte lächelnd: »ich sehe, daß du dich stolz aufblähest, als habe ich von dir, Ey ochotate *), so lange geredet, aber nicht du hast diese weisen Worte gesprochen, sondern jener Athener, von dem du abstammst:« worüber denn die Gegenwärtigen in ein allgemeines Gelächter ausbrachen.

Bei den ärztlichen Berathungen über einige körperliche Beschwerden, von denen der Pascha sich befreit zu sehen wünschte, erzählte er einen Vorgang, der seinen Gesichtskreis von einer andern Seite bezeichnet. Vor einigen Jahren hatte er an chronischen Uebeln bedeutend zu leiden. Die Arzneien seines Arztes blieben ohne Wirkung; darauf kam ein anderer Rathgeber in die Gegend, wurde gerufen und wußte gleichfalls nichts auszurichten. Jetzt stritten sich beide Aerzte über den Fall und suchten sich wechselseitig zu verdrängen. Jeder stellte den Andern bei dem Pascha als Charlatan dar, der ihn unter die Erde bringen würde, und empfahl die eigne Kunst. Avsi ließ sie ruhig gewähren und sich von Beiden Recepte verschreiben. Diese Arzneien, so entgegengesetzt sie sein mochten, gebrauchte er gleichzeitig und wurde dadurch, wie er sagte, binnen Kurzem völlig hergestellt. Als die Aerzte dies erfuhren, reisten sie verdrießlich ab. Solch eine Erfahrung minderte indessen des Pascha's hohe Achtung vor der ärztlichen Kunst keineswegs und nur darüber, daß die erprobten Männer ihre so wirksamen Arzneien mit sich genommen hätten, drückte er sein Bedauern aus, wobei ihm gewiß jede Ironie fremd war. Im Gegentheil bekundeten seine Worte eine

---

*) Die griechische Anrede der Aerzte und Priester in Macedonien.

Sinnesart, die man vom Aberglauben nicht freisprechen kann und die sich besonders in dem Vertrauen zu erkennen gab, womit Avsi gewisse unter den Albanesen verbreitete Augurien sich aneignete. Da diese durch den Glauben des Volks, dem sie angehören, einige Wichtigkeit erhalten und sich wahrscheinlich aus hohem Alterthume herschreiben, so will ich von dem, was ich darüber umständlich erfahren habe, wenigstens Einiges im Auszuge mittheilen. Die Albanesen begründen ihre Prophezeihungen auf Beobachtungen an frisch geschlachteten Thieren, wie die alten Römer. Das Haruspicium gilt für den Besitzer des Thiers. Die durchscheinenden und dunkeln Stellen am Schulterblatt des Hammels deuten das Schicksal, eine kleine Furche am äußern Rande der Außenseite verkündigt den Tod des Herrn. Diese Furche wurde vor 14 Tagen zuerst vom Pascha bemerkt und versetzte ihn in traurige Gemüthsstimmung: denn er sah darin ein Zeichen seines bevorstehenden Todes. Als nun aber die Nachricht vom Ableben Mahmud's eintraf, beruhigte er sich: denn der Hammel gehörte wohl dem Pascha, aber der Pascha dem Großherrn, und man verfehlte nicht sich zu erinnern, daß jene Furche gerade am Todestage des Sultan's zuerst bemerkt worden sei. Uebrigens bedeuten die durchsichtigen Flecken Glück, die dunkeln Unglück, und der ganze Knochen ist systematisch eingetheilt, wie der Himmel des Astrologen. Wenn albanische Räuber im Gebirge sich ihr Mahl bereitet haben, so verwaltet zuerst der Haruspex sein Amt, und wenn er findet, daß Truppen in der Nähe sind, die einen Ueberfall im Schilde führen, so bricht die ganze Rotte eilends auf, ohne selbst die Speise vorher zu verzehren. Und auf dieselbe Weise entdecken sie die Nähe Begüterter, deren Beraubung ihnen Gewinn bringen könnte. Solche abergläubische Vorstellungen sind unter den Eingebornen aller Religionen verbreitet.

Als die letzte Audienz bei Avsi Pascha zu Ende war, befahl er dem Arzte Mathos, mich nicht nur nach Calcándele, sondern auch auf den Scharbagh zu begleiten, theils, um mich durch seine Gegenwart zu ehren, theils um die Arzneipflanzen, die ich dort antreffen würde, kennen zu lernen, und zuletzt entließ mich

der seltene Mann mit der gnädigen Bemerkung: »die Berge, wo du deine heilsamen Kräuter suchst, können nicht zu einander kommen, und man muß zu ihnen reisen, um sie zu sehen: aber die Menschen, die sich einmal begegnet und befreundet haben, dürfen hoffen, sich im spätern Alter noch einmal wiederzufinden, und dies ist mein Wunsch.« Ueber die Art, mit türkischen Pascha's zu verkehren, bemerke ich bei dieser Gelegenheit, daß, wenn eine Mittheilung zum gesunden Verstande spricht, sie stets wohl aufgenommen wird. Sie wollen weniger auffallende Thatsachen erfahren, als klare Verhältnisse überblicken: dabei ist es jedoch erforderlich, möglichst von ihrem Standpuncte auszugehen, was ihre Gewohnheit, allgemeine Urtheile auszusprechen, sehr erleichtert. Ueberhaupt ist der Ideenkreis der höchsten türkischen Gesellschaft mit Ausnahme einer jeden Gedanken stimmenden, fatalistischen Beimischung dem unsrigen viel weniger entlegen, als man gewöhnlich glaubt, abgesehen davon, daß solche Pascha's außerhalb ihrer eignen Sphäre nur sehr selten auf Gleichgesinnte und Gleichentwickelte stoßen und eben deshalb um so mehr die Unterhaltung mit den Europäern schätzen. Denn die Ideen, die bei uns bis in die untern Stufen der Halbgebildeten weit und breit lebendig sind, finden sich hier nur bei den Vornehmsten, unstreitig durch den persönlichen Einfluß von Sultan Mahmud erst hervorgerufen, der in diesen Kreisen seine größten Lobredner hat. Diese Bemerkungen beziehen sich z. B. auf die Vorstellungen von der Wichtigkeit eines industriellen Aufschwungs, eines festgeregelten Staatsorganismus, wissenschaftlicher Thätigkeit, Freiheit der Religion und von ähnlichen Bildungselementen, die man bei dem griechischen Priester sucht und selten findet, die man hingegen bei dem türkischen Großen in geringerm Grade erwartet und bei dem Pascha von Ueskueb antrifft. Gesellschaftlicher Ton ist hiermit indessen nicht gemeint: diesen besitzen unter den Eingebornen fast nur die griechischen Kaufleute und Aerzte, die Uebrigen zeichnen sich statt dessen durch manche ansprechende Sitten aus.

13. Julius. Die Hügel, welche die Getraideebene von Ueskueb begrenzen, boten in dieser Jahrszeit nur noch eine ver-

dorrte Vegetation dar und ich beeilte mich daher, sobald der Gesundheitszustand meines Dolmetschers es erlaubte, meine Reise nach dem Scardus fortzusetzen. Der Pascha hatte die Güte, mir 6 Pferde zur Verfügung zu stellen, und so verließ ich nebst Mathos und einem wallachischen Diener um 10h Morgens die Stadt. Die Thalebene des Vardar wird 2 Stunden westwärts von Uesküeb dadurch geschlossen, daß von der Babunakette ein Ausläufer nach Norden sich bis zum Caradagh in der Richtung des Passes von Cátschanik fortsetzt. Dieser Ausläufer bildet den Außenring des Beckens von Calcándele und scheidet dasselbe von der Uesküeb-Ebene. Auf der Linie zwischen beiden Städten wird derselbe durch ein 4 Stunden langes, enges Querthal geschnitten, welches nach beiden Seiten ohne bemerkbare Paßerhebung abfällt und zu der Straße benutzt ist. Ein zweites Thal für das Flußbett des Vardar liegt am nördlichen Rande des Gebirgs zwischen diesem und dem niedrigen Hügellande, welches den Raum zwischen der Ljubatrin und dem Caradagh ausfüllt und jene leichte Verbindung zwischen Uesküeb und dem Amselfelde im Passe von Cátschanik bewirkt.

Der westliche Theil der Thalebene von Uesküeb ist dem östlichen ganz ähnlich. Mehre Dörfer liegen an der Straße, die zuerst dem nördlichen Ufer des Vardar folgt, bis sie eine Stunde von der Stadt einen Nebenfluß desselben, der aus Norden vom Caradagh herabkommt, und sodann jenen selbst überschreitet. Hier erblickt man rechts von der Straße ein großes Tschiftlik des Pascha, welches eben jetzt dessen Harem beherbergte. Es ist eine große, halb in Bäumen versteckte Villa, aus welcher zahlreiche, bleigedeckte Zinnen minaretartig hervorragen. Hier pflegte Avsi damals bis zum Mittage zu verweilen und in der Gesellschaft von 4 Frauen und mehr als 30 Sclavinnen von seinen Regierungsgeschäften sich zu erholen. Die Lage dieses Orts, in einer gesegneten, von grünen Gebirgen umkränzten Ebene, gewährt alle Vorzüge eines ländlichen Aufenthalts, insofern die schattigen Pflanzungen und die Nachbarschaft des Flusses gegen die heiße, mit Fiebermiasmen geschwängerte Atmosphäre zu schützen vermögen. Uns begegnete hier ein prächtiger Zug von Of-

ficieren und berittenen Garden, mehr als 30 Pferde, zum prunkenden Geleit von 2 Staatskutschen bestimmt, die des Fürsten Mutter nach Calcándele geführt hatten.

Die Waizenerndte war damals schon beendet, der Mais stand noch grün auf dem Halm, den Reis sah ich hier zum ersten Male im Großen angebaut, so daß der Character der Landschaft in mancher Beziehung an die Lombardei erinnert. Die Cultur des Reis dauert in diesem Theile von Macedonien von Anfang Mai bis zur Erndte im October. Jetzt waren die Pflanzen noch ganz klein und die Felder glichen jenen überschwemmten Wiesen, aus deren Wasserspiegel im Frühlinge die neuen Blattspitzen durch die Feuchtigkeit begünstigt hervortreiben. Bei diesem Anblick muß man dem Bischof Heber beistimmen, der das Grün der jungen Reispflanze so besonders zart und frisch findet und bei dem schönen Eindrucke verweilt, den solche Felder, von Gebirgen umgeben und durch den Gegensatz des Großartigen gehoben, dem Reisenden darbieten. Die Vorberge des Babuna, die hier zunächst liegen und das südliche Vardarufer begleiten, sind zwar nur von mittlerer Höhe und größtentheils unbewaldet, allein sie erscheinen überall rasengrün und erheben sich westwärts über dem Becken von Calcándele allmählig beinahe bis zur Baumgrenze. Sie werden durch enge Querthäler unterbrochen, die zuweilen durch romantische Felsmassen sich auszeichnen. Das bedeutendste, das Thal der Tresca, mündet im westlichen Winkel der Ebene aus einer schmalen Felsenspalte des Babuna, deren röthliche Wände sich zu beiden Seiten unmittelbar über dem schäumenden Flußbette mehre hundert Fuße senkrecht erheben. Die Nachrichten, welche Mathos mir über diesen Fluß mittheilte, enthüllen einen bedeutenden Fehler der Charten *). Die Tresca nämlich ist der Fluß von Crítschovo und bildet ein eignes Thal-

*) Die Ortschaft Tettovo der Charten existirt nicht: dies ist der Name des Ringbeckens von Calcándele. Die Tresca entspricht beiläufig dem Flusse Tetowo der Cottaschen Charte, wenn man sich denselben bis Critschovo verlängert denkt. Es liegt daher eine Wasserscheide zwischen Critschovo und Perlepé.

system im Babuna zwischen den Ringbecken des Vardar und der Czerna. Critschovo selbst liege zwar in einer Ebene, bemerkte Mathos, allein man könne dieselbe nicht wie die von Calcándele und Bitólia mit dem Namen eines Cambos *) bezeichnen, weil sie nur 2 Stunden lang und weniger als eine Stunde breit sei. Von da fließe die Tresca dann in einem engen Gebirgsthale bis zu ihrer Mündung in den Vardar und sie durchschneidet auf diese Weise den ganzen Babuna.

Da, wo die Straße nach Calcándele aus der Ebene in das ersterwähnte Thal übergeht, liegt ein Han (12 [h]). Links steigt die südliche Thalwand zu beträchtlicher Höhe an und trägt an ihren obern Abhängen einige Dörfer, die durch ihre hohe Lage sich auszeichnen. Sie haben eine albanesische Bevölkerung und hier ist der östlichste Wohnsitz dieser Nation, oder es sind vielmehr in den Babuna herübergesiedelte Colonien, die von ihren Landsleuten im Scardus durch das von Bulgaren bewohnte Téttovo getrennt werden. Die nördliche Thalwand besteht zum Theil aus steilen Kalkfelsen **) von weißer Farbe, festem Gefüge und ohne Petrefacten, mit eingesprengtem Marmor. Die Vegetation dieser Felsen, mit der von ähnlichen Standorten bei Salonichi verglichen, deutet bereits auf eine Aenderung des Clima's hin ***). In dieser Gegend fand ich jedoch die Gelegenheit, eine gute, schon früher (Bd. 1. S. 292.) erwähnte Quellentemperatur zu erhalten, aus welcher sich ergiebt, daß hier in der Breite von

---

*) Κάμπος. So bezeichnete M. die eigenthümliche Naturform des Ringbeckens von Calcándele mit dem Namen: κάμπος Τεττοβοῦ, und vielleicht ist dies ein unter den Griechen gebräuchlicher Ausdruck.

**) Dolomit nach Boué.

***) Dianthus Armeria L. D. collinus Kit. Tunica saxifraga Scop. Asperula aristata L. Stachys patula nov. sp. Teucrium polium L. Heliotropium europaeum L. Centaurea paniculata L. Xeranthemum radiatum Lam. Achillea compacta W. Bromus squarrosus L. Setaria viridis P. B. Demnach werden hier die beiden griechischen Silenen von Salonichi (S. 59.) durch mitteleuropäische Formen aus dieser Familie ersetzt.

Rom auch ein römisches Clima herrsche. Denn der mittlern Wärme von Rom (15°,5 C.) entspricht hier in einer beiläufigen Höhe von 600′ eine Bodentemperatur von 57° F. (14° C.). Daß die Vegetation des nordmacedonischen Tieflandes demungeachtet der immergrünen Sträucher entbehrt, ist ein zukünftiger Forschung würdiges Problem und steht wahrscheinlich mit einer verschiedenen Vertheilung der Wärme auf den Sommer und Winter in Verbindung. Denn die Thatsache, daß in dem nur wenige hundert Fuße höher gelegenen Becken von Calcándele sogar der Reis nicht mehr gebaut werden kann, läßt sich nicht von einer Bodenwärme ableiten, die das Clima der Lombardei übertrifft.

Jener Quellengrund, der auf halbem Wege von Uesküb nach Calcándele sich befindet (2 a), war der Schauplatz eines Begegnisses, aus dem für meine Reise leicht übele Folgen hätten erwachsen können. Dimitri, kaum von seinem Fieber befreit und durch die Strapazen der letzten Zeit geschwächt, erlitt hier plötzlich einen heftigen Blutsturz und konnte nur mit Mühe bis zum nächsten Han geschafft werden, wo ich versuchte, ihm meinen ärztlichen Beistand zu leisten. Ein zweiter Anfall entkräftete ihn völlig, indessen gewann ich glücklicher Weise die Ueberzeugung, daß die Blutung aus dem Magen herrühre. Die Situation wurde jedoch durch das Benehmen des Leidenden noch unangenehmer. Er verwünschte die Reise und daß er von mir dazu überredet sei, er habe gleich Anfangs sich solchen Fatiguen nicht gewachsen gefühlt, schon in Asien wäre er einst von demselben Uebel befallen und nur wie durch ein Wunder gerettet, jetzt aber, da es wiederkehre, wisse er, daß er verloren sei. Zugleich machte er mir die bittersten Vorwürfe und weigerte sich, meinen Verordnungen Folge zu leisten, da sie zu nichts mehr dienen könnten. Ich erwiederte ihm, man müsse die Menschen nicht anklagen, wenn ein Leiden von Gott komme, und suchte durch die Erklärung, daß seine Sprache selbst den gesunden Zustand seiner Lunge anzeige und daß eine Magenblutung so viel nicht bedeute, sein Vertrauen aufzurichten. Da nun zugleich die Mattigkeit seines Körpers ihn allmählig ruhiger und folgsamer stimmte und zuletzt ein wohlthätiger Schlummer sich einstellte, so mußte ein

Entschluß gefaßt werden, was nun zu beginnen sei. Ich konnte im Han die Pferde nicht behalten und Dimitri durfte die nothwendige Pflege nur in Calcándele erwarten. So wurde er denn mit der Weisung zurückgelassen, sobald seine Schwäche es erlaube, nachzukommen, und wir Andern legten noch am Abend die 3 Stunden bis zur Stadt zurück. In der That nahm die Sache eine gute Wendung: bereits am folgenden Tage wurde der Kranke herübergeschafft.

Schon vom Han aus, der ungefähr auf der Paßhöhe des Thals liegt, erweitert sich dasselbe, und eine Stunde später betritt man die herrliche Ebene des Téttovo, die das Becken von Bitólia an Fruchtbarkeit noch übertrifft und demselben wenigstens an Ausdehnung in die Länge nicht nachsteht. Es ist eine wagerechte Ebene am Fuße des Scardus, 10 Stunden lang und 2 Stunden breit, vom Vardar in der ganzen Länge aus Süden nach Nordosten durchströmt, mit dicht gedrängten Ortschaften, die theils im Thale, theils an den Vorbergen des Gebirgs liegen, durchaus mit Korn und Gemüse bebaut, mit unzähligen Obstbäumen, besonders Wallnüssen und Kirschen, bepflanzt, die Gehänge des Scardus von dichten Castanienwäldern bedeckt. Unter den im Großen cultivirten Gewächsen bemerkte ich Mais, Waizen, Linsen und Hanf; außer diesen erwähnte man in Calcándele Gerste, Briza, Erbsen, Kichererbsen und Bohnen *), so wie man auch versicherte, jede Art von Cultur werde hier betrieben, nur die Baumwolle und der Reis ertrügen das Clima nicht. Den Ackerbau betreiben die Bulgaren, welche die Ebene bewohnen, während die Albanesen in den Gebirgsdörfern sich vorzugsweise mit Viehzucht beschäftigen und in den Sommermonaten ihre hoch im Scardus gelegenen Sennhütten beziehen, die hier, wie in der ganzen Türkei, Mandra's genannt werden.

---

*) Zea Mais L. Triticum vulgare Vill. Ervum Lens L. Cannabis sativa L. — Unter den übrigen werden wahrscheinlich folgende Gewächse verstanden: Hordeum vulgare L.; Triticum monococcon L.: wenigstens bezeichnet βρίζα auch bei älteren Autoren diese Pflanze; Pisum sativum L.; Cicer arietinum L. (poix pointus); Phaseolus vulgaris L.

Eine große Anzahl von kleinen Bächen strömen einzeln vom Gebirge zum Vardar hinab und bewässern die Ebene auf das reichlichste. Der Vardar selbst, bei Calcándele erst ein schmales Flüßchen, fließt bis zu seiner östlichen Biegung im nördlichen Winkel des Beckens der Kette des Scardus parallel, von dessen höchsten und ganz nahe gelegenen Gipfeln das Niveau der Thalsohle um mehr als 6000′ übertroffen wird: denn die Meereshöhe von Calcándele habe ich zu 848′ *), die Erhebung der Kobelitza zu 7076′ bestimmt. So wird die Ebene, gleich der von Bitólia, durch einen hochalpinen Gebirgszug westlich begrenzt, der unmittelbar aus dem wagerechten Boden zu den höchsten Gipfeln sich erhebt. Diese gewähren denselben imposanten Anblick, wie die Kette des Peristeri bei Bitólia, allein sie übertreffen ihn noch durch die größere Ausdehnung des ganzen Hochgebirgs und dadurch, daß die Spitzen, mehr kegelförmig gestaltet, bedeutender über der Brüstung des Abhangs emporragen. Unter diesen Alpenhörnern zeichnet sich die Ljubatrin durch ihre Höhe und isolirte Lage vorzüglich aus: außerdem sind im Mittelpuncte der Ebene vor Calcándele noch 3 solche Kegel in westlicher Richtung sichtbar. Im Süden wird das Becken gleichfalls durch eine in jetziger Jahrszeit noch Schnee tragende Gebirgsmasse geschlossen, die den Namen Muzdatsch führt und durch welche der Babuna sich mit dem Scardus in der Nähe von Critschovo vereinigt. Dies ist vielleicht derselbe Berg, der von den Hügeln bei Perlepé im fernen Nordwesten sichtbar war. Von da senken sich die Verzweigungen der Babuna allmählig nach Nordosten und bilden die das Becken östlich begrenzenden Ketten, bis diese der Ljubatrin gegenüber vor der Ausgangsspalte des Vardar aufhören.

Calcándele ist eine Stadt von 1500 Häusern, hart am Fuße des Scardus unter dem Eingange in ein enges, abschüssiges Querthal zwischen hohen Ulmen, Pappeln und Obstbäumen **)

*) Siedepunct bei dem Palais in Calcándele = 210°,5 F. bei einer Luftwärme von 25° R., im Verhältniß zu 24° R. berechnet.

**) Ulmus campestris L. Populus alba L. Prunus domestica L. Prunus Cerasus L. Juglans regia L. Morus alba L.

fast verborgen. Ein starker Bach aus jenem Thale des Scardus durchströmt rauschend den Ort, der gut gebaut ist und zugleich eine ländliche Physiognomie hat, weil er sich weitläuftig ausdehnt und die Häuserreihen überall von Gärten und Pflanzungen unterbrochen werden. Zwei schön gelegene Tschiftlik's Abdurrhaman's zieren die Landschaft, von denen das eine rückwärts am Abhang des Babuna, das andere auf der Spitze eines dicht über der Stadt sich erhebenden Vorbergs die Aussicht über die Ebene beherrscht. Die Häuser, welche die regierende Familie in der Stadt bewohnt, sind gleichfalls leicht gebaut, aber geräumig und von neuem, prunkendem Ansehen. Zuweilen sind bunte Malereien an den Wänden auf dem weißen Grunde angebracht. Der Wohnung Abdurrhaman's gegenüber liegt ein großes Gehöft mit Nebengebäuden, wo gegen 40 edle Pferde, der Marstall des Pascha's, in einem offnen Verschlage an der Krippe standen. In einem der Häuser war bereits Alles für die gastliche Aufnahme des Musaphir vorbereitet: hier fanden wir jede türkische Bequemlichkeit und wurden aus der fürstlichen Küche gespeist.

Achtzehntes Capitel.

Besteigung der Ljubatrin.

Abdurrhaman Pascha. Tehaartscha. Die Ljubatrin. Staresél. Eine bulgarische Mandra. Vegetation des Téttovo und der Ljubatrin. Aussicht von deren Gipfel. Striniza. Kloster St. Athanasio. Aufenthalt in Calcándele.

14. Julius. War die Erscheinung Abdurrhaman Pascha's weniger bedeutend und eigenthümlich, als die seines Bruders, so zeigte sich doch auch bei ihm eine Neigung zu gelehrten Beschäftigungen. Durch hypochondrische Anlage zu einer beständigen Aufmerksamkeit auf seine Gesundheit angeregt, hatte er die türkischen Schriften über Arzneikunde gelesen und behandelte die geringen Körperbeschwerden, die ihm den Genuß so großer Glücksgüter verbitterten, nach eignem Gutdünken größtentheils mit einheimischen Kräutern. So gebrauchte er Erdrauch und Löwenzahn, trank in geeigneter Jahrszeit Molken von Kuhmilch und hatte vor Kurzem eine Badereise nach Caratova unternommen, dessen Schwefelquellen ihm wahrscheinlich noch nützlicher gewesen wären, wenn er sie nicht nach türkischer Art nur als Schwitzbad angewendet hätte. Als er sich über den geringen Erfolg dieser Cur beklagte, beschrieb ich ihm die Einrichtung unserer Schwefelbäder und rieth ihm einen anhaltendern Gebrauch. Da ihm

jedoch ein längerer Aufenthalt in Caratova nicht convenirte, so schlug ich vor, solche Bäder in Calcándele künstlich bereiten zu lassen, worauf Abdurrhaman eine Idee äußerte, die von den Hülfsmitteln dieser Herren einen Begriff giebt. Indem er nämlich den natürlichen Heilquellen seines Vaterlands wie billig den Vorzug gab, fragte er, ob diese, erkaltet und in der Folge künstlich erwärmt, nicht an Kraft verlören. Ich machte ihn auf die hierbei stattfindenden Schwierigkeiten aufmerksam, aber demungeachtet entschloß er sich doch sogleich, diese nicht zu achten. Während eines Monats wollte er eine regelmäßige Caravane zwischen Calcándele und Caratova, das etwa 20 Stunden entfernt ist, unterhalten, so daß täglich 100 Ocha's Schwefelwasser, in irdenen Krügen hermetisch verschlossen, bei ihm anlangten, und, da ich ihm vorstellte, daß bei aller Vorsicht doch eine Verminderung des Schwefelgehalts kaum zu vermeiden sein würde, so erklärte er, indem er dadurch das richtige Verständniß der Sache bekundete, diesen Verlust durch aufgelöste Schwefelleber ersetzen zu wollen. Nach diesen und andern ärztlichen Berathungen begann Abdurrhaman von den Zwecken meiner Reise zu reden. Er lobte meine Absicht, den Schardagh untersuchen zu wollen, der gewiß noch viele in der Gegend unbekannte, heilsame Kräuter besitze, so wie denn auch schon eine große Anzahl daher im Gebrauche sei. Er meinte, die höchste Spitze des ganzen Schar sei der den Dibren benachbarte Coráb *), der indessen seiner Felsen wegen nicht erstiegen werden könne, auch wäre die Reise gefährlich und erfor-

*) Redschid Aga sagte, daß der Coráb eine einzige schroffe, unersteigliche Felsmasse bilde, allein er hielt die Ljubatrin für höher. Ich selbst sah von der Ljubatrin und Kobeliza die kegelförmige Spitze des Coráb ziemlich fern aus Südwesten und Süden hervorragen und sie erschien mir als der culminirende Punct des ganzen Scardus. Der Coráb liegt nach eingezogenen Nachrichten in der Richtung von Critschovo gegen Dibre, und, wenn man vom erstern Orte die Höhe des Gebirgs erstiegen hat, erreicht man in 6—8 Stunden den schwarzen Drin bei Nieder-Dibre. Critschovo selbst liegt nur 9 t. Stunden von Calcándele, wovon etwa 2/3 auf den Weg durch den südlichen Theil des Tettovo und 1/3 auf den Uebergang über den Babuna zu rechnen sind.

dere hin und zurück 6 Tage durch unwegsames Gebirgsland. Uebrigens betrachte er die Ausführung meines Plans als seine eigne Sache, er werde alle Anordnungen treffen und mich durch seine Leute auf die interessantesten Puncte führen lassen. Auch würde er, wenn seine Gesundheit es nicht verbiete, mich selbst begleiten.

15. Julius. Diese Anordnungen zu einer viertägigen Reise, deren Ziel der Gipfel der Ljubatrin sein sollte, gaben einen Beweis von dem ernstlichen Wohlwollen Abdurrhaman's. Wir bildeten einen Zug von 9 Personen, von denen 7 beritten waren, und wurden überall auf Rechnung des Pascha's bewirthet. An der Spitze stand Redschid Aga, ein Hauptmann der Leibwache, aber zugleich Sclave Abdurrhaman's, ein junger Muhamedaner von lustigem Temperament und leicht sich befreundend, reich gekleidet in rother Uniform, doch der Bequemlichkeit wegen mit bloßen Füßen. Dann folgte ein Lieutenant Missim Aga, ein finsterer Albanese, und endlich dienten zur Bedeckung noch zwei Soldaten, des Letztern Landsleute, die mit ihren schlankgeformten, aber gewichtigen Flinten, deren Schaft aus Eisen besteht und deren Schwerpunct nach vorn gerückt die Waffe beim Auflegen so sicher macht, munter zu Fuße einherschritten. Auf meine Verwunderung über die Zahl der Begleiter erwiederte Redschid Aga, auf die Ljubatrin könne der Fremde nur durch eine seltne Gunst gelangen, weil böses Volk im Gebirge wohne.

Dem Worte Ljubatrin, das in der bulgarischen Sprache Frau Dorn bedeuten soll, liegt demnach dieselbe Vorstellung zu Grunde, die in Savoyen die Alpenhörner mit Nadelspitzen vergleicht, und, wenn man den Namen Jungfrau von dem unbefleckten Schneegewande dieses Bergs herleitet, so mag auch eine ähnliche Ideenverbindung den weißen Kalkfelsen, die von jenem Gipfel des Scardus in die grünen Regionen herabhangen, die weibliche Bezeichnung erworben haben. So nun springt die Ljubatrin etwa 5 Stunden nordöstlich von Calcándele aus der Kette des Scardus hervor und bildet dadurch den nördlichen Schlußpunct des Tèttovo, dem wir uns daher am Fuße des Gebirgs durch die Ebene reitend allmählig näherten. Der Scardus selbst,

den man hier in einem einzigen Tagemarsche überschreiten kann, besteht aus dem nackten, hochalpinen Kamm mit aufgesetzten Gipfelkegeln und einer einfachen Brüstung von bewaldeten Vorbergen, zwischen denen die Querthäler nach Südosten in das Tettovo hinablaufen. Wenn man daher unmittelbar unter der Waldregion am Rande der Ebene sich befindet, so wird die hohe Kette ungeachtet ihrer Nähe durch jene Reihe von Vorbergen verborgen, die sich einfach zu 12—1500′ aus der Tiefe emporwölben und rückwärts an das obere Gebirge anlehnen. Durch die Querthäler dagegen, die steil zwischen ihnen ansteigen, scheinen nicht selten die erhabenen Alpenhörner hervor und setzen durch ihre starke Böschung in Erstaunen. Die Castanienwaldung, die vielleicht *) erst dem Menschen ihr Vorkommen in diesen Gegenden verdankt und wenigstens jetzt durch sorgsame Pflege erhalten wird, erstreckt sich ungefähr bis zur halben Höhe der Vorberge und verbreitet sich auch durch die Thäler. In dieser Waldung liegt Dorf an Dorf versteckt und Redschid Aga zählte deren sechs auf dem zweistündigen Wege von Caltándele bis Tehaartscha, einem Dorfe am Fuße des Gebirgs, dem heutigen Ziele unserer Reise. Zuweilen finden sich zwischen der Ebene und dem Castanienwalde noch niedrige Vorhügel, die zum Weinbau benutzt werden. Die Reben werden sorgfältiger, als in andern Gegenden, behandelt und liefern einen guten Wein, der süßlich schmeckt, aber viel weniger erhitzt, als der griechische.

Die Ebene selbst ist ein großer Garten, wo keine Scholle des Landes sich selbst überlassen bleibt. Und wie reichlich die natürliche Bewässerung und die Fruchtbarkeit des Bodens den Fleiß der Bewohner vergelten, zeigt sich selbst in dem üppigen Wachsthum wuchernder Schlingpflanzen, wovon die Gehäge längs der Straße durchrankt werden. Betritt man aber erst die Dörfer, so prägt sich dieser Segen natürlicher Hülfsquellen auch in einem

*) Ich schließe dies auch daraus, daß die Castanie hier erst jetzt blühte, während ich sie in ihrer eigentlichen Heimath, der Küstenregion, z. B. bei Migalgara in Thracien, schon vor 2 Monaten in Blüthe traf.

verhältnißmäßigen Wohlstande der Landleute aus, die gut gebaute Häuser und außer ihren Feldern auch wohlgefüllte Obstgärten besitzen. Da das Clima keine besondern Rücksichten erheischt, so wird ein solches Bauernhaus nur aus dünnem Gebälk aufgeführt, woran man die Zwischenräume mit Flechtwerk ausfüllt und dieses durch Lehm befestigt. Das Gebäude besteht nur aus dem Erdgeschoß, welches oben einige Kammern und die offne Gallerie, oft auch noch ein Köschk trägt und von einem Ziegeldache überdeckt wird. Auswärts führt eine Treppe auf die Gallerie, wo die Familie sich mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt. Unten ist die Stallung und das Ganze wird von einem eingehägten Hofe umgeben. Solcher Wohnungen enthält Tehaartscha 200 und dieser Ort zeichnet sich vor andern Dörfern des Tėttovo durch gemischte Bevölkerung aus: denn hier leben 150 albanische Familien, die sich zum Islam bekennen, und nur 50 bulgarische Christen. Wir übernachteten bei einem der Letztern, der bereits auf unsern zahlreichen Besuch vorbereitet worden war. Auf der Gallerie, wo auch die Kleidungsstücke sämmtlicher Hausbewohner aufgehängt waren, wurden mitgenommene Teppiche ausgebreitet und die Frauen des Hauses trugen Hammelfleisch zur Abendmahlzeit auf. Die Bulgaren zeigten sich zwar neugierig, aber zugleich bescheiden und anspruchslos. Die Höflichkeit des Wirths war so groß, daß er, während wir aßen, mit einem brennenden Holzspane sich neben uns stellte und, ohne zu ermüden, unsere Tafel so lange beleuchtete, als dieses nöthig schien. Eine Vorrichtung, die Kienfackel zu befestigen, schienen diese Leute nicht zu kennen, und wie selten mögen sie sich auch solch' einer Bequemlichkeit bedienen, da das Feuer am Heerde für ihr Bedürfniß Licht genug verbreitet.

16. Julius. Von Tehaartscha bis zu einem Han unmittelbar am Fuße der Ljubatrin sind 2½ Stunden. An der Straße liegen 2 Dörfer, das erste 3, das zweite 3½ Stunden von Calcándele. In dem letztern, das Strinitza heißt, begegnete uns eine Schaar bulgarischer Jungfrauen, die zu einer ländlichen Arbeit in Gesellschaft auszogen und sehr verschämt zögerten, sich dem Blicke der Fremden ohne Schleier zu zeigen: es waren sla-

vische Gesichter ohne Schönheit, bei einigen jedoch nicht ohne weiche, weibliche Züge.

Bis zu dem erwähnten Han steigt man schon, ohne es zu bemerken, bergan: denn derselbe liegt bereits gegen 1000′ über Calcándele. Dies ergiebt sich aus der Höhenmessung von Stare-sél, einem Dorfe, das nach meiner Bestimmung 2500′ über dem Meere und gegen 700′ über dem Han liegt. Hieraus wird es erklärlich, daß der nördliche Theil des Téttovo eine sanfte Neigung nach Südosten besitzt, wo der Vardar die gegenüberliegenden Berge umkreisend zuletzt seinen Ausgangspunct gegen Ueskúeb findet. Neben dem Han kommt ein starker Bach vom Scardus, durchströmt die Hügel, die zwischen der Ljubatrin und jenen Bergen das Téttovo vollends schließen, und bestimmt bei seiner Mündung in den Vardar diesen Fluß zu seiner Wendung nach Osten durch ein enges Thal gegen Ueskúeb. Wo beide Gewässer sich vereinigen, liegen die Ruinen eines alten Schlosses, Dreš genannt. Wenn nun hier bereits der Character der Landschaft sich ändert und hügeliges Terrain an die Ebene sich anschließt, so verschwindet ein so allmähliger Uebergang doch dem großartigen Anblicke gegenüber, den die Ljubatrin selbst an diesem Puncte gewährt. Wer den Watzmann aus dem Thale von Berchtesgaden gesehen hat, kann sich eine der Gestalt und Höhe des Bergs entsprechende Vorstellung davon entwerfen. Nach allen Seiten senken sich vom Gipfel, der mehr als 6000′ über das Niveau des Thals sich erhebt, ziemlich schroffe, jedoch größtentheils rasengrüne Abhänge tief hinab, nur nach Osten zieht ein minder steiler Grat, der an der Baumgrenze in einen von Gebüsch und Wald bedeckten Vorberg übergeht. Dieser bildet den Vordergrund des Gemäldes und, indem er verhältnißmäßig sanft geneigt ist, beschreibt seine Basis einen weiten Umfang bis zu den Hügeln am Vardar. Seine Erhebung beträgt gegen 4000′, oder die Hälfte des ganzen Bergs, jedoch nur ein starkes Drittel von dessen Höhe über dem Thale.

So wie nun der Han genau am Fuße des Gebirgs liegt, so findet sich auch erst hier die Grenze des Alluviums, woraus das Téttovo, wie das Becken der Czerna, besteht. Am Wege

von Calcándele bemerkte ich auf der Ackerkrume nicht selten Gerölle von gneißartigem Gestein, die durch die Scardusbäche vom hohen Gebirge herabgespült waren. Wird nun zwar hierdurch die Uebereinstimmung der geognostischen Zusammensetzung desselben mit den früher besuchten Ketten schon einigermaßen wahrscheinlich, so ist dagegen die Gebirgsart der Ljubatrin eine ganz verschiedene. Dieser Berg besteht durchaus aus einem dichten, festen, versteinerungsleeren Kalkstein, der mit dem der Kobeliza übereinstimmt und dessen Stellung von Boué *) bezeichnet worden ist. Seine rein weiße Farbe geht zuweilen in's Graue über, seine Schichtung ist nicht ausgezeichnet. Höhlen oder Porositäten, wie am Karst, habe ich nicht darin bemerkt. Auch fehlen fremde Beimischungen, mit Ausnahme von hier und da eingesprengtem Kalkspath und Uebergängen in Marmor. Dieser Kalkstein ist durch die Rauhigkeit seiner verwitternden Oberfläche sehr ausgezeichnet, und wir werden sehen, daß er mit dem Glimmerschiefer des Scardus wechsellagert.

Die unterste Region der Ljubatrin ist von Eichensträuchern bedeckt und in dem obern Gebiete derselben liegt das bulgarische Dorf Staresél, das wir vom Han in 30' stark bergan steigend erreichten. Von hier gelangten wir in 1ʰ 30' bis zu einer Mandra, die genau an der Baumgrenze auf der Höhe des Vorbergs angelegt war. Dieser Weg führte uns Anfangs noch 15' durch Eichengebüsch, sodann 30' durch niedriges Buchengestrüpp, zuletzt über kräuterreiche Bergwiesen, die eben gemäht wurden. An der andern Seite der Mandra aber, in der wir übernachteten, findet sich in gleicher Höhe mit diesen Wiesen hochstämmiger Buchenwald, der auch an dem nächstfolgenden Berge des Scardus bis zu demselben Niveau heraufreicht und die Baumgrenze bildet. Hier lag nun die mächtige Höhe frei bis zum Gipfel vor uns, während ostwärts das tiefe Land sich bis Ueskiub öffnete und die Hügel des Vardar schon ganz klein zu den Füßen lagen. Die Ljubatrin, deren Gipfel noch gegen 3500' über diesen Standpunct sich erhebt, erscheint hier wie ein ungeheurer

*) Bd. 2. S. 37.

Rasenabhang, oben mit weißen, aber der freiern Lage wegen fast schneefreien Felsen umgürtet. Zahlreiche Heerden von Schafen und Kühen weideten an diesen nackten Höhen, von denen einige sehr hoch am Berge sichtbar waren, wo sie auch des Nachts verweilen.

Kaum waren wir bei der Mandra angelangt, als deren Besitzer — hier waren's Bulgaren — von einer benachbarten Höhe, wo sie ihr Vieh weiden ließen, eilends herabkamen und ein Schaf, das zu unserer Mahlzeit bestimmt war, mit sich führten. Aus einiger Entfernung begrüßten sie uns mit Flintenschüssen, die meine Gesellschaft mit sämmtlichen Waffen erwiederte: denn das ist für alle Kinder des Landes die größte Freude, bei jeder Gelegenheit ihre Gewehre abzufeuern und sich an Schall und Echo zu erfreuen.

Solch' eine bulgarische Mandra ist ein windoffner Schober, der aus wenigen, durch lockeres Geflecht verbundenen Baumstämmen leicht aufgerichtet werden kann. Der innere Raum bildet ein Quadrat, 12' lang und breit und 10' hoch; das Dach besteht gleichfalls aus Holz und Flechtwerk. Zum Theil ist die Hütte von hölzernen Trögen und großen irdnen Krügen angefüllt, die zur Milchwirthschaft gehören. Die Bulgaren wissen aus der Kuhmilch mehre bei uns unbekannte, theils gute, theils unserm Gaumen widerstrebende Speisen zu bereiten, namentlich einen frisch zu essenden, halbflüssigen, süßlich sauern, weißen Käse, der mit Zucker bestreut sehr angenehm schmeckt. In der Mitte der Mandra steht ein galgenähnliches Gerüst mit einem langen, eisernen Haken, an welchen ein Kessel gehängt wird. Unter diesem lobert das Feuer auf dem Erdboden, so daß die Hütte dicht mit Rauch erfüllt ist. Da der Brand Tag und Nacht unterhalten wird, so ist es sehr beschwerlich, in einem solchen Raume zu schlafen. Wir lagerten uns daher draußen im hohen Rasen, aber es war kalt und ein scharfer Wind wehte. Ein Jeder suchte sich daher demnächst seine Schlafstelle im Freien möglichst zu verwahren, und, um den Luftzug aufzufangen, waren die Körper der Pferde und Kühe fast nützlicher, als die losen Wände der Mandra.

Die Bewohner dieser Sennhütte, zwei Familien aus Mann, Frau und Kindern bestehend, erwiesen sich sehr gastfreundlich und suchten uns nach Kräften zu bewirthen. Zuerst ward das Schaf geschlachtet und schleunigst nach Klephthenart, wie an der Küste von Marogna, zubereitet. Dann aber folgten noch einige unsaubere, abscheuliche Bulgarenspeisen, unter Anderm ein mit Fett getränkter Kleister, der wie graues Fliesspapier aussah. Ebenso wenig geniessbar kam das Brod mir vor, das unmittelbar zum Gebrauche in einer heissen Pfanne höchst einfach gebacken ward. Alle Speisen wurden mit den Händen zerlegt und gemeinschaftlich aus demselben Geräthe gegessen.

17. Julius. Da nach der Versicherung Aller die schmale Spitze der Ljubatrin theils wegen des den Tag über beständig dort herrschenden und aus Bosnien wehenden Windes, wogegen sich Niemand über den Abgründen aufrecht zu erhalten vermöge, theils, um gefährliche Nebel zu vermeiden, nur zur Zeit des Sonnenaufgangs besucht werden kann, so schliefen wir nur kurze Zeit und waren eine Stunde nach Mitternacht schon wieder, von dem sternenklarsten Himmel begünstigt, zum Aufbruche bereit. Bevor ich jedoch die Topographie der Gegenden, die von dem Gipfel beherrscht werden, darzustellen versuche, scheint es zweckmässig, die Niveaubestimmungen mitzutheilen und die Beobachtungen über die Vegetation dieses Bergs daran zu knüpfen.

Die Bestimmung der Pflanzenregionen an der Ljubatrin beruhte auf 3 Messungen. Aus diesen ergiebt sich für das Niveau von Staresél *) eine Meereshöhe von 2501′, für die Mandra an der Baumgrenze **) 4360′ und für einen Ruhe-

*) Siedepunct in Staresél = 207°,5 F., bei einer Lufttemperatur von 20°, im Verhältniss zu 24° R. berechnet.

**) Siedepunct bei der Mandra an der Baumgrenze = 204°,25 F, bei einer Lufttemperatur von 19° R.

punct *), von welchem man den höchsten Gipfel des Bergs in 25′ ersteigen kann, die bedeutende Erhebung von 7312′. Demzufolge beträgt die Höhe der Ljubatrin etwa 7900′ über dem Spiegel des aegaeischen Meeres, und dies ist der höchstgelegene Punct, den ich in Rumelien erstiegen habe, um so geeigneter zugleich, einen weiten Ueberblick über die Structur des Landes zu vermitteln, als er nach 3 Seiten unmittelbar mit seinem Fuße Thäler und große Ebenen berührt, die um das Achtfache tiefer gelegen sind. Vergleicht man diesen hohen Standpunct mit den übrigen bisher bestimmten Höhen der rumelischen Gebirge, so scheint er unter diesen den dritten Platz einzunehmen, indem er nur dem thessalischen Olymp **) und dem Komm, der höchsten Spitze des Bertiscus, nachsteht, die von Kovalevski über 8000′ geschätzt wurde ***). Wenn man nun hierbei noch berücksichtigt, daß der Coráb wahrscheinlich die Ljubatrin noch um einige hundert Fuße an Höhe übertrifft, so stellt sich zugleich die bemerkenswerthe Thatsache heraus, daß die meisten Hauptgebirgsstöcke von Rumelien in dieser Beziehung beinahe übereinkommen, und zwar mit ihren höchsten Gipfeln ein Niveau von 7000′ überschreiten, aber auch nicht bedeutend höher sich erheben. Und um die hierher gehörigen Daten zusammenzustellen, so sind außer den erwähnten folgende Bestimmungen vorhanden, die diesen Satz begründen: für den Bertiscus der Dormitor und Procletia zu 7600′ geschätzt †); für den Scardus außer der Ljubatrin die Kobeliza = 7076′; für das canalvische Gebirge der Peristeri =

*) Siedepunct unter dem Gipfel der Ljubatrin = 198°,75 R. bei einer Lufttemperatur von 9° R.

**) Ich bemerke hier nachträglich, daß die (Bd. I. S. 293.) angeführte Messung des Olymp durch Copeland um mehre tausend Fuße von einer Angabe abweicht, die ich bei Fiedler finde, und nach welcher dieser Berg nur 6738′ hoch sein würde.

***) Bulletin de la soc. géolog. de France. 1839. p. 113.

†) Kovalevski a. a. O.

7297′; für den Pindus *) der Parnaß = 7671′ und der Zygos = 7135′; für den Orbelus **) der Rilodagh = 7717′.

Da der Weg auf die Ljubatrin fast ununterbrochen ansteigend in gerader Linie von der Basis bis zum Gipfel führt, so zeigen sich die Schätzungen aus der verflossenen Zeit hier in besonders befriedigender Uebereinstimmung mit den angeführten Messungen. Werden von den 90′ für den Weg von Stareſél bis zur Mandra 10′ auf den horizontalen Theil desselben abgerechnet, so würden wir einen Höhenunterschied von 1870′ erhalten, der mit dem gemessenen Werthe von 1859′ gut übereinstimmt. Von der Mandra bis zum obersten Ruhepuncte gebrauchte ich 2h 5′ ununterbrochenen Ansteigens: dies entspricht einer Erhebung von 2916′, während der gemessene Höhenunterschied beider Puncte 2952′ beträgt. Hieraus ergeben sich folgende Anhaltspuncte für die Aenderungen, die mit der Höhe in der Vegetation eintreten: 1) 15′ von Stareſél bis zur obern Grenze der Eichenregion, die demnach in einem Niveau von 2850′ aufhört; 2) die Region der Buche reicht daher von 2850′—4360′; 3) die alpine Region von 4360′—7900′. In dem ausgedehnten Gebiete der letztern können drei Stufen unterschieden werden, von denen jede einige eigenthümliche Alpenpflanzen besitzt, während andere sich fast durch die ganze Region verbreiten: a) den untern Gürtel nenne ich nach einer der häufigsten und auf denselben beschränkten Arten den der Paronychien; er ist am breitesten und ich gebrauchte 50′ ihn zu überschreiten: die obere Grenze hat daher etwa ein Niveau von 6200′; b) der mittlere Gürtel ist größtentheils von der geselligen Dryas bekleidet; er reicht bis zum Ruhepuncte also von 6200′—7300′; c) der oberste Gürtel oder der der Saxifragen nimmt daher den Raum von 7300′—7900′ ein. Diesen drei Gürteln der Alpenregion entsprechen Aenderungen in der Neigung des Bergs, gleichsam als wären drei Kegel von verschiedner Böschung oberhalb der Baumgrenze übereinandergestapelt: durch die

*) Angaben in der Expéd. de Morée.

**) S. ob. S. 23.

sen Umstand wurde es mir möglich, die Höhe zu erfahren, wo die Dryasvegetation beginnt, obgleich ich diese Puncte beim Ansteigen während der Nacht berührte, als noch keine Pflanze zu erkennen war.

Da es an der Ljubatrin keine Coniferen giebt, so erklärt sich (Bd. 1. S. 354.) hieraus das Phänomen, daß, wie am Ridgé, die Alpenflora schon in einer Höhe von 4360′ beginnt. Man könnte hier auch besondere climatische Verhältnisse damit in Verbindung setzen, eine ungewöhnlich rasche Abnahme der Bodenwärme mit der Höhe, wenn man zwei Quellenbeobachtungen, die ich unter übrigens begünstigenden Umständen anstellte, ein solches Gewicht beimessen wollte: allein die großen Differenzen in den bisher bekannt gewordenen Ergebnissen solcher Messungen, die von unvollkommen bekannten örtlichen Einflüssen und von dem Wechsel der Quellenwärme mit den Jahrszeiten abhängen, gestatten Schlüsse dieser Art nicht. Wenn wir davon ausgehen, daß einer oben angeführten Quellentemperatur gemäß die Bodenwärme im Becken von Calcándele, auf das Meeresniveau reducirt, 15° C. betragen würde, so erhalten wir aus jenen Messungen folgende Werthe: 1) eine Quelle an der untern Grenze der Buchenregion, also in einer Höhe von 2850′, zeigte 47° F.; hieraus ergiebt sich für 1° C. eine Erhebung von 430′, was mit Schouw's Messungen am Aetna übereinkommt *); 2) eine Quelle neben der Mandra an der Baumgrenze, also bei 4360′, zeigte 43°,5 F.: woraus für 1° C. eine Erhebung von 510′ folgt, was zu Ramond's Bestimmung für die Pyrenäen paßt. Eine dritte Quelle des Scardus hingegen, deren Wärme ich an der Kobelitza in dem gemessenen Niveau von 2808′ bestimmte, zeigte 52° F., ein Werth, der eine Abnahme der Wärme um 1° C. erst für 720′ andeutet und daher um so entschiedener die Unzuverlässigkeit der Benutzung einzelner Quellenwärmen für die climatische Characteristik der Gebirge nachweist.

Viel auffallender als das frühe Auftreten alpiner Gewächse erschien mir, als ich die Ljubatrin bestieg, der Umstand, daß die

*) Kämtz Meteor. Bd. 2. S. 139.

strauchartigen Eichen hier so viel höher sich verbreiten, als am Bermius und in Thracien. Wir haben gesehen (S. 148.), daß das Eichengebüsch dort eine schmale Mittelregion zwischen der Küstenflora und dem Hochwalde bildet und daß dasselbe nur bis zu einer Höhe von 1300′ ansteigt. Damit steht es zwar in Uebereinstimmung, daß solche Eichensträucher auch ein characteristisches Glied der Flora des Téttovo bilden, welches mehre hundert Fuß tiefer liegt, aber aus welchen Einflüssen war die Erscheinung zu erklären, daß sich diese Formation hier bis zu einem Niveau von 2850′ erhebt? Dieses Räthsel ist bei der spätern Untersuchung meiner Sammlungen auf einfache Weise gelöst: denn die Eiche von Staresél gehört einer Art an, die, obwohl im äußeren Ansehen derjenigen, welche uns so weit durch Rumelien begleitete, ganz ähnlich, doch specifisch von ihr verschieden ist. Die Beobachtungen über die Vegetation der Ljubatrin können überhaupt dazu dienen, alle bisher besuchten Berge in Hinsicht auf die verticale Verbreitung der rumelischen Pflanzen unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct zu stellen: aber einer solchen Vergleichung muß die genauere Characteristik der Regionen jenes Bergs vorangehen.

Das Téttovo selbst und die Castanienwälder am untern Abhange des Scardus können nach ihrem Niveau von der Eichenregion bei Staresél nicht unterschieden werden, womit sie zum Theil gleiche Höhen bewohnen, oder doch nur in allmähligem Uebergange verbunden sind. Die übrigen Vegetationsgürtel des Bergs sind dagegen scharf geschieden und so erhalten wir folgende Reihe:

1) Mitteleuropäische Region des Scardus von Calcandele bis zur obern Grenze der Buche. 850′—4360′.

a) Gürtel der Eichensträucher. 850′—2850′.

b) Buchengürtel. 2850′—4360′.

2) Alpine Region von der untern Grenze der Bruckenthalie bis zum Gipfel der Ljubatrin. 4360′—7900′.

a) Gürtel der Paronychia. 4360′—6200′.

b) Dryasgürtel. 6200′—7300′.

c) Gürtel der Saxifragen. 7300′—7900′.

850′—2850′. Die Culturpflanzen des Téttovo sind schon oben erwähnt worden, jetzt ist die spontane Vegetation dieses Beckens abzuhandeln. Außer der mehrerwähnten Castanienregion *), in welche sich zuweilen die Silberlinde einmischt, giebt es hier keinen Wald, aber die Dörfer werden gewöhnlich von hohen Bäumen beschattet und auf der Ackerfläche selbst oder an dem Ufer der Bäche finden sich hier und da einzelne Pappeln, Weiden und Obstbäume **). Das Gesträuch besteht vorzüglich aus Schlehen und Haselnüssen, oder aus Eichen, die dann weiter nach oben immer häufiger werden und bei Stareśél alle andern Sträucher verdrängen, indem sie den Abhang gesellig überwachsen. Außer diesen findet man im Téttovo auch Hopfenbuchen und Azzarolen, während der Paliurus schon bei Uesküeb aufhört. Diese Gebüsche und Gehäge werden von Clematis, wildem Wein und Brombeeren durchrankt und an den sonnigen Rainen wachsen in ihrer Umgebung einige gesellige Stauden, besonders Labiaten und Scabiosen, die im nordwestlichen Macedonien weit verbreitet sind. Gegen Stareśél aber verlieren sie sich, wie die Lianen, und hier können nur wenige Kräuter in dem Dickicht gedeihen ***). Da nun die Cultur sich übrigens des Raums völlig bemeistert hat, so ist außer einigen Felspflanzen †) am Fuße

*) Castanea vesca Gärtn. Tilia argentea Desf.

**) Populus alba L. P. nigra L. P. tremula L. Salix alba L. Juglans regia L. Prunus Cerasus L. Pr. domestica L. Pyrus communis L.

***) Prunus insiticia L. Corylus Colurna L. Quercus Esculus L. im Téttovo und Q. apennina Lam. bei Stareśél. — Ostrya carpinifolia Scop. Crataegus Azarolus L. — Clematis Flammula L. Vitis vinifera L. Rubus fruticosus L. — Marrubium peregrinum L. Nepeta Cataria L. Salvia sylvestris L. Knautia hybrida Coult. Kn. macedonica m. Lavatera biennis Mch. Tordylium maximum L. — In dem Gürtel von Quercus apennina: Lotus corniculatus L. Lathyrus tuberosus L. Hieracium echioides Kit. var.

†) Cytisus nigricans L. Sedum dasyphyllum L. Teucrium Polium L.

des Scardus, den Ufergewächsen der Bäche *) und dem Unkraut **) auf den Brachäckern von der ursprünglichen Flora bei Téttovo nichts weiter mehr übrig geblieben. Dagegen beginnen bei Stareśél schon innerhalb der Eichenregion Bergwiesen, die reich an schönblühenden Pflanzen ***) sind und namentlich an heilkräftigen Gewächsen eine so mannigfaltige Ausbeute gewähren, daß ich einige Kranke, die in jenem Dorfe meinen Rath in Anspruch nahmen, nur in's Freie führen durfte, um die Kräuter zu den verordneten Tisanen ihnen selbst an der Quelle nachzuweisen.

2850′—4360′. Dieser Pflanzengürtel besteht, wie schon bemerkt wurde, theils aus Buchen, die bald strauchartig bleiben, bald einen hochstämmigen Wald bilden, theils aus einer ausgedehnten, geneigten Wiesenfläche. Die Getraidefelder reichen selbst an geeigneten Localitäten nur bis Stareśél und in der folgenden Region werden daher Viehzucht und Heucultur allgemein: auch statt der Dörfer beginnen hier die Hütten der Sennwirthe sich zu zeigen. Die Wiesen, deren Gräser mir, wie in dem vorigen Gürtel, unbekannt geblieben sind, enthalten sehr mannigfaltige Kräuter †), die von den früher bemerkten ganz verschieden sind,

---

*) Angelica sylvestris L. Chaerophyllum aromaticum L. Mentha Pulegium L.

**) Gesellig: Chenopodium Botrys L. Häufig: Cirsium candelabrum nov. sp.

***) Galega officinalis L. Trifolium vesiculosum Sav. Epilobium roseum Schreb. Angelica sylvestris L. Erythraea Centaurium Pers. Marrubium vulgare L. Inula oculus Christi L. In. Helenium L. Achillea Millefolium L: oft vorherrschend. Pyrethrum Parthenium Sm. Anthemis tinctoria L. Lactuca virosa L.

†) Trifolium ochroleucum L. Potentilla holosericea nov. sp. Pot. inclinata Vill. Dianthus atropurpureus m. Silaus strictus nov. sp. Veronica latifolia L. Stachys germanica L. St. alpina L. Sideritis montana L. Sid. taurica MB. var. Asperula longiflora Kit. Campanula glomerata L. Pyrethrum Achilleae DC. Pyr. exaltatum nov. sp. Achillea odorata L. Centaurea latisquama DC. Cirsium

jedoch ohne alle Beimischung alpiner Formen. Mehre unter ihnen sind neu, einige auch am Caucasus einheimisch, viele durch die Mittelgebirge von Europa allgemeiner verbreitet. Auch der Wachholder des Nidgé kommt in einzelnen Massen auf ihnen vor. Die Vegetation dieser Wiesen ist weniger üppig, aber es bildet sich doch eine dichte, schöne Grasnarbe, wozu die vortreffliche Bewässerung mächtig beiträgt. So werden denn auch die Bäche im Buchenhochwalde von hohen Umbelliferen und Ranunkeln üppig überwachsen *). Die Schattenpflanzen dieses Waldes **), unter denen man Oxalis und Anemonen, wie in Deutschland, bemerkt, zeichnen sich gleichfalls durch wuchernde Ueppigkeit aus, ohne durch Unterholz beschränkt zu werden, während der sonnigere Standort in den Gebüschen wieder andere Formen gedeihen läßt ***).

4360'—7900'. Der Eintritt in die Alpenregion wird durch das weiße Veratrum und die Bruckenthalie bezeichnet. Diese Ericee ist jedoch, wie am Peristeri, auf eine schmale Region eingeschränkt, und dennoch das einzige strauchartige Gewächs, welches über der Baumgrenze gefunden wird. So sehr auch das Gebiet der Alpenflora an der Ljubatrin die früher besuchten Berge an Ausdehnung übertrifft, so ist die Vegetation dennoch gleichartiger und meine Ausbeute beläuft sich nur auf einige 50 Arten. Unstreitig rührt die geringere Mannigfaltigkeit der Formen von der ungewöhnlich gleichförmigen Beschaffenheit des geneigten Bodens her, der überall eine dichte, kurze Grasnarbe trägt, mit

---

afrum DC. Carduus onopordioides Fisch. — Juniperus Oxycedrus L.

*) Ranunculus brutius Ten. Myrrhis odorata Scop. Nepeta pannonica L. var.

**) Fagus sylvatica L. — Anemone nemorosa L. Oxalis Acetosella L. Calamintha grandiflora Mch. Doronicum giganteum nov. sp. Cirsium appendiculatum m.

***) Fagus sylvatica L. fruticosa. — Agrostemma coronaria L. Stachys scardica m. Galium aristatum L. Campanula sphaerothrix nov. sp.

deren Wurzelgeflecht die geselligen Alpenkräuter vereinigt sind. Auch haben die meisten Gewächse eine sehr ausgedehnte verticale Verbreitung, sie verlieren sich allmählig in dem mittlern Gürtel, der von der Dryas ausschließlich bewohnt wird, und erst der oberste Kegel enthält fast nur noch Felspflanzen, Saxifragen, Cruciferen, Achilleen und Veilchen, bis dann endlich auf der höchsten Gipfelplatte der Scleranthus nebst den alpinen Gramineen fast allein übrig bleibt. Einige speciellere Angaben verweise ich auf die Note, die das Verzeichniß der gesammelten Arten enthält *).

Bei der Vergleichung dieser Vegetationsregionen mit denen der früher besuchten Berge kann man die Frage aufwerfen, ob der Unterschied von 2 Breitegraden zwischen dem Athos und der

*) In der Region der Paronychien (4360′—6200′) wachsen ausschließlich: Paronychia capitata Lam. Hedraeanthus Kitaibelii DC.; nur im untersten Gebiete derselben: Silene quadrifida L. Bruckenthalia spiculiflora Rchb. Senecio rupestris Kit. Cirsium appendiculatum m. Veratrum album L. var. In der Dryasregion (6200′—7300′): Dryas octopetala L. In der Saxifragenregion (7300′—7900′): Thlaspi stylosum m. Draba aizoides L. var. Scleranthus perennis L. Anthyllis Vulneraria L. Viola cenisia L. var. Saxifraga media G. S. scardica m. S. controversa Sternb. S. exarata Vill. Achillea Jacea m. Durch Zahl der Individuen überwiegende, besonders in der Region der Paronychien verbreitete Arten: Ranunculus Villarsii DC. var. Dianthus integer Vis. Alsine verna Bartl. Helianthemum vulgare Pers. var. H. oelandicum Wahl. Alchemilla pubescens W. Veronica serpyllifolia L. V. Chamaedrys L. Calamintha alpina Lam. Thymus acicularis Kit. Myosotis alpestris S. Galium pusillum L. var. Poa alpina L. P. caesia Sm. Festuca Halleri All. F. ovina L. Sesleria tenuifolia Schrad. Carex sempervirens Vill. Seltnere Bestandtheile der Alpenflora, die mittlere Höhen bewohnen: Arabis alpina L. var. Thlaspi alpinum Jacq. Alyssum Wulfenianum Bernh. Dianthus nitidus Kit. var. Cerastium grandiflorum Kit. C. hirsutum Ten. Sieversia montana W. Onobrychis sativa Lam. var montana DC. Sedum atratum L. S. dasyphyllum L. Trinia vulgaris DC. var. Dalechampii DC. Pedicularis comosa L. Gentiana verna L. var. brachyphylla Vil. u. var. angulosa MB. Primula Columnae Ten. Globularia cordifolia L. var. Centaurea montana L. var. Antennaria dioeca Gärtn. var.

Ljubatrin eine solche Aenderung des Clima's bewirke, daß gleiche Pflanzenarten auf beiden Bergen verschiedene Höhen bewohnen, oder vielmehr ob dieser Einfluß sich aus den mitgetheilten Beobachtungen nachweisen läßt. Die merkwürdige Erscheinung, auf die bereits aufmerksam gemacht wurde, daß den Ebenen von Ueskúeb und Calcándele die immergrünen Sträucher fehlen, obwohl deren Niveau eine solche Vegetation zu gestatten scheint, macht bedeutende climatische Gegensätze zwischen der Küste und dem Innern sehr wahrscheinlich, so wie der Umstand, daß die Korkeiche unter gleicher Breite in Albanien vom adriatischen Meere über 1200′ in das Gebirge ansteigt, ohne daß eine beträchtliche Senkung der Isotherme nach dem Innern der rumelischen Halbinsel stattzufinden scheint, auf die Vermuthung leitete, daß nur der Winter des nördlichen Macedonien für die Vegetation der Myrte und des Oelbaums zu rauh sei. Wäre diese Ansicht begründet, so würde es immerhin denkbar sein, daß solch' ein vorübergehender climatischer Einfluß sich auf die verticale Verbreitung derjenigen Gewächse nicht miterstreckte, die, durch ihren Winterschlaf geschützt, der mitteleuropäischen Flora angehören. Allein, wenn man versucht, dieses Problem aus den vorliegenden Beobachtungen zu beantworten, so erheben sich Schwierigkeiten, die bis jetzt noch nicht ganz zu beseitigen sind. Da es sich darum handelt, ob die Niveaugrenzen der Vegetation an einem gegebenen Puncte von örtlichen oder climatischen Bedingungen abhängen, so müßte die Zahl der Erfahrungen sehr bedeutend vervielfältigt werden, um mittlere Werthe zu erlangen, und wenn es darauf ankommt, gleiche Arten, z. B. am Athos und Scardus, in ihrem Vorkommen zu verfolgen, so trifft es sich fast zufällig, daß jeder Berg, den ich bestiegen habe, eine sehr eigenthümliche Flora besitzt, während nur wenige, zu solchen Untersuchungen taugliche Gewächse zur Vergleichung übrig bleiben. Inzwischen werden einige, wenn auch vereinzelte Bemerkungen doch unserm Zwecke, für die botanische Characteristik dieser Gegenden Beiträge zu liefern, förderlich sein.

Je mehr man bei der Vergleichung der Pflanzengrenzen verschiedener Berge besorgen muß, daß die Gewächse nach örtlichen

Einflüssen auf ein engeres Areal eingeschränkt sind, als ihre climatische Sphäre gestatten würde, desto passender erscheint es, von solchen Arten auszugehen, die nur sehr schmale Regionen im Gebirge bewohnen. Aus der macedonischen Flora wird diese Bedingung am besten durch die Silberlinde und durch die Bruckenthalie erfüllt, allein beide Gewächse fehlen dem Athos. Die Silberlinde bewohnt (S. 149.) am Bermius und Scardus gleiche Höhen, und es würde sehr voreilig sein, auf die Verschiedenheiten im Vorkommen der Bruckenthalie *) weitere Schlüsse bauen zu wollen, ehe diese Pflanze auf einer größern Reihe von Gebirgen verfolgt ist.

Da die vorherrschenden, die Pflanzengürtel bestimmenden Gewächse des Athos überhaupt entweder dem Scardus fehlen, oder auf engere Grenzen eingeschränkt sind, so könnte man sich vielleicht von einer indirecten Schlußfolge ein bestimmteres Ergebniß versprechen. Früher (Bd. 1. S. 309.) habe ich bemerkt, daß die Athospflanzen im Allgemeinen ungefähr 700′ höher aufsteigen, als am Südabhang der Alpen, und daß sie hinter dem Aetna um 700′ zurückbleiben. Nun sind zwei ausgezeichnete Formationen dem Canalvischen Gebirge und Sicilien gemeinsam, die der Cerriseiche und der Pteris, aber deren Vergleichung ist bedeutenden Einwürfen ausgesetzt. Die Cerriseiche verschwindet am Ridge schon in einer Höhe von 2650′, in der sicilianischen Madonia **) erstreckt sich ihre Region bis 4000′, am Aetna ***) sogar bis 4600′: allein es ist zweifelhaft, ob beide Eichen zu derselben Art gehören: und wäre dieser Zweifel auch unbegründet, so dürfte man doch aus dem Umstande, daß die Cerriseiche in Neapel nicht einmal bis zu einer Höhe von 3000′ ihr Gedeihen

---

*) Region der Bruckenthalie am Peristeri (S. 193.): 5200′—5600′; an der Ljubatrin: 4360′—5000″; an der Kobeliza: 4200′—4800′; am Scarduspasse zwischen Calcándele und Prisdrén: 4200′—4400′.

**) Hoffmann's geogr. Beobachtungen in Ital. S. 123.

***) Philippi in der Linnaea Bd. 7. S. 744.

findet *), folgern, daß sie auch in Macedonien ihre wahre Höhengrenze nicht erreicht, indem es nur durch diese Annahme begreiflich wird, daß die Buchengrenze des Apennin nur 500′ tiefer liegt, als am Aetna, die der Cerriseiche aber 1600′. Was die Pterisformation betrifft, die für die rumelische Flora eben so characteristisch ist, als für den Aetna und für den Pic von Teneriffa, so sahen wir, daß sie am Peristeri sich bis 4600′ verbreitet, während ihre obere Grenze am Aetna von Herrn Philippi zu 5600′ bestimmt wurde. Diese Differenz entfernt sich von der für den Athos angenommenen um 300′, allein es würde gewagt erscheinen, aus dieser Thatsache auf eine entsprechende Senkung der Regionen zwischen dem 40sten und 41sten Breitegrade schließen zu wollen: denn der Adlerfarn vegetirt auf dem unbeschatteten Boden des Peristeri unter Verhältnissen, die ganz verschieden von seinem Vorkommen unter den Waldbäumen des Aetna sind. Wie sehr einflußreich aber solche Unterschiede sein mögen, ergiebt sich, wenn man die Verbreitung der Pteris weiter nach Norden verfolgt: so wächst sie an den Carpaten **) noch in den subalpinen Wäldern, bis zu einer Höhe von 4600′, wie am Peristeri, während die Buchenregion sich vom 41sten bis zum 49sten Grade wahrscheinlich um mehr als 1000′ senkt. Allein wie verschieden sind die physischen Bedingungen, von denen jener Farn in beiden Gebirgen abhängig ist!

Finden wir uns daher nicht berechtigt, aus der verticalen

*) Nach Tenore (Cenno sulla geogr. fisica del regno di Napoli) gedeiht Qu. Cerris von 900′—2400′. Wenn man jedoch die Angaben dieses Schriftstellers, z. B. über die Verbreitung der Buche, mit den Messungen von Philippi und Hoffmann vergleicht, erkennt man, daß seine Höhenangaben zu gering sind. Ueber die Cerriseiche bemerkt Tenore inzwischen ausdrücklich, daß sie, wie in Macedonien, bis zu der Region der Buche sich verbreite. Dieselbe Erscheinung wiederholt sich auch in der Madonia. Nun hat Philippi die untere Buchengrenze auf dem Monte S. Angelo bei Neapel zu 2950′ bestimmt und hiernach können wir annehmen, daß Q. Cerris bis zu diesem Niveau ansteige.

**) Wahlenberg Flora Carpatorum p. 331.

Verbreitung jener beiden Gewächse Schlüsse auf das Clima von Macedonien zu bauen, so bliebe noch die Frage übrig, ob die mitteleuropäische Region des Scardus im Ganzen betrachtet gleiche Höhen wie am Athos bewohne. Man kann dabei von der Erfahrung ausgehen, daß die obere Grenze der Weißtanne und Buche in den Alpen dieselbe ist und einem Niveau von 4600' entspricht. Die Verbreitung dieser beiden Bäume umfaßt überhaupt ziemlich genau das Gebiet der mitteleuropäischen Flora und in den meisten Gebirgen unseres Erdtheils treten die alpinen Gewächse da zuerst auf, wo jene aufhören. Nun sahen wir am Athos die Weißtanne (Bd. 1. S. 251.) zuerst bei 1700' und deren obere Grenze bei 5250'. Die Buche zeigte sich in Chalcidice (Bd. 2. S. 16.) schon in einem Niveau von 1200'. Hieraus leiteten wir den Begriff der mitteleuropäischen Flora für Südmacedonien oder für den 40sten Breitegrad ab. Im nordwestlichen Macedonien fehlt die Weißtanne und die Buche bewohnt engere Bezirke. Aber die untere Grenze der Alpenflora ist am Peristeri (5200') der des Athos beinahe gleich. Auf dem Nidgé beginnt dieselbe schon bei 4400': ebenso im nördlichen Scardus, und zwar an der Ljubatrin bei 4360', an der Kobelitza bei 4200'. Da nun der Nidgé und Peristeri unter gleicher Breite so nahe zusammenliegen, daß eine climatische Differenz unter ihnen nicht angenommen werden kann, so sind diese Schwankungen nur auf örtliche Einflüsse des Bodens, der Bewässerung und Bewaldung zu beziehen. Hierin liegt der Beweis, daß der Unterschied von 1050', den wir zwischen dem Athos und der Kobelitza in Hinsicht auf die verticale Verbreitung der mitteleuropäischen Flora bemerken, auf dem jetzigen Standpuncte der Erfahrung noch keineswegs erlaubt, eine solche Aenderung des Clima's vom 40sten zum 42sten Grade anzunehmen, daß dadurch die Gebiete der beiden obern Regionen verschoben würden. Dasselbe Ergebniß folgt aus der Vergleichung der obern Grenze des Oxycedrus, der an der Ljubatrin bei 4360', am Peristeri bei 4600' zugleich mit der Buche aufhört. Diese negativen Resultate lassen sich aus den vorliegenden Beobachtungen ableiten, allein, da die ganze Untersuchung darauf beruht, daß die climati-

schen Einflüsse von den örtlichen abgesondert werden, so ist es immerhin möglich, daß die Vervielfältigung der Messungen Modificationen in den auf einen sparsam zugemessenen Stoff begründeten Ansichten bewirken wird.

Werfen wir endlich noch einen Blick auf den verschiedenen Typus der macedonischen Gebirgsflora, der jedem der untersuchten Berge ein so eigenthümliches Gepräge verleiht, so wird es uns dadurch möglich, eine Reihe von Gewächsen gleichen Clima's zu erhalten, die man isohypsil nennen könnte und deren Zusammenstellung einen Ueberblick über den ganzen Kreis der mitgetheilten Beobachtungen gewährt.

I. Küstenregion. Am Athos 0′—1200′.

Immmergrüne Sträucher an der Küste des aegaeischen Meers. 0′—1200′. (Bd. 1. S. 300.).

Quercus Esculus L. am Bermius, Babuna und im Tettovo. 850′—1300′. (S. 148.).

II. Waldregion. Am Athos 1200′—5250′.

Castanea vesca G. am Athos und Scardus. 1200′—3000′. (Bd. 1. S. 300.).

Tilia argentea Desf. am Bermius, Babuna und Scardus. 1200′—1500′. (S. 149.).

Quercus pedunculata Ehrh. und **apennina Lam.** am Athos, in Chalcidice und am Scardus. 1200′—4670′.

Q. Cerris L. am Bermius, Nidgé und Babuna. 1250′—2650′. (S. 158.).

Fagus sylvatica L. in sämmtlichen Gebirgen. 1200′ 5540′. (z. B. S. 15 u. 168.).

Pinus Picea L. am Athos und Peristeri. 1700′—5250′. (Bd. 1. S. 300.).

Pin. Laricio Poir. am Athos. 3500′—4500′. (ebenda).

Pin. uncinata Ram. am Nidgé. 3400′—5540′(?) (S. 171.).

Pin. Cembra L. am Peristeri. 2400′—6100′. (S. 192.).

Juniperus Oxycedrus L. in der Küstenregion, am Nidgé, Peristeri und Scardus. 0'—4600'. (S. 181.)

Junip. communis L. am Nidgé und Peristeri. 4400'—5510'. (S. 165 u. 190.).

Berberis cretica L. am Athos. 4500'—5250'. (Bd. I. S. 310.).

Pteris aquilina L. am Hájion-Oros, Peristeri u. s. w. 0'—4600'.

III. Alpine Region, deren untere Grenze zwischen 4200' und 5250' schwankt, Unterschiede, die an den beiden Endpuncten des Gebiets ihr Maximum erreichen.

Es war eine lichte, sternenklare Nacht, als wir ($2^h\ 5'$) die Mandra verließen, um den Gipfel zu ersteigen. Nur am Horizont lag ein trüber Dunst, der die Gestirne verschleierte. Bis zur Dryasregion konnten wir unsere Pferde gebrauchen, dann wurde der Abhang zu steil. Meine Führer wußten sich auf einem Grat zu halten, der bis zum Ruheplatze am Fuße des obersten Kegels nur geringe Beschwerden darbot. Weder Felsen sind zu erklimmen, noch Abgründe zu umgehen: es ist eine ebenmäßig geneigte Fläche, jedoch zu den Seiten jenes Grats wäre der Abhang doch zum Klettern auf glattem Rasen fast zu steil gewesen. Als wir die Felsen erreichten ($4^h\ 15'$), die den obersten Kegel umgürten, kam uns die Sonne zuvor und ging blutroth über dem Scomius auf. Es war der prachtvollste Anblick und um so überraschender, als fast gar keine Dämmerung vorausging: denn unmittelbar vorher war es nicht heller, als in einer hellen Nacht. Keine Wolke, keine Nebelbank beschränkte die plötzliche Erleuchtung des Landes, da auch der Horizont durch die auftauchende Sonne schnell gereinigt ward. Nun sahen wir, wie zu unserm Linken die Ljubatrin nach Südwest mit ungeheuern Felsen schauerlich bis zu dem Passe abstürzt, der sie mit dem Scardus vereinigt und der jetzt tief unter unsern Füßen lag. Zu dem höch-

ten Gipfel, dessen Erhebung über diesen Ruheplatz ich auf 600′ schätzte, bot ein ganz schmaler, immer noch stark geneigter Grat, eine Felsenmasse über unermeßlichen Abgründen, den schwierigen Zugang dar, wo der Fuß nicht gleiten und das Auge nicht schwindeln darf. Nur Redschid Aga, der Wallache Glegori und zwei Albanesen begleiteten mich. So langten wir um 4h 40′ auf dem höchsten Puncte an. Die klare Luft, der wolkenlose Himmel begünstigten mich vollkommen, doch schon auf dem Grat begann es windig zu werden und oben wehte es so stark, daß ich bald davon abstehen mußte, Winkel mit der Boussole aufzunehmen. Indessen habe ich das unvergleichliche Panorama durch Zeichnung möglichst festzuhalten gesucht.

Der Gipfel der Ljubatrin besteht aus einer kleinen Platte von 10′ Länge und 5′ Breite, die mit Gras und Scleranthus bewachsen ist. Hier befinden sich zwei Gräber, wie man sagt von Verunglückten: es wäre ein würdiger Ruheort für Scanderbeg, von dessen Thaten man den Schauplatz hier überblickt und dessen Ruhm noch im Munde des Volks lebt. Mit Ausnahme des Grats, über den wir hinaufgelangten, ist der Abhang nach allen Seiten zum Klettern zu schroff, doch nirgends an's Senkrechte: er besteht aus einem feinen Gerölle von weißem Kalkstein.

Versucht man, sich in der Aussicht von der Ljubatrin zu orientiren, so läßt die Chartenzeichnung so völlig im Stich, daß man sich bald genöthigt sieht, statt einer Berichtigung des Fehlerhaften nur eine einfache Beschreibung der überblickten Naturformen wiederzugeben. Die Hauptanhaltspuncte liegen in der Richtung des Scardus, in der Lage des Bertiscus und in dem Umfang der großen Ebenen, die den Fuß der Ljubatrin unmittelbar berühren. Die Hauptkette des Scardus verläuft von hier bis zum Coráb nach Südsüdwest, wobei sie sich gegen Calcándele in einem schwach gewölbten Bogen noch etwas weiter westlich ausbiegt. Diese Angabe beruht auf der Richtung des Muzdatsch (S. 42° W.), der das Téttovo südlich schließt, und über welcher der Coráb selbst in gleicher Richtung hervorragt. Wegen jener Biegung der Kette sieht man die ganze Reihe von 6—8 Gipfeln

auf einander folgen. Sie bilden einen einfachen Kamm, dessen Spitzen sehr hoch über die Pässe hervorsteigen und noch jetzt viel Schnee enthielten, mit der einzigen Ausnahme der Ljubatrin selbst, die ihn bis auf einige Schluchten verloren hatte. Weiter als bis zum Coráb kann man die Fortsetzung des Scardus in der Richtung nach Ochridha nicht verfolgen.

Den Bertiscus oder das alpine Gebirge zwischen Montenegro und dem weißen Drin, das vom Scardus durch die Ebene von Ipek getrennt wird, sieht man in einer Entfernung von 10—15 g. Meilen von Westen bis W 35° N ausgedehnt (W 15° N — W 50° N am Compaß). Die großen Schneemassen dieser Alpenlandschaft, die durch die Morgensonne hell erleuchtet herüberglänzten, ließen auf eine Erhebung schließen, die den Scardus übertrifft. Wahrscheinlich entspricht eine der zahlreichen Spitzen, die dort zusammengehäuft sind, dem hohen Komm. Kühn steigen sie, zumal am südlichen Ende, aus der Ebene des weißen Drin empor und verflachen sich anscheinend gegen die bosnische Stadt Jenibazár. Hierauf folgen mit unbegrenztem Horizont die weiten Ebenen Serbiens bis zum Scomius (Curbetsca-Planina N 50° O.). Nach Osten und Süden endlich überblickte ich die Landschaften, die ich zum Theil durchreist hatte, und wir können nun diesem Hauptumriß das weitere Detail anknüpfen.

1) Südwestlicher Quadrant. Hier liegt zunächst das ganze Téttovo nebst dem Scardus ausgebreitet und man kann den Thalweg des Vardar der ganzen Länge nach bis Ueskueb verfolgen. Man erkennt zugleich, wie vom Muzdatsch der Babuna sich ablöst, und erblickt in dieser Richtung und in den Umgebungen des Coráb noch mehre schneetragende Gipfel am Horizont. Westwärts vom Scardus erstreckt sich, den Fuß der Ljubatrin umkreisend, ein tiefes Thal, durch welches der Weg von Prisdren nach Prístina führt und das demnach ohne Höhenscheide das Gebiet des Drin mit dem Amselfelde oder den Zuflüssen der Morava in Verbindung setzt. Gerade im Westen oder da, wo am Horizont der Bertiscus ansteigt, ist in diesem Thalwege das große Dorf Serinitz sichtbar. Das Thal selbst ist eng und wird theils durch den Scardus, der ohne Vorberge dahin abstürzt,

theils durch eine ausgedehnte Parallelkette gebildet, die indessen die Baumgrenze nicht erreicht. Nach Norden weitet es sich aus und geht auf solche Weise in das Amselfeld über. An der Westseite jener Parallelkette liegt die weite Ebene von Ipek, die im folgenden Quadranten mit dem Amselfelde verfließt, von dem sie entweder gar nicht, oder nur durch Hügel getrennt wird. Zwischen dem Scardus und Bertiscus sieht man nur einzelne Berge, die zu den Mittelgebirgen der nordalbanischen Landschaft Ducajin gehören. Von diesen erhebt sich der vorderste, der Bastrik, in der Nähe von Prisdrén, über die Baumgrenze und enthielt sogar an einigen Orten Schnee. Dessen Lage ist südwestlich und zwischen ihm und dem Scardus befindet sich eine tiefe Schlucht, worin nach Redschid Aga's Versicherung die Stadt Prisdrén liegen soll. Auf der andern Seite senkt sich am Fuße des Bertiscus die Linie des Horizonts in einen fernen Einschnitt, den Thalweg des Drin, in der Richtung der Küste von Scútari.

2) Nordwestlicher Quadrant. In derselben Linie, wo der Bertiscus nach Norden aufhört, liegt auch das Nordende der nahen Parallelkette. Das Längsthal diesseit und die Ebene von Ipek jenseit derselben erscheinen in gleichem Niveau, ebenso die übrigen Thäler und Ebenen, mit Ausnahme des sichtlich tiefer gelegenen Beckens von Uesküeb. In diesen Quadranten fallen ferner die dem Blick unermeßlichen Ebenen des Ibar und der Morava, die nur durch einen niedrigen Höhenzug getrennt und übrigens bis zum fernen Horizont nur durch einzelne Hügelreihen gegliedert werden: denn die höhern Gebirge Serbiens sind entweder zu entfernt, oder waren nicht hinlänglich beleuchtet, um erkannt zu werden. Freilich war über diesen Flächen ein schwacher Dunst ausgebreitet und im Amselfelde, das unmittelbar zu den Füßen liegt, nur die Stadt Pristina deutlich zu erkennen. Redschid Aga sagte, auf diese Ebenen hinweisend: das ist Bosna und Sirb, und er bemerkte, daß Bosnien bei Mitrovitza beginne. Er rechnete Pristina selbst noch zu Albanien, allein Mathos behauptete, es gehöre zu türkisch Serbien, wiewohl daselbst noch viel Albanesisch gesprochen werde. Da das bosnische Plateau durch den Bertiscus verdeckt wird, so ist der Gegensatz des weiten

Flachlandes gegen die hohen Gebirge um so auffallender. Auch ist dieses die entscheidende Ansicht für jene breite Lücke zwischen dem nördlichen Scardus und den Gebirgen von Bosnien und Montenegro, die durch tief gelegene Landschaften bewirkt wird.

3) Nordöstlicher Quadrant. Die waldigen Hügel des Caradagh erstrecken sich in ansehnlicher Breite nach Nordosten zwischen den serbischen Ebenen und dem Becken von Ueskueb, dessen Nordrand ziemlich genau in östlicher Richtung liegt. Jeder dieser Hügel, von denen man die vier nächsten völlig überblickt, bildet einen schmalen Rücken, der rechtwinklig auf der Linie des ganzen Höhenzugs steht, und wird von seinem Nachbar durch einen tiefen Paß getrennt. Der nächste Paß unmittelbar am Fuße der Ljubatrin dient zur Verbindungsstraße zwischen Ueskueb und Pristina: Catschanik, das in diesem Thale liegt, ist jedoch durch die Brüstung des Bergs versteckt. Der vierte Hügel des Caradagh ist höher, als die vordern, und liegt daher hier schon im nahen Horizont. Zur Linken erblickt man hingegen jenseit der breiten Moravaebene ein fernes Gebirge, über dem die Sonne aufging und das ich nach seiner Lage für den Scomius zwischen Radomir und Scharkoi halte *). Es ist dem Anscheine nach weit niedriger als der Bertiscus und eben so weit entfernt. Hieraus ergiebt sich die östliche Lücke der vermeintlichen Centralkette.

4) Südöstlicher Quadrant. Der größte Theil desselben wird durch die Verzweigungen des Babuna ausgefüllt. Man unterscheidet darin drei parallele Thäler, die vom Tettovo und Scardus ausgehen und in das Becken von Ueskueb münden. Das nächste ist das des Vardar, das zweite ist dasjenige, durch welches ich in's Tettovo gereist war, das dritte schließt die Treska ein, aber die Fläche von Cuitschovo selbst ist verdeckt. Die Bergzüge zwischen diesen Thälern treten der Reihe nach übereinander hervor und erst jenseit des Trescathals liegt der Hauptkamm des Babuna, der Schneelager enthält, im Horizont. Rechnen wir hierzu noch das Tettovo selbst und das Becken von Ueskueb nebst den Mustaphahügeln zu den beiden Seiten jenes Systems, so

*) Vergl. S. 28.

wird dadurch der Raum des Quadranten größtentheils ausgefüllt, es bleiben indessen noch einige Berge am Horizont übrig, deren Deutung zweifelhaft erscheinen kann. Eine sehr entfernte, hohe Gebirgsmasse zeigt sich gerade in Osten und begrenzt den Horizont zwischen der Stadt Ueskueb und dem Caradagh: ihre Lage würde dem Rilodagh entsprechen, der freilich an 30 g. Meilen entfernt ist, aber sie schien für die Berge von Caratova zu hoch zu sein. Ferner erblickt man links vom Babuna, etwa in der Richtung von Köprili, einen Berg, der kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennen war: er gehört wahrscheinlich zum Systeme des Orbelus. Endlich ragt über eine Senkung des Babuna im magnetischen Meridian ein hoher Gipfel hervor, dessen Gestalt mich sogleich an den Peristeri erinnerte; auch versicherten sämmtliche Begleiter, daß es der Peristeri sei: allein, wenn die Charten von Macedonien nicht im Großen ebenso verzerrt sind, als sie im Détail von der Wahrheit sich entfernen, so würde jener Berg nach seiner Lage der Nidgé sein.

Nachdem ich bis 6^h auf dem Gipfel verweilt hatte, stieg ich zum Ruheplatz der übrigen Gefährten wieder herab, wo der Caffee indessen bereitet war. Auf der Gipfelplatte war wegen des Windes kein Feuer zu machen, weshalb ich nur die Höhe dieses geschützten Ortes habe bestimmen können. Die Türken und Albanesen kletterten, ohne die Gefahr zu achten, an den steilen Abhängen umher, feuerten beständig ihre Flinten und Pistolen ab und ergötzten sich, Steine hinabzurollen, die, was die Steilheit des Bergs beweist, stets ohne aufgehalten zu werden über das Gerölle zu den Felsen und über diese bis zum Scarduspasse tief abwärts hinabgelangten. Das Echo, das durch die Schüsse hervorgebracht wurde, war eins der merkwürdigsten, das ich je gehört habe. Nach dem Knall blieb es 10 Secunden still, dann folgte ein starker Wiederhall, wiederum trat eine Stille von 2

Secunden ein, hierauf ein zweites Echo, endlich nach einer Pause von andern 2 Secunden ein langer Donner, worin man wohl 8—9 einzelne, aber untereinander verbundene, schwache Stöße unterscheiden konnte, und der 6—8 Secunden anhielt.

Mir blieb nun noch übrig, die Flora des Bergs zu untersuchen und so stieg ich langsam botanisirend wieder hinab. Wir schlugen zuletzt eine andere Richtung nach Süden ein und erreichten vor Mittag eine Mandra, die am folgenden Scardusberge im hohen Buchenwalde dicht unter der Baumgrenze versteckt lag. Da ich einen Augenblick allein war, griffen einige Hunde mich wüthend an, und wenigstens dieser Thiere wegen dürfte man sich nicht ohne Begleitung in diese Gebirge wagen, gegen deren Bewohner meine militairische Bedeckung mir damals nicht erforderlich schien. Die Sennwirthe halten nämlich, wie sie sagen der zahlreichen Wölfe wegen, große und gefährliche Hunde, und da diese sehr geschätzt werden und hoch im Preise stehen, so würde man sich bedeutenden Unannehmlichkeiten aussetzen, wenn man deren Angriffe durch Gewalt und Waffen zurückweisen wollte.

Von dieser Mandra schlugen wir (3^h) wieder den Weg nach Staresél ein, das wir um 5^h erreichten. Längs des Baches, der vom Passe herabfließt, stiegen wir 70′ im Buchenwalde hinab, dann über steile Wiesen bis zur Eichenregion. Unterwegs begegneten uns mehre angesehene, junge Türken aus Calcándele, die sich einige Tage auf der Alpe in den Sennhütten an den Naturgenüssen, die diese darbieten, vergnügen wollten. Selbst die Pascha's begeben sich zu Zeiten auf das Hochgebirge, haben aber zu diesem Zwecke eine Mandra zum Privatgebrauch über Calcándele einrichten lassen. Bei solchen Unterhaltungen spielt auch der slavische Gesang seine Rolle, wovon ich heute gleichfalls einige Proben hörte. Zwei Bulgaren begleiteten ihre Lieder auf einer höchst kunstlosen Rohrflöte, worauf sie jedoch nicht ein pfeifendes, sondern nur ein summendes Geräusch hervorbrachten, das sich sehr gut zu ihrer Weise eignete, worin wohllautende, aber klagende Molltöne mit einem langgehaltenen Intervall wechselten. Leider waren die Stimmen meiner Sänger nur mäßig, aber doch wohlthuend harmonisch nach so viel türkischem Gekreisch, wo-

mit die Postillons nicht selten des Reisenden Ohr zu zerreißen pflegen.

Von Staresêl legten wir noch eine Stunde auf dem frühern Wege zurück bis zum bulgarischen Dorfe Strinitza, wo wir übernachten wollten. Während das Abendessen bereitet wurde, erhob sich plötzlich ein starker Wind und hierauf folgte ein in kürzester Zeit an dem wolkenlosen Himmel gebildetes, aber furchtbares Gewitter mit unaufhörlichem Blitzen, das anderthalb Stunden anhielt. Der Sturm wehte so heftig durch die Bäume, daß man bis auf einen sehr heftigen Schlag in der Nähe kaum vom Donner etwas hörte. Auch der Regen ergoß sich in Strömen, aber nach zwei Stunden verschwand Alles eben so rasch wieder, als es erschien: es war ein unvermittelter Uebergang von der Bewegung zur Ruhe und dieser Aufruhr der Atmosphäre blieb anscheinend ohne Nachwirkung auf deren Zustände. Denn die Luft ward wieder ebenso ruhig und mild, der Himmel sternenklar, die Landschaft heiter vom Mondschein beleuchtet. Der Mond stand damals im ersten Viertel und dies bot mir den Anlaß, eine eigne Kunstfertigkeit, die unter den Albanesen herkömmlich ist, kennen zu lernen, eine Art von Zeitbestimmung nach der Breite des wachsenden Halbmonds. Sie betrachten denselben in einem Spiegel oder durch ein feingewebtes, weißes Tuch, das sie über das Gesicht werfen, und aus der Zahl der Bilder, die hierbei durch die Beugung des Lichts entstehen, wissen sie zu bestimmen, wie viel Tage seit dem Neumonde verflossen sind. Sie behaupten, bis zum zehnten Tage sei ihre Methode anzuwenden. Aus diesen Mittheilungen entwickelten sich Fragen über Sternkunde und polemische Gespräche über Islam und Christenthum, wobei Redschid Aga eine Toleranz zeigte, die zwar in der europäischen Türkei unter seinen gebildeten Glaubensgenossen allgemein verbreitet ist, aber sich doch schwer mit ihrem religiösen Stolze psychologisch vereinigen läßt. Ich glaube, daß die lange Gewohnheit, unter Christen zu leben, die Türken für die Meinungen Andersdenkender gleichgültig gemacht hat, ohne ihre eigne Ueberzeugung abzustumpfen, und daß daher ein Toleranzedict vom Sultan viel weniger Eindruck machen muß, als eine, wenn

auch nur geringe, Milderung der muhamedanischen Gebräuche selbst.

Als wir uns endlich auf der Gallerie unseres bulgarischen Wirthes zur Ruhe legten, erschien eine so große Menge von Wanzen, daß wir nach einer Jagd beim brennenden Holzspan, der uns erst die Größe der feindlichen Armee kennen lehrte, beschlossen, das Feld zu räumen. Dem nassen Grase trotzend, breiteten wir die Teppiche im Obstgarten aus und schliefen hier so vortrefflich, wie man nur immer nach einer Alpenwanderung schlafen kann.

18. Julius. Zum Rückwege nach Calcándele schlugen wir die Straße durch die Dörfer ein, die etwas höher am Fuße des Scardus liegen. Um 7ʰ brachen wir auf und nach einer anmuthigen Reise durch Obstbaumpflanzungen und Castanienwälder erreichten wir um 11ʰ das bulgarische Kloster St. Athanasio, welches dicht neben dem Dorfe Lesba liegt. Die Bauart der kleinen Kirche beweist, daß diese fromme Niederlassung schon aus byzantinischen Zeiten herstammt. Das Klostergebäude selbst ist indessen den gewöhnlichen Bauernhäusern ganz ähnlich und unterscheidet sich davon nur dadurch, daß es ein paar Gemächer mehr enthält, in deren einem ein Tisch mit einem Crucifix und einige Heiligenbilder den zur häuslichen Andacht bestimmten Raum bezeichnen. Aus der Gallerie war ein kleines Köschk herausgebaut, das jedoch auf so morschen Stangen ruhte, daß ich beim Versuche, mich darauf niederzulegen, gleich einige Ziegel vom Dache zu Falle brachte. An den Wänden stehen hier und da fromme Sprüche, theils in bulgarischer, theils in griechischer Sprache. Der Bewohner waren wenige, Calojeren, die außer dem schwarzen Priestergewande weiter keine Kleidung zu tragen schienen und fast noch schmutziger, als die Bauern, aussahen. Auch an Bildung standen sie noch tiefer, als die Hajioriten. Diese bulgarischen Klöster sind dem Patriarchen von Constantinopel untergeben, im Gegensatz zu denen in Albanien, die man lateinische nennt und die, zur katholischen Kirche gehörig, den Bischof von Scodra als ihren geistlichen Oberherrn anerkennen. Doch giebt es auch in Oberalbanien einige bulgarische Klöster, namentlich

soll ein großes sich in den Dibren befinden, wie auch die Charten angeben.

Der Vorberg des Scardus, der sich unmittelbar über dem Kloster erhebt, besteht aus einem weißen, dem Glimmerschiefer angelagerten Kalkstein, der die vordere Brüstung des Gebirgs an mehren Orten zu bilden scheint und ohne Zweifel zu einer jüngern Formation gehört, als das Gestein der Ljubatrin. Die breit kuppenförmige Gestalt des Vorbergs ist ganz von der Alpenform des Hauptkamms verschieden. Wo der Glimmerschiefer und Kalkstein von S. Athanasio sich berühren, fand ich Schieferfragmente von dem letztern eingeschlossen. Indessen war ich auch hier nicht im Stande, Versteinerungen zu entdecken, obwohl in einem benachbarten Steinbruche der Kalkstein gehauen wurde. Ist nun aber beobachtenden Naturmenschen, wie die Bulgaren sind, welche die meisten officinellen Pflanzen ihres Vaterlands kennen, die Vorstellung von Petrefacten ganz unbekannt, wie dies bei den Arbeitern im Steinbruche der Fall war, so darf man wohl schließen, daß keine ausgezeichnete vorkommen. Diese Kalkformation nimmt, wie am Bermius, den Raum zwischen dem Glimmerschiefer und Alluvium ein. An ihrer untern Grenze entspringt ein Sauerbrunnen, der durch den Reichthum seiner Quellen merkwürdig ist. Neben der Kirche, die von dem Kloster durch einen Garten getrennt wird, ist ein Quadrat von ungefähr 18' Seitenlänge von einer Mauer umschlossen, ohne von oben bedeckt zu sein. In diesem Raume befindet sich ein viereckiges Bassin von 144□', das 3—5' tief und bis an den Rand mit Wasser gefüllt war. Diese Wassermasse von ockergelber Farbe hat so starke Quellen und diese enthalten so viel Gas, daß an drei oder vier Stellen, deren jede einen Durchmesser von mehren Fußen hat, das Wasser scheinbar siedend aufwallt und gewaltige Blasen entbindet. Kleinere Gasblasen perlen überall hervor und die verhältnißmäßige Menge, die aufgelöst bleibt, verräth sich leicht durch den stechenden Geschmack. Das Gas scheint reine Kohlensäure zu sein und die Lichtflamme erlosch sogleich darin, als ich davon auffing. Außer einem geringen Eisengehalte scheinen diese Quellen wenig mineralische Bestandtheile zu besitzen.

Das Bassin zeigte eine Wärme von 85° F., ungefähr der Lufttemperatur entsprechend: allein da eine außengelegene Quelle, die gleichfalls Kohlensäure entwickelte, nur 75° F. warm war, so ist wohl auf eine unterirdische Ursache jener Wärme zu schließen. An mehren Orten in der Nähe kam auch Kohlensäure aus dem Erdboden, was man, da derselbe feucht und quellig war, an der Blasenbildung leicht zu erkennen im Stande war. Unter den Steinen, woraus die Gartenmauer erbaut war, bemerkte ich einige, die von dem Absatze dieser Quellen herzustammen schienen und die aus porösem Kalktuff bestanden.

Auf dem Wege nach Calcándele, das anderthalb Stunden vom Kloster S. Athanasio entfernt ist, berührten wir noch einige bulgarische Dörfer, die immer an den Ausgangspuncten der Querthäler liegen, vielleicht, weil von da die bequemern Pfade zu den Bergwiesen des Gebirgs führen, die dem Reichthume an fruchtbarem Ackerlande noch einen der Viehzucht förderlichen Besitz hinzufügen. Bei so zahlreichen Quellen des Wohlstandes, der durch eine gleichmäßige und arbeitsame Lebensweise erworben und mit einfacher Genügsamkeit genossen wird, kann man, zumal in einem so gesunden Clima, erwarten, daß die Bewohner, von Krankheiten verschont, häufig ein hohes Alter erreichen. In der That durchwandert man kaum ein Dorf, ohne einem Greise von seltener Rüstigkeit zu begegnen. Schon früher traf ich einen Hundertjährigen mit dichtem, braunem Haar, von dem man jedoch, da er keinen Bart trug, versicherte, daß er verschnitten sei. Heute verwunderte ich mich über ein uraltes Ehepaar, das sich mit Holzhacken beschäftigte und sich dabei so rührig bewegte, als hätten Beide noch in der Mitte des Lebens gestanden. Man erzählte mir sogar, daß in einem Dorfe des Tétovo ein Mann von 180 Jahren lebe, der daher in seiner Jugend bei der Belagerung Wien's hätte gegenwärtig sein können: allein, wenn die Wahrheit einer so ungewöhnlichen Thatsache auf sich beruhen muß, so spricht eine solche Angabe doch für die allgemein bestätigte Erfahrung, daß die Bulgaren dieser Landschaft sehr häufig bis zu einem ungemein hohen Greisenalter ausdauern, worin

überhaupt der slavische Menschenstamm besonders bevorzugt zu sein scheint.

So günstig sich nun von allen Seiten die Zustände darstellen, die wir hier kennen lernen, so hat doch die Nachbarschaft des Hochgebirgs einzelne Naturerscheinungen in ihrem Gefolge, wodurch der Frieden dieser glücklichen Landschaft zuweilen gestört wird. Aus den großen Schuttmassen, die da, wo die Scardusbäche in die Ebene eintreten, angehäuft sind, und aus der Weite ihres Betts läßt sich entnehmen, daß sie zu Zeiten bedeutend anschwellen und dem niedrigen Lande durch die Gerölle und den Sturz des Wassers gefährlich werden. Eine Stunde von Calcándele kam ich durch ein Dorf, welches durch ein solches Ereigniß größtentheils zerstört worden war. Jetzt bemerkte man nur noch eine schmale Wasserrinne in einem Flußbett von mehr als 200 Schritt Breite, das wenigstens so weit von großen und kleinen Schiefer- und Kalkstein-Blöcken dicht übersäet war. Hier hatten Häuser gestanden, die nicht wieder aufgebaut waren, so wie noch einige zu den Seiten des Steingefildes zum Theil beschädigt dastanden. Von den zerstörten Gebäuden war nichts mehr zu sehen, bis auf die Ruine eines hölzernen Minarets, dessen Spitze, dem Einsturze nahe, seitwärts überhing. Die übrigen Bausteine waren vermuthlich anderswo verwandt worden.

Kaum waren wir um Sonnenuntergang wieder in Calcándele eingetroffen, als Abdurrhaman uns ein Abendessen von 8 Schüsseln überbringen ließ, das nach der bulgarischen Kost uns noch mehr als die Ruhe erquickte. Da nun hiermit mein auf der ersten Scardusreise geführtes Tagebuch schließt, so will ich zur weitern Vervollständigung zum Schlusse einige wenige Nachrichten zusammenstellen, die ich von den Statthaltern dieses Landes über dessen Mineralproducte empfing. Abdurrhaman Pascha erkundigte sich lebhaft, was ich in dieser Rücksicht an der Ljubatrin beobachtet hätte, und würde gar zu gern von entdeckten Edelsteinen und edlen Metallen gehört haben. Bei dieser Gelegenheit zeigte er mir einen Beutel, der mit Bergcrystallen und Bleiglanzstufen gefüllt war und in dessen Besitz er auf folgende Weise gelangte. Man wußte, daß in frühern Zeiten in dem zu

den Dibren gehörenden Theile des Scardus Silbergruben in Betrieb gewesen wären, und der Sultan ließ zu wiederholten Malen anfragen, wie es damit stände. Da der Pascha nicht ohne eine förmliche militairische Expedition sichern Aufschluß darüber erhalten konnte, so entschuldigte er sich, Niemand wisse etwas davon, oder die Gruben wären verlassen. Endlich traf eine eigne Commission aus Constantinopel ein und diese wurde nun mit einer hinlänglichen Kriegsmacht in die Dibren gesendet. Sie fanden Gruben, die indessen nicht ausgebeutet wurden und mit Wasser angefüllt waren. Die erwähnten Proben brachten sie jedoch von den dortigen Gängen zurück, und der Pascha schien den guten Glauben zu haben, daß seine Quarzcrystalle werthvolle Steine wären, weil Glas davon geritzt würde. Hierbei höhnte er die Europäer, daß sie zwar Vieles verständen, aber doch kein Gold und keine Diamanten machen könnten. Uebrigens verfolgte man den Gegenstand seiner Schwierigkeit wegen nicht weiter und begnügte sich mit der Annahme, daß die Minen an Silber zu arm wären, um die Ausbeute zu lohnen. Abdurrhaman beschenkte mich mit Proben von jenen Stufen, deren Analyse jedoch nicht einmal Spuren von Silber in dem wohl crystallisirten Bleiglanze ergeben hat. Zugleich ertheilte er mir den Auftrag, in der Folge über den Werth dieser Erze brieflich an ihn zu berichten: da jedoch ein solcher Brief leicht in fremde Hände gelangen könne, so möchte ich mich einer Geheimschrift bedienen, und zwar das Wort Erz durch Medicament, den Silbergehalt aber durch Extract bezeichnen, so daß ich einfach zu schreiben hätte, um von dem letztern so und so viel Drachmen zu enthalten, sei eine entsprechende Menge des Arzneimittels erforderlich, dessen Eigenschaften der Pascha zu erfahren wünschte.

Auch bei Avst Pascha sah ich einige Mineralien, theils Kupfererze, theils silberhaltigen Bleiglanz. Die erstern waren jedoch anatolisch *) und der letztere stammte nur zum Theil aus den

---

*) Aus den Bergwerken von Hadschiköi, deren Lage mir nicht genauer bekannt ist und wo nach Avst's vergleichender Angabe aus der Ocha Bleiglanz 7 Gran Silber gezogen würden. In Brussa erhielt ich einige Notizen über

macedonischen Gruben von Caratova. Nach des Pascha's Angabe wurden daselbst aus der Ocha Erz nur 3 Gran Silber gewonnen, wodurch nicht einmal die Kosten der Ausbeute gedeckt würden. Auch sei ein Oryktolog in Ueskueb gewesen, der die Minen von Caratova untersucht und sehr werthlos gefunden habe. Inzwischen ist zu bemerken, daß Avsi vielleicht über diese Puncte nicht aufrichtig redete und daß zu den Proben, die er zeigte und womit er mich beschenkte, in denen jedoch kein Silbergehalt hat nachgewiesen werden können, möglicher Weise absichtlich schlechte Stufen gewählt worden waren. Denn diese Gegenstände werden von den Statthaltern sehr geheim gehalten, weil der Sultan nach seiner Meinung von dem Reichthume eines Erzlagers, das der Pascha ausbeuten läßt, einen willkührlichen Tribut auferlegt, den er, wenn z. B. über zunehmenden Erfolg eines Bergbaus etwas verlautete, sogleich erhöhen würde. Ein solcher Anspruch wurde in der That kürzlich in Hinsicht auf Caratova erhoben; Avsi aber erwiederte, die Minen trügen so wenig ein, daß, wenn Jemand die Ausbeute zu steigern verstände, der Sultan selbst Bergleute schicken möge, diesen sei dann der Pascha bereit das Ganze ohne Entschädigung zu überlassen: wobei die Sache natürlich ihr Bewenden hatte. Eben so erzählte Gorgidas, in seinem Vaterlande Zagori wären reiche Erzlager, allein man lasse diese Schätze aus dem angeführten Grunde ganz unbenutzt und sehe sich vor, daß deren Existenz in Constantinopel nicht bekannt werde, weil man, einmal zum Bergbaue gezwungen, nur Arbeit und keinen Gewinnst davon haben würde. Die Angaben dieses Albanesen über edle Metalle schienen mir freilich sehr unzuverlässig, indessen erwähnte er eines Bergs bei Zagori, dessen Gestein das Eisen anzöge: und so mögen in jenem unbekannten Winkel von Albanien noch bedeutende Hülfsquellen der Industrie für künftige Geschlechter verborgen sein.

---

die Silberbergwerke von Baglia, die südlich von der Halbinsel Capudagh in der Richtung von Brussa nach Adramiti liegen und in deren Nähe sich auch Schwefelquellen befinden. Von Constantinopel könnte man diese von Reisenden selten berührte Gegend auf einer Excursion von wenigen Tagen besuchen.

19. und 20. Julius. Diese beiden Tage gewährten mir eine angenehme Erholung, während ich, mit meinen Sammlungen beschäftigt, in Calcándele verweilte und die übrigen Stunden den fürstlichen Brüdern widmete. Meine Lebensweise war hier, wie in Ueskueb, ungefähr dieselbe, die ein europäischer, in Diensten eines türkischen Großen stehender Arzt zu führen pflegt: wohlwollend aufgenommen, mit orientalischem Comfort umgeben, im Hause unabhängig nach Belieben zu schalten, aber jeden Augenblick der Einladung des Pascha's gewärtig zu sein, um ihm die Zeit durch Unterhaltung zu verkürzen. Wie es nun bei solchem Haushalt hergeht, will ich bei diesem Anlaß beschreiben. Ich bewohnte zwei elegante Zimmer, mit Teppichen belegt und von Divan's eingefaßt, die, einen einzigen Fuß hoch, nur zum Sitzen mit gekreuzten oder eingeschlagenen Schenkeln sich eigneten. Abends wurde außerdem von wohl gereinigten Polstern ein Divan zum Schlafen in der Mitte des Zimmers hergerichtet, damit die Thiere, die den Menschen peinigen, wenigstens zu Anfang der Nacht noch nicht über ihren Feind herfallen möchten. Beim Aufstehen genießt man nichts, ich behielt indessen hierin meine Gewohnheit bei. Um 11ʰ Morgens erfolgt die erste, um 8ʰ Abends die zweite Mahlzeit, jede aus 6—8 trefflich zubereiteten Gerichten bestehend. Diese trug der Diener in übereinander gesetzten zinnernen Schüsseln auf dem Kopfe über die Straße herbei, und es ist Sitte, ihm jedesmal ein Bakschisch zu geben, so wie Freitags 20—40 Piaster in die herrschaftliche Küche zu senden. Die Gerichte waren bei jeder Mahlzeit fast dieselben und wurden in einer bestimmten Ordnung aufgetragen: zuerst Fleischbrühe, dann der Reihe nach Braten, Fricassee, Hammelfleisch, Gemüse, eine fast flüssige Reisspeise, Geflügel und zuletzt Pillav. Diese Reihenfolge hat den Sinn, daß die Türken ihr Mahl verzehren, ohne dabei zu trinken, und daher zwischen den schweren Fleischspeisen immer eine leichtere Schüssel einschalten. Bei so viel Gerichten, deren Bereitung sich wahrlich nicht so weit, als man denken sollte, von der Wiener Küche entfernte, überläßt man natürlich den größten Theil der Dienerschaft, worauf dieser Ueberfluß auch eben berechnet ist: aber erst nachdem die

Mahlzeit der Herren geendigt, beginnen die Untergebenen die ihrige und zwar stets in einem abgesonderten Raume, oder, wo dieser fehlt, im Freien, in ehrerbietiger Entfernung von den Gebietern. Meine Tischgenossen waren Mathos und ein fremder Türke von Rang, dem ich einmal von dem Weine, wovon immer ein Krug zu meinem Gebrauche stand, aus Unachtsamkeit anbot, worauf er mit unnachahmlichem Lächeln dankte. Die Tafel ist ein Brett, das auf ein niedriges, umgestürztes Tabouret gelegt wird, wobei man auf dem Erdboden oder auf dem Divan in unbequemer Stellung sich niederläßt und die Beine, so gut es gehen will, zur Seite oder rückwärts ausstreckt. Dem Reisenden wird alles dies bald zur Gewohnheit, so wie das Schreiben auf den Knieen oder auf dem linken Vorderarm: einige Verwirrung bleibt indessen immer in der Rechnung der Stunden und in den den unserigen entgegengesetzten Gebärden des Bejahens und Verneinens, was man auch nach Dimitri's Versicherung weder in Asien, noch im eigentlichen Griechenland findet. Bei dem Essen bedienen sich die vornehmern Türken jetzt ziemlich allgemein der Löffel und Gabeln, aber die Hände zerlegen noch das lockerer, als bei uns, bereitete Fleisch und die ganze Tischgesellschaft ißt stets aus derselben Schüssel. Die aufwartende Dienerschaft ist während der Mahlzeit sehr geschäftig: vorher und nachher wird ein Täßchen Caffee gereicht und Wasser über die Hände gegossen, das ein zinnernes Becken mit durchlöchertem Deckel reinlich auffängt. Solche Sclavendienste sah ich einst in einer griechischen Familie von der Hausfrau verrichten, die, während die Männer ihr Mahl hielten, schweigend an der Thür die Befehle ihres Gatten erwartete und sich von den Dienerinnen nur durch einen kostbaren Halsschmuck von aufgereihten Goldstücken unterschied. In einem türkischen Hause aber sieht man bekanntlich nur männliche Gesichter und nur durch einen zufälligen Umstand fand ich in Calcándele Gelegenheit, einer unverschleierten Türkin mich nähern zu dürfen, indem sie, die Tochter Hassan Pascha's, meiner ärztlichen Behandlung übergeben ward.

Eine chronische Krankheit dieses Fürsten war der Hauptanlaß, der seinen Bruder bewogen hatte, die fremden Aerzte zu

berufen, und so kam auch ich mit dem Auftrage nach Calcàndele, mich persönlich darüber zu unterrichten und mein Gutachten schriftlich nach Ueskueb einzusenden. Indessen setzte mich der Empfang, den ich bei Hassan Pascha fand, Anfangs in Verlegenheit. Ein Vierziger von gesundem Ansehen, kam er mir heiter entgegen, drückte sich freundlich über meinen Besuch aus, begann mir als General zahlreiche Fragen über die Verfassung des preußischen Heers vorzulegen und unterhielt sich stundenlang über die verschiedensten Gegenstände, aber von seinen körperlichen Leiden sagte er kein Wort. Als er nun zuletzt durch einige Aeußerungen der Zufriedenheit, namentlich, daß er von Europa gern erzählen höre und daß auch Avsi ihm alles Gute über mich geschrieben habe, die Audienz endigen zu wollen schien, so sah ich mich genöthigt, selbst seine Krankheit zur Sprache zu bringen, worauf Hassan erwiederte, er sei von den Wünschen seines Bruders unterrichtet und theile sie, wiewohl er sich jetzt in einem ganz erwünschten Zustande befinde. Da es auf die Erkenntniß eines Leidens der Brustorgane ankam, so hatte ich Gelegenheit, dem Pascha durch die Auscultation, der er sich, so ungewöhnlich ihm mein Anliegen erscheinen mochte, willig darlieh, besonderes Vertrauen einzuflößen. Nach angestellter Untersuchung war ich erfreut, ihn über manche Besorgnisse beruhigen zu können, und als ich zugleich meine Ueberzeugung aussprach, daß er Seitens der ihn behandelnden Aerzte in den besten Händen sich befände, so schien ein Trübsinn, der bei der Erzählung seiner Leiden sich kund gab, wieder ganz gewichen zu sein. Am folgenden Tage wurde Hassan's zwölfjährige Tochter von einem Fieber befallen. Der Vater ließ mich rufen und führte mich selbst in seinen Harem, ohne andere Begleitung als die des Dolmetschers, der jedoch an der Thür des Krankenzimmers zurückblieb. Es war Alles so vorbereitet worden, daß ich außer der Erkrankten Niemand zu sehen bekam. Sie lag in der Mitte eines hellen, geräumigen Gemachs, auf dessen Fußteppich ein buntgesticktes Lager aus Divanpolstern errichtet war. Unverschleiert ruhte die junge Türkin, ein schönes, bereits ausgebildetes Mädchen, unter einer leichten Decke. Mit kindlicher Ergebenheit sprach sie zu ihrem Vater und nannte die-

sen: Effendim, d. h. mein Herr. Unbefangen reichte sie mir den Puls und, durch das herzlich gutmüthige Entgegenkommen des bekümmerten Pascha's ermuthigt, besorgte ich nicht, mit der dem Arzte gebührenden Freiheit das Herkommen zu verletzen.

Auch von Abdurrhaman Pascha wurden mir zwei seiner Töchter, jedoch im Audienzzimmer, vorgeführt, um ein Gutachten über deren Constitution abzugeben. Sie standen noch im kindlichen Alter und waren fast wie Knaben gekleidet. Die bauschigen Beinkleider und der goldverbrämte Spenzer hoben das reizende Gesicht auf das Anmuthigste hervor. Ueberhaupt lag es in der Weise dieses Pascha's, nicht bloß für gegenwärtige, sondern auch für etwaige Krankheiten der Zukunft ärztliche Verordnungen zu verlangen, wobei es freilich einigermaßen schwer fiel, den mannigfaltigsten Fragen zu genügen oder doch auszuweichen. Am meisten war er nach Recepten begierig und er besaß eine eigenhändig geschriebene Sammlung, die er, ohne der italienischen Sprache noch Schrift kundig zu sein, theils mühsam abgezeichnet, theils aus den mündlichen Mittheilungen durchreisender Aerzte nach dem Gehör mit arabischen Lettern in ein eignes Buch eingetragen hatte. Um mein Urtheil über einige der letztern zu erfahren, las er sie mir vor und ich hatte Mühe ernsthaft zu bleiben, als die wunderlich verdrehten, lateinischen Wörter so fließend ausgesprochen wurden, als hätte der Sprechende irgend etwas dabei gedacht. Seit langer Zeit hatte Abdurrhaman die Gegenwart jedes Arztes, der in sein Bereich gekommen, für solche Liebhabereien möglichst zu nutzen gesucht, und er erzählte von diesen Begegnissen mancherlei Anecdoten. Da ich nun bisher über die Zustände der Arzneikunde in der Türkei zu sprechen absichtlich vermieden habe, so darf ich hier, ohne eine Indiscretion zu begehen, aus eines türkischen Großen eignem Urtheil einige Proben des dort herrschenden Charlatanismus um so eher erwähnen.

Ich war früherhin selbst mit einem jungen Macedonier bekannt geworden, der nach einem kurzen Aufenthalte auf einer deutschen Universität zwar nicht den Grad erlangt, aber doch ein Zeugniß sich verschafft hatte, daß er vermöge seiner freilich un-

vollendeten medicinischen Studien sich in seiner Heimath nützlich machen werde. Von diesem erzählte Abdurrhaman, er habe ihm selbst im Vertrauen eingestanden, daß er sich, wenn viele Kranke zu ihm kämen, trotz seiner gelehrten Bildung oft nicht zu helfen wisse und daß er deshalb Brodpillen zu verfertigen pflege, die er rechts und links austheile. Mit diesen Pillen nun habe er in Calcándele binnen Kurzem seine Börse gefüllt, da die rasche Hülfe, statt des Recepts und guten Raths gleich dem Patienten ohne Weiteres die vermeintliche Arznei in die Hand zu drücken, nirgends unbelohnt geblieben sei. Als Abdurrhaman nun damals in ihn drang, sein Universalmittel mitzutheilen, legte er endlich sein Bekenntniß ab, und der Pascha führte dies als Beleg an, daß die Gelehrsamkeit allein für den Arzt nicht ausreiche und daß der practische Blick viel mehr bedeute. Die höchste Kunst, fuhr er fort, habe in dieser Rücksicht ein Spanier besessen, der längere Zeit in seinen und seiner Brüder Diensten stand. Dieser erwarb sich gleich bei seiner Ankunft das Vertrauen des Fürsten in vollkommnem Maaße, indem er bei der Untersuchung des Pulses einem von ihnen erklärte, es sei eine Fontanelle, die derselbe als Kind getragen und die zu früh geheilt sei, die Ursache seiner Leiden. Nun aber habe der Arzt nicht bloß auf keine andere Art, als durch seinen eignen Scharfblick, wissen können, daß dergleichen jemals stattgefunden, sondern, sobald die Fontanelle wiederhergestellt worden wäre, seien auch alle Beschwerden wie durch einen Zauber verschwunden. In Folge dessen wurde er als Leibarzt angestellt, und Abdurrhaman bemerkte, es habe ihm an nichts gefehlt, freier Aufenthalt und 1500 Piaster monatlichen Gehalts wären nebst vielen Geschenken ihm zu Theil geworden, auch sei man, von seinen Leidenschaften unterrichtet, in billiger Rücksicht für seine Verdienste jedem Wunsche Vorschub zu leisten bedacht gewesen: »allein dieser Mann,« fügte der Pascha hinzu, »war bei so großen Gaben und Kenntnissen dennoch ein Thor, weil er zuletzt den Besitz so vieler Glücksgüter aufgab und wieder von dannen zog.« Sah ich nun hier und in vielen andern Fällen, wie leicht es einem gewandten Abenteurer wird, sich in der Türkei eine einträgliche Stellung als Arzt zu bereiten,

so möchten doch die Uebelstände, die davon unzertrennlich sind, in solchem Grade überwiegen, daß die Meisten ungeachtet einer guten Besoldung doch um jeden Preis, wenn es in ihrer Macht stände, das Land wieder zu verlassen wünschen. Denn so viel auch von der Persönlichkeit des Pascha's abhängt, so weiß doch der Arzt sich ihm gegenüber nicht eben besser und sicherer gestellt, als ein Sclav, und selten bleiben Gunst und Ansehen dauerhaft. Verliert er den Dienst bei dem türkischen Großen, so kann er sich nur in den großen Städten erhalten und ist hier allen Intriguen größtentheils unwürdiger Standesgenossen ausgesetzt. Oft werden Contracte mit den Patienten auf 40 Tage gemacht: sind diese alsdann noch nicht hergestellt, so wird die Bemühung des Arztes nicht bezahlt. Kommt die Pest in den Ort, so hört leicht die ganze Praxis auf, weil Jeder fürchtet, der Arzt möchte Träger des Contagium's sein: so sieht er sich aus dieser und aus andern Ursachen oft genöthigt, seinen Wohnort zu wechseln, und auch derjenige, der, auf eine gründliche Ausbildung gestützt, in der türkischen Provinz — in Constantinopel sind die Verhältnisse jetzt anders — seinen Beruf ausübt, ist beständig allen Chancen eines abenteuernden Lebens ausgesetzt. Sieht es nun Jeder vor Augen, wie leicht er durch Unglücksfälle in die traurigste Lage gerathen kann, wo fast gar keine Hülfsquellen übrig bleiben, so ist sein Bestreben, auch ganz abgesehen von sonstigen Entbehrungen, darauf gerichtet, ein Capital zusammenzubringen, das ihm die Rückkehr in die Heimath oder in besser gesicherte Verhältnisse gestattet: allein Viele müssen auch dieser Hoffnung entsagen, denn sie sind Flüchtlinge, denen die Heimkehr verschlossen ist. Ein Beispiel von dem traurigen Ende eines Arztes, das freilich zu den ungewöhnlichen gehören mag, erzählte mir Abdurrhaman. Vor einigen Jahren lebte in Prisdrén ein Arzt in Diensten des dortigen Pascha's. Er war mit einer schönen Frau verheirathet, die jedoch den Huldigungen eines türkischen Officiers ein geneigtes Ohr lieh. Dieser stellte sich krank und während er den Arzt unter verschiedenen Vorwänden in seiner Wohnung antichambriren ließ, machte er seine Besuche bei dessen Frau. Als der Hintergangene zuletzt die Sache erfuhr,

wendete er sich an den Pascha, trennte sich von seiner Gattin, verließ die Stadt und fand eine Anstellung als Militairarzt in Adrianopel. Da nun aber jener Muselmann, wie Abdurrhaman bemerkte, durch seinen Umgang mit einer verheiratheten Christin die Vorschriften seiner Religion übermäßig verletzt hatte, so ward er vom Pascha seines Dienstes entlassen und mußte, von Jedermann verachtet, fliehen. Unglücklicher Weise kam er gleichfalls nach Adrianopel und wurde hier von dem Statthalter als Officier wiederum angestellt. Da nun alsbald der Schimpf seines Vergehens ihm auch hier von Neuem durch das Gerücht entgegentrat und ihn der Achtung seiner Freunde beraubte, so wußte er sich der Schande und seines beharrlichen Widersachers nicht anders zu entledigen, als daß er diesen durch seine Soldaten heimlich ermorden ließ.

Neunzehntes Capitel.

Besteigung der Kobelitza.

Oestliches Querthal des Scarbus. Weïtza. Verkehr mit den Albanesen. Albanische Mandra an der Kobelitza. Besteigung des Gipfels. Vegetation dieses Bergs. Uebergang über den Scarduspaß. Westliches Querthal des Scarbus. Ankunft in Prisdrén.

21. Julius. Um 8ʰ 45′ verließ ich, begleitet von einem Capitain und zwei Soldaten, zum letzten Male Calcándele, um die Kobelitza zu besteigen und von da über den Scarduspaß nach Prisdrén, der ersten albanischen Stadt, die Reise fortzusetzen. Zwei Querthäler, die aus dem gegen 5000′ hohen Passe entspringen, vermitteln die Verbindung beider am Fuße des Gebirgs gelegenen Städte, deren Entfernung zu 8 Wegstunden gerechnet wird. Der Grat des Scardus, der die Zuflüsse des Vardar von denen des Drin scheidet, besteht aus einer einfachen Reihe von hohen Alpenkegeln und dazwischen eingesenkten Pässen. Diesem Rücken sind hier an der Ostseite, deren Fuß das Téttovo berührt, die Nebenkämme rechtwinklig angesetzt: diese steigen in schroffer Neigung aus den Querthälern hervor und erreichen gleichfalls in einzelnen Gipfeln nicht selten eine alpine Höhe. An einer solchen Thalwand schlängelte der Saumpfad sich hinauf, der uns zum Dorfe Weïtza und von da auf einen der höchsten Gipfel

der Hauptkette führen sollte. Bald strömte der Bach tief unter uns zur Linken in der Sohle des Thals. Im Hintergrunde der großartigen Gebirgslandschaft lag der schöne Kegel der Kobeliþa, über 7000′ hoch, von einer Gabelung des Thals umspannt, dessen südlicher Zweig vom Passe herabkommt, während Weïþa im Grunde des nördlichen dem Blicke noch verborgen bleibt. Indessen erscheinen hier und da albanische Dörfer an den mächtigen Wandungen des Thals einsam angeklebt. Im Allgemeinen trägt Alles den Character des Nackten und Starren, nirgends erblickt man dichte, erfreuliche Waldung, nur in den obern Regionen ein reines Rasengrün, wie dasselbe für alle westrumelischen Hochgebirge so höchst characteristisch ist. Am Wege liegen große Schieferplatten und hier erstreckt sich der Glimmerschiefer durch das ganze Thal von der Kobeliþa bis Calcándele, ohne durch die Kalkformation der Vorberge bei S. Athanasio vom Alluvium getrennt zu werden.

Das erste Dorf am Wege, Zelka (9h 45′), wird schon von Albanesen bewohnt, und von hieraus habe ich bis zum adriatischen Meere keine Bulgaren wieder angetroffen. Im äußern Ansehen hatte diese Ortschaft nichts Besonderes, nur daß die Dächer zum Theil mit Stroh gedeckt waren, während die benachbarten Slaven sich zu diesem Zwecke gebrannter Ziegel oder im Gebirge behauener Schieferplatten bedienen. Was aber die Bewohner betrifft, so würde das kecke und barsche Benehmen der Albanesen auch demjenigen sogleich auffallen, dem der Unterschied der Sprache entgehen möchte.

Zelka liegt bereits so hoch, daß bis Weïþa, wo wir im Grunde des Thals dessen Sohle wieder erreichten, nur noch wenig zu steigen ist. Wir bewegten uns auf bequemem Saumpfade längs des Abhangs durch Gebüsch und kleine Eichenwaldungen, bis wir in der letztgenannten Ortschaft nach zweistündigem Marsche (11h 45′) anlangten. Das Niveau derselben bestimmte ich zu 2808′ *), sie liegt daher noch nicht 2000′ über Calcándele. Auch

*) Siedepunct in Weïþa = 207°,0 F. bei einer Lufttemperatur von [illegible]° R.

traf ich hier noch einige Kornfelder, deren Getraide der Sichel eben damals entgegenreifte, übrigens steile Bergwiesen längs des Thalbetts, welche die Bewohner des Dorfs abzumähen beschäftigt waren. Weïtza liegt in einer engen, wohlbewässerten Schlucht und ist von einem alpinen Amphitheater nach allen Seiten umgeben. Hohe Kalkfelsen oberhalb der Baumgrenze liegen in der nördlichen Seitenkette; westwärts erhebt sich unmittelbar die Kobelitza und andere zum Hauptjoche des Scardus gehörige Gebirgshöhen; durch die Spitzen der südlichen Thalwand wird endlich die Aussicht gegen das Tèttovo dem Blick entzogen. Die Kobelitza selbst trägt an ihrem Fuße einen Gürtel von Eichenwald, der bei Weïtza beginnt und an dessen oberer Grenze eine Mandra sichtbar ist, von welcher wir den Berg zu ersteigen beabsichtigten.

Da uns bis zu dieser Mandra, wo wir übernachten wollten, nur eine Stunde Wegs noch übrig blieb, so verweilten wir während der heißen Tageszeit bei dem albanischen Vorsteher von Weïtza. Anfangs wurden einige heftige Gespräche, die zwischen diesem und meinem türkischen Capitain vorfielen, wenig von mir beachtet, zumal da sich die Redenden einer Sprache bedienten, die auch Dimitri nicht verstand. Inzwischen versammelten sich allmählig die Albanesen in größerer Zahl, bärtige Männer, von rohem, unbändigem Aussehen, Alle mit Flinten bewaffnet, von denen auch einige sechsfüßige in dem Hause des Primaten an der Wand hingen. Gegen mich bezeigte man sich höflich, bereitete Mittagsbrod und breitete zu meiner Bequemlichkeit Schaffelle am Boden aus. Die Frauen blieben ganz unsichtbar, indem die Albanesen dieser Gegend sich zum Islamismus bekennen und dessen Satzungen sogar treuer nachkommen sollen, als die Türken selbst. Als wir aufbrechen wollten, kam es zu einem förmlichen Streite zwischen meinen Begleitern und den Albanesen. Ich erfuhr jetzt, daß man uns nicht gestatten wolle, die Mandra zu besuchen, weil sie von Weibern aus dem Orte bewohnt ward. Hätten wir hierin nachgegeben, so wäre die Besteigung der Kobelitza vereitelt worden. Mein Capitain berief sich auf den Befehl des Pascha und fuhr die Widersetzlichen barsch an, ob sie es wagten, sich gegen ihren Herrn aufzulehnen. Die kecke Antwort

blieb nicht aus, allein bei den Worten hatte es sein Bewenden, und so drohend ihre Zahl, ihre bewaffnete Stellung und ihr Character erscheinen mochten, so bequemten sie sich doch endlich nach langem Zaudern, unserm Ansinnen nachzugeben und die Frauen in eine andere Mandra überzuführen. Jetzt aber trat eine neue Schwierigkeit ein, durch das roh türkische und zugleich unter den obwaltenden Umständen höchst unvorsichtige Benehmen meines Capitains herbeigeführt. Namens des Pascha forderte dieser Fourage für unsere Pferde, und zwar nicht bloß zum augenblicklichen Gebrauch, sondern er ging so weit, auch für den Bedarf des folgenden Tags das erforderliche Heu zu verlangen und überdies zum Transporte desselben Pferde aus dem Dorfe in Anspruch zu nehmen. Offenbar hatte ihn der frühere Widerstand gereizt, um noch kräftiger aufzutreten: denn es war augenscheinlich, daß unsere Pferde bei den Mandren hinlängliches Futter finden würden. Die Albanesen, wohl wissend, daß der Capitain sie nimmermehr bezahlen würde, weigerten sich natürlich, seiner Erpressung sich zu fügen, und schützten vor, daß sie ihre Pferde bei der Erndte nicht entbehren könnten. Der Streit wurde jetzt noch heftiger als zuvor und ich verstand zu wenig von dem ganzen Handel, um vermittelnd einzuschreiten, wodurch ich in diesem Falle die bedenkliche Unannehmlichkeit leicht hätte beendigen können. Zuletzt ritt der Capitain, bereits im höchsten Maße leidenschaftlich aufgeregt und von dem Wunsche beseelt, seine Macht und Würde zu zeigen, auf den nächsten Wortführer zu, riß seinen Säbel aus der Scheide und drohte mit Gewalt zu erzwingen, was man zu verweigern kein Recht habe. Diese Demonstration, wodurch ein Türke asiatischer Abkunft gegen albanische Glaubensgenossen zu Gunsten eines Christen handelte und zugleich mir ein Beispiel von dem Drucke, der auf jenen Ländern lastet, vor die Augen führte, war, anstatt wie ich fürchtete zu einem Handgemenge zu führen, von der erwarteten Wirkung begleitet: mürrisch und dem Anscheine nach Böses im Schilde führend gehorchte man dem eigenmächtig Steuern erhebenden Diener des Pascha und der Frieden ward erst wiederhergestellt, als ich, nunmehr von der Ursache des Streits unterrichtet, Heu und Pferde zu

vergüten im Stillen erklären ließ. So traten wir unter dem Geleite des Dorfältesten und einiger andern Albanesen den Weg nach der Mandra an, während unsere Soldaten zurückblieben, um für die Ausführung der getroffenen Anordnungen Sorge zu tragen. Ich überließ dem Primaten mein Pferd, um ihn mir persönlich zu verpflichten: denn ich begriff leicht, daß die Chancen zu unangenehmen Begegnissen noch nicht vollständig beseitigt waren und daß ein neuer Streit zwischen den türkischen Soldaten und den Albanesen um so eher zu besorgen stand, als der Dorfälteste der Einzige gewesen, der zur Ruhe und zum Frieden gerathen hatte.

Wir stiegen von Weïtza (3h 30′) am Saume des Eichenwalds und über Wiesen, auf denen einige Sennhütten zerstreut lagen, steil bergan. Die Mandra, in welcher wir Aufnahme finden sollten, ist eine der am höchsten gelegenen: ich bestimmte das Niveau *) derselben zu 4178′. Als wir uns auf eine kurze Strecke genähert hatten (4h 30′), gingen die Albanesen voraus, um die Frauen zu entfernen. Inzwischen mußten wir eine geraume Weile hinter einem Rasenhügel, der die Aussicht nach der Hütte versperrte, zurückbleiben, damit uns der Anblick dieser albanischen Schönheiten auch nicht einen Augenblick in Versuchung führen möchte. Die Mandra war noch ärmlicher, als die bulgarischen auf der Ljubatrin, zwar von gleicher Größe und mit ähnlichem Geräth versehen, aber unter Strohdach und ohne Thüren, so daß man nur kriechend durch zwei mit Lappen verhängte Oeffnungen hineinkommen konnte.

Während nun ein Lamm zum Abendessen geschlachtet wurde, benutzte ich die noch übrigen Abendstunden zur Untersuchung einer Wand von Kalkfelsen, die sich etwa 500′ über der Mandra befinden. Nur ein kleiner Albaneserbube begleitete mich und trug willig Hammer und Geräthschaft. Bis zur Mandra fehlte den Bergwiesen noch der Schmuck der alpinen Blumen, die von hieraus allmählig in derselben Höhe, wie auf der Ljubatrin, aus

*) Siedepunct in der Mandra an der Kobelitza = 204°,5 F. bei einer Lufttemperatur von 15°. R.

dem Rasen hervorzusprossen beginnen, zuerst eine weiße Nelke und das rothe Pindusgeranium *). Bei jenen Kalkfelsen aber sah ich mich bereits von zahlreichen alpinen Gewächsen umgeben, hier lag der erste Schnee in beschatteten Senkungen des Gesteins und hier ist auch erst das Niveau, in welchem ich seitwärts an mehren Puncten die Baumgrenze wahrnahm. Denn die Kobeliza ist in diesen Höhen einigermaßen mit Laubholz bewaldet, während die Wiesen gegen Weïza von diesen Wäldern eine keilförmige Fläche ausscheiden. Von meinem Standpuncte, der ungefähr in halber Höhe zwischen dem Gipfel und dem Thal von Weïza einsam hervorragt, konnte ich einen beträchtlichen Theil des Bergs sowohl aufwärts als abwärts überblicken, die ganze östliche Seitenfläche des Kegels, die einen Abhang von mehr als 4000' Tiefe ausmacht. Alles ist ohne Furchen und Thäler in voller Breite ebenmäßig, jedoch steil geneigt und überhaupt arm an Felsen oder Schluchten. So wird die schiefe Ebene vollständig von grünen Rasen und Alpentriften bedeckt und weder Gesträuch noch Farnkraut schmälern den Erwerb des Hirten, der hier während des Sommers einer freigebig ihre Gaben spendenden Natur sich zu erfreuen hat. Ringsum und hoch oben bis an den Scheitel des Bergs sah ich die zahlreichen Rindvieh- und Schaf-Heerden auf dem weiten Wiesenteppich theils gelagert, theils zu den Sennhütten hinabziehend. Eine derselben weidete gerade über meinem Haupte. Die Knaben, die sie hüteten, bemühten sich, Steine auf uns zum Scherz herabrollen zu lassen, die ungeachtet der beträchtlichen Entfernung dennoch neben uns vorüber durch die Luft sausten: denn auf dem ganzen Abhange wurden sie durch nichts aufgehalten und gelangten bis zu dem Absatze, auf dem unsere Mandra stand.

Die Sonne ging unter, noch ehe ich zurück war. Die Heer-

*) Dianthus integer Vis. Geranium subcaulescens l'Her. Ebenso an feuchten Orten Geum macedonicum m. und Cirsium appendiculatum m. — Veratrum album L. verbreitet sich an der Kobeliza ausnahmsweise bis tief in die Waldregion, indem es, wahrscheinlich in Bächen herab- 't, sich auf den Wiesen bei Weïza angesiedelt hat.

den, die zu der Mandra gehörten, waren indessen daselbst angelangt, wo sie, der Wölfe wegen durch Hürden und durch eine große Zahl von Hunden geschützt, die Nacht im Freien zubringen sollten. Da ich die Soldaten mit dem Heu nicht hatte ankommen sehen, wiewol der ganze Weg von Weïtza stets in meinem Gesichtskreise lag, so näherte ich mich der Mandra, in deren Umgebung ich Niemand von den Unsrigen erblickte, mit einiger Besorgniß vor erneuten Widerwärtigkeiten. Als ich noch einige hundert Schritte davon entfernt war, traten zwei bewaffnete Albanesen aus der Hütte hervor und schritten hastig auf mich ein. Ich wurde jedoch bald von meiner Furcht befreit, da sie mir nur entgegenkamen, um mich gegen die Hunde zu beschützen. Alle Uebrigen waren in der Mandra um das Feuer gelagert, auch die Soldaten mit dem Heu, gleich nachdem ich fortgegangen, ohne Fährlichkeit eingetroffen. Indessen konnten die ruhigen Gespräche, womit sich jetzt die Türken und Albanesen die Zeit verkürzten, zumal da im Albanischen auch das gewöhnliche Gespräch durch die scharfe Betonung der Wörter wie Streit klingt, das Mißtrauen nicht ganz beseitigen, das mir die Eindrücke des Tags einmal eingeflößt hatten. Namentlich erregte die boshafte Physiognomie eines Albanesen meine Aufmerksamkeit, der seine Augen beständig spähend umherwarf und, als ich mich eben allein mit ihm in der Mandra befand, während die Uebrigen sich draußen im Mondschein gelagert hatten, die Waffen der Türken, die in einem Winkel zusammen aufgestellt waren, einzeln einer sorgfältigen Prüfung unterzog. Da ich nun die Betrachtung anstellte, daß neun wohlbewaffnete und von meinen Begleitern übermüthig behandelte Albanesen gegenwärtig waren, die sich aus Weïtza nach und nach eingefunden hatten, und daß von uns fünf Männern, indem auf den Postillon nicht zu rechnen war, nur zwei mit Flinten versehen, die Andern aber leichte Waffen trugen, so wagte ich so wenig als Dimitri, dem Schlafe mich hinzugeben, und obgleich die Nacht ruhig vorüberging, so wurden durch solche Vorsichtsmaßregeln doch die Beschwerden der Reise sehr erhöht.

22. Julius. Mit aufgehender Sonne befanden wir uns schon auf dem Marsche zum Gipfel der Kobelitza, den man von

der Mandra aus binnen zwei Stunden mühsam zu ersteigen vermag. Unsere Pferde und das Gepäck wurden mit dem Postiler bis zu einer andern Mandra, die an der Straße von Calcándele nach Prisdrén liegt, jedoch ohne Bedeckung vorausgeschickt. Uns Andere begleitete Einer der Albanesen als Führer bis zur Spitze. Bald wurden die Sohlen meiner Schuhe auf dem schiefen, glatten Boden, dessen kurzer Rasen den Abhang bis zur Spitze bekleidet, so schlüpfrig, daß ich, um nicht in die Tiefe hinabzugleiten, auf die in bloßen Füßen sicher schreitenden Begleiter mich zu stützen genöthigt ward. Den Neigungswinkel des Kegels schätzte ich auf 35°, und so ging's von der Mandra bis zum höchsten Gipfel in gerader Linie ununterbrochen steil bergan. Der letztere liegt *) 7076′ über dem Meere, daher etwa 2900′ höher als die Mandra, ein Abstand, den ich in der That in 120′ zurücklegte. Einige Stunden verweilte ich auf dem höchsten Puncte, vom wolkenfreien Himmel begünstigt.

Der Gipfel der Kobelitza besteht aus einer Rasenbank, die kaum 5′ breit ist, aber sich wohl 100′ weit der Länge nach mit schwacher Wölbung ausdehnt. Die Richtung dieses Grats steht senkrecht auf der Axe des Gebirgs, in Uebereinstimmung mit den großen Thälern, die einerseits nach Calcándele, andererseits nach Prisdrén von dem benachbarten Passe des Scardus hinablaufen. Am nordwestlichen Ende des Grats liegen Kalksteinwände, die sich weiter abwärts gegen das Querthal von Prisdrén zu ungeheuern Felsabgründen ausbilden. Auch nach Südwest, wo der Hauptgebirgspaß sich befindt, trennen senkrechte Wände den Gipfel der Kobelitza von dem nächsten Uebergangspuncte über das Gebirgsjoch. Von Nordost bis Südost aber reichen die Rasenabhänge, über die wir heraufgestiegen waren. Drei Pässe der

*) Siedepunct auf dem Gipfel der Kobelitza um 9h M. = 199°,25 F. bei einer Lufttemperatur von 12° R. — Die Höhe dieses Puncts wurde auch durch Herrn von Friedrichsthal barometrisch bestimmt. In seinen handschriftlichen Angaben finde ich den Werth zu 7219′ berechnet. Ueber diese Differenz zwischen beiden Messungen vergl. die zweite Note zu S. 127.

Hauptkette, die man vom Gipfel übersieht, erreichen eine übereinstimmende Höhe, die ich auf 5000′ schätze: sie werden von den dazwischengelegenen Spitzen um 1—2000′ übertroffen. Von diesen überblickt man indessen nur wenige, weil die nahen Seitenketten sehr bedeutend hervorragen. Abgesehen von den minder bedeutenden, die von der Kobelitza selbst ausgehen, sind es besonders die beiden das Thal gegen Calcándele einschließenden Ketten, die den weitern Umblick auf eine enge, aber großartige Alpenlandschaft einschränken. In der nördlichen Kette, die jenseit Weïtza liegt., erheben sich drei Gipfel aus dem von Kalksteinfelsen weißglänzenden Kamme. Um die südliche Gliederung darzustellen, müssen wir nochmals den Hauptpaß, dem die Straße folgt, erwähnen. Dieser liegt zwischen einem Vorberge der Kobelitza und einem andern Gipfel des Scardus, der Babasanitza heißt und minder bedeutend ist. Von diesem aber löst sich der das Thal gegen Calcándele südlich begrenzende Seitenkamm ab, der mit dem hochalpinen, Schnee tragenden Gipfel Zari-Baschina gerade über dem Téttovo endigt. Ueber diesen Seitenkamm ragen noch zwei Alpenmassen hervor, von denen die nächste sehr ausgedehnt, wild zerrissen und schneereich von den Bulgaren Crivosia, von den Türken Egribo-jur genannt wird. Zwischen Crivosia und Babasanitza erblickt man endlich in weiter Ferne den Coráb (S 40° W am Compaß), als eine zusammenhängende, aufgethürmte Schneemasse. Uebrigens gewährt die Kobelitza vermöge ihrer centralen Stellung im Scardus nur wenig Aufschlüsse über die Structur der benachbarten Landschaften und die Aussicht beschränkt sich fast ganz auf die beiden Thaldurchblicke nach Macedonien und Albanien. Am Ausgange des albanischen Querthals zeigte der Compaß die Festung von Prisdrén unter W 55° N und den schon von der Ljubatrin gesehenen Berg Bastrik unter W 35° N. In Macedonien sah ich die höchste Erhebung des Babuna, wahrscheinlich dieselbe Spitze, die ich zwischen Perlepé und Uesküeb beständig in den Augen hatte, unter O 40° S, die Stadt Calcándele unter O 45° S, das Südende des Téttovo unter S 15° W. Hier zeigten sich auch noch zwei Bergspitzen, die ich nur zweifel-

haft auf meine Ansichten *) von der Ljubatrin beziehen kann nämlich der Muzbatsch (?) im magnetischen Meridian und der Keristeri (?) unter S 10° O.

Um die Vegetation der Kobelitza zu characterisiren, habe ich nur wenige allgemeinere Bemerkungen den mitzutheilenden Pflanzenverzeichnissen beizufügen: denn, wie es vorauszusehen ist, ergiebt sich eine wesentliche Uebereinstimmung mit den an der Ljubatrin beobachteten Verhältnissen. Dagegen war meine Ausbeute an Gewächsen der alpinen Region auf der Kobelitza beinahe ver-delt so groß und überhaupt, da sie mehr als 90 Arten zählt, reichhaltiger als auf irgend einem der früher besuchten Berge. Ferner ist die Analogie, die zwischen der Ljubatrin und Kobelitza in der Ausdehnung der Regionen, in dem Mangel der Alpensträucher, in der Vertheilung der Kräuter und Gräser, in der Wiesenbekleidung des Bodens, kurz in dem Character des Ganzen stattfindet, doch in den minder hervorstechenden Einzelnheiten so wenig ausgeprägt, daß z. B. von jenen 90 Arten nur ein Drittheil auf beiden Bergen zugleich von mir beobachtet wurde. Berücksichtigt man nun hierbei die physischen Verhältnisse, von denen die Verbreitung der Pflanzen abhängt, so findet man in diesen eine solche Uebereinstimmung zwischen beiden Bergen, daß man sich vergebens bemühen würde, einen Zusammenhang unter den Bedingungen des Pflanzenlebens und den Formen, in welchen die Vegetation auftritt, nachweisen zu wollen. Die einzige Verschiedenheit liegt in der geognostischen Formation. Jenes eigenthümliche Kalkgestein, welches die Ljubatrin zusammensetzt und an seinen rauhen Verwitterungsflächen **) leicht wieder erkannt wird, bildet zwar auch den Gipfel der Kobelitza, wechselt aber hier an den der Mandra zunächst gelegenen Abhängen mit den Schiefern

---

*) Vergl. S. 272 u. 275.

**) Vergl. S. 264.

rassen ab, die sich von da bis nach Calcándele erstrecken. Bereits Boué *) bemerkte, und seine Beobachtung hatte ich zu wiederholen Gelegenheit, daß dieser Kalkstein nesterförmig von dem Schiefer umschlossen werde. Da nun zwischen der Mandra und dem Gipfel die Formation auf diese Weise mehrfach wechselt, so würde die Kobelitza zu Beobachtungen über den Einfluß des Kalk- und Schiefer-Gesteins auf die Vegetation besonders geeignet erscheinen. In der That tritt eine bemerkenswerthe Aenderung in der Zusammensetzung der Alpenwiesen ein, sobald man den Schieferboden zwischen der Mandra und den oben erwähnten Felsen verläßt und auf den kalkhaltigen Boden übertritt. Allein ähnliche Verschiedenheiten lassen sich nicht in den höhern Regionen des Kegels nachweisen. Ich habe zwar einige Felspflanzen niemals auf Schieferunterlage gefunden, aber die Gräser, die dort den Rasen bilden, und die sie begleitenden Kräuter schienen durchaus nicht dem Wechsel der Formation gemäß sich zu ändern, wiewohl mit der Höhe darin auffallende Gegensätze eintraten **). Ferner sind von 30 Gewächsen, die ich an der Kobelitza auf Schieferboden in der Nähe der Mandra sammelte, 9 Arten auch auf der Ljubatrin einheimisch, also verhältnißmäßig eben so viele beiden Gebirgsarten, als beiden Bergen überhaupt gemeinschaftlich. Endlich führt die denkwürdige Thatsache, daß zwei der häufigsten Pflanzen der Ljubatrin, nach denen ich zwei Vegetationsgebiete von dessen Alpenflora characterisirt habe, die Paronychia und Dryas, auch auf dem Kalkboden der Kobelitza gar nicht gefunden wurden, noch bestimmter zu der Ansicht, daß diese örtlichen Unterschiede nicht auf die chemische Beschaffenheit des Bodens bezogen werden können und daß sie vielmehr auf dem gegenwärtigen Standpuncte der Pflanzengeographie ganz unerklärt bleiben müssen. So bietet auch in den Alpen fast jeder Berg seine botanischen Eigenheiten dar, ohne daß der Grund,

*) Bd. 2. S. 37.

**) So ist die Festuca fibrosa nov. sp. auf einen Gürtel von etwa 5500'—6500' eingeschränkt, wo sie den Rasen allein zusammensetzt. Dies ist eine hochwüchsige Art aus der Gruppe von F. nigricans L.

weshalb so viele Arten der Gebirgsflora nur sparsam verbreitet sind, irgend zu enträthseln wäre.

Indem wir die angeführten Messungen von Calcándele = 848′, von Weïtza = 2808′, von der Mandra = 4178′ und vom Gipfel der Kobelitza = 7076′ zu Grunde legen, erhalten wir für die Pflanzenregionen dieses Bergs folgende Werthe:

1) Mitteleuropäische Region. 850′—4670′.
   a) Gürtel der Eichensträucher nebst nackten Thalgehängen. 850′—2800′.
   b) Bergwiesen nebst hochstämmigem Eichenwald. 2800′—4670′.
2) Alpine Region. 4670′—7076′.

850′—2800′. Diese Region liegt ganz in demselben Niveau, wie an der Ljubatrin, und wird vorzüglich durch die dort bemerkten Eichensträucher characterisirt, mit denen im Thal der Kobelitza zuweilen Ahorn- und Weiden-Gebüsch in Gemeinschaft wächst *). Steilere Abhänge sind nackt oder mit einzelnen Felspflanzen **) bewachsen. Die obere Grenze dieses Gürtels bezeichnet das Niveau, in welchem an den Kornbau die Wiesencultur sich anschließt.

2800′—4670′. Die Bergwiesen, deren Zusammensetzung ich hier genauer studirt habe, stimmen in ihren Bestandtheilen ***), beinahe bis in das geringste Détail mit denen des mitteleuropäi-

*) Quercus Esculus L. Querc. apennina Lam. — Acer obtusatum Kit. Salix grandifolia Ser.

**) Scabiosa hybrida Coult. Cirsium afrum DC. Galium Cruciata Scop. — An Wegrändern: Pastinaca opaca Bernh. An quelligen Orten: Orchis macedonica m.

***) Festuca ovina L. F. elatior L. Briza media L. Avena flavescens L. Agrostis canina L. Anthoxanthum odoratum L. Nardus stricta L. — Thymus Serpyllum L. Veronica Chamaedrys L. Leontodon hastilis L. Pimpinella Saxifraga L. Seseli polyphyllum Ten. Bupleurum Sibthorpianum Sm. Potentilla astracanica Jacq. Trifolium pratense L. Tr. alpestre L. Helianthemum vulgare Pers. Dianthus deltoides L. Cerastium vulgatum L.

schen Flachlandes überein. Erst in dem obern Gebiete von 4200′—4670′ treten einzelne Repräsentanten der alpinen Flora unter diesen Gräsern *) auf, während zugleich die Bruckenthalie und der Zwergwachholder sich zum ersten Male zeigen. Die Eiche, welche den Hochwald bildet, kommt mit einer italienischen Varietät der nordischen Eiche**) überein. Nach deren oberer Grenze bestimme ich das Gebiet dieses Gürtels, wobei indessen zu bemerken wäre, daß die Bergwiesen hier in geringerm Grade, als an der Ljubatrin, von den eigentlichen Alpentriften getrennt werden.

4670′—7076′. Aus dem vorhergehenden Verzeichnisse ergiebt sich, welche Formen der alpinen Region sich einige hundert Fuße abwärts unterhalb der Baumgrenze verbreiten. Dann aber verschwinden die Wiesengräser der Waldregion größtentheils, zahlreiche neue Arten treten auf und so bildet sich die alpine Flora allmählig rein hervor. Das erste Verzeichniß enthält meine Ausbeute ***) von den Kalkfelsen an der untern Grenze dieser Re-

---

*) Folgende Gewächse finden sich erst oberhalb 4200′ und zwar auf Schieferboden: Carex sempervirens Vill. Juniperus nana W. Polygonum Bistorta L. var. Primula Columnae Ten. Verbascum heterophyllum m. Campanula spathulata Sibth. Senecio abrotanifolius L. Achillea lanata Spr. Erigeron alpinus L. Willemetia apargioides Neck. Galium lucidum All. G. pusillum L. var. Bruckenthalia spiculiflora Rchb. Sieversia montana W. Potentilla aurea L. Onobrychis sativa Lam. var. montana DC. Geranium subcaulescens l'Her. Dianthus integer Vis. Alsine verna Bartl. Cerastium alpinum L. C. sylvaticum Kit. Ferner verbreiten sich längs der Bäche aus der alpinen Region abwärts bis 4200′: Juncus lamprocarpus Ehrh. Eriophorum angustifolium Rth. Cirsium appendiculatum m. Geum macedonicum m. Stellaria glauca With. Cardamine latifolia Vahl. Sodann gehört dieser Region das Veratrum album L. (s. o.) und den schmelzenden Schluchtenschnee umgeben Plantago montana W. und Agathophytum bonus Henricus Moq. var. rubescens.

**) Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten.

***) Asplenium fissum Kit. Ptarmica Aizoon m. Scutellaria alpina L. Scrofularia caesia Sm. Saxifraga media G. S. scardica m. Sedum altissimum Poir. Silene saxifraga Kit. Arabis alpina L. var.

gion, das zweite *) alle übrigen Pflanzen, die auf den Triften von da bis zum Gipfel des Bergs mir nach und nach vorkamen. Holzgewächse fehlen durchaus.

Auf dem Rückwege von dem Gipfel der Kobelitza wanderten wir am östlichen Abhange des Gebirgsjoches in südlicher Richtung, um die Mandra, die an der Straße nach Prisdrén liegt, zu erreichen. Auf der Höhe eines Seitenkamms angelangt, sahen wir diese Hütte tief unter uns im Thal, geriethen aber in einige Besorgniß, als wir von unsern Pferden keine Spur entdecken konnten. Inzwischen fiel hier eine Scene vor, die mir den

---

— Auf Schutthalden wächst sociell: Senecio rupestris Kit., jedoch tiefer am Berge.

*) Poa alpina L. Festuca fibrosa nov. sp. F. ovina L. Sesleria marginata nov. sp. Phleum alpinum L. Aira flexuosa L. var. Lilium pyrenaicum Baumg. Luzula nigricans Desv. Rumex Acetosella L. Polygonum viviparum L. Plantago montana W. var. Thymus acicularis Kit. Myosotis alpestris S. Alkanna noneiformis m. A. pulmonarioides m. Pedicularis verticillata L.: noch auf dem Gipfel. Ped. leucodon. nov. sp. Veronica bellidioides L. V. Chamaedrys L. Gentiana verna L. Jasione orbiculata nov. sp. Phyteuma orbiculare L. Campanula spathulata Sibth. Hedraeanthus Kitaibelii DC. Aster alpinus L. Antennaria dioeca Gärtn. Gnaphalium supinum L. Senecio abrotanifolius L. Ptarmica Aizoon m. Pt. scardica nov. sp. Achillea Jacea m. Galium incurvum Sm. Asperula longiflora Kit. Saxifraga controversa Sternb. S. Aizoon Jacq. Trinia vulgaris γ. Dalechampii DC. Neogaya simplex Meissn. Sedum atratum L. S. annuum L. S. repens Schl. Potentilla aurea L. Anthyllis Vulneraria L. Lotus corniculatus L. Trifolium noricum Wulf. Tr. pallescens Schreb. Scleranthus perennis L. Alsine verna Bartl. Dianthus nitidus Kit. var. Viscaria atropurpurea m. Linum flavum L. var. capitatum Kit. L. catharticum L. Helianthemum oelandicum Wahlb. Viola tricolor L. var. Draba aizoides L. var. Arabis constricta nov. sp. Thlaspi alpinum Jacq. Koniga scardica nov. sp. Ranunculus Villarsii DC.

Neuem ein vorsichtiges Verhalten anzuempfehlen geeignet war. Ich fand mich allein mit den türkischen Soldaten, als zwei Albanesen auf einem benachbarten Hügelkamme erschienen und, indem sie Zeichen gaben, als wären sie nur die Vordersten von einer größeren hinter der Höhe verborgenen Mannschaft, in größter Eile uns entgegenliefen. Plötzlich, als sie uns nahe gekommen waren, legten sie ihre Flinten auf uns an, was meine Türken auf der Stelle erwiederten. Statt aber zu schießen, setzten die Albanesen ihren Lauf fort, erhoben ein Geschrei und kamen lachend bei uns an, indem sie uns nur hatten schrecken oder scherzhaft begrüßen wollen. Wäre dieser Scherz von den Soldaten eben so sehr mißverstanden, als von mir, so würden die Albanesen wahrscheinlich auch dem Ernste nicht abhold gewesen sein: wenigstens zeichnete der Eine von ihnen sich durch eine wirklich grauenhafte Gesichtsbildung aus, der alle bösen Leidenschaften ihren Stempel aufgedrückt zu haben schienen. Die Sonne hatte ihn schwärzlich gefärbt, als wäre Mohrenblut in ihm gewesen, aber die mißtrauisch stechenden Augen bezeichneten den Sohn des Landes: denn Mißtrauen im Blick ist ein characteristischer Zug bei allen Gebirgsalbanesen dieser Gegend, und niemals wird der Reisende einen Bulgaren oder Türken mit ihnen verwechseln. Zuletzt feuerten die Beiden ihre Flinten in die Luft und, indem meine Begleiter den Gruß auf dieselbe Art erwiederten, so schallte ein lebhaft wiederholtes Echo aus allen Thälern zurück. Dann warfen die Albanesen sich auf den Rasen, wir lagerten uns gleichfalls, einige Worte wurden gewechselt, wobei die Türken sich nichts weniger als unterwürfig behandelt sahen, dann zogen die wilden Gesellen weiter. Von unsern Pferden wußten sie keine Auskunft zu geben oder wollten dies nicht thun.

Da unserm Postillon streng befohlen war, in der erwähnten Mandra uns zu erwarten, so befanden wir uns durch sein Ausbleiben in großer Verlegenheit und wußten nicht, wohin wir, um ihn wiederzufinden, in dem weitläuftigen Gebirge uns wenden sollten, wobei es noch unangenehmer war, daß wir unsern albanesischen Führer schon früher zurückgesendet hatten. Der Capitain vermuthete die Pferde bei einer andern Mandra, die in einem

Seitenthale der Kobelitza versteckt lag. Auf einem beschwerlichen Pfade erreichten wir dieselbe nach geraumer Zeit, aber auch dieser Weg war vergeblich. Niemand wollte unsere Pferde gesehen haben. Wir kehrten daher nach der Straße zurück, wo unterhalb des Passes nur die einzige Mandra sich befindet. Es blieb nichts Anderes mehr übrig, als anzunehmen, daß der Postillon weiter auf dem Wege nach Prisbrén fortgeritten sei, vorausgesetzt, daß ihm kein Unglück begegnet wäre. Einen der Soldaten sendeten wir auf Kundschaft nach der Mandra und schlugen selbst den Weg nach dem Passe ein, der noch 2 Stunden von da entfernt lag. Der Abgesandte fand die Hütte verschlossen, aber nach langem Pochen antwortete man ihm von Innen, ohne zu öffnen. Man erklärte, es sei ein Postillon vor einigen Stunden ohne anzuhalten aufwärts nach dem Passe zu vorübergeritten. Diese Nachricht mußte uns in der That noch mehr über dessen Schicksal beunruhigen: denn die Straße bleibt von hieraus mehre Stunden in völliger Einsamkeit, und eben diese Strecke ist wegen räuberischer Albanesen verrufen. Sodann erfuhren wir, was unsere Besorgniß vermehrte, daß der Postillon, von Geburt ein Zigeuner, eine Gesellschaft seiner herumstreifenden Landsleute angetroffen und diesen gestattet habe, sich der Pferde während unserer Abwesenheit zu bedienen. Mittag war lange vorüber und immer noch Niemand auf dem Wege zu erblicken, den wir jetzt fast bis zur Höhe des Passes übersehen konnten. Zu diesem Mißgeschick gesellte sich noch ein anderes: denn des bejahrten Capitain's und Dimitri's Kräfte waren so durchaus erschöpft, daß sie erklärten, den Paß nicht mehr ersteigen zu können, und in dem Thale, so lange die heißen Stunden dauerten, sich auszuruhen anschickten. Ich warf dem Capitain vor, daß er die Schuld alles Widrigen trüge, das uns theils begegnet sei, theils noch widerfahren könne, weil er, meiner Anordnung entgegen, das Gepäck ohne Schutz seinem Schicksal überlassen habe, und erwiederte übrigens, daß ich ihn nicht hindern könne, zurückzubleiben, daß ich selbst aber weiterzugehen entschlossen sei und zur Begleitung einen der Soldaten in Anspruch nehme. Der andere Türke war schon früher vorausgeschickt worden, um die Pferde aufzusuchen. Und so

trennten wir uns Alle, jedoch ohne den Reitpfad zu verlassen. Ich wanderte dem Passe zu, wo die macedonischen und albanischen Gewässer sich scheiden. Links lag das Thal, durch welches die Straße nach Calcándele heraufführt und in dessen Tiefe ein albanisches Dorf sichtbar war, über dem die Schieferfelsen jäh emporstiegen. Einige Viehheerden weideten an den Abhängen der Kobelitza, deren südlichen Vorberg ich bereits, im Niveau des Passes mich befindend, umging. Endlich kam der ausgeschickte Soldat mir entgegen: er hatte den Postillon glücklich aufgefunden. Als dieser bei der Mandra angekommen war, wo er uns erwarten sollte, hatte man, um jeder Brandschatzung zu entgehen, dieselbe nicht öffnen wollen, dagegen dem Postillon erklärt, wir müßten von der Kobelitza zunächst nach dem Passe herabsteigen, und er werde uns einen bedeutenden Umweg ersparen und gutes Futter für seine Pferde finden, wenn er sich dorthin begeben wolle. Ich schickte nun die Pferde eilends zurück, die Gefährten abzuholen, bald galopirten sie herbei, und so hielten wir auf dem Passe, vergnügt, so viel befürchteten Fährlichkeiten glücklich entgangen zu sein, unsere verspätete Mittagsmahlzeit. Den Capitain aber stellten die Entschuldigungen des Postillons keineswegs zufrieden. Er warf ihm seinen Ungehorsam, seine eigenmächtige Handlungsweise vor, er wisse selbst, daß er sich der augenscheinlichen Gefahr, Pferde und Gepäck zu verlieren, ausgesetzt habe, wenn er, entfernt von jeder Hülfe, mehre Stunden oben auf dem Passe sich aufgehalten. Der Gescholtene suchte sich zu verantworten, mußte indessen schweigen, als er erfuhr, daß wir auch von seiner Gemeinschaft mit den Zigeunern unterrichtet waren. Seine Bitten, ihm Verzeihung zu gewähren, fruchteten nicht: der Capitain riß ihn zornig vom Pferde, ließ ihn von den beiden Soldaten halten und fing an ihn auszupeitschen. Vergebens versuchte ich, mein Ansehen geltend zu machen, und mußte der Augenzeuge einer grausamen Behandlung sein, der nicht eher ein Ziel gesetzt wurde, als bis die Leidenschaft des Türken ganz befriedigt war. Mit solchen Eindrücken überschritt ich die Grenze von Albanien.

Die Höhe des Passes, auf dem ich mich jetzt befand, konnte

ich aus Mangel an Wasser nicht bestimmen: meine Schätzung, daß sie gegen 5000′ betrage, beruht darauf, daß sie die Baumgrenze um einige hundert Fuße übertrifft. Man rechnet von diesem Puncte noch 4 t. Stunden bis Prisdrén, aber die Entfernung ist beträchtlicher geworden, seitdem die Straße höher an die Thalwand gelegt worden ist. Der Paß bildet eine enge Mulde zwischen der Babasanitza und Kobelitza. Eine Stunde abwärts ist im albanischen Thale ein türkisches Blockhaus sichtbar. Die Aussicht ist übrigens auf einzelne Strecken beider Thäler eingeschränkt. Auch lag über den entferntern Gegenden ein eigner bläulicher Dunst, der während der heißen Tageszeit in den hiesigen Landschaften sich zu bilden pflegt: die Zeitpuncte des Sonnenauf- und Untergangs scheinen hier klare Fernsichten am meisten zu begünstigen.

Das Thal, durch welches wir jetzt an der albanischen Seite des Scardus wieder hinabsteigen mußten, gehört zu einer weitläuftigern Gliederung dieses Gebirgsstockes. Die Resna *), ein nicht unbedeutender Nebenfluß des weißen Drin, verläßt den Scardus, in welchem sie entspringt, bei Prisdrén, in nordwestlicher, also rechtwinklig auf der Gebirgsaxe stehender Richtung in die Ebene eintretend, dann aber sogleich nach Südwest sich umwendend. Dies ist der gemeinschaftliche Ausgangspunct für eine ganze Reihe von innerhalb des Gebirgs zusammenstoßenden Thälern. Den Hauptzufluß empfängt die Resna aus einem Längsthale des Scardus, das aus Nordost zwischen der Hauptkette und einem steilen, felsreichen Kalkvorgebirge verläuft, durch dessen Querspalte der Fluß eben seinen weitern Weg fortsetzt. Der Kamm dieses Vorgebirgs erstreckt sich demnach der Axe des Scardus parallel, reicht aber nicht bis zur Ljubatrin, sondern wird von dem dort erwähnten **) Längsthale durch einen Seitenpaß getrennt. In der Richtung dieser engen Thalwege zeigt sich uns

---

*) Dieser Name findet sich nicht auf den Charten: statt dessen ist ein Bach mit der Bezeichnung Bistritza, jedoch ganz ungenau, eingetragen.

**) Vergl. S. 273.

daher gleich beim Eintritt in Albanien jene Verschiedenheit *) in der Structur beider Gebirgsabhänge, die Bildung der albanischen Längsthäler im Gegensatze zu den macedonisch-thessalischen Ringbecken. Die übrigen Zuflüsse der Resna kommen aus 3 oder 4 Querthälern des Scardus, die etwa 2 Stunden oberhalb Prisdrén sternförmig zusammenstoßen und sich mit jenem Hauptarme vereinigen. Das südlichste derselben ist dasjenige, durch welches die Straße von Calcándele uns führte: die übrigen werden durch geringe Ausläufer der Kobelitza und anderer Scardusspitzen getrennt, und man kann das ganze System vom Wege aus übersehen. Das nächste Querthal, das sodann südwärts vom Passe folgt, steht schon in unmittelbarer Verbindung mit dem weißen Drin. Eine niedrige, von der Babasanitza ausgehende Seitenkette begrenzt daher das Gebiet der Resna gegen Süden. Da die Straße in bedeutender Höhe über der Thalsohle und nicht selten auf dem Kamme dieser Seitenkette selbst angelegt ist, so eröffnen sich von hieraus an vielen Orten übersichtliche Ansichten von der westlichen Gliederung des Scardus und von dessen Mittelkamm. Den Vordergrund bilden stets die ungeheuern Felswände der Kobelitza, die nebst andern benachbarten Gipfeln im Verhältniß zum ganzen Joche eine abgesonderte Gruppe darstellt. Dasselbe ist mit andern Erhebungen des Scardus der Fall, und so erscheint von der Ljubatrin an gerechnet von hier die Kobelitza als die vierte Gruppe von Alpenhörnern, die theils zu dem Hauptkamm, theils zu den Seitenketten gehören: nur die Ljubatrin selbst macht als isolirter Kegel von dieser Anordnung eine Ausnahme und ragt zuweilen über den Einsattelungen wie der Schlußstein des Ganzen hervor.

Von der Mandra am Fuße der Kobelitza reicht über den Paß das Schiefergestein wiederum ununterbrochen längs der Straße bis zu den Kalkvorgebirgen von Prisdrén. Diese albanischen Abhänge sind gleichfalls meistentheils waldentblößt, aber die untern Stufen häufig von Gebüsch bekleidet, jedoch nicht mehr von den macedonischen Eichensträuchern, sondern von Hasel-

*) Vergl. S. 141.

nüssen *). Auf den Höhen sind schöne Bergwiesen verbreitet, in der Tiefe des Thals liegen zahlreiche Dörfer.

Hat man die letzte Erhebung, den Kamm des Kalkgebirgs, eine halbe Stunde von Prisdrén erreicht, so steht man einem reichen Panorama überrascht gegenüber. Rechts über dem Thalwege der Resna liegen die Ruinen des Schlosses Demanitje, dann erscheint das türkische Fort von Prisdrén, an dessen Fuße die Stadt, jenseits der Bastrik, daneben die weite Ebene des weißen Drin und am fernen Horizonte die mächtige Alpenlinie des Bertiscus, dessen Schneefelder in den Strahlen der sinkenden Sonne glühten und sich glänzend am dunkeln Himmel abzeichneten.

Malerisch erstreckt sich die Stadt Prisdrén eine halbe Stunde weit wie ein schmales Band hart am Rande des Gebirgs. Sie zählt gegen 30 Minarets und nimmt sich, von hieraus gesehen, so großartig aus, daß man glauben könnte, sie wäre bedeutender, als Salonichi. Allein sie enthält nur 20000 Einwohner und diese leben in den ärmlichsten Umständen. Man rechnet nämlich auf 4000 Häuser 500 griechische und 3500 albanische Familien, von denen die große Mehrzahl der letztern sich zum Islamismus bekennt. Allgemein wird Albanisch gesprochen, jedoch auch ziemlich viel Türkisch und wenig Griechisch. Was den Namen der Stadt betrifft, so hört man insgemein Prisdrén, aber auch eine ganze Reihe von Modificationen dieses Worts: nämlich: Prisdra, Pisdra, Pisdren, Pisren, Pisra, Pisrend, Pisdrend, Prisdrend, Prisrend. Diese verschiedene Sprechweise, eine natürliche Folge des verschiedenen Genius der Landessprachen, so wie des Umstandes, daß die meisten Eingebornen nicht lesen und schreiben können, schien mir merkwürdig, in sofern sie ein Licht auf die mannigfaltige Schreibart der Städte des Orients wirft, und aus diesem Grunde habe ich den Umfang jener Abänderung

*) Corylus Avellana L. Wahrscheinlich ist der Kamm des Scardus überhaupt für manche characteristische Arten eine Pflanzenscheide. So trat gleich unterhalb des Passes ein geselliges Hypericum auf, das mir an den macedonischen Abhängen niemals vorgekommen war: H. Richeri Vill., bekanntlich eine auch in Croatien einheimische Pflanze.

vollständig und möglichst getreu mit dem Ohre aufzufassen versucht. Um den aus diesem Verhältnisse entspringenden Irrthümern und Mißverständnissen zu entgehen, müßten die Geographen jedesmal den Lauten der Landessprache gemäß oder etymologisch die richtigste Form zu erforschen suchen und sodann an diese übereinstimmend sich binden.

Die Dämmerung war schon angebrochen, als wir in das griechische Quartier hineinritten. Lange vorher war der Capitain mir vorausgeeilt, um meine Ankunft dem Pascha von Prisdrén zu melden und eine Wohnung für mich zu besorgen. Ich bemerke hierbei, daß der Reisende gar nicht wohl daran thut, sich eines türkischen Begleiters zu solchem Zwecke zu bedienen, sondern daß er, weil alles Fremde achtungsvoller behandelt wird, einer weit günstigern Aufnahme sich erfreut, wenn er durch den eignen fränkischen Diener angemeldet wird. So ging es auch hier, und wiewohl der Capitain nebst einem Cavás meiner bereits harrten, um mich nach dem vom Pascha bestimmten Quartier zu führen, so war doch das Haus des Griechen, das ich bewohnen sollte, so über alle Maßen elend und widerwärtig, daß, so viel ich auch früher schon in dieser Hinsicht erfahren, ich doch jetzt, von Abscheu erfüllt, mich verleiten ließ, noch eine zweite Botschaft an den Pascha zu senden. Hierauf erhielt ich zwar am folgenden Tage eine andere Wohnung, allein der Arzt des Pascha erzählte mir gleich zum Empfange die Geschichte eines jungen Deutschen, der, weil er sich unehrerbietig gegen den Capudan Pascha benommen, ohne Weiteres aus der Türkei verbannt worden sei, wobei er mit Beziehung hinzufügte, wer fremd sei und die Sprache nicht kenne, solle nur sehen, mit guter Manier in der Türkei durchzukommen, ohne Ansprüche zu erheben. Freilich war Ismed Pascha von Prisdrén ein Türke ganz anderer Art, als meine Gönner zu Ueskúeb und Calcándele, und wie sich das Naturell des Herrn den Dienern mittheilt, hatte ich gleich bei meiner Ankunft zu erkennen Gelegenheit. Als der Cavás mit meiner Gesellschaft das griechische Viertel betrat, kannte er das Haus nicht, wohin er mich führen sollte. Statt nun zu fragen, riß er den ersten Griechen, den er auf seiner Thür-

schwelle sitzend fand, mit Gewalt auf die Straße, befahl ihm, unser Führer zu sein, und da dieser sich der rohen Behandlung zu entziehen suchte, trieb er ihn gleich mit Faustschlägen fluchend vor sich her. Viele Leute liefen auf das Geschrei zusammen, aber Niemand wagte, für den schmählich behandelten Landsmann Partei zu ergreifen.

Zwanzigstes Capitel.

Reise durch Nordalbanien von Prisdrén nach Scútari.

Aufenthalt in Prisdrén. Ismed Pascha. Thal der Resna. Abreise nach dem Ducajin. Die Albanesen dieses Bezirks. Vegetation des Ducajin. Vereinigungspunct des schwarzen und weissen Drin. Nordalbanisches Grünsteingebirge. Engpässe des Drin am Südrande des Bertiscus. Ansicht des Scardus und Bertiscus. Eintritt in das Becken von Scútari. Aufenthalt in Scútari. Reise zur Quarantaine von Lastua.

23. Julius. Von der Familie eines dienstfertigen, wenngleich in Dürftigkeit lebenden Griechen aufgenommen, verlebte ich 3 Tage in Prisdrén. Meine Wohnung lag frei auf der Höhe und beherrschte die ganze Stadt und umliegende Ebene. Einige Straßen lehnen sich nämlich an einen felsigen Hügelrücken, die erste Erhebung des Scardus, die auf ihrem Gipfel das Fort trägt und nordöstlich mit steilen Kalkwänden in das Resnathal abfällt. Hierdurch wird die Aussicht auf das nahe Hochgebirge von der Stadt aus versperrt und die Landschaft gewinnt den sanften Character einer fruchtbaren, von Hügeln umkränzten Ebene. Am nördlichen Ende von Prisdrén tritt die Resna aus dem Gebirge, wendet sich hier in rechtem Winkel nach Südwest,

um sich anderthalb Stunden abwärts mit dem weißen Drin zu vereinigen, und durchfließt auf diese Weise die Stadt fast der ganzen Länge nach. Es ist ein wildes Gebirgswasser, das mit starkem Gefälle unter meiner Wohnung vorüberströmte: doch konnte man in damaliger Jahrszeit an einigen Stellen von Stein zu Stein springend trocknen Fußes hinübergelangen. Innerhalb der Stadt bildet der Fluß einen kleinen Wasserfall, der die badelustige albanesische Jugend schaarenweise versammelte: hier sprangen die nackten Knaben den ganzen Tag umher und kümmerten sich nicht um die Wäscherinnen, die an demselben Orte ihr Geschäft betrieben. Weiter abwärts erstreckt sich der Bazar längs des Flußufers und, erscheinen die übrigen Straßen öde und menschenleer, so herrscht hier wenigstens ein lebendiger Verkehr.

Die große Ebene des weißen Drin, die ich aus meinem Hause überblicken konnte, erstreckt sich von Prisdrén bis Ipek, d. h. vom Fuße des Scardus bis zum Bertiscus ungefähr 8 g. Meilen nach Nordwesten und wahrscheinlich eben so weit in die Breite. An dem Horizonte dieser bebauten Fläche lag die Alpenkette des Bertiscus, bogenförmig von Westen nach Norden ausgedehnt (W 20° N — N 10° O am Compaß): allein, was wir bereits von der Ljubatrin erkannten, gegen Norden wird dieselbe niedriger und verflacht sich zu jenen Hügelkämmen, die das Flußgebiet des Ibar von dem des Drin scheiden. Diesseits ist die ganze Ebene dem Blicke geöffnet, jedoch mit Ausnahme ihrer südlichen Gliederung am Fuße des Bertiscus: denn hier erhebt sich anderthalb Stunden von Prisdrén der isolirte Bastrik *), über dessen Vorberge der Bertiscus eine Strecke weit hervorragt, während der westwärts von Prisdrén gelegene Gipfel selbst sich bis über die Baumgrenze erhebt. Seine Basis umfließt der weiße Drin, und so wird für dessen Thalsohle an der Ostseite des Bastrik ein tiefer Gebirgseinschnitt zwischen dem letztern und dem Scardus gebildet, durch welchen die Straße nach Scutari

*) Nördlicher Fuß des Bastrik gegen die Ebene bei W 40° N; dessen Gipfel erhebt sich über den Bertiscus unter W 20° N am Compaß.

ihrt (etwa S 52° W am Compaß) *). Ein mächtiger Seiten-
mm des Scardus, der bis zu diesem engen Thale herabreicht,
scheint dem Baſtrik gegenüber und steht demselben an Höhe
icht nach.

Die ersten Erkundigungen, welche ich in Prisdrén einzog,
atten den Zweck, eine Reise nach dem Bertiscus vorzubereiten.
Dort soll unweit Ipek am Fuße des Gebirgs ein neu erbautes,
eiches Kloster liegen, dessen Größe und gastliche Einrichtung von
en Christen in Prisdrén sehr gerühmt ward und das für die
Untersuchung des Bertiscus mir einen geeigneten Ausgangspunct
gewährt hätte. Meine Absicht wurde indessen ganz vereitelt. Im
Bezirke von Ipek und in den der Drinebene zunächst gelegenen
Gebirgsgegenden waren die Albanesen seit drei Jahren die Steu-
ern schuldig geblieben und hatten eben so wenig dem Pascha von
Prisdrén die geforderten Soldaten gestellt. Nach langen, vergeb-
lichen Unterhandlungen rückte Ismed vor einem Monate mit Trup-
pen in jene Berge und besetzte sogleich die wichtigsten Positionen,
indem die Albanesen so wenig auf diesen Angriff vorbereitet, als
unter einem Führer vereinigt waren. Einige Tage lang wurden
Schüsse aus dem Hinterhalt gewechselt, doch ohne irgend ein
entscheidendes Resultat. Da aber die Albanesen für ihre Ernd-
ten und Heerden fürchteten, so kündigten sie ihre Unterwerfung
an, sie wollten Soldaten stellen, aber Geld hätten sie nicht.
Gut! erwiederte der Pascha, aber ihr habt Vieh, das ihr ver-
kaufen könnt. Weil sich dies nun so schnell nicht ausführen ließ,
so wurden einige Häuptlinge bis zur Zahlung der Steuern als
Geißeln ausgeliefert und auf diese Weise der Feldzug beendet,
der Friede wiederhergestellt. Dr. Rebotto, ein Piemonteser und
Arzt des Pascha, der als Augenzeuge mir diese Détails mit-
theilte, knüpfte hieran folgende Betrachtungen. Entweder kommt

*) Auf der Cotta'schen Charte ist dieses Verhältniß ziemlich genau dar-
gestellt. Die Lage des Baſtrik entspricht etwa dem Namen Peſeſtrita. Die
irrthümliche Kettenverbindung dieses Punctes mit dem Bertiscus von Rosalia
ist die Ursache, weshalb den Charten jede Andeutung der großen Drinebene
fehlt.

das Geld nun an, oder die Geißeln wandern nach Stambul, um als Sclaven verkauft zu werden. Was auch geschehe, ist gleichgültig, aber gewiß beginnt das gleiche Zerwürfniß stets wieder auf's Neue: die Steuern bleiben rückständig, bis nach einigen Jahren dieselben Zwangsmittel wiederum angewendet werden. Solch' ein unblutiger Feldzug und die ihn begleitenden Umstände characterisiren das Verhältniß der Gebirgsalbanesen zu den Faschalik's vollständig, mögen jene nun zum Islam, oder zum Christenthume sich bekennen, ein Unterschied, der auf ihre Sitte und Lebensart nur wenig, auf ihre Verhältnisse nach Außen aber nicht im mindesten einwirkt. In gewöhnlichen Zeiten, fuhr Rebotto fort, könne man unter gehöriger Bedeckung das Gebirg von Ipek eben so gut, als den Schardagh bereisen: sei es aber eben erst zu offner Fehde gekommen, so wären Rachgier und andere Leidenschaften zu sehr erregt worden, als daß es nicht mehr als bedenklich erschiene, wenn Einzelne, die sich doch von Türken begleiten lassen müßten, alsdann in solche Gegenden einzudringen versuchten. Bei diesen Versicherungen beruhigte ich mich nicht, sondern wendete mich an den Chiaja Bej, dem ich von seinem die gleiche Würde in Bitólia bekleidenden Bruder dringend empfohlen war, mit der Bitte, mir die Erlaubniß zur Reise nach Ipek und die erforderliche Escorte auszuwirken. Ich erhielt indessen, wie Rebotto vorausgesagt, zur Antwort, daß er für meine Sicherheit verantwortlich wäre und mir deshalb diesen Wunsch nicht erfüllen könne. Mochte man nun hierbei aufrichtig gegen mich handeln, oder nicht, so blieb mir nach einer so entschiedenen Weigerung der türkischen Behörde nichts weiter mehr übrig, als nach Scútari zu reisen. Es gehen nämlich vier Straßen von Prisdrén aus. Unter diesen war die südliche, welche nach Ochridha und Elbassán führt, durch die Zustände der Dibren versperrt; über Ipek nach Bosnien zu reisen, ward mir nicht gestattet; statt von Prístina aus entweder nach Serbien, oder nach Jenibazár zu gehen, schien es mir zweckmäßiger, nach Scútari zu reisen, theils, weil ich auf diese Weise wenigstens e i n e n fast unbekannten und von Gebirg erfüllten Landstrich Albaniens berührte, theils, weil ich hoffte, von Scútari demnächst

ne Wanderung in den Bertiscus bewerkstelligen zu können. ußerdem war die Jahrszeit so weit vorgerückt, daß nur noch e höhern Gebirge mir eine botanische Ausbeute von Belang ge- ährten, und schon deshalb konnte ich mir von den serbischen benen und Waldungen wenig versprechen, während es zugleich weifelhaft erschien, ob ich ohne Pässe und Empfehlungen für Bosnien in dessen Hochland würde eindringen können. Wiewohl ie Umstände mir in Scútari noch ungünstiger sich erwiesen ha- en, als in Prisdrén, so fand ich doch um so weniger Ursache, ie Wahl, für die ich mich jetzt entschied, zu bereuen, als eben amals die serbische Empörung den Fürsten Milosch entfernte, in Ereigniß, das mir, obgleich ich dem Schauplatze so nahe war, doch in Macedonien und Albanien völlig unbekannt blieb, woraus sich ermessen läßt, wie gering der Verkehr und politische Zusammenhang unter den dortigen Landschaften ist. Eben so we- nig hörte ich das Geringste von den Zuständen in Constantinopel und Asien. Man sagte nur, Alles sei ruhig und mit dem Pascha von Egypten Friede.

24. Julius. Nachmittags wurde ich durch Dr. Rebotto dem Pascha von Prisdrén vorgestellt, nachdem vorher über die zu beobachtende Etiquette Einiges war festgestellt worden. Man machte mich nämlich darauf aufmerksam, daß ich mit entblößten Füßen in das Audienzzimmer eintreten müsse, worauf ich erwie- derte, daß ich in diesem Falle auf die Ehre verzichte und daß selbst der Muschür von Bitólia mich der Sitte meines Landes gemäß empfangen habe, weil er den mit dem Ferman des Sul- tans begnadigten Franken wohl von dem Raja zu unterscheiden wisse. Ich sei der Gast des Pascha, war die Antwort, und ge- nösse dessen Wohlthaten, es gezieme mir wohl, ihm meine Dank- barkeit zu bezeugen und ich würde ihn erzürnen, wenn ich seinem Wunsche, mich zu sehen, nicht nachkäme. Aus Rücksicht für Rebotto, der sich mir sehr freundlich erwies, gab ich nach, bat ihn indessen, dem Pascha selbst vorzustellen, daß der Europäer sich ungern zu einer Förmlichkeit entschließt, die freilich unter den Türken nur ein gewöhnliches Zeichen der Höflichkeit ist. In Folge dessen forderte Ismad, als ich die Schuhe an der Thür

zurückließ, mich auf, mich wieder damit zu bekleiden: aller schon vorher war ich durch seinen Arzt in Kenntniß gesetzt, daß er mir diese Höflichkeit erweisen wolle, jedoch erwarte, ich würde keinen Gebrauch davon machen. So sehr nun übrigens Jeder den Pascha lobte, seine Kunde der französischen Sprache, seine Vorliebe für die Europäer hervorhob, so wenig entsprach dessen persönliche Erscheinung der erregten Erwartung. Freilich kannte er einige französische Phrasen, mit denen er mich anredete, aber augenscheinlich verstand er keine meiner Antworten, und der In- wiederholte, um dies zu verbergen, jedesmal rasch einfallend, was ich gesagt, in türkischer Sprache: dabei beobachtete er, wiewohl man ihn den Günstling Jsmed's nannte, ein unterwürfiges Betragen, das mich in seiner Seele peinigte. Der Pascha war ein kräftig gebauter Mann von etwa vierzig Jahren. Nach seinem Aeußern schien er zu jenen türkischen Großen zu gehören, denen man eine grausame Gemüthsart beilegt. Sein abgewandtes Wesen, sein Blick waren von der Art, daß auch dem Fremden in seiner Nähe nicht wohl zu Muthe sein konnte. Auch war er in Prisdrén nicht beliebt, vielmehr so sehr gefürchtet, daß die Griechen der Stadt seinen Namen gar nicht erwähnten, während sie freilich nicht unterließen, von seinem Vorgänger gut zu sprechen. Meine erste Audienz war ganz kurz, aber am folgenden Tage traf ich beim Chiaja Bej wieder mit dem Pascha zufällig zusammen. Die Gunst, die er für die Europäer zur Schau trug, sprach sich darin aus, daß er erklärte, bei gelegener Zeit eine Reise durch Italien und Frankreich machen zu wollen. Ferner hatte er sich eine französische Bibliothek kommen lassen, die indessen größtentheils noch eingepackt in Stambul sich befinden sollte. Der Pascha war Sclave von Sultan Mahmud gewesen und Bruder des damaligen türkischen Gesandten in Wien, an welchen einen Empfehlungsbrief schreiben zu lassen er mir die Höflichkeit erwies. Man sagte, der Sultan habe Jsmed zu einer großen Zukunft bestimmt: in wiefern eine Empörung der Albanesen diese Laufbahn bald nach meiner Anwesenheit unterbrach, ward in den öffentlichen Blättern berichtet. Aus seiner Residenz

vertrieben, scheint er von der Krone nicht wieder in seine Würde eingesetzt worden zu sein.

Das Palais, welches Ismed Pascha bewohnte, war von Soldaten angefüllt und im Innern höchst unreinlich gehalten. Nur der Chiaja Bej hatte das kühle, offne Zimmer, worin er Audienz gab, im orientalischen Geschmacke ansprechend ausgeschmückt: vorn sprudelte ein Springbrunnen, im Hintergrunde lagen weiche Divan's, von denen man der Aussicht über die Stadt und Festung bis zu den Hügeln gegen Prístina genoß. Der Chiaja Bej sprach Griechisch, und da er in Dalmatien gewesen war, so fanden mancherlei Anknüpfungspuncte zwischen uns statt. Er war ein milder, wohlwollender Mann, der sich ernsthaft für meine Reise nach Scútari interessirte.

25. Julius. Heute machte ich in Begleitung meines griechischen Hauswirths eine Excursion nach den eine Stunde von der Stadt im Resnathale gelegènen Ruinen des Schlosses Demanitje. Ein alter Grieche wußte die Sage davon mitzutheilen. Die Schlacht auf dem Amselfelde, Scanderbeg und König Stephan kamen in seiner Erzählung vor. Der Letztere habe zur Zeit der Christen, wie der Grieche sich ausdrückte, für seinen Sohn das feste Schloß gebaut und dieser in der Folge daselbst residirt. Die Bauart ist sehr roh und massenhaft, in dicken Quadern sind die noch erhaltenen Wände aufgeführt. Die Lage der weißen Ruine in dem engen Thale, über dem rauschenden Gewässer, auf einem steilen Kalkfelsen, rings von Klippen und höhern Bergen umgeben, trägt den wildesten Gebirgscharacter. Denn sobald man unterhalb der Festung in den Felsenweg der Resna eintritt, ist die Scene plötzlich verwandelt: statt der weiten, lachenden Kornebene ein schmaler Thalweg, dessen Wände, reich an senkrechten, weißgefärbten Abstürzen, oder doch zu steil für die Cultur des Bodens, sich mehre hundert Fuße erheben. Ein enger Fußpfad führt an diesen Felsen vorüber durch das Thal, dessen stete Windungen nicht minder zu der tiefen Einsamkeit beitragen. Das Wasser der Resna wird hier zu einigen Mühlen genutzt, und so reichlich strömt es und mit so starkem Gefälle, daß man es bequem gefunden, Wasserrinnen in verschie-

dener Höhe zu den einzelnen, neben einander liegenden Gebäu-
den zu führen, statt denselben Strom mehrmals zu gebrauchen.
So fließt die Resna an der Thalmündung in 7 Canälen, von
denen auf jeder Seite des Betts 3 übereinander liegen und sich
in der Stadt dann wieder vereinigen.

In einer Weitung des Thals fand ich Mais gebaut, und
eben so lehrt die Vegetation, daß wir uns hier bereits wieder in
warmen Regionen am Fuße des Gebirgs befinden. Hierbei ist
es sehr bemerkenswerth und bestätigt eine oben angeführte Wahr-
nehmung, daß die Felspflanzen des Resnathals *) sämmtlich von
denen des Babunathals zwischen Uesküeb und Calcándele verschie-
den waren, obgleich beide Standorte in jeder Rücksicht überein-
stimmen. Hier ist dieselbe Unterlage von Kalkstein, derselbe Cha-
racter der felsigen Abhänge, gleiche Lage nach Süden, gleichför-
mige Bewässerung, geringe Verschiedenheit der Polhöhe (etwa
um 15'): nur der Scardus trennt beide Orte, die doch climatisch
sich gleichstehen werden, weil sie nur 10—11 Stunden von ein-
ander entfernt sind und in gleicher Höhe über dem Meere liegen.

Das Niveau meiner Wohnung in Prisdrén, die etwa 60'
über dem Resnaspiegel im obern Stadttheile lag, habe ich näm-
lich zu 707' bestimmt **). Vergleichen wir hiermit eine schon
früher ***) mitgetheilte Höhenmessung der Drinebene, so ergiebt
sich, daß deren Fläche nach Südost nicht unbeträchtlich geneigt

---

*) Auf den Kalkfelsen des Resnathals sammelte ich: Allium sphaerocephalum L. Convolvulus Cantabrica L. Marrubium peregrinum L. Micromeria albanica nov. sp. Barkhausia rhoeadifolia MB. Phoenixopus vimineus Rchb. Scabiosa crenata Cyr. Orlaya platycarpos K. Tordylium maximum L. Torilis helvetica Gmel. Bupleurum aristatum Bartl. An quellichten Orten: Ceterach officinarum W. Linum catharticum L. Epilobium parviflorum Schreb. Vergl. hiermit das Verzeichniß auf S. 243.

**) Siedepunct unter dem Fort von Prisdrén = 210°,75 F. bei einer Luftwärme von 26° R., im Verhältniß zu 24° R. berechnet.

***) S. 112: wo der den Sinn entstellende Druckfehler »geneigt« statt »gemeint« in Z. 8. v. u. zu verbessern ist.

ei, und hierin ist eine wesentliche Verschiedenheit in der Structur beider Abhänge des Scardus zu bemerken. In Oberalbanien liegt das tiefste Land in einem Niveau von etwa 650′ unmittelbar am Fuße des Scardus, in jenem großen Thalwege, in welchem die Drinarme sich vereinigen. Von hier erhebt sich die Fläche, die dem Auge wie eine wirkliche Horizontalebene erscheint, allmählig um etwa 400′ bis zum Fuße des Bertiscus. In Macedonien hingegen finden wir die höhere Ebene von Calcándele dem Scardus zunächst und sie ist terrassenartig von dem tiefern Becken von Ueskúeb geschieden. Der Stromlauf des Vardar und der des weißen Drin, in entsprechender Höhe zu beiden Seiten des Scardus eine im Verhältniß zu dessen Axe entgegengesetzte Richtung verfolgend, lassen diese Verschiedenheit gleichfalls erkennen.

Auf meiner Wanderung im Resnathale begegneten mir nicht selten albanesische Bauern, die nach der Stadt zogen und mich verwundert und zweideutig anblickten. Denn in Prisdrén ist die europäische Kleidung noch sehr wenig bekannt, während zugleich die dortigen Albanesen höchst roh und zu Insulten geneigt sind. Ich war in dem Falle, die Stadt mehrmals allein der Länge nach zu Fuße durchwandern zu müssen, und jedesmal hatte ich kleine Widerwärtigkeiten zu bestehen. Auch Rebotto ermahnte mich, auf meiner Hut zu sein, und tadelte es als eine Unvorsichtigkeit, daß ich bei meiner Ankunft die Escorte von mir gelassen und fast allein den Weg vom Scarduspasse zurückgelegt hätte, indem er bemerkte: ich kenne die Eingebornen dieses Landes noch nicht und er wünsche, daß ich sie nicht zu meinem Schaden kennen lernen möge. Die Schuld aber trug mein Capitain, dessen Schutz und Versicherungen sich überhaupt nicht zum Besten bewährt hatten. Als ein Zeichen, wie unter diesen Albanesen dem Menschenleben ein verhältnißmäßig geringerer Werth beigemessen wird, kann auch die Unvorsichtigkeit angeführt werden, mit der sie ihre Schießgewehre behandeln. Mitten in der Stadt feuern sie aus Muthwillen oder bei dem geringsten Anlasse ihre Flinten und Pistolen ab, und mehr als einmal wurde ich Abends, wenn ich von der Gallerie meines Hauses in die Mondscheinland-

schaft hinausblickte, durch einen Schuß in meiner Nähe, dessen Kugel ich zischen hörte, aufgeschreckt.

So wenig ich mich überhaupt mit der muhamedanischen Bevölkerung von Prisdrén befreunden konnte, so sehr mußte ich mit der Aufnahme von Seiten der Christen, sowohl der Griechen, als Albanesen, zufrieden sein. Jene bekennen sich zur griechischen, diese zur katholischen Kirche. Der Letztern sind jedoch, wie schon erwähnt wurde, nur wenige: allein ich lernte eine größere Anzahl von ihnen kennen, die mich fleißig besuchten und zwar, wie ich bald erfuhr, aus religiöser Sympathie. Denn als mich Einer von ihnen Nachts aus dem Schlafe störte, um mich zu einer Frühmesse abzuholen, und er bei dieser Gelegenheit erfuhr, daß ich Protestant sei, ließ sich Keiner wieder bei mir sehen. Als ein Zeichen ihres religiösen Eifers erwähne ich auch, daß in der Wohnung einer dieser Familien, obgleich sie in der äußersten Dürftigkeit lebte, doch eine brennende Lampe sich befand, die Nacht und Tag mit Oel gespeist wurde, um ein schmutziges Marienbild zu schmücken. In einer pünktlichen Religionsübung suchen und finden sowohl die griechischen, als die albanesischen Christen von Prisdrén Trost und Versöhnung mit einem traurigen Zustande, dem die Städtebewohner nicht, wie ihre Brüder im Gebirge, sich haben entziehen können. Denn auf ihnen lastet das türkische Joch um so härter, als die Herrscher des Landes sich hier überall von Rebellen umgeben wußten und bei den Bergbewohnern stets einer unbesiegbaren Festigkeit begegneten. Eine der größten Bedrückungen besteht gerade in solchen Einquartierungen, wie meine eigne war. Ich freilich bezahlte meinen Wirth, aber er erwartete dies nicht einmal, weil die Officiere und alle Fremde, die beim Pascha Geschäfte haben, beständig auf Kosten der Hausbesitzer beherbergt und auf's Beste bewirthet werden müssen: und diese Last, wofür es keine Entschädigung giebt, dauert oft Monate lang und richtet nicht selten den Eigenthümer zu Grunde, dem nur ärmliche Erwerbsquellen offen stehen.

26. Julius. In vier Tagen durchreiste ich von Prisdrén

is Scutari das nordalbanische Mittelgebirge *), das von den Ducajinen, Mirtiten und andern albanesischen Stämmen bewohnt wird. Die Entfernung beider Orte beträgt 33 Wegstunden, allein die für den Verkehr auf Saumthieren bestehende Straße ist so angelegt worden, daß sie keine einzige Ortschaft berührt. Dagegen liegen 17 Herbergen am Wege, die auch im Albanischen Khan's (χαν) genannt werden. Der Eigenthümer eines solchen Khan aber, der Chantschi, gewährt dem Reisenden nichts, als eine Stelle zum Schlafen. Weder Futter für die Pferde findet sich vor, noch auf irgend ein Nahrungsmittel ist zu rechnen. Jeder führt seine Bedürfnisse mit sich, als führe er über das Meer. Diese Thatsache characterisirt sogleich die Zustände des Landes. Dem Fremden gegenüber beobachtet der Chantschi den Schein, als besäße er nichts: er will vielmehr nichts geben, weil alsdann auch Niemand unbezahlt etwas nehmen kann. Sich zu isoliren, dem Auge des Türken sich verborgen zu erhalten, darauf ist das Bestreben der dortigen Albanesen gerichtet. Deshalb führt die Straße auf den rauhsten, beschwerlichsten Pfaden, wo der Fußgänger rascher, als der Reuter, fortkommt, so einsam durch das Waldgebirge, und um die Schwierigkeiten des Terrains absichtlich zu steigern, meidet sie, dem Lauf der Gewässer zu folgen, und windet sich bergauf und bergab, wie wenn Jemand in gerader Linie ein von Thälern durchfurchtes Gebirge überschreiten wollte. Da wäre kein Geschütz zu bewegen, jeder Fußbreit Landes könnte vertheidigt werden. Mehr als einmal ist vom Wege aus zu beurtheilen, mit wie viel Vortheil eine gewundene Thalsohle für die Straße benutzt werden könnte: aber solche Verbesserungen würden nur zum Nachtheil der albanischen Freiheit ausschlagen und die Türken vernachlässigen die erste Bedingung zur Befestigung ihrer Herrschaft in Albanien, indem sie militairische Straßen zu bauen unterlassen. Freilich ist hierbei zu erinnern, daß die Structur des Landes die freien Albanesen in einem noch viel höhern Grade begünstigt, als die Montenegriner. Das ganze Gebiet der Ducajinen besteht aus felsigen oder bewaldeten schma-

*) Vergl. S. 113 u. 136.

len Kämmen und engen Thälern, ohne irgend eine größere Flächenoase. Die Höhe der Berge ist nicht beträchtlich, aber dies wird durch ihre mannigfaltige Gliederung aufgewogen. Die Bildung der Thäler und Ketten auf dem mehr als zwanzigstündigen Wege von der Vereinigung der Drinarme aus erinnert nicht selten an die Bergreihen am Rande des Unterharzes, wo es auch nur Bäche und keine Flußthäler giebt. Die einzige natürliche Verbindungslinie zwischen der Ebene von Prisdrén und dem Becken von Scútari würde der Thalweg des Drin sein, wenn dieser Strom sich nicht in einer unzugänglichen Felsenstraße verlöre. Die wilden Gebirge von Albanien und Bosnien sind von jeher die Bollwerke des Orients gegen die Sitte des Occidents gewesen, und selbst die römische Herrschaft hat hier in den candavischen Einöden, wiewohl die damalige Weltstraße hindurchführte, keine Culturstätte gegründet, keine Ruinen zurückgelassen.

Ungeachtet des schlechten Zustandes der einzigen Verbindungsstraße zwischen Prisdrén und der Küste des adriatischen Meers besteht hier ein lebhafter Transitohandel. Wir begegneten auf meinem Wege durch das Gebirge nach und nach gegen 300 beladene Pferde, die größtentheils westeuropäische Waaren von Scútari nach Prisdrén und Rumelien führten. Kaufleute versicherten, der Verkehr sei hier eben so bedeutend, als auf der Straße von Belgrad über Alexinitze nach Ueskúeb und Bitólia. Das Merkwürdigste hierbei ist nun der Umstand, daß der Reisende, so sehr er von allen Seiten vor den Albanesen gewarnt wird, doch auf dem Wege von Prisdrén nach Scútari einer verhältnißmäßigen Sicherheit sich erfreut. Man sagte mir, es könne dort Jemand »mit verkehrter Mütze,« d. h. im auffallendsten Aufzuge, reisen und doch werde ihm nichts zu Leide geschehen, nur müsse er sich wohl hüten, die Straße zu verlassen, denn seitwärts flögen die Kugeln umher. Seit einiger Zeit ist kein Fall bekannt geworden, daß jene Waarenzüge beraubt wären. Einmal sah ich mehr als 40 mit Gütern beladene Pferde zusammen, die doch nur von wenigen Türken begleitet wurden. Sechs Albanesen hätten die ganze Schaar mit Leichtigkeit überwältigen können: weshalb dies nicht geschieht, hat folgenden Zusammenhang. Einmal haben die

Güter, die besonders in Manufacturwaaren bestehen, für den Gebirgsbewohner in der That keinen Werth, und zweitens ist dieser nordalbanische Handelsweg ein viel zu wesentliches mercantilisches Bedürfniß für die Türkei, als daß er nicht um jeden Preis offen erhalten werden müßte. Zögen die Waaren daher nicht sicher ihre Straße, so würde man gezwungen sein, größere Caravanen zu bilden und diese von Truppen escortiren zu lassen. Dies wissen die Albanesen, und ziehen es deshalb vor, selbst für die Sicherheit solcher Waarentransporte zu sorgen, statt beständig eine Menge von türkischen Soldaten unter sich zu sehen, von denen sie jede Unbilde zu fürchten hätten.

Die Ducajinen, durch deren Gebiet*) unser Weg uns führt,

*) Die über die Sitze dieser Albanesenstämme gegebenen Nachrichten beruhen auf den Mittheilungen von Ducajinen in den Chan's. Diese nannten sich selbst und ihr Land »Ducajin« und wiesen, als ich von den Mirditen sprach, nach Südwesten. Man muß jedoch die Stämme der Ducajinen, die in dem angegebenen Bezirke wohnen, durchaus von dem türkischen Sandschak Ducajin unterscheiden, dessen Gebiet weit größer zu sein scheint und verschiedene, mehr oder weniger unabhängige Stämme begreift, unter denen selbst Slaven aufgeführt werden. Nach Hadschi Chalfa umfaßt es den größten Theil von Oberalbanien von Montenegro bis Elbassán: denn dieser Schriftsteller rechnet (S. 145.) dazu die Ortschaften Podmila und Pulav im Berticus, ferner Ipek und Jácova in der Ebene des weißen Drin, endlich Alessio und Saderima im Becken der Drinmündung. Die dazwischen gelegenen Berglandschaften werden, vielleicht weil sie keine Städte enthalten, übergangen. Aus der weitern Analyse des Textes bei Hadschi Chalfa geht hervor, daß dessen Ducajin von den Sandschak's Prîstina, Prisdrén, Ochridha (mit dem Flußgebiet des Mat), Scútari (mit Montenegro) und Bosna umgrenzt wird. Da diese erweiterte Bedeutung des Worts »Ducajin« unter den Albanesen selbst nicht bekannt zu sein scheint, so habe ich dasselbe nur in dem beschränkteren Sinne gebraucht, der im Texte erläutert ist. So viel wenigstens steht fest, daß die Ducajinen sich von den Bewohnern des Berticus und von den Albanesen von Saderima an der Mündung des Drin für ebenso stammverschieden halten, als von den Mirditen. Was über diesen Gegenstand auf Charten eingetragen oder in geographischen Quellen niedergelegt ward, ist größtentheils unbestimmt oder ungenau. Die Ergebnisse meiner Erkundigungen können nur als aphoristische Daten gelten.

bewohnen den nördlichen Theil jener Berglandschaft, die mit dem Namen des nordalbanischen Grünsteingebirgs bezeichnet worden ist, die sich von dem Vereinigungspuncte der beiden Drinarme 22 Stunden weit bis zur Fähre von Scala unweit Scutari erstreckt und nach Süden an das Elbassán grenzt, wie sie nach Norden von dem vereinigten Drin umkreist wird. Die südliche Wasserscheide dieses Stroms ist die Grenze zwischen den Ducajinen und Mirditen, welche das Flußgebiet des Matis oder Mat inne haben. Oestlich von den Mirditen liegen demnach die Sitze der Dibrestämme, die nach Nordwesten gleichfalls bis an das Gebiet der Ducajinen sich verbreiten. Auf der andern Seite des vereinigten Drin wohnen an den Abhängen des Bertiscus die Lateiner: ein Name, der den katholischen Albanesen auch in Prisdrén beigelegt wird. Indessen bekennen sich auch die Mirditen zur römischen Kirche, während die Ducajinen, gleich den Albanesen *) des Scardus, Muhamedaner geworden sind.

Das Ducajin zerfällt in einzelne Districte, die von eingebornen Häuptlingen beherrscht werden. Diese stehen mit ihren Unterthanen auf gleich niedriger Bildungsstufe. Ich lernte einen derselben kennen, der zugleich Chanbesitzer war und mit seinen Albanesen etwa auf demselben Fuße lebte, wie bei uns ein Bauermeister mit seinen Bauern. Uebrigens hat er dem Pascha die Abgaben zu entrichten, und auf dieses Verhältniß beschränkt sich

---

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich ausdrücklich, daß ich unter Albanesen nur wirkliche Schkypetaren, die der albanesischen Sprache sich bedienen, verstehe, nicht aber die Bewohner Albaniens überhaupt. Zwar giebt es große, von Slaven bewohnte Landstriche, deren politische und sociale Lage der der Gebirgsalbanesen ganz ähnlich ist, wovon die Montenegriner das bekannteste Beispiel darbieten: allein in den Gegenden, wo ich gereist bin, war die Unsitte und Freiheit des Volks stets mit dem Gebrauch der albanesischen Sprache verbunden. Nördlich vom Drin, wo dieselbe im Bertiscus ihre Grenze findet, giebt es unstreitig auch außer den Montenegrinern noch slavisch redende Stämme, welche in verhältnißmäßiger Freiheit vom türkischen Joche leben. Südwärts vom Drin wohnen schwerlich slavische Gebirgsvölker, vielleicht mit Ausnahme des bulgarischen Antheils der Dibren. Vergl. S. 66. 68.

im besten Falle der türkische Regierungseinfluß im Lande selbst, während die Krone andererseits freilich einen großen Gewinn davon hat, daß aus diesen stark bevölkerten Provinzen die Schaaren wenigstens energischer Mannschaft freiwillig ausziehen, um Kriegsdienste zu nehmen. Das politische Verhältniß der Gebirgsstämme Nordalbaniens zu den Paschalik's ist am deutlichsten aus dem oben erzählten Feldzuge Jsmed's gegen die Lateiner zu beurtheilen. Im Ducajín selbst wurde mir versichert, daß die dortigen Albanesen an den Pascha von Prisdrén Zahlungen leisteten, daß die Mirditen aber ganz frei wären, wie die Montenegriner. Jedenfalls scheint ein verschiedener Grad der Unabhängigkeit unter den einzelnen Stämmen stattzufinden.

In Hinsicht auf die Verfassung der Stämme selbst, worüber ich keine verläßliche Nachrichten erhielt, ist wenigstens ein wesentlicher Unterschied von den Zuständen der Montenegriner nachzuweisen. Während diese im Wladika ihren einzigen Oberherrn besitzen, steht unter den Albanesen jeder Stamm, deren z. B. im Ducajín 7 sein sollen, unter seinem eignen, unabhängigen Häuptling. Ob dieser gewählt werde, wie weit seine Macht sich erstrecke, welchen Einfluß die Geistlichkeit übe, weiß ich nicht: allein ich glaube annehmen zu dürfen, daß der Einzelne nur sehr wenig von außen bedingt sei und daß der Capitano nicht viel mehr bedeute, als ein angesehener Mann, unter dem sich in Fehdezeiten der Stamm vereinigt. Was wäre hier auch viel zu regieren, wo Jeder bewaffnet sein Eigenthum vertheidigt und persönliche Freiheit am höchsten hält?

Die Ducajinen haben keine Städte; sie treiben keinen Handel: sind sie mit Schießbedarf versehen, so haben sie kaum noch ein weiteres Bedürfniß, Geld zu besitzen. Sie leben von Viehzucht, und wo die engen Thäler nur ein wenig Fläche darbieten, oder die Höhen der Kämme sich gelegentlich zu kleinen Plateaus ausdehnen, bauen sie Mais. An solchen Stellen sieht man seitwärts von der Straße auch einige Dörfer, häufiger bemerkt man einzelne Häuser im Gebirge. Die Bauart der Chan's ist ganz einfach und den bulgarischen Bauernhäusern ähnlich: mitunter ist's auch nur ein einstöckiger Stall nebst überdachtem, offnem

Raume zum Schlafen im Freien an ebener Erde. An dargebotenen Lebensmitteln habe ich nichts gesehen, als eine sehr schlechte Art Brod, einen verdorbenen Wein und noch am meisten ein Getränk aus Molken, worin Käseflocken schwimmen: in der Regel war überhaupt gar nichts vorhanden. Nur Wasser ist überall das herrlichste. Einmal sah ich die Bereitung eines gewiß sehr unverdaulichen Kuchens aus Mais mit saurer Milch, eine Art Polenta. Fast alle Speisen der Ducajinen sollen mit saurer Milch vermischt genossen werden.

Kein Ducajine trägt ein Hemd, aber Jeder seine Flinte. Ihre Tracht ist ganz verschieden von der malerischen Kleidung der Bewohner des mittlern und südlichen Albanien. Eine ursprünglich weiße Jacke, oder ein kurzer Rock aus grobem Wollzeug, ein rother Gürtel mit zwei Pistolen, die über einander schräg nach derselben Seite hervorragen, ein Beinkleid, das bis an die Kniee reicht, Strümpfe, Bänder, womit der Fuß statt der Sandalen umwickelt wird, ein rother Fez und die Muskete: das ist Alles, was der Ducajine an sich trägt. Kräftig zeigt sich die nackte Brust und der braune Leib schimmert oft zwischen Gürtel und Beinkleid hervor. Die Gesichtszüge sind roh und häßlich, die Hautfarbe tief gelb in's Schwärzliche. Da die Kleidungsstücke niemals gewechselt werden, bis sie abfallen, so sind die Meisten sehr zerrissen und bettelhaft anzusehen, hingegen die Waffen immer im besten Stande, die Pistolen oft mit Silber ausgelegt und von unförmlicher Größe. Frauen sah ich nur auf der Landstraße: zu Hause werden sie eingeschlossen oder doch von dem Anblick der Fremden fern gehalten. Ohne Waffen und statt des Fez durch eine eckige Mütze ausgezeichnet, waren sie übrigens fast ganz wie die Männer gekleidet: nur trugen sie unter der Jacke ein Brusttuch, den Busen zu verhüllen, und einen mit Fransen besetzten, dunkelrothen Schurz über dem Beinkleid. Kinder bis zu 14 Jahren habe ich auf offnem Felde nackt gesehen und von diesen wurde ich zuweilen angebettelt, niemals von einem Erwachsenen. Alle benahmen sich vielmehr durchaus stolz, abgewandt, mißtrauisch, und selbst die türkischen Soldaten, die mich begleiteten, zeigten diesen Ducajinen gegenüber nicht ihren gewöhnlichen, despotischen Ueber-

muth, weil sie sie fürchteten. Denn es sei eine bekannte Sache, wurde behauptet, daß diese wilden Söhne des Gebirgs sehr leicht in Affect gerathen und dann sogleich unbedingt ihre Pistolen wie gegen Fremde, so gegen einander abfeuern. Dimitri sagte einmal einem Chantschi, der nichts weiter zu geben hatte, als Wasser: »aber ihr lebt ja erbärmlich, ihr habt gar nichts.« Der Albanese erwiederte: »die Reisenden führen Alles mit sich.« Als nun der Dolmetscher von Armuth und elendem Leben zu sprechen fortfuhr, rief ihm plötzlich unser sonst indolenter Postillon in einer den Ducajinen unverständlichen Sprache zu, er möge ja nicht in solchem Tone reden, er setze sich großer Gefahr aus. Ich selbst habe weder Neugier, noch Unzufriedenheit, noch Geldgier, noch Unterwürfigkeit bei einem Einzigen derselben bemerkt. Aber daß das Geld sie nicht reizt, zu dienen, ist das Auffallendste. Ich bot einem Burschen einen Piaster, aus einer Schlucht auf 200 Schritt Entfernung mir einen Trunk Wassers zu holen: er that es nicht; hierauf gab ihm einer der Türken zu demselben Zwecke Schießpulver, er zauderte, aber zuletzt behielt er die Patrone, lief davon und holte doch kein Wasser. Das Gerücht macht sie Alle zu Räubern und Mördern. »Wehe dem Fremden,« sagen die Türken, »der ihnen einzeln im Gebirge begegnet. Sie schießen auf ihn, ohne ein Wort zu reden.« Solche Sitten, sollte man denken, wo die Leidenschaften weder durch die Sinnesart, noch durch den Staat beschränkt werden, würden ein Volk aufreiben müssen, wenn es sich nicht durch starkes Ehrgefühl und durch Blutrache aufrecht erhielte. Niemand kümmert sich darum, wer etwa im Gebirge erschlagen wird: aber jedes Haus ist ein Asyl, wo der Gast, oder wer nur aus Zufall sich darin befindet, unter dem unverletzlichen Schutze des Besitzers steht. Würde z. B. in einem Chan ein Mord begangen, so müßte der Chantschi sogleich das Haus verlassen und dürfte nicht eher in dasselbe zurückkehren, als bis er den Mörder wiederum erschlagen hätte. Findet er ihn nicht, so verurtheilt ihn die Sitte des Landes, Zeitlebens zu wandern, bis er ihn anträfe, und sein Eigenthum fällt den Erben zu. Solch' ein Gesetz oder Herkommen verschafft dem Reisenden unter diesen Stämmen wenig-

stens des Nachts vollkommne Sicherheit. Eben so könnte man wahrscheinlich das ganze Gebirge bereisen, wenn man sich unter den persönlichen Schutz eines Albanesen stellte, was sich durch Empfehlungen von Seiten der im römischen Jesuitercollegium gebildeten Geistlichen von Scútari vielleicht, und wenn man die albanische Sprache erlernte, ohne Zweifel mit Erfolg bewerkstelligen ließe. Wäre aber ein Albanese erst auf die eine oder andere Art gewonnen, so glaube ich, er würde alsdann nicht von der Seite des Fremden weichen und mit Ehre und Leben für ihn stehen.

Die Gesellschaft, in der ich die Reise von Prisdrén durch das Ducajín antrat, bestand außer Dimitri und dem Postillon aus einer mir von Ismed Pascha bewilligten Escorte von 3 türkischen Soldaten. Außer den eignen Pferden wurde ein fünftes mit Fourage und Lebensmitteln beladen mitgeführt. Zu diesem Zwecke ließ ich kalte Fleischspeisen in Prisdrén bereiten, die in Blechbüchsen eingeschlossen wurden. Ich reiste um 8h 30′ ab und erreichte am ersten Tage den zweiten Chan, der am Eingange in's Ducajín 8 t. Stunden von jener Stadt entfernt liegt.

8h 30′—11h 30′. Prisdrén — 1. Chan. Auf dem linken Ufer der Resna führt der Weg in südwestlicher Richtung bis zur Mündung dieses Flusses in den weißen Drin am Fuße des Scardus und am Rande der weiten Culturebene, die vom Thalwege aus mit Weiden- und Erlen-Hainen *), mit Wiesen und Maisfeldern anhebt. Die Vorhügel des Scardus sind dicht mit Buschwaldung bekleidet: Nüsse und Hopfenbuchen bilden deren Vegetation, in der Folge auch Eichen nebst einzelnen Apfelweiden und Ornuseschen **), bis hierher verbreiteten und an den macedoni-

*) Salix alba L. S. fragilis L. Alnus glutinosa G.

**) Corylus Avellana L. Ostrya carpinifolia Scop. — Quercus apennina Lam. — Pyrus salicifolia L. Fraxinus Ornus L. Rhus Cotinus L. Einzeln kommen auch Quercus Aegilops L. und Q. Cerris L. vor. — Characteristische Kräuter in der oberalbanischen Gesträuchformation sind: Delphinium rigidum DC. Althaea rosea Cav. Euphorbia Cyparissias L. Die merkwürdigste Andeutung mitteländischer Vegetation

schen Abhängen des Scardus nicht vorhandenen Gliedern einer südlichen Flora, von deren Erzeugnissen freilich so tief im Innern von Albanien nur einzelne Repraesentanten angetroffen werden: denn die immergrünen Gewächse beginnen erst in der Nähe des Beckens von Scútari den Character der Vegetation zu bestimmen, was um so auffallender ist, als sie dort bis zu einem Niveau ansteigen, welches das von Prisdrén um ein Beträchtliches übertrifft *).

Nachdem sich die Resna und der weiße Drin vereinigt haben, tritt der Fluß in jenes enge Thal, das vom Bastrik und von den Seitenketten des Scardus gebildet wird. Wir standen jetzt am Fuße des Bastrik, der sich am jenseitigen Ufer mit dem vierten Theil seiner Höhe über die Baumgrenze kegelförmig erhebt, nach unten dicht bewaldet ist und in den kahlen Regionen aus deutlich geschichtetem Kalkstein besteht. Das gegenüberliegende Hauptjoch des Scardus wird dem Blicke durch die gleichfalls waldreichen Berge und Vorhügel entzogen, die sich in das Thal hinabsenken und die wir daher einzeln überschreiten mußten. Längs der Straße wechseln Glimmerschiefer und Kalkfels, die Gesteine des Scardus. Ein offner Durchblick durch diesen waldigen Vordergrund bleibt im Sinne des Stromlaufs übrig, wo nur in mehrstündiger Entfernung ein blaues Alpenhorn hervorragt, die Spitze eines südwärts vom Querthale der Luma aus dem Scardus sich ablösenden Seitenkamms, der Jalitza **).

Die Räume des Chan's hatte ein Tatar in Besitz genommen. So hielt ich meine Siesta auf der von Gebüsch umgebenen Wiese im Thal. Mehre Bäche schäumen hier zusammen, aber erst weiter abwärts wird der weiße Drin, ein breiter, wasserreicher Waldstrom, zum ersten Male hart am Wege sichtbar.

---

liegt in dem Vorkommen von Acanthus mollis L., einer Pflanze, die zwar nur selten bemerkt ward, aber sich doch von der Küste durch das ganze Ducajin bis Prisdrén verbreitet.

*) Vergl. S. 265.

**) Galitzka der Charten.

Hier herrscht eine tiefe Gebirgseinsamkeit in dem engen Thale, wo nur der Fluß Platz findet.

1ᴬ — 6ᴬ. 1 — 2. Chan. Das Gebüsch, welches die Vorhügel des Scardus bekleidete, hört nun bald ganz auf, Mittel- und Hochwald tritt an dessen Stelle, und so wird das Thal bis zum Stromufer gleich den Gebirgsabhängen von dichter Holzung erfüllt. Denn hier beginnen die weitläuftigen Eichenwälder, welche den größten Theil des Ducajin bedecken und uns von nun an über 20 Stunden weit begleiten werden. Der größte Theil dieser Waldungen *) wird von einer Abart der gemeinen Stieleiche gebildet: mit ihr wächst die Cerriseiche vermischt, so wie auch einzeln die ächte Velani-Eiche in mächtigen Stämmen auftritt. Mitunter kommen, namentlich hier im Bielo-Drin-Thale, auch andere Laubholzbäume unter den Eichen vor: zwei Arten von Ahorn, Eschen, Silberpappeln, baumartige Hopfenbuchen und Apfelweiden. Buxbaum oder Paliurus bilden an einigen Orten ein niedriges, eng verwachsenes, von Clematis verhangenes Unterholz. Oder die Bäume stehen dicht und frei im Hochwalde zusammen und lassen nur wenige Schattenpflanzen aufkommen. Weiterhin im Ducajin werden diese Waldungen auf dem felsigen Boden immer einförmiger und bestehen dort in der Regel nur aus Eichen, ohne irgend ein anderes Holzgewächs in ihrem Bereiche zu dulden. Wie verschieden ist der Character dieser düstern Wälder von den lichten Gesträuchformationen Macedoniens! Durch sie ist der Vegetationscharacter des oberalbanischen Grünsteingebirgs gegeben, und als ein merkwürdiges Phänomen in der Flora der südöstlichen Halbinsel dürfen wir die auffallende Uebereinstimmung desselben mit den Eichenwäldern Serbiens betrachten. Aehn-

---

*) Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten. Qu. Cerris L. Qu. Aegilops L. — Acer tataricum L. A. obtusatum Kit. Fraxinus excelsior L. Populus alba L. Ostrya carpinifolia Scop. var. arborea. Pyrus salicifolia L. — Buxus sempervirens L. Paliurus aculeatus Lam. — Clematis Flammula L. — Schattenpflanzen des Eichenwalds: Delphinium rigidum DC. Alyssum murale Kit. Lysimachia atropurpurea L. Veronica scardica nov. sp. Teucrium scordioides Schreb. Veratrum nigrum L.

liche Niveauverhältnisse, durch die große Verbreitung mannigfaltig gegliederter Mittelgebirge bedingt, bewirken in Serbien und Oberalbanien eine analoge Vegetation und stellen ihre Flora der macedonischen eben so characteristisch gegenüber, als die verschiedene Structur des Landes dies erwarten läßt.

Um diese Vergleichungen in einem vollständigern Zusammenhange darzustellen, müssen wir an diesem Orte anführen, was uns über die Erhebung des Grünsteingebirgs bekannt geworden ist. Aus dem Niveau von Prisdrén *) können wir schließen, daß, wo der weiße und schwarze Drin sich vereinigen, die Thalsohle höchstens 600′ über dem adriatischen Meere liegen kann. Die benachbarten Seitenkämme des Scardus und der Gipfel des Bastrik erheben sich zwar beträchtlich über die Baumgrenze, dies ist aber nicht mit den Spitzen des Grünsteingebirgs selbst der Fall. Eine der höchsten Erhebungen der ganzen Landschaft, über deren Schneide die Straße zwischen dem zehnten und elften Chan führt, ist bis zur Spitze an der Ostseite von Eichen, an der Westseite von Buchen bewaldet. Nach der verflossenen Zeit schätzte ich diese Höhe auf 3000′, und hiermit stehen die Messungen Boué's **) in Einklang, der die höchste Erhebung des Ducajin zu 3390′ bestimmt hat. Jener Kamm nun, der dem Berge Puscha der Charten wenigstens in Hinsicht auf seine Meridianrichtung entspricht, kann etwa 1000′ höher geschätzt werden, als die mittlere Höhe der übrigen Ketten des Grünsteingebirgs. Eine Messung im vierzehnten Chan giebt demselben eine Höhe von 1819′ ***) über dem Meere. Ich wählte diesen Punct aus, weil dessen Niveau der mittlern Erhebung der ganzen Berglandschaft zu entsprechen schien. Schroff erhebt sich das Land aus dem tiefen Drinthale zu bewaldeten Bergkämmen nach Süden und behält sodann viele Stunden weit ein gleichartiges Niveau von etwa 2000′, das jedoch überall von tiefen Thälern durchfurcht wird,

---

*) S. 320.

**) Vergl. S. 113.

***) Siedepunct im vierzehnten Chan = 208°,75 F. bei einer Lufttemperatur von 20° R. im Verhältniß zu 24° R. berechnet.

so daß nur Kämme und Thalsohlen, aber keine Plateaus sich absondern. Das ist der Character des oberalbanischen Eichenlandes.

Um 4^h 15′ öffnete sich der Wald und wir standen vor der Brücke über einen reißenden Alpenbach, die Luma, die hier aus einem malerischen Querthale des Scardus hervortritt und in den weißen Drin mündet, dessen Fluthen schon lange uns zur Rechten, durch die düstere Waldung heraufblinkend, eilend im engen, gewundenen Thale vorüberströmten. Von der Lumabrücke genoßen wir zum ersten Male des vollen Anblickes der Scarduskette, die gar nicht fern in östlicher Richtung zu hohen Spitzen sich aufthürmt. Durch zwei felsenreiche, alpine Seitenkämme derselben wird das Thal der Luma eingeschlossen, welches zuletzt im rechten Winkel auf den weißen Drin stößt. Die nördliche Wand dieses Querthals bildet der Coridnik, der dem Baštrik gegenüber liegt: dessen Hügelausläufer waren bisher von Prisdrén aus zu überschreiten oder zu umgehen gewesen. Südwärts erhebt sich die Zaliza, die jetzt breit vor uns lag und mit ihrer andern Seite bereits an das Thal des schwarzen Drin reicht. Dieser Berg legt sich sichtbar an das Mitteljoch des Scardus gegen den Ursprung der Luma. Er ist steil und felsenreich, trägt einen Gürtel von Coniferen, wie ich in keinem andern Theile des Scardus bemerkte, erhebt sich aber weit über die Baumgrenze.

Die Brücke über die Luma ist von eigenthümlicher, türkischer Bauart. Zahlreiche, gemauerte Bögen von ungleichem Durchmesser sind unregelmäßig an einander gefügt, einige so spitz, wie gothische Portale. Die höchsten liegen in der Mitte und bis dahin muß man in mehren Absätzen steil hinauf, an der andern Seite auf dieselbe Art wieder hinabsteigen. So schroff ist zum Theil deren Neigung, daß die Pferde auf dem unförmlichen Pflaster sich nicht zu halten wissen, und daß es fast unmöglich wäre, einen Wagen hinüberzuschaffen. Auf eine Seitenbefriedigung ist keine Rücksicht genommen und selbst dem Fußgänger wird die unsichere Stellung hoch über dem schäumenden Gebirgswasser leicht schwindelhaft vorkommen. Ganz eben so sind die beiden größern Brücken über den Drin gebaut und die letzte zählt nicht weniger als 18 Bögen.

Von der Lumabrücke erreicht man nach einer Viertelstunde (4ʰ 30′) die Brücke über den weißen Drin, wodurch die Straße auf das westliche Ufer übergeht und eine Biegung des Flusses vermeidet, in welcher dieser sich mit dem aus dem Dibrethale hervortretenden schwarzen Drin vereinigt. Schon nach einer halben Stunde (5ʰ) erblickt man diesen merkwürdigen Punct und eine Stunde später (6ʰ) erreicht man die große und einzige Brücke über den vereinigten Drin, neben welcher der zweite Chan liegt. Wo der weiße und schwarze Drin zusammenfließen, erweitert das Thal sich zu einer dreieckigen Fläche, die etwa eine halbe Stunde im Durchmesser hat. Hier erblickt man aus der tiefen Waldung hervortretend Wiesen und Maisfelder, sogar am Eingange in's Dibrethal ein kleines albanesisches Dorf. Oestlich erhebt sich der hochmächtige Kamm der felsigen Jalitza, nordwärts liegen die waldbedeckten Ausläufer des Baſtrik, nach Westen und Südwesten steigt das Ducajín zu 600—1000′ hohen Hügeln an. Zwischen diesen und der Jalitza sieht man in das Dibrethal und erkennt darin eine deutliche Fortsetzung des Bielo-Drin-Thals. So gehen die drei Spitzen der dreiseitigen Fläche in drei enge Gebirgsthäler zwischen dem Scardus, Baſtrik und Ducajín über.

Der zweite Chan liegt am linken Ufer des Drin und so bleibt uns von nun an der Fluß bis zur Scala bei Scútari im Norden. Viele Albanesen fanden wir hier versammelt, die gleichfalls auf der Reise begriffen waren. Einige ritten am folgenden Morgen über die Brücke nach Norden in den Wald: man sagte, sie gingen nach Jácova, das 9 t. Stunden vom Brückenchan entfernt sei. Am Abend zündeten sie ein Feuer an am Ufer des Drin und bivouakirten um den Aschenhaufen gelagert. Dumpf hallte damals ein Gewitter in diesen einsamen, finstern Thälern, wo der dichte Wald unmittelbar zu den Seiten des Flusses beginnt, wo die sich verschränkenden Berge selbst den gewundenen Stromlauf dem Blicke in die Ferne verschließen und wo nur die Jalitza im Grunde des Thalwegs zu imposanten Formen sich erhebt. Wenn man aber hoch oben auf der Brücke steht, so kann das Auge sich nicht trennen von den gelben, schäumenden Fluthen

des Drin, der fast unheimlich in der tiefen Waldung verloren reißend dahinströmt und damals das Bild des Vollmonds, der um 8ʰ über der Jalitza hervortrat, unsicher zurückgab. Dort hat der Drin zwar die Breite der obern Weser noch nicht, aber er war selbst in jener Jahrszeit sehr wasserreich und hat ein Felsenbett von massigem Gestein zu überwinden.

27. Julius. Daß wir nun wirklich an diesem Orte ein vom Scardus ganz verschiedenes, selbstständig gegliedertes Gebirge betreten haben, geht außer den theils bereits angedeuteten, theils im Einzelnen noch zu erwähnenden Eigenthümlichkeiten der Berg- und Thalbildung ganz besonders aus der höchst merkwürdigen geognostischen Structur des Landes hervor, worüber ich meine Beobachtungen jetzt zusammenzustellen beabsichtige.

Die auffallendste und allgemeinste Thatsache ist die, daß das ganze Gebirge des Ducajin, so weit die Straße dasselbe schneidet, nur aus ungeschichteten Felsarten besteht. Vom Fuße des Bastrik bis zum Becken der Drinmündung giebt es weder Kalkgestein, noch crystallinischen Schiefer: es fehlen also hier die Gebirgsarten sowohl des Scardus, als der Küsten des adriatischen Meers. Mit der Grenze der Formationen verändert sich hier auf das Schärfste der ganze Gebirgscharacter.

Die Hauptmasse des Ducajingebirgs besteht aus einem dichten, rothen Gestein, das im äußern Ansehen dem Ilfelder Thonporphyr ähnlich ist. Allein wiewohl von beträchtlichem Thongehalt, ist seine Härte für eine Feldsteinmasse zu groß: denn dasselbe wird von Quarz nicht geritzt. Auch enthält es keine fremdartige Crystalle, sondern bildet bis auf feine, häufig eingesprengte Glimmerschüppchen eine ganz homogene Masse von muscheligem Bruch, mattem Wachsglanz, und gleichförmig braunrother, bald dunklerer, bald lebhafterer Färbung. Mächtig widersteht es der Verwitterung, doch giebt sich der Thongehalt oft schon beim Anhauchen zu erkennen. Ich halte diese Felsart für einen Glimmer führenden, ungefleckten Jaspis, ein Mineral, von dem man, so viel mir bekannt, bisher noch nicht beobachtet hat, daß es einem großen Massengebirge, ohne sich abzuändern, das vorherrschende Material liefert. Von der höchsten Erhebung der Straße zwischen

dem zehnten und elften Chan erstreckt sich dieses Gestein nach Westen fast ununterbrochen bis zum Becken der Drinmündung und ist oft mit großen Trümmerhalden bedeckt. Auch ostwärts von jenem Passe bildet es den vorherrschenden Bestandtheil der mittlern Gebirgshöhen bis zum zweiten Chan. Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß dieser Jaspis ein durch Hitze veränderter Thonschiefer sei und erst in einem Schmelzungsprocesse seine Schichtung verloren habe. Außer dem Glimmer- und stärkern Thon-Gehalt kann hierfür die Beobachtung angeführt werden, daß das Gestein an einigen Orten Spuren von Schichtung und schieferiger Absonderung zeigt, die man als einen wirklichen Uebergang in Thonschiefer ansehen kann. Wenn man in dem so genannten Porcellanjaspis einen örtlich verglasten Schieferthon erkennt, so scheint hier ein allgemeinerer Schmelzungsproceß, der durch die andern Felsarten des Ducajin's gleichfalls angedeutet wird, ein ganzes Thonschiefergebirge in eine plutonische Masse verwandelt zu haben.

Der Schlüssel zu diesen denkwürdigen Vorgängen findet sich nämlich in der Zusammensetzung der höchsten Kuppen des Gebirgs. Diese bestehen aus Dioriten, welche aus der großen Jaspismasse hervorgetrieben zu sein scheinen. Namentlich beobachtete ich ein solches Verhältniß zwischen dem zehnten und elften Chan, wo auf der Wasserscheide des Drin und Mat das hohe Gebirgsjoch nebst den Abhängen des Bergs aus Diorit gebildet wird. Am Fuße lagert auf beiden Seiten sich der Jaspis daran: hier würden die Berührungsflächen beider Gesteine näher zu untersuchen sein. Noch an andern Orten bestehen die Kämme des Gebirgs aus Diorit. Von dieser Felsart bemerkte ich zwei Abänderungen: die eine ist fein gemengt, von schwärzlicher Farbe und mit größtentheils gefärbter Feldsteinmasse, die andere crystallinisch körnig, aus schwarzgrünen Hornblendecrystallen und weißem Feldstein gleichmäßig gemengt, dem Syenit sehr ähnlich.

Außer dem Diorit kommen in noch größern Massen im Ducajin andere Gebirgsarten vor, die zu der Familie der Grünsteine gehören: Gabbro und Serpentin, die hier in einander übergehen und durch ihr gemeinsames Vorkommen unter dem Diorit entge-

gengesetzten Verhältnissen sich auszeichnen. Durch ihre schwarze Färbung sind die Felsen, welche aus diesen Gebirgsarten bestehen, schon aus der Ferne kenntlich. Sie verbreiten sich besonders in den tiefer gelegenen Thälern und übertreffen hier nicht selten den Jaspis an Mächtigkeit, wenigstens in dem nordöstlichen Theile des Ducajin. Dem vierten Chan gegenüber wird das Ufer des Drin ungefähr zehn Minuten weit von einer seltsamen, wild zerrissenen, tief schwarzen Felsenmauer gebildet, die aus Serpentin besteht. Dort wechselt diese Felsart mit dem Jaspis ab, aus dem sie vielleicht wie der Diorit hervorgetrieben wurde und eine Spalte übrig ließ, durch welche der Strom sich jetzt hindurchwindet.

Aus diesen drei Formationen besteht das ganze Ducajin, so weit die Straße darüber Auskunft giebt. Indessen dehnen sich solche abnorme Felsmassen nach Boué's Beobachtungen *) vom Drin aus 15 Stunden weit nach Süden aus, und so weit möchten etwa die Gipfel des Elbassán entfernt liegen, die ich von einigen Puncten erblicken konnte und bis zu deren Fuß der Character des Landes sich nicht zu verändern scheint.

Fragen wir nun, wie diese große Masse von ungeschichteten Gebirgsarten sich an ihren äußern Grenzen verhalte, so sind darüber einige, wenn auch nur aphoristische Bemerkungen mitzutheilen. Es wurde erwähnt, daß der Bastrik, der zwischen dem weißen und vereinigten Drin liegt, aus geschichtetem Kalkstein bestehe. Die Schichten desselben scheinen im Sinne des Scardus aufgerichtet zu sein und die gegenüberliegende Jalitza aus demselben Gestein zu bestehen. Schon bei Prisdrén fanden wir die Vorberge des Scardus aus einer unbestimmten Kalkformation zusammengesetzt. Große Kalkgebirge liegen daher an der albanischen Seite des Scardus, und diese sind es, die am Fuße des Bastrik nahe bei der Drinvereinigung den Jaspis des Ducajin berühren. Zwischen den Brücken über den weißen und vereinigten Drin kann man dieses Lagerungsverhältniß beobachten. Zuerst erscheinen einzelne Jaspismassen im Bereiche der Kalkformation, dann

*) A. a. O.

verschwindet die letztere und schon die Thalsohle beim zweiten Chan besteht nur aus Jaspis, der in dieser Gegend häufig mit Gabbro und Serpentin abwechselt. Man müßte hier umfassendere Untersuchungen anstellen, um jene Einlagerungen richtig beurtheilen zu können. Wahrscheinlich verhält sich das Kalkgestein des Bastrik eben so zu den Formationen des Ducajin, wie die Kreide des Küstenbeckens, die dem Jaspis am Rande des Gebirgs deutlich aufgelagert ist. Ehe man in die Ebene von Scala eintritt, hat man zuletzt einen Hügelkamm zu überschreiten, der schon aus weiter Ferne durch seine helle Farbe unter den rothen Felsmassen sich auszeichnet. In einem Engpasse ruht hier das Kalkgestein wie ein schräger Keil auf dem Jaspis und scheint daselbst gleichfalls durch Hitze umgewandelt zu sein. Es besteht aus dichten, undeutlich geschichteten Massen von hellgrauer Farbe, die sehr reich an eingesprengtem, weißem Kalkspath sind. Wo sie mit dem Jaspis in Berührung stehen, scheinen beide Felsarten auf einander eingewirkt zu haben: Adern von Kalkspath finden sich hier auch im Jaspis, der bis zu dieser Localität von beigemengtem Kalk keine Spur enthielt. Von hier verbreitet sich die Kalkformation durch das Becken der Drinmündung nach dem See von Scútari und Montenegro. Sie steht in mächtigen Felswänden an den Ufern des Drin, wo dieser aus dem Gebirge in die Ebene eintritt. Sie bildet die Hügelreihe, welche zwischen dieser Fläche und der Stadt Scútari sich erstreckt. Sie erfüllt sodann längs der adriatischen Küste die Landstrecke von Scútari über Antivari bis zur österreichischen Grenze und stimmt in jeder Rücksicht, in petrographischen Merkmalen, wie in der eigenthümlichen Gestalt rauher, trockner, von unterirdischen Canälen durchsetzter Felsgebirge, mit der großen Kreideformation Dalmatien's überein, mit der sie in ununterbrochener Verbindung steht. In der Ebene der Drinmündung selbst jedoch liegen gegen Saderima einige isolirte Berge von beträchtlicher Höhe, deren schroffes Emporsteigen aus söhliger Fläche, deren bizarre, zackige Spitzen und weiße Felswände die Gegenwart des Dolomit's entschieden erwarten lassen. Erlitt bei der Veränderung des Thonschiefergebirgs auch die demselben benachbarte Kreide den Einfluß vulcani-

scher Kräfte, so würde eine Bestätigung solcher Annahmen auch in diesem Umstande zu erblicken sein, wenn derselbe erst an Ort und Stelle geprüft wäre. Schon jetzt erscheint es indessen nach den angeführten Thatsachen wahrscheinlich, daß jene Veränderung geschichteter Gebirgsmassen, die wir auf den Durchbruch der Grünsteine beziehen möchten, zu einer Zeit erfolgte, als die Kreide bereits auf dem oberalbanischen Thonschiefer abgesetzt war. In welcher Beziehung aber diese Umwälzungen zu der Hebung der benachbarten Hochgebirge des Scardus und Bertiscus gestanden haben mögen, dies ist ein wichtiges Problem für künftige Gebirgsforscher, die hier ohne Zweifel ein reiches Feld der Beobachtung, vielleicht ein anderes Fassathal finden werden.

In dieser Rücksicht erheischt das Verhältniß des Ducajin's zum Bertiscus eine besondere Erwägung. Wir haben gesehen, wie der weiße Drin zuerst ein Längsthal zwischen dem Scardus und Bastrik durchströmt und sodann als vereinigter Strom in das Grünsteingebirge eintritt. Von hier aus liegt sein Bett mehre Stunden weit theils im Jaspis, theils im Serpentin und Gabbro. Wenn man jedoch von den Kämmen des Ducajin's nach Norden den Blick wendet, so erkennt man aus der Gestalt der Berge, daß das Grünsteingebirge am rechten Drinufer nur einen schmalen Höhenzug bildet. Hierauf folgt ein niedriges Hügel-Terrain mit einzelnen Bergkegeln, die wahrscheinlich aus Kalk bestehen und als nordwestliche Ausläufer des Bastrik angesehen werden können. So wie also das Ducajin durch diesen Berg von der Ebene des weißen Drin getrennt wird, so scheint ein Saum von Kalksteinhügeln, die auf den Charten irrig als mächtige Kette eingetragen sind, jene große Fläche von dem Grünsteingebirge abzuscheiden. Diese Höhenzüge am rechten Drinufer reichen bis an den Fuß des Bertiscus, etwa bis zu dem Puncte, wo auf den Charten das Kloster S. Maria sich findet. Hier, wo der Drin gegen die Felswände des hohen Alpengebirgs anprallt und eine südwestliche Richtung annimmt, verläßt sein Strombett das Thal am Nordrande des Grünsteingebirgs und ergießt sich in eine enge Spalte, die zwischen dem Bertiscus und Ducajin übrig bleibt, und bildet fortan die Grenze beider Ge-

birge und der so verschiedenen Formationen, die dieselben zusammensetzen. Denn der Bertiscus erhebt sich aus dieser Spalte mit einer ungeheuern Brüstung von Kalkgestein zu den Bergformen des Alpenkalks, während das linke Ufer aus den mit Felstrümmern bedeckten Abstürzen des Ducajín von Jaspis gebildet wird. Diese Structur des Drinthals, worauf wir später zurückkommen, scheint sich auf einer weiten Strecke gleich zu bleiben, bis zuletzt der Drin in die Kreideformationen der Küste eintritt. Nimmt man nun an, daß die Grünsteine, welche den Thonschiefer des Ducajín in Jaspis verwandelten, auch zugleich die Ursache der Hebung des Bertiscus gewesen sind, so kann man für eine solche Theorie insbesondere anführen, einmal, daß dieselben, wie in andern Gebirgen der Augitporphyr, gerade am Fuße des hohen Alpenstocks an das Tageslicht durchgebrochen sind, ferner, daß sie hier die vorhandenen Gebirgsarten umänderten, aber sie verhältnißmäßig wenig erhoben, während sie dort die geschichteten Massen dreimal höher aufrichteten und deshalb auf deren Structur weniger einzuwirken vermochten, endlich, daß da, wo diese zwiefache Richtung vulcanischer Erfolge sich scheidet, eine tief bis zum Niveau des Meers reichende Spalte übrig blieb, welche die Linie der größten, zwei Formationen auseinanderspaltenden Spannung andeutet.

Eine besondere Berücksichtigung dürfte auch das Verhältniß verdienen, in welchem das Grünsteingebirge zu dem ganzen Zuge der Alpen steht. In dem östlichen Gebiete derselben findet sich nicht jene Unregelmäßigkeit in der Hauptrichtung ihres Zuges und in dessen Verzweigungen wieder, welche in den westlichen Alpen bemerkt wird. Von den Grenzen Tyrols bis zum Dringebiet in Oberalbanien erstreckt sich das Hauptjoch der carnischen, julischen, binarischen und türkischen Alpen aus Nordwest nach Südost der östlichen Küste des adriatischen Meers parallel. Die geognostischen Verhältnisse dieses Systems scheinen in einer gegen 100 g. Meilen betragenden Länge sich wenig zu ändern und in mancher Beziehung von denen der übrigen Alpen abzuweichen. Wenn wir dasselbe aus einer einzigen, ziemlich geradlinigen Längsspalte gleichzeitig hervorgetreten uns vorstellen, so muß es sehr bemer-

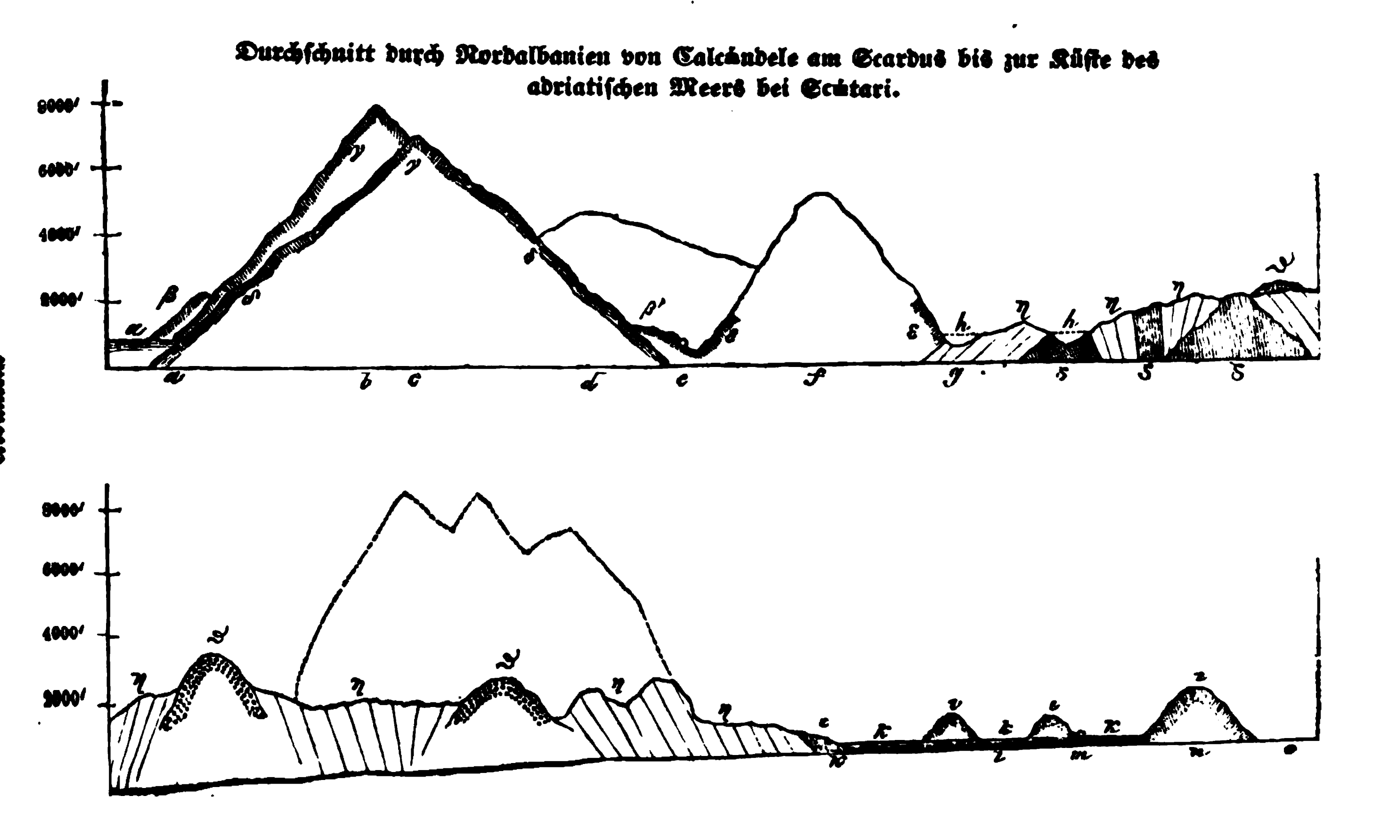
kenswerth erscheinen, daß gerade an dessen Endpuncten sich große vulcanische Massen angehäuft finden, die an den Seitenabhängen des Systems nicht zum Vorschein kommen, oder doch nicht beobachtet worden sind. In diesem Sinne müßte eine Vergleichung des Porphyrgebirgs im italienischen Tyrol mit dem Grünsteingebirge des Ducajin ein besonderes Interesse erregen. So wie dort viele Stunden weit der Feldsteinporphyr und Dolomit die südlichen Kalkalpen von dem crystallinischen Schiefergebirge abscheidet und zwischen jenen die Metaphyre sich hervordrängen, so finden wir am Fuße des Bertiscus oder an der Südspitze des nämlichen Systems einen gleich mächtigen Heerd vulcanischer Thätigkeit, eine über 80 Quadratmeilen verbreitete Anhäufung von durch Hitze umgeänderten Gesteinen und zwischen ihnen hervorgetriebenen Dioriten, wobei wahrscheinlich auch benachbarte Kalkformationen zum Theil in Dolomit umgewandelt wurden.

Bedeutung der Lettern in dem Holzschnitt der gegenüberstehenden Seite.

α = Alluvium des Téttovo.
β = Kalkformation von S. Athanasio.
β' = Kalkformation des Resnathals.
γ = Kalkformation der Ljubatrin und Kobelitza.
δ = Glimmerschiefer der Kobelitza.
ε = Kalkformation des Bastrik.
ζ — ϑ = Formationen des Ducajin.
ζ = Serpentin und Gabbro.
η = Jaspis.
ϑ = Diorit.
ι = Kreide.
$\varkappa$ = Tertiäres Becken von Scútari.

a = Calcándele.
b = Ljubatrin.
c = Kobelitza.
d = Jalitza.
e = Prisdrén.
f = Bastrik.
g = Zusammenfluß des weißen und schwarzen Drin.
h = Niveau d. Ebene von Ipek.
i = Wasserscheide des Drin u. Mat zwischen dem zehnten und elften Chan.
k = Eintritt in's Becken der Drinmündung.
l = Scala.
m = Scútari.
n = Küstenkette v. Montenegro.
o = Spiegel d. adriat. Meers.

Durchschnitt durch Nordalbanien von Calcandele am Scardus bis zur Küste des adriatischen Meers bei Scutari.



$5^h - 8^h$. 2—3. Chan. Mehre Stunden weit folgt die Straße dem Thale des Drin an dessen linkem Ufer. Bald wird die Sohle fast ganz vom Flusse ausgefüllt, bald erscheinen am Ufer kleine Wiesen und Maisfelder. Die dicht mit niedrigen Eichbäumen *) bewaldeten Bergabhänge erreichen zu beiden Seiten unmittelbar eine Höhe von etwa 600′ über dem Wasserspiegel. Wegen der häufigen Windungen des Thals blieb die Hauptrichtung der Straße zweifelhaft: zwischen West und Nord schien dieselbe zu schwanken. Beim dritten Chan mündet ein Bach in den Drin, der durch ein kurzes Nebenthal von Süden herkommt.

$8^h - 9^h$. 3—4. Chan. Der vierte Chan, der letzte am Ufer des Drin, ist größer als die vorigen. Auch ist hier ein türkischer Wachtposten aufgestellt und über den Fluß besteht eine Art von Fähre. Ein äußerst roh gebauter, floßähnlicher Kahn wurde am entgegengesetzten Ufer eine Strecke stromaufwärts gezogen und hierauf dem Strome überlassen, der, durch ein Steuerruder gelenkt, ihn in schräger Richtung dem Chan zutrieb. Gegenüber bespült der Drin jene schwarze, zerrissene Felsmauer von Serpentin, auf deren Kamm eine verfallene Ruine von der Bauart des Schlosses Demanitje in Trümmern liegt. Bis auf jene Felsen sind die Ufer und Thalwände durchaus von Eichenwald bedeckt.

Von hieraus zwängt sich nun der Drin in ein ganz enges Felsenbett und bald hört jeder Weg an dessen Ufern auf. Von der Höhe der Thalwand über dem Chan sah ich den Strom tief unter den Füßen zum letzten Male, wie er nach Nordwest brausend dahineilte und zwischen hohen Felsabstürzen sich verlor. Ueber diese ragte alpines Gebirge im Grunde des Thals hervor. Nach den Mittheilungen der Albanesen behält der Drin die nordwestliche Richtung im engen, unzugänglichen Felsenthale, bis er nach einigen Stunden gerade gegen den Bertiscus stößt, der hier Carabagh **) genannt wurde. Dann wendet er sich nach Süd-

*) Quercus pedunculata Ehrh. var. brutia Ten. Darunter einzeln Qu. Cerris L.

**) Carabagh ist hier eine appellative Bezeichnung für alpines Gebirge.

westen und Westen und fließt von da in einem ungeheuer tiefen, nie betretenen Canale zwischen unersteiglichen Felswänden, indem er in die Gebirgsspalte zwischen Bertiscus und Ducajin eintritt. Kein Weg führt durch diese Wildniß, kein Nachen hat sie durchfahren. Niemand weiß zu sagen, ob es dort Wasserfälle oder Stromschnellen giebt. Es mag hier Puncte geben, wo die südliche Thalwand 2000′, die nördliche 5000′ unmittelbar aus dem Flusse sich erheben. Wie wichtig, aber auch wie kühn wäre die Fahrt eines Gebirgsforschers durch diese Tiefen um den südlichsten Saum der Alpen. Und dies ist nicht etwa ein Felsenthor, das der Strom leicht überwindet, sondern der Canal hat vielleicht eine Länge, die 20 Stunden beträgt: denn wo der Drin bei der Fähre von Scala das Gebirge beruhigt verläßt, sagte man mir, daß auch hier kein Weg in das Thal führe, weil die Felsen überall bis an den Fluß reichten. Auch war der Strom dort den Befragten nur eine halbe Stunde weit bekannt, bis wohin man sein enges Bett von den Höhen aus überblicken kann. Wo ich auch über das innere Flußthal mich erkundigen ließ, immer war die Antwort: das sei unbewohnt, Alles Fels, kein Weg. Die Ortschaften, die hier auf den Charten verzeichnet sind, scheinen auf der Höhe des Ducajin oder in dessen zahlreichen Seitenthälern zu liegen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß das Détail dieser Nachrichten vielleicht zu sehr den Character des Dolmetschen's an sich trug. Deshalb führe ich an, was ich später persönlich von der Structur des Drincanals gesehen habe: 1) vom fünften Chan die Biegung des Thals nach Südwesten, worauf dasselbe so eng wird, daß das Ducajin sich unmittelbar an den Bertiscus anzulegen scheint; 2) in mehren Ansichten vom 28. Julius konnte ich wahrnehmen, bald, daß der Thalweg

---

Auch der Coráb wurde im fünften Chane so genannt. So häufig jenes Wort in der Orographie der Türken vorkommt, so ist's in Albanien doch wohl richtiger auf das unabhängige Montenegro einzuschränken, wovon Carabagh bekanntlich die türkische Uebersetzung ist. Von dem Gebirgslande der Montenegriner scheinen die albanischen Türken das Wort dann auf die übrigen Hochgebirge des Landes übertragen zu haben.

beide Gebirge trennte, bald, daß die Jaspisfelsen auf der einen, die hohen Kalkwände auf der andern Seite sich fast berührten; 3) bei der Scala lassen die Kalkfelsen beider Ufer oberhalb der Fähre nur das Strombett zwischen sich übrig, wie beim vierten Chan. Stellt man sich diese Verhältnisse im Zusammenhang vor, bedenkt man die Höhe der Brüstung des Vertiscus, die sichtbare Enge des Thals und das schon bei Prisdrén so tiefe Niveau des Drin, so muß die Imagination die furchtbarsten Abgründe in jener Spalte erblicken, wahrscheinlich eins der großartigsten Schauspiele der Natur in unserm Erdtheil.

9ʰ — 10ʰ 30′. 4 — 5. Chan. Wir erstiegen jetzt einen Kamm des Ducajingebirgs zwischen den Thälern des Drin und Jost, eines kleinen Flusses, der neben dem vierten Chan in den erstern mündet. Die Straße folgt dem Jostthale in südlicher Richtung ansteigend, wendet sich dann nach Südwest und West und erhebt sich in ununterbrochener Neigung eine Stunde lang bis zur Höhe des westöstlich gestreckten Kamms, auf dem der fünfte Chan liegt. Dessen Höhe schätze ich 1500′ über dem Niveau des Drin. Der Abhang ist dicht von Eichen bewaldet, allein oben eröffnen sich freie, klare, verständliche Ansichten nach den meisten Himmelsgegenden. Indessen sah ich trotz der weiten Fernsicht doch nur ein einziges Dorf in östlicher Richtung auf einer am Kamme ausgesonderten Platte: übrigens bis zu den höhern Gebirgen, die den Horizont umgürten, so weit man blicken kann, alle Ketten von Eichenwald bedeckt. Oben beim Chan baute man Mais, Tabak und Korn, aber nur für den Hausbedarf. Hier beschäftigte ich mich mit der genauern Auffassung der Structur des Landes, welches mir indessen von Westen bis Süden durch die Erhebung des Gebirgs verschlossen blieb. Das Ducajin selbst erscheint als ein massiges Mittelgebirge, das aus unregelmäßigen Ketten mit mamelonartigen Kuppen und aus regellos verflochtenen Thälern gebildet wird. Eine Hauptrichtung der Kämme konnte ich nicht wahrnehmen: manche Thäler erstrecken sich zwar nach Osten und Westen, die höchste Wasserscheide liegt in einer Mai-

dianlinie *), aber die Spalte des Drin und dessen Nebenthäler weichen von diesen Verhältnissen ab. So sah ich vom fünften Chan gegen Südost 3 von Nordost nach Südwest gerichtete Parallelketten, weit im Süden aber einen bedeutenden Kamm aus West gegen Ost **). Aus diesem letzten erhoben sich höhere nicht bewaldete Kuppen, die aus dem grünen Gebirge wie felsige Inseln hervorstiegen, eine derselben von sargförmiger Gestalt. Auf das Deutlichste ist übrigens das ganze Grünsteingebirge durch die Thäler des weißen und schwarzen Drin vom Scardus getrennt, z. B. von der allerdings aus dem letztern heraustretenden Jalitza, eben so wie die Trennungslinie gegen den Bertiscus ohne alle Willkühr nach Formation, Bergform, Thalbildung, Höhe und Richtung auf's Leichteste gezogen werden kann.

Die Hügelkette, welche, das Ducajingebirge nördlich begrenzend, sich zwischen dem Drin und der dadurch verdeckten Ebene von Ipek vom Bastrik zum Bertiscus erstreckt ***), ließ sich größtentheils übersehen. In ihrer bogenförmigen Richtung entspricht sie dem Thalwege des Drin. Sie senkt sich allmählig vom Bastrik aus und enthält in der Nähe desselben noch einige kegelförmige Berge, welche die Baumgrenze übertreffen. Solche Kegel, jedoch von minderer Bedeutung, ragen auch im westlichen Theile der Kette hier und da hervor und wiederholen die Berggestalt des Bastrik in kleinern Verhältnissen. Hierauf folgt der Bertiscus selbst, der den großartigsten Hintergrund bildet. Ohne

---

*) Auf den Charten wird diese Wasserscheide Puscha genannt. Da es dieselbe ist, welche ich zwischen dem zehnten und elften Chan erstieg, so ergiebt sich, daß sie weiter westlich liegt, als die Charten sie darstellen.

**) Die höchsten Kuppen des südlichen Ducajin lagen O 60° S — S am Compaß.

***) An den Bertiscus scheinbar angeschlossen unter W 70° N, erstreckte sie sich halbmondförmig bis O 12° S, wo der Zusammenfluß der beiden Drinarme liegen mochte. Am Horizont ragte der Bertiscus darüber hervor von W 70° N bis N. Schwarze Serpentinfelsen am Drinufer zeigten sich diesseits von N 65° O bis O 12° S. Dem Bastrik analog gebildete Kegel in der Kette lagen W 70° N, W 75° N, N 10° O, N 18° O, N 20° O am C.

alle Vorberge steigen hier 3—4 weiße Alpenmassen, die in den obern Schluchten häufigen Schnee trugen, unmittelbar aus dem Drin hervor. Am höchsten und unter einem mächtigen, den von Calcándele gesehenen Scardus weit übertreffenden Gesichtswinkel erschien die nächste fast westlich *) gelegene Gruppe von Alpengipfeln, deren Entfernung **) nur auf wenige Meilen zu schätzen war; dann folgt ein Einschnitt, wahrscheinlich in Folge einer bedeutenden Thalbildung, endlich ein zweiter, jedoch niedrigerer Alpenstock, der sich, mehrfach abgesondert, gegen Ipek zu erstrecken scheint.

Auch vom Scardus erblickte ich einige wichtige Puncte, als ich mich im fünften Chan befand. Der nördliche Theil dieses Gebirgs wird durch den Coridnik verdeckt, der über die Thalwände des Drin hervorragt. Sodann folgt der Einschnitt des Lumathals, und hier ragt das Mitteljoch des Scardus eine Strecke weit hervor, bis es wieder von der Jalitza verdeckt wird. Am südlichen Ende des letztern Bergs liegt eine enge Schlucht, die ihn von einem niedrigern Rücken scheidet, der sich dann weiter südwärts bis zu einem hohen Gipfel ausdehnt. Diesen letztern hielt ich für den schon mehrfach erwähnten Culminationspunct des Scardus, für den Coráb ***).

1h — 3h 30'. 5—10. Chan. Auf diesem Wege, wo man in jeder halben Stunde einen Chan trifft, beginnen die größern Beschwerden der Straße. Diese führt, theils auf der Höhe der

---

*) Die ganze Linie, die der Bertiscus am Horizonte einnahm, erstreckte sich bei einer scheinbaren nordöstlichen Richtung von W 25° N — N; der höchste und nächste Alpenstock etwa W 25° N — 35° N; Thalsenkung W 40° N; allmählige Senkung wegen zunehmender Entfernung W 40° N — N am C.

**) Sie scheint ungefähr dem Berge Karma auf der Cotta'schen Charte zu entsprechen.

***) Coridnik O 5° S; Lumaeinschnitt O 10° S; Mitteljoch des Scardus sichtbar von O 5° S — O 15° S; Jalitza O 10° S — O 30° S: deren Gipfel = O 22° S; Kette zwischen Jalitza und Coráb O 30° S — O 50° S; Coráb O 50° S am Compaß.

westöstlichen Kette, theils an deren südlichem Abhang bis zur Tiefe des Thals sich senkend und wieder zum Kamm sich erhebend, in westlicher Richtung fort. Es ist dasselbe Thal, an dessen Mündung wir das Gebirge betraten, das Thal des Joſt. Der Joſt entspringt von der mehrerwähnten Wasserscheide, deren Dioritkuppe 9 Stunden westlich vom Brückenchan sich aus Süd nach Nord erstreckt; er verfolgt dann, von einem engen Thale aufgenommen, 5 Stunden weit eine östliche Richtung, biegt sich hier nach Norden und vereinigt sich, die Uferwand des Drin durchschneidend, neben dem vierten Chan mit diesem Strom. Dies giebt einen Begriff von der Thalbildung des Ducajin, wobei zu erinnern, daß zu beiden Seiten der schmalen, tiefen Thalsohle die steilen Jaspiskämme 12—1500′ über dessen Niveau ansteigen. Gegen den Ursprung des Joſt, wo die höchste Erhebung der Straße nicht mehr fern ist, giebt es auf einigen Höhen über dem Eichenwalde eine Region von Coniferen *), so wie außerdem durch eine häufig verbreitete Rhamnusart, die kleine Buschwaldungen zusammensetzt, das höhere Niveau gleichfalls angedeutet wird.

Der neunte Chan war unbewohnt. In dem zehnten, der dem oben erwähnten Capitano gehörte, übernachteten wir. Das Gebiet, worin dieser Albanese herrscht, scheint besonders das Thalgebiet des Joſt zu begreifen: der District sei 10 Stunden lang, 1 Stunde breit und heiße Bala, woraus vielleicht das Wort Ibalea der Charten entstanden ist. Der Häuptling unterschied sich nur dadurch von den übrigen Albanesen, daß er sich etwas zuvorkommender gegen uns benahm und redseliger mit den Türken verkehrte. So unabhängig von den Türken er in seinen Thälern schaltet, so sehr mögen ihn die Sitte seines Volks und die Rache des Einzelnen beschränken.

28. Julius. 5^h — 8^h. 10 — 11. Chan. An den Quellen des Joſt vorüber erstiegen wir in einer Stunde (6^h) den steilen, von Süd nach Nord gerichteten Kamm, wo der höchste Punct der Straße sich befindet und die Gewässer des Drin und

*) Pinus brutia Ten. — Rhamnus alpina L.

Mat sich scheiden *). Auf der Westseite beginnt ein anderes, dem des Jost entgegengesetztes Thal, in welches wir vom Kamm unmittelbar durch den Buchenwald hinabstiegen. Diese Waldung, die einzige solcher Art, die ich im Eichenlande antraf, ist nur von geringer Ausdehnung, und überhaupt wird von jetzt an das Gebirge kahler, die rothen Jaspiswände treten häufiger nackt hervor. Dabei behalten die Thäler denselben engen, unfruchtbaren Character, den wir bisher bemerkt haben.

8^h — 9^h. 11 — 12. Chan. Im elften Chan trafen wir eine der Sicherheit der Straße wegen bestehende Wache, die von einer Anhöhe das Thal mehre Stunden weit im Auge hat. Wir folgten zwar noch immer in westlicher Richtung dem Bache des Matgebiets, allein mehrmals hatten wir Hügel zu ersteigen und kehrten dann wieder in die Thalsohle zurück.

9^h — 11^h. 12 — 13. Chan. Nach einer Stunde verließen wir das Thal und erstiegen gegen Norden uns wendend den von Ost nach West gerichteten Kamm, der hier die Wasserscheide zwischen Mat und Drin bildet. Der Bach, der uns bis hierher begleitete, fließt nun südwärts durch die Landschaft der Mirditen, zu deren Gebiet auch der elfte und zwölfte Chan zu gehören scheinen. — Einer zweiten Stunde bedurften wir, um die Thalwand auf steilem Schlangenpfade zu ersteigen. Oben erreichten wir den dreizehnten Chan, der unbewohnt war.

11^h — 2^h 30′. 13 — 15. Chan. Dies ist der grandioseste Theil des Wegs. Gleich hinter dem dreizehnten Chan werden zur Rechten der westwärts führenden Straße die Eichen eine kurze Strecke licht und als eine erste Andeutung großer Natur-

*) Auf den Charten bleibt die Straße im Dringebiet. Daß dies irrig sei, ergiebt sich aus folgender Wahrnehmung. Von jener Wasserscheide löst sich ein langer Nebenkamm nach Westen ab, der die nördliche Wandung des Thals bildet, welchem die Straße folgt. Nach 4 Stunden verläßt diese das Thal, erhebt sich rechts auf die Höhe des Kamms und gelangt jenseits wieder in die Nähe des Drin. Wenn nun der Bach, dessen Thal sie verließ, in den Drin mündete, so müßte man ihn auf dem Wege nach Scala schneiden, was nicht der Fall ist.

renen schimmern ganz nahe einige Nadeln des Bertiscus durch
die Waldblöße. Eine halbe Stunde später traten wir aus dem
grünen Forste an eine ungeheure, mit Jaspisgerölle bedeckte,
nackte Thalwand, an welcher die Straße in schwindelnder Höhe
horizontal fortläuft. In kolossalem Halbkreise umfaßt dieser
schräge Trümmerabhang ein großes, kahles, felserfülltes Seiten-
thal des Drin. Im Grunde fließt kaum ein Bach, aber die
schiefe Fläche ist weit und breit mit Jaspisfelsen der mannigfal-
tigsten Form und Größe übersäet. Diese Einöde, worin man
keinen Baum, keine den Boden begrünende Pflanze, keine mensch-
liche Wohnung erblickt, reicht bis zum Drin hinab, wo sie unter
mächtigen Felsen, die dessen Thalsohle verdecken, sich verliert.
Bis dahin schätzte ich die Entfernung auf 3 Stunden, während
von Wald zu Wald die Felsregion eine Stunde breit ist. Die
Localität entspricht beiläufig dem Namen Mascenari der Charten.
Gegenüber, aus dem nördlichen Ufer des Drincanals, im erha-
bensten Gegensatze gegen diese wüsten Steingefilde, steigt unmit-
telbar in prachtvoller Nähe die ganze Reihe des südlichen Bertis-
cus zu hohen, steilen Alpenhörnern gewaltig empor. Einen groß-
artigern Eindruck wird man nicht leicht im Centrum der Alpen
empfangen. In einer Linie, die von ONO nach WSW sich zu
erstrecken scheint, die offenbar von dem im fünften Chan bemerk-
ten Thaleinschnitte ausgeht und in Nordwest eben so plötzlich
aufhört, sind diese zahlreichen Gipfel, ohne durch Vorberge mit
der Tiefe des Drincanals vermittelt zu werden, aneinandergereiht.
Wie in den Dolomitalpen Tyrols sich die Schneide der Kämme
zu wunderbar gestalteten Felszacken gliedert, so werden auch hier
ähnliche Bildungen in häufiger Wiederholung bemerkt. Gegen
50 solcher nadelförmiger Spitzen zählte ich in dem höchsten, nach
Osten gelegenen Bertiscus. Diese Nadeln erscheinen wegen der
Helligkeit des Gegenstandes und weil die Entfernung wirklich so
gering ist, dem Auge in so deutlichem Umrisse, als ob man jede
Felsbank, jede Kleinigkeit an ihnen wahrnehmen könnte. Allein
die großen Schneemassen, die zwischen ihnen ruhen und sich la-
gerförmig abwärts verbreiten, belehren über die Höhe ihres Ni-
veaus. An einem Puncte reichten die Eisgefilde so tief in eine

thalförmige Schlucht hinab, daß ich kaum daran zweifelte, einen wirklichen Gletscher vor mir zu sehen. Eine so bedeutende Anhäufung von Schnee in der heißesten Jahrszeit, in der Breite von Rom und in der Nachbarschaft des adriatischen Meers, scheint zum mindesten eine Erhebung von 8000′ anzudeuten: um so mehr, als der Scardus hierin dem Bertiscus in unzweideutiger Weise nachstand. Dies sind die äußern Charactere der höhern Alpenspitzen: ganz verschieden von diesen verhält sich der westliche Gebirgstheil, der jenen wie ein mächtiges Vorgebirge seitwärts angelagert ist. Er besteht aus einer Kette von 6—8 Bergen, die zwar gleichfalls alpin und viel höher als das diesseitige Grünsteingebirge in weißen Felsmassen weit über die Baumgrenze emporragen, aber doch beträchtlich niedriger sind, als der östliche Bertiscus, der durch die Felszacken seiner Gipfel besonders characterisirt wird. Wenn wir aber diese mit den Dolomitalpen des südlichen Tyrol vergleichen zu können meinten, so stimmen jene in ihrer Berggestalt und übrigem Character so deutlich mit den nördlichen Kalkalpen überein, daß man eine Kette aus dem Salzachkreise zu erblicken glaubt. Dieses Seitengebirge reicht von Westen her etwa bis zum Meridian des Augenpunctes, wo es sich zuletzt zwischen dem Drin und dem höhern Bertiscus einschiebt, so daß der letztern Gipfel darüber hervorragen. Weiter ostwärts erheben sich diese unmittelbar aus dem Drincanal. Beide Gebirgstheile scheinen unter ihren weißglänzenden Höhen eine Coniferenregion zu besitzen: die untern Abhänge werden durch das diesseitige Gebirge verdeckt. Wie sich nun weiter nach Westen jene aus Kalkstein bestehenden Voralpen verhalten mögen, ist von hieraus nicht zu entscheiden. Wenn man sich in Scútari befindet, bilden sie den östlichen Horizont und sind auch dort von einigen Spitzen des dahinter liegenden höhern Bertiscus deutlich zu unterscheiden. So scheinen sie von Osten her das sternförmig gebaute Wassersystem des See's von Scútari und der Bojana zu umgürten. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Reihe von Kreidehügeln, die sich nach Scútari erstreckt, als eine Fortsetzung jener Alpen zu betrachten sei: wenigstens ist, auch abgesehen von der Höhe, die Gestalt der Berge höchst verschieden.

Stundenlang blieb unsern Blicken das seltne Schauspiel geöffnet, das die vulcanische Verwüstung und grauenhafte Einöde des diesseitigen Gebirgs, so wie dieser gegenüber die Majestät des hochalpinen Halbzirkels gewährten. Dann wendete sich die Straße über den westlichen Flügel dieses Thals und führte weiter auf ein steinbedecktes Plateau, das sein Wasser gleichfalls durch eine Felsschlucht in den Drin sendet. Auf dieser wenig bewaldeten Fläche stehen die beiden folgenden Chan's nur eine Viertelstunde von einander entfernt.

4^h — 7^h 30′. 15—16. Chan. Der südliche Gesichtskreis wird von hieraus freier, einige höhere Berge erscheinen in der Richtung von Alessio. Westwärts vom funfzehnten Chan steht nur noch eine einzige hohe und nackte Jaspiskuppe, aber die Straße führte uns über deren Gipfel. Diese nordwestlichste der höhern Bergspitzen des Ducajín erhebt sich wahrscheinlich gegen 3000′: denn vom Chan, dessen Höhe ich zu 1819′ gemessen habe, bedurften wir einer Stunde, um fast beständig ansteigend den höchsten Punct zu erreichen. Die Straße ist hier so eng und beschwerlich, daß wir nur mit Mühe den uns entgegenziehenden Lastpferden ausweichen konnten. Von der Spitze dieses Bergs ist besonders der Bau der südlichern Gebirgstheile klar. Ohne den Character unregelmäßiger Thäler und schmaler oder zu kleinen Plateaus erweiterter Kämme zu verlieren, enthält es hier zugleich einige weit von einander entlegene, isolirte Kuppen und Kegel, wovon der westlichste ein Vorgebirge bei Alessio ist. Uebrigens setzt sich das Grünsteingebirge nach Südwest wie es scheint bis zu den südlichen Zuflüssen des Mat fort. Hier ungefähr wird eine Grenze der Formationen und Bergformen eintreten. Es beginnt ein kettenartiges Gebirge, das sich weit höher erhebt und anscheinend in der Richtung von Alessio nach Ochridha verläuft. Dort stechen zwei Gipfel in der Richtung von Tirana, also etwa in der Nähe von Croia, besonders hervor und scheinen beinahe eine alpine Höhe zu erreichen. Dieser ferne, blaue Gebirgszug gehört ohne Zweifel zum Systeme des Elbassán. Es ist das nördlichste Glied jener von der Centralkette nach der adriatischen Küste streifenden, dicht gedrängten Bergzüge Albaniens, de-

ren rauher Character den Fremden zurückschreckt und dem Eingebornen sich mitzutheilen scheint, im oft berührten Contraste gegen die milden Ebenen, deren die friedlichen Bulgaren in Macedonien sich bemächtigt haben.

Der spitze Berggipfel, von dem ich dieser Ansichten mich erfreute und vielleicht auch zum ersten Male den Spiegel des adriatischen Meers sah, gehört zu einem von Süden nach Norden gerichteten Kamme, und an der Westseite desselben führt ein schroffer Schlangenpfad tief hinab in ein Seitenthal des Drin. Als ich nun etwa zur halben Höhe des Bergs hinabgestiegen war, wurde ich auf das Höchste durch die Vegetation überrascht, die sich hier meinen Blicken darbot. Hier war das Eichenland zu Ende, hier hatte endlich die italienische Sonne gesiegt. Zum ersten Male, seit ich die Ebene der Vardarmündung in Macedonien verlassen, sah ich wieder ein Dickicht von immergrünen Sträuchern, zum ersten Male durchwanderte ich einen Wald von Korkeichen *). Der steinige Boden aber war von duftenden, dalmatischen Kräutern bedeckt, und wiewohl ich in der für solche Gewächse so späten Jahrszeit nur wenige Pflanzen in Blüthe **) oder in einem erkennbaren Zustande antraf, so konnte ich mich doch leicht überzeugen, daß ich hier die Grenze der adriatischen Litoralvegetation überschritt, deren Gebiet ich von hieraus nicht wieder verlassen habe und deren Bestandtheile im nordwestlichen Albanien wesentlich mit denen der bekannten, süddalmatischen Flora übereinstimmen. Die Höhe dieses Scheidepunctes zweier Vegetationsbezirke schätzte ich auf 12—1500′, die gerade Entfernung von der Küste bei Alessio auf 8 Stunden.

Wiewohl das Thal am westlichen Fuße des Bergs nur noch wenig höher liegt, als der Drin, so haben die Albanesen doch bis zum sechzehnten Chan die Straße noch zweimal über hohe

---

*) Quercus Suber L. Außer dieser erscheint hier zum ersten Male die ächte Qu. pubescens W., während Qu. Cerris L. dem Docojin und der Küste gemeinschaftlich ist.

**) Plantago carinata Schrad. Centaurea alba L. Galium rupestre Vis. Gypsophila spergulifolia nov. sp. Alyssum murale Kit.

und beschwerliche Thalwände hinübergeführt, anstatt dem engen Bett in der Tiefe zu folgen. Das Jaspisgerölle, welches diese schmalen Saumpfade bedeckt, macht die Reise noch ermüdender. So brach die Nacht an, ehe wir unser Ziel erreichten.

In dem Chan, der wieder tief unten im Thale liegt und der letzte vor der Ueberfahrt über den Drin ist, wurden die ersten Feigen uns geboten. Denn hier waren Lebensmittel für Geld zu erhalten, woher der Chan den Namen Dücan, Boutique, führt. Doch so nahe die Küste mit ihren Südfrüchten und ihrer italienisch redenden Bevölkerung jetzt vor mir lag, so wurde ich doch hier noch zuletzt daran erinnert, daß ich im albanischen Gebirge mich befände. Auf einem eingezäunten Platze neben dem Chan bereiteten wir unter dem Laubdach in der herrlich lauen Nacht unser Lager. Der Chantschi schlief in seiner Wohnung, ein kranker Türke war der Einzige, der in unserer Gesellschaft blieb. Als wir uns eben zur Ruhe legen wollten, stellten zwei Albanesen sich ein, setzten ihre Flinten zur Seite und ließen sich ohne zu reden neben unsern Pferden auf dem Rasen nieder, augenscheinlich, um die Nacht daselbst zuzubringen. Diese Männer kamen meinen türkischen Soldaten verdächtig vor, sie schienen einen Diebstahl zu beabsichtigen. Die Türken näherten sich ihnen Anfangs sehr höflich und bemühten sich sie zu überreden, anderswo ihr Obdach zu suchen. Sie sprachen von der schönen Nacht und erklärten, wie angenehm es sei, auf einer mühseligen Fußreise von den Abendstunden Gebrauch zu machen. Die Albanesen, wiewohl in ihrer Muttersprache angeredet, antworteten kaum, blieben ruhig gelagert und gaben, als Jene dringender wurden, ihren Entschluß zu erkennen, daß sie die Nacht hier zubringen würden. Jetzt versuchten die Türken, die durch eine drohende Stellung sich so gern ein Uebergewicht zu verschaffen suchen, eine andere, dieser Tendenz entsprechende Maßregel. Einer der Soldaten stellte sich, als setze er voraus, daß die Albanesen kein Türkisch verständen, und wendete sich an Dimitri mit den in seiner Landessprache gesprochenen Worten: »wenn die Schurken nicht bald von selbst gehen, wollen wir sie mit Gewalt vertreiben.« Einige Augenblicke blieben die Gegner

ruhig, als hätten sie nichts gehört, dann aber standen sie plötzlich auf, nahmen ihre Flinten und zogen, ohne ein einziges Wort zu sagen, von dannen. Wir hörten ihre Tritte im Thale verhallen und bald war Alles still, wie die Nacht. Nur der Hund des Chantschi, der jene Albanesen frühzeitig angemeldet, blieb auch jetzt nach ihrem Abzuge unruhig. Alsbald war die ganze Gesellschaft in tiefen Schlummer versunken, ich allein konnte nicht einschlafen. Nach einer langen Weile hörte ich, als der Hund wieder von Neuem anschlug, ein Geräusch in der Nähe. Ein Albanese mit zwei Flinten auf dem Arm, wie mir däuchte einer der beiden Vertriebenen, trat leise aus dem nächsten Gebüsche und näherte sich unserm Lagerplatz. Ich war im Begriffe aufzuspringen, als auch der Chantschi durch den Lärm des Hundes geweckt wurde, aus der Hütte kam und dem Albanesen entgegenging. Es entspann sich ein heftiger, mir unverständlicher Wortwechsel, meine Begleiter verhielten sich still, zuletzt wußte der Fremde den Wirth zu besänftigen, er entledigte sich seiner Waffen und legte sich schlafen. So ging die Nacht ohne Ruhe, aber auch ohne Mißgeschick vorüber.

29. Julius. $4^h 30'$—$6^h 30'$. 16—17. Chan. Vom Dican aus wird das Nebenthal des Drin weit und kahl, die Berge sinken zu Hügeln herab. Anderthalb Stunden folgt die Straße dem Laufe der Thalsohle in westlicher Richtung. Dann wendet sich der Bach nach Norden und verschwindet unter Felsen gegen den Drin. Das Thal besteht aus nacktem Jaspisboden bis zu dem äußern, westlichen Hügelsaume, wo der Kalkstein des Beckens der Drinmündung beginnt. Die Ufer des Bachs waren weit und breit dicht mit Lygariagebüsch *) bedeckt. Drei Spielarten dieses schönen Gewächses wuchsen hier untereinander vermischt, überall ihre röthlichen, violetten oder weißen, duftenden Blüthensträuße entfaltend. Hier begegneten uns einige wie Dercajinen gekleidete Albanesen, die sich als Christen zu erkennen gaben und wahrscheinlich den Stämmen von Saberima angehörten.

*) Vitex agnus castus L. Vergl. Bd. I. S. 171.

Von jenem eingesattelten Passe des felsigen Hügelkamms, wo wir das Thal verließen, erblickten wir die weite Ebene der Drinmündung mit ihren isolirten Felsbergen. Rechts wurde die Aussicht durch die hohen Ufer des Drin verdeckt. Hier verließen wir das Grünsteingebirge und langten eine halbe Stunde später am breiten Drinstrome an, wo neben der Fähre der letzte, der siebzehnte Chan liegt und senkrechte Kalkfelsen zu beiden Seiten die Uferwand des Flusses bilden, der dann von hieraus in das ebene Land eintritt. Im Chan der Scala hatten sich Schaaren von albanesischen Bauern versammelt, die aus dem Innern nach der Stadt zogen und allmählig auf der Fähre über den Strom befördert wurden.

8ʰ — 10ʰ. Scala — Scútari. Sobald wir die Felsen am nördlichen Ufer des Drin überschritten hatten, betraten wir wieder die gut bebaute, dicht bevölkerte Ebene, die nach Norden und Westen durch die Reihe der Kreidehügel von Scútari von dem großen Landsee getrennt wird. Auf einem dieser Hügel ist das feste Schloß erbaut, wo der Pascha von Scútari residirt. Die Stadt liegt größtentheils am nördlichen Abhange desselben und wird nicht früher sichtbar, als bis man über die Drinassi-Brücke am Fuße des Schloßberges in dieselbe eintritt. Vollständiger übersieht man sie von den Zinnen des Schlosses, die größte Stadt Albaniens, der man eine Bevölkerung von 60000 Bewohnern zuschreibt.

Eine Hauptstraße durchschneidet die ganze Stadt vom Drinassi bis zur Bojana. Neben dem Schloßberge führt sie über einen Paß der Hügelreihe, sodann in gerader Richtung durch den Bazar, der über eine bedeutende Fläche bis zur Bojanabrücke sich ausdehnt. Dies ist der lebhafteste Theil der Stadt, wo die Häuser dicht zusammengedrängt sind, wie in den andern Städten der Türkei: im weitern Umkreise hingegen, besonders da, wo der See am Ausfluß der Bojana das tiefe Land bis zu den Hügeln stets zu überschwemmen droht, stehen die Gebäude weitläufig, oder auf den höher gelegenen Puncten haufenweise beisammen, durch unbebaute Flächen getrennt und durch hochgepflasterte Steinwege verbunden. Auf diese Weise breitet sich Scútari

zwischen den unterhalb sich vereinigenden Flüssen, südlich von Landsee und zu den Seiten der Hügel über ein großes und unregelmäßig gestaltetes Areal aus, so daß ich später einer vollen Stunde bedurfte, um den Weg von meiner Wohnung bis zum Schlosse zu Pferde zurückzulegen.

Während ich dem Pascha durch Dimitri meine Empfehlungsbriefe überbringen ließ, erwartete ich dessen Rückkunft im Bazar. Ein dem Anscheine nach angesehener Albanese gesellte sich zu mir und begann mich in italienischer Sprache auszufragen. Er sagte, daß es in Scútari ein fränkisches Wirthshaus gäbe, und erbot sich, mich dahinzuführen. Durch meine ausweichenden Antworten ließ er sich nicht abweisen. Auf meine Erklärung, daß ich, dem Pascha empfohlen, von diesem eine Wohnung zu erhalten erwarte, erwiederte er nicht ohne Bitterkeit: ich käme aus der Türkei und dort sei dies die Art zu reisen, allein jetzt wäre ich in »Arnautlik,« wo andere Sitten gelten, ein Albanese sei nicht wie ein griechischer Raja, der der türkischen Bedrückung sich füge, auf den Befehl des Pascha werde Niemand mich aufnehmen, freiwillig gern, aber da die Stadt eine Locanda besitze, so schicke es sich besser für den Fremden, diese aufzusuchen, anstatt Andern beschwerlich zu fallen. Schon war ich im Begriff, dem Unbekannten zu folgen, als Dimitri in Begleitung eines Cawassen zurückkehrte. Mißmuthig, seinen Zweck nicht erreicht zu sehen, entfernte sich der Albanese. Ich erfuhr später, daß ich des Zufalls, jene Locanda vermieden zu haben, froh sein könne. Mit der Empfehlung des Pascha wendete ich mich jetzt an den katholischen Bischofssitz, wo ich auf das Freundlichste aufgenommen wurde. Da die erste geistliche Stelle in Scútari damals erledigt war, so fand ich hier nur zwei junge Vicare, die, zwar geborne Albanesen, doch erst unlängst in Rom ihre Bildung vollendet hatten: treffliche Männer, die mir zum ersten Male wieder den Genuß wissenschaftlicher Unterredung auf heimischen Standpuncten gewährten.

30. Julius. Wiewohl die Stadt Scútari nur durch ein wenige Stunden breites Vorland vom adriatischen Meere getrennt wird, so ist ihre Lage doch durchaus nicht mit der der dalmati-

schen Küstenstädte zu vergleichen: vielmehr sind die Naturansichten hier, um so zu sagen, in großem Sinne continental und man erwartet nicht sobald das Meer zu erblicken, wenn man fast in jeder Richtung durch nahe oder ferne Gebirgszüge den weiten Gesichtskreis beschränkt findet. Das Panorama vom Schlosse in Scútari gegen Norden ist eben so großartig als eigenthümlich, nach Süden fehlt der alpine Hintergrund, wodurch dort der Bertiscus nebst dem Montenegrinergebirge einen mächtigen Contrast gegen den vier g. Meilen langen Landsee und die noch größere Ebene hervorbringt. Der eigne Character, den der steinige Kalkboden allen Litorallandschaften von Triest bis nach Griechenland verleiht, läßt sich auch hier nirgends verkennen, allein eine endlose Fläche ist zwischen den Kreidehügeln und den höhern Gebirgsstöcken ausgebreitet. Eine Uebersicht des Ganzen läßt sich nur vermitteln, wenn wir von der Structur des Flußgebiets der Bojana ausgehen, die freilich nur in allgemeinen Zügen uns bekannt geworden ist. Die Centralkette der dinarischen Alpen schneidet in ihrem Zuge aus Nordwest nach Südosten Bosnien von der Herzegowina, ihre Verzweigungen und deren Hochflächen erfüllen zu beiden Seiten diese Landschaften. Unter den Gliedern des großen Gebirgssystems ist für die Trennung der Völker am wichtigsten und durch Höhe und selbstständige Entwickelung am bedeutendsten die westliche Parallelkette, die in Croatien entspringt, der adriatischen Küste folgt oder vielmehr deren Gestaltung bestimmt, das dalmatische Küstenland vom türkischen Gebiete abscheidet, überall die Triestiner Karstformation wiederholend vom 46sten bis 42sten Breitegrade sich wenig verändert, noch bei Cattaro unmittelbar aus der Bocca mehre tausend Fuße sich erhebt und zuletzt bei Scútari endigt. Hier besteht sie zwischen der Küste und dem See aus einigen parallelen Höhenzügen, die durch steinige Thäler getrennt werden. Sie verflachen sich gegen den Thalweg der Bojana und stehen zugleich mit der Hügelreihe in Verbindung, welche die Stadt Scútari durchschneidet und das Becken der Drinmündung von dem des See's trennt. Weiter im Norden erfüllen die östlichen Verzweigungen der Küstenkette das Gebirgsland Montenegro bis zum Thalwege der

Moratscha. Wenn man auf den Hügeln von Scutari steht, erscheinen diese Bergzüge bis zum fernen Horizonte wie ein vielfach gegliedertes System von nackten Höhen und scharf gezähnelten Kämmen, die zwischen dem großen, mit Inseln geschmückten See und dem in engster Umgrenzung gleichfalls sichtbaren Meeresspiegel sich fernhin nach Nordwesten in das Land der Montenegriner verbreiten. Rechts von diesen Bergen, im Norden und Osten des See's, dehnt die weite Ebene sich aus. Auf einem höhern Standpuncte würde man auch hier die fernen Gebirge wahrnehmen, die sich ostwärts von der Moratscha erheben. Dies ist die Centralkette selbst, unser Bertiscus, der hier Albanien von Bosnien scheidet, hierauf die Ebene des See's von der Ebene von Ipek, bis er am Drin endigt. Erst von seinem südlichen Theile erscheinen wiederum die Voralpen am nordöstlichen und östlichen Horizont, wo sie nebst der Hügelreihe selbst das Grünsteingebirge verdecken. Die Gebirge von Montenegro auf der einen, der Bertiscus auf der andern Seite, beide durch den Thalweg der Moratscha geschieden, enthalten jene das Stromgebiet der Bojana von Bosnien und von der Herzegowina trennenden Wasserscheiden, von denen die Gewässer, wie von dem Umfange eines gewaltigen Halbkreises, sternförmig gegen den See herabströmen, der sich dann wieder durch den breiten Bojanastrom selbst nach dem Meere zu entleert.

Von Scutari aus den Bertiscus zu besuchen, wurde durch folgende Umstände vereitelt. Anfangs waren die Aussichten günstig: denn ich traf einen albanesischen Geistlichen vom Plavasee, der seine bevorstehende Heimreise in meiner Gesellschaft anzutreten geneigt war und viel günstiger als Türken und Franken über die gastfreundlichen Gesinnungen seiner Landsleute urtheilte. Der Ausführung eines solchen Vorhabens, wobei ich von der türkischen Behörde unabhängig blieb, schien nichts im Wege zu stehen, als ich auf indirecte Weise durch das österreichische Consulat daran verhindert wurde. Bei meiner Ankunft in Scutari traf ich den Consul, der eines großen und durch persönliche Achtung noch gehobenen Ansehens genoß, schwer erkrankt: er starb während meiner Anwesenheit. Sein Sohn besorgte die Geschäfte.

da ich vom Plavasee wieder zurückzukehren und sodann nach Dalmatien zu reisen gedachte, so erbat ich mir die erforderlichen Nachrichten über den Ort und die Zeit der Quarantaine. Als hierbei die Rede auf Dimitri kam, den ich von Triest nach Constantinopel heimzusenden beabsichtigte, so erfuhr ich zu meiner Bestürzung, daß es diesem Griechen nicht gestattet werden könne, die österreichische Grenze von Albanien aus zu überschreiten. Mein Paß trage das Visa von Wien, deshalb könne ich ungehindert in die Quarantaine eintreten, mein Dolmetscher, der einen Paß nach Scútari vom griechischen Gesandten in Constantinopel besaß, entbehre hingegen der Beglaubigung einer kaiserlichen Behörde. Ich erwiederte, ob nicht meine eigne Legitimation so wie die empfehlenden Briefe, die ich von Seiten der Gesandtschaft dem Consul zu überreichen die Ehre gehabt, mich berechtigten, einen Diener mit mir zu führen, und jede erforderliche Garantie für denselben darböten. Die bestehenden Vorschriften, war die Antwort, ließen sich nicht umgehen, die einzigen Worte con servo meinem Passe beizufügen, dürfe er sich nicht erlauben, inzwischen könne ich mich mit meinem Begehren an die obere Stelle in Cattaro wenden, ein anderer deutscher Reisender habe einst dasselbe gethan, sei aber dann, ehe die Antwort eingetroffen, des Wartens überdrüssig, wieder in die Türkei zurückgereist. Durch diese Verweigerung des zur Aufnahme in die österreichische Quarantaine erforderlichen Visa's sah ich mich genöthigt, meinen Dolmetscher zu Lande von Scútari nach Constantinopel mit Postpferden zurückzusenden und erlitt dadurch einen unerwarteten und erheblichen Verlust an baarem Gelde, den ich hier zu Lande zu ersetzen nicht im Stande war: denn der stellvertretende junge Consul hatte nicht die Gefälligkeit, kaufmännische Verbindungen, wie er deren mit Ragusa oder Triest, wo ich accreditirt war, ohne Zweifel besaß, zu meiner Verfügung zu stellen, oder wenigstens vermied er, den Wünschen, die ich in dieser Beziehung andeutete, entgegenzukommen. So ward ich gezwungen, statt der Reise zum Plavasee, die meine bisherigen Beobachtungen über die Vegetation der türkischen Hochgebirge wesentlich ergänzt haben würde, nach Dalmatien mich zu bege-

ben, wo ich einen Theil des noch übrigen Sommermonats in der Quarantaine von Lastua zubrachte. Einige Untersuchungen im Küstenlande und in den österreichischen Alpen, mit denen ich sodann meine botanischen Wanderungen beschloß, konnten mich nur in geringem Grade für die Reise zum Bertiscus entschädigen.

31. Julius. Wiewohl die Contumazanstalt zu Lastua an der Südspitze Dalmatien's nur 12 Stunden von Scútari entfernt liegt, so konnte zu damaliger Zeit die Reise dahin doch nicht ohne einige Vorsichtsmaßregeln zurückgelegt werden. Nach dem unglücklichen Feldzuge, den Hassan Pascha von Scútari im Laufe dieses Sommers gegen die Montenegriner unternommen (S. 201.), war der Friede mit dem Wladika keineswegs wiederhergestellt worden. Zwar hatte seitdem kein neues Treffen mehr stattgefunden, allein ein Guerillaskrieg wurde an den Grenzen ununterbrochen fortgeführt. Auf jeden Montenegrinerkopf hatte der Pascha damals einen Preis von 50 Piastern gesetzt, und ohne eigentlich militairische Organisation pflegten abenteuernde Albanesen und Türken sich in das Gebirge einzuschleichen und aus dem Hinterhalt die Verfehmten anzugreifen, um mit Gefahr ihres Lebens jene geringfügige Summe zu verdienen. Gerade während meiner Anwesenheit in Scútari wurde auf dem Schlosse in Folge dieser Kriegsweise eine Execution vollzogen, wobei der unerschrockene Character jener Bergbewohner schon im Sinne eines dem Tode sich freiwillig weihenden Knaben mit einer seltnen Energie hervortrat. Dieser junge Montenegriner, kaum 15 Jahre alt, hatte, wahrscheinlich durch Rache für ermordete Verwandte getrieben, sich Nachts heimlich in die Stadt begeben, aus einem Versteck den türkischen Soldaten aufgelauert und, als der Erste am Morgen vorüberging, diesen auf offner Straße mit seiner Pistole erschossen. Natürlich fiel er nach dieser That, wie er vorhersehen mußte, seinen Feinden in die Hände und wurde wenige Stunden später öffentlich hingerichtet. Ein Augenzeuge berichtete, daß der Knabe nach seiner Verurtheilung gelassen und theilnahmlos inmitten der türkischen Besatzung gesessen und bis zum Augenblicke seines Todes eine Pfeife geraucht habe. Während die Umstehenden

den muthigen Jüngling bedauernd betrachteten, blieb sein Herz fest und den Blick auf die Heimath gerichtet, verschied er, den Tod verachtend und ohne eine Klage um sein Loos.

Während nun damals in den Umgebungen des See's manchen Montenegriner sein Schicksal ereilte, so blieben die Türken längs der Küste in beständigem Nachtheil. Ein schmaler Landstreifen am Meere wird zwischen Antivari und der österreichischen Grenze von türkischen Waffen behauptet. Das Bestreben der Montenegriner war stets darauf gerichtet, sich eines Küstenpuncts zu bemächtigen, um ihre Kriegsbedürfnisse sich leichter verschaffen zu können. Dies ist ihnen bisher niemals auf die Dauer gelungen, allein stets fahren sie fort, Raubzüge in jenes Gebiet zu unternehmen, vielleicht um die Grundbesitzer aus ihrem ungesicherten Eigenthum zu verscheuchen, oder sie endlich zu zwingen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen und die Türken ganz aus jenem äußersten Winkel des albanischen Küstenlandes zu verjagen. In den letzten Tagen hatten sie wiederum eine große Viehheerde von Oberspizz geraubt und in ihre Gebirge fortgetrieben. Ueber dieses streitige Gebiet nun, wo die Montenegriner damals täglich im Hinterhalte lagen, führt die Straße nach Lastua längs der Küste hin.

Hassan Pascha, von dem ich, als die Hoffnung, noch einige Wochen in der Türkei zu bleiben, bereits aufgegeben war, zur Audienz geladen wurde, erbot sich, mich zu Schiffe nach Lastua bringen zu lassen, um jeder Collision mit den Montenegrinern aus dem Wege zu gehen. Da er sich jedoch zugleich bereit finden ließ, durch eine hinlängliche Escorte für die Sicherheit des Landweges zu sorgen, so zog ich den letztern vor. Ein der italienischen Sprache kundiger Albanese führte unsern Zug an und diente mir als Dolmetscher. Sechs Soldaten schlossen sich auf den Befehl des Pascha's uns an und geleiteten uns bis Antivari, wo wir der Sorgfalt des Bej's empfohlen wurden.

Früh Morgens ritten wir über die breite, hölzerne Brücke, welche am Westende von Scútari über die Bojana führt. Eine kurze Strecke folgten wir dem Ufer dieses mächtigen Stroms, der große Schiffe bis zur Stadt zu tragen vermöchte, und ritten

dann 6 Stunden weit über steiniges, mit immergrünem Gesträuch und verstäubten Kalkpflanzen *) bedecktes Hügelterrain. Endlich erreichten wir den höchsten Kamm unter den niedrigen Ausläufern des Montenegrinergebirgs, dessen steile Hauptkette uns zur Rechten lag, und hier erblickten wir den Spiegel des Meers zu unsern Füßen. An den nackten oder von freiwillig sprossenden Gewächsen bekleideten Küstenabhängen bemerkt man nur wenige Spuren thätig wirkender Menschenhand. Ein einsames Dorf, Mercovitsch, liegt in dieser Wildniß. Hier führte der Albanese uns zu einem ihm befreundeten Eigenthümer, der uns Eier und Früchte nebst einem feurigen Weine darbot und in kühlen Gemächern zur Siesta einlud.

Von hieraus verliert man das Meer nur selten aus dem Gesichtskreise. Der Saumpfad hält sich an dem Abhange des Kalkgebirgs, das rechts zu scharfen Kämmen unmittelbar ansteigt und das Gebiet von Montenegro verdeckt. Nach 2 Stunden erreicht man eine muldenförmige Vertiefung, die gegen eine Meeresbucht sich öffnet. In ihrem Grunde liegt das Städchen Antivari, auf der Höhe das türkische Castell. Der Bej quartierte uns in einem Wachtzimmer ein, wo wir mit einigen türkischen Officieren zu Abend speißten und uns dann auf den Divan's zur Ruhe legten.

1. August. Am andern Morgen bekamen wir frische Pferde und vier Soldaten zum Geleit. Diese Zahl genüge, bemerkte der Bej, weil bei Oberspizz eine Kette von Wachtposten errichtet sei, die von unserer Ankunft würden unterrichtet werden. Als wir den ersten derselben erreichten, machte dieser in der That sogleich Allarm und eine Reihenfolge von längs des ganzen Küstensaums allmählig in der Ferne verhallenden Flintenschüssen beantwortete das Signal und kündigte uns an, daß alle Posten auf ihrer Hut ständen und daß die Gegend im jetzigen Augenblick von Montenegrinern frei wäre. Man rechnet noch 4 Stun-

---

*) Die in den Thälern vorherrschende Pflanze war Phlomis fruticosa L. An der Küste von Antivari ist Myrtus communis L. häufig verbreitet.

ren von Antivari bis zur Grenze. Die Straße folgt den Windungen der Küste und überschreitet alle Hügelkämme, führt hinab in alle Thäler, die vom höhern Gebirge aus den schmalen türkischen Landstreifen zwischen Montenegro und dem adriatischen Meere ausfüllen. Der Character des Landes stimmt vollkommen mit dem des südlichen Dalmatien überein *). Das Gebirge erhebt sich seitwärts zu einem gegen 2000′ hohen Kamme, der zuweilen bewaldet ist. Die Grenze der Montenegriner verläuft am Abhange dieser Kette, in jenen Wäldern pflegen ihre Raubschaaren sich zu verbergen. Man trifft auf diesem Wege einige Dörfer, nicht selten auch einsame Häuser und Landgüter. In den Thalgründen herrscht Cultur des Bodens, der reiche Viehstand der Bewohner von Oberspizz wird gerühmt.

Endlich lag der letzte Seitenkamm der Küstenkette vor uns. Oben auf dem Passe desselben scheidet sich die Herrschaft des Sultans von der des Kaisers. Dort hatten die Montenegriner, als sie auf ihren Raubzügen bedroht wurden, sich noch kürzlich auf das dalmatische Gebiet geworfen. Hart an der Grenze waren damals die Scharmützel mehrmals ausgefochten. Hier fanden wir die Wachtposten, durch die Signale von unserm Zuge benachrichtigt, von 5 zu 5 Minuten unter Gewehr. Eine größere Anzahl von Soldaten schloß sich als Escorte von Oberspizz her uns an. Wir ritten und gingen wie in Reih' und Glied und hielten uns nahe zusammen. Ohne irgend ein Begegniß erreichten wir die Höhe des Passes, erblickten den kaiserlichen Grenzposten und ließen die türkische Mannschaft zurück. Die Thalmulde an der Bucht von Lastua lag zu unsern Füßen, auf einem meerumspülten Felsen erhob sich die Quarantaine, die von den türkischen Schlacken mich reinigen sollte. Nachdem meine Pässe geprüft waren, geleiteten österreichische Soldaten mich zur Contumaz. Als sie sahen, daß ich Pistolen in meinem Gürtel trug, ersuchten sie mich, dieselben abzufeuern, weil es nicht erlaubt sei, in kaiserlichen Staaten geladenes Schießgewehr zu führen. So nahe lie-

*) Unter den sparsam jetzt noch blühenden Kräutern bemerkte ich: Ernodea montana W. Thymus capitatus LK. Origanum hirtum Koch.

gen hier örtlich die größten politischen Gegensätze an einander, so plötzlich ist der Uebergang aus den ungastlichen Gebieten der Albanesen und Montenegriner in ein gesichertes, geordnetes, europäisches Reich. Wann, möchten wir zum Abschiede von jenen dem Geiste des Orients verfallenen Ländern ausrufen, wann wird die christliche Sitte diese gewaltthätig ihr gesetzte Schranke überwinden? und erlebten wir selbst einen Umschwung, der in den blühenden Ebenen Macedoniens, den Wäldern und wiesenreichen Matten der albanischen Gebirge Sicherung des Lebens und Eigenthums herstellte, mit wie viel fruchtbarerem Ergebniß würde der Naturforscher jene Halbinsel durchwandern und der wissenschaftliche Sinn unserer Zeit sich der Hülfsquellen des großen, reichen Landes bemächtigen.

Noten.

Erste Note (zu S. 63.). **Notiz über die administrative Eintheilung des westlichen Rumelien.** So fragmentarisch diese Notiz auch ist, so möchte deren Mittheilung mit der Dürftigkeit der über diesen Gegenstand vorhandenen Quellen doch entschuldigt erscheinen. Es ist bekannt, daß die ganze europäische Türkei aus den beiden Ejalet's Rumelien und Bosnien besteht *). Jedes Ejalet zerfällt in eine Anzahl von Sandschak's, jedes Sandschak in Gerichtsbarkeiten, die Casá's heißen **). Ganz Rumelien bestand zur Zeit von Hadschi Chalfa aus 28 Sandschak's. Von diesen sind 5 verloren gegangen: Egribos, Morea, Ainabachti und Karli Ili an Griechenland, Semendra an Serbien. Militairisch waren die rumelischen Statthalter, welche unter verschiedenem Titel die Sandschak's verwalten, dem Rumeli Walessi oder dem Bejlerbej von Rumelien untergeordnet ***), der in Sophia †) oder Bitólia ††) residirte. Als nach der Vernichtung der Janitscharen die Militairverfassung, auf welcher jene Eintheilung Rumeliens beruhte, neu organisirt ward, blieben zwar die Sandschak's bestehen, aber das Verhältniß der Statthalter zum Rumeli Walessi, das vielleicht immer nur nominell gewesen war, hörte auf. Ein ähnliches Institut sollte an dessen Stelle treten, das Reich in 8, nach Andern in 10 Militairpräfecturen

*) v. Hammer Staatsverfassung des osmanischen Reichs. Bd. 2. S. 248.
**) Ohsson état de l'empire Othoman. Vol. 3. p. 381.
***) v. Hammer a. a. O. Bd. 1. S. 338.
†) Hadschi Chalfa Rumeli S. 51.
††) Ohsson Vol. 3. p. 390.

eingetheilt werden. Jeder Präfect sollte sich ebenso zu den ihm untergeordneten Statthaltern verhalten, wie früher der Bejlerbej zu denen des ganzen Ejalet's. Unter dem Titel eines Muschür war er bestimmt, ein ganzes Armeecorps zu commandiren, welches theils aus den Contingenten der ihm untergebenen Statthalter, theils aus den in seinem eignen Sandschak ausgehobenen Truppen zu bilden war. Ein Armeecorps soll aus 16000 Mann regulärer Truppen bestehen und für dessen Vollzähligkeit und Kriegsfähigkeit hat der Muschür Sorge zu tragen.

Die Ausführung dieser Maßregeln scheint zwar in bewegten Zeiten noch nicht allgemein verwirklicht worden zu sein, allein in Macedonien und Albanien besteht sie nach den mir in Salonichi und Bitólia gewordenen Mittheilungen gegenwärtig in Kraft. Der Umfang der beiden Präfecturen von Jánina und Bitólia ist folgender:

1) Unter Mustapha Pascha, der im J. 1839 Gouverneur in Jánina war, standen Süd- und Mittel-Albanien von der griechischen Grenze bis zum Beratinó, Thessalien und der südliche Theil von Macedonien. Bei der Vergleichung der Grenzen dieser Präfectur, so wie sie im Lande bezeichnet wurden, mit den Angaben Hadschi Chalfa's ergiebt sich mit einfacher Bestimmtheit, daß dieses Gebiet 5 von dessen 23 rumelischen Sandschak's umfasse: nämlich Jánina, Delvino, Avlona, Trikala und Salonichi. Hiernach hat diese Präfectur in Albanien und Thessalien natürliche Grenzen, dort den Fluß von Berat und den Pindus, hier das Cambunische Gebirge. In Macedonien reicht sie vom Olymp bis Serres, von Bódena bis zum Hajion Oros: dazu gehören die Küsten der Bai von Salonichi, das macedonische Delta und die südlich vom Orbelus zwischen Vardar und Strymon gelegenen Landschaften. Das südöstlichste Macedonien zwischen Strymon und Nestus gehört nach Hadschi Chalfa zum Sandschak von Gallipoli und stand wenigstens früher unter der Botmäßigkeit des Capudan Pascha: nach einer schwankenden Mittheilung sollen sich innerhalb dieser Sandschak's erst die Präfecturen von Jánina und Adrianopel berühren.

2) Der Muschür von Bitólia, der den Titel Rúmeli Walessi behalten hat, verwaltet unmittelbar das Sandschak Bitólia, welches bei Hadschi Chalfa die beiden Ringbecken der Czerna und Bistritza nebst dem Kessel von Ostrovo begreift: nur die Stadt Perlepé, die gegenwärtig dazu gehört, wird daselbst zum Sandschak Ueskueb gerechnet. Zu dem weitern Umfange der Präfectur von Bitólia aber gehört der ganze nördliche Theil von Albanien von Berat bis Pristina und nominell auch die Besitzungen *) des Pascha's von Ueskueb. Diesem Bezirke entsprechen bei Hadschi Chalfa 9 Sandschak's: nämlich in Albanien Ochridha, Elbassán, Scútari, Ducajin, Prisdrén; in

*) Vergl. S. 233.

Macedonien Bitólia, Ueskueb, Köstendil; in türkisch Serbien Pristina. Demnach würden Macedonien und Albanien in der Umgrenzung, die unsere Charten diesen Ländern geben, ungefähr mit zwei der neu gebildeten Präfecturen zusammen übereintreffen, aber mit einer der bisherigen entgegengesetzten Theilungslinie von Westen nach Osten.

Zweite Note (zu S. 147.) **Angaben über die Verbreitung der mittelländischen Flora in Südrumelien.** Im Verlaufe unserer Reise durch Thracien und Südmacedonien haben wir mehrmals zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß dort selbst unter dem vierzigsten Breitegrade schon eine geringe Meereshöhe, etwa von 1200′, hinreicht, um die characteristischen Formen der südeuropäischen Vegetation aus der rumelischen Flora auszuscheiden. Dies ist ein so allgemeines Phänomen, daß dadurch bei Weitem die größte Fläche des Landes einen mitteleuropäischen Vegetationscharacter erhält und die mittelländische Flora meistentheils nur einen schmalen Küstensaum beschreibt, oder nur in tiefgelegenen Thälern gegen das Innere eingreift. Ich habe es für eine Hauptaufgabe meiner Reise gehalten, die Grenzlinie beider Floren mit einiger Genauigkeit zu bestimmen, indem damit die Verbreitung der wichtigsten Landesproducte, der Südfrüchte, oder die Möglichkeit, sie zu cultiviren, in Verbindung steht. Nachdem ich die Resultate meiner eignen Nachforschung in den bisherigen Mittheilungen einzeln dargelegt habe, so beabsichtige ich jetzt, sie mit denen in Verbindung zu setzen, die ich mir durch das Studium der freilich sehr lückenhaften Angaben bei andern Reisenden zu verschaffen suchte. Es bedarf jedoch zuvor einer Erläuterung über den Weg, den ich bei dieser Bestimmung einschlug.

Dem Ausdrucke einer mittelländischen Flora liegt keineswegs ein so bestimmter und allgemein anerkannter, wissenschaftlicher Begriff zu Grunde, daß man die Kennzeichen desselben mit einer gewissen Schärfe auf die Grenzbestimmung des Gebiets anwenden könnte. Nun giebt es aber einige ausgezeichnete und durch ihre Physiognomie hervorragende Glieder der mittelländischen Flora, daß man, so weit diese gedeihen, ohne Widerspruch behaupten kann, es herrsche noch der Typus von Südeuropa. Unter diesen wähle ich zu meinem Zwecke die immergrünen Sträucher, insbesondere die Eichen, aus, um so mehr, als gewisse dem Süden eigenthümliche Culturgewächse mit diesen durch dieselbe climatische Grenze eingeschlossen werden. Auf der von De Candolle herausgegebenen pflanzengeographischen Charte von Frankreich findet sich z. B. die Nordgrenze der Olivencultur durch dieselbe Linie bezeichnet, wodurch er die mittelländische Flora überhaupt absondert. Wir finden in einigen Gegenden Rumeliens Nachrichten über die Verbreitung des Oelbaums, wo die allgemeinern Angaben über den Vegetationscharacter fehlen. Andere südliche Culturgewächse, wie der Reis und sogar, wie es scheint, auch die Baumwolle, werden noch in gewissen Gegenden gebaut, wo man keine im-

mergrüne Gesträuche mehr antrifft. Die selbst im Norden der Alpen gedeihenden Maulbeerbäume können so wenig als der Mais zu einem solchen Zwecke benutzt werden, weil deren climatische Sphäre die der mittelländischen Flora bei Weitem übertrifft. Eigentliche Südfrüchte findet man in Rumelien selten. Wir beschränken uns daher, die Linie annähernd zu bestimmen, welche die Cultur des Oelbaums und die Vegetation der immergrünen Eichen begrenzt. Die Nachrichten sind indessen viel zu unvollständig, um diese Linie in alle die Küstengebirge durchfurchende Thäler verfolgen zu können.

Man kann im Allgemeinen die Isotherme von 12° C. *) als die östliche Nordgrenze der Cultur des Oelbaums ansehen. Zu beiden Seiten Rumeliens finden wir ihn noch in der Nähe des 45sten Breitegrads am nördlichen Litorale des adriatischen Meers und in der südlichen Krim. Zwischen diesen beiden Endpuncten scheint die östliche Senkung der Isotherme nur gering zu sein. Im südlichen Frankreich, in Italien und Istrien entspricht die Nordgrenze der immergrünen Eichen dieser Linie, welche die Verbreitung des Oelbaums bezeichnet **).

Da die Westküste von Rumelien, die nur wenig über den 42sten Breitegrad hinausgeht, diese Grenze bei Weitem nicht erreicht, so finden wir hier unmittelbar in der von immergrünen Sträuchern bewachsenen Küste von Antivari den Anfangspunct unserer Untersuchung. Als den Endpunct haben wir schon früher, wiewohl aus andern Gründen (Bd. 1. S. 23 u. 28.), die Südseite der Balkanausläufer an der Ostküste in der Nähe des 43sten Breitegrades bezeichnet. Von diesen beiden Puncten zieht sich ein Gürtel südeuropäischer Vegetation um die ganze Küste von Rumelien und greift je nach den Niveauverhältnissen mehr oder weniger tief in das Innere des Landes

---

*) So reicht in Südfrankreich dieser Culturzweig beinahe bis zum 45sten Breitegrade; in Italien bis in die südlichen Alpenthäler; und am südlichen Litorale der Krim gedeiht der Oelbaum nach Marschall von Bieberstein. Diesen Grenzen entspricht die mittlere Wärme von Marseille = 12°,3; von Mailand = 12°,8; und von Sewastopol = 11°,6. Auf einem Irrthume beruhen daher die Angaben Meyen's, der eine mittlere Wärme von 14°,5 C. für erforderlich hält und den 44sten Breitegrad als Nordgrenze der Olivencultur bestimmt (Pflanzengeogr. S. 384.). Nach Hegetschweiler (Flora der Schweiz S. 7.) wird der Oelbaum am See von Lugano, also bis zum 41sten Breitegrade, gebaut.

**) Quercus coccifera L. in Istrien, bei Venedig, Nizza, Marseille. Q. Ilex L. bei Triest, im Friaul, am Gardasee und im südlichen Rhonethal. Hingegen scheint die Vegetation immergrüner Eichen der Krim zu fehlen, und als eine denkwürdige Wirkung der Westküstenerhebung der Isotherme so wie anderer bekannter Ursachen muß es betrachtet werden, daß die immergrünen Eichen im Westen an der Küste des atlantischen Meers noch einmal auf der Insel Noirmoutier unter dem 47sten Grade wiederkehren. Hier wird die mittlere Wärme ungefähr 1° C. geringer sein, als wir oben für die Nordgrenze des Oelbaums feststellten, da sie etwa 11 g. Meilen südlicher zu La Rochelle 11°,7 C. beträgt.

ein. Eine Linie durch die sogenannte westöstliche Centralkette zwischen dem 42sten und 43sten Breitegrade scheidet auch in tiefgelegenen Ebenen die südliche Cultur und Vegetation von der mitteleuropäischen. So viel südlicher liegt hier diese Grenze, als in Frankreich und Italien, weil die Isochimene sich wahrscheinlich bedeutend gegen das schwarze Meer senkt.

Das Becken von Scútari enthielt die gedachten Formen der südeuropäischen Flora; wo sie aufhören, wie sie auffallender Weise im tief gelegenen Thale des weißen Drin bei Prisdrén nicht wiederkehren, wurde nach eignen Beobachtungen erörtert. Von der Mündung des Drin bis zu der des Scumbi fehlen die Nachrichten.

Die weiten Küstenebenen von hier bis Avlona bilden nächst dem Becken von Scútari ein zweites Hauptgebiet südlicher Vegetation. Ueber den Thalweg der Flüsse, die dasselbe bewässern, besitzen wir eine Angabe von Pouqueville *). Dieser Schriftsteller erwähnt die Olive unter den Producten des »reichen Thals von Elbassán«, also am Scumbi, gegen 5 g. Meilen von der Küste. Auch das Thal des Devol zwischen den Gebirgen des Elbassán und dem Tomoros muß einen tiefen Einschnitt bewirken, indem derselbe Reisende bemerkt, daß im Becken von Corydgia, am Fuße der Centralkette, eine Cultur von Reis und Baumwolle bestehe **). Allein diese Producte dürfen, wie die macedonische Flora gleichfalls lehrt, nicht als Characterpflanzen der immergrünen Region betrachtet werden. Denn in der Ebene von Corydgia gedeiht ***) keine Feige mehr, eine Südfrucht, deren Verbreitung mit dem Oelbaume übereinstimmt. Hierdurch erhalten wir einen genauen Aufschluß über die Verbreitung der immergrünen Vegetation im Viosathale. Wir erfahren nämlich aus derselben Quelle, daß die Feige noch bei Premedi im Thalwege des mittlern Stromlaufs der Viosa reif werde. Da nun aber im obern Thale dieses Flusses bei Conidscha keine Oliven mehr gebaut werden können †), so wird es sehr wahrscheinlich, daß hier die entschiedene Vegetationsgrenze in den Engpässen von Avoritschiani, die den oberen von dem mittlern Stromlaufe trennen, gesucht werden müsse. Diese Ansicht erhält eine auffallende Bestätigung durch die Angabe Leake's ††), daß das die mittlere Viosa südlich begrenzende Nemertschicagebirge mit immergrünen Sträuchern, insbesondere mit Arbutus Unedo L. und sogar A. Andrachne L. bewachsen ist. Jene Pässe aber liegen etwa 18 g. Meilen in gerader Linie von der Mündung der Viosa entfernt, und wir finden demnach hier zum ersten Male eine Verbreitung südlicher Cultur bis in die Nähe des Pindus: um so auffallender,

---

*) Voyage en Grèce 1. p. 321.
**) Daselbst 2. p. 392.
***) Leake Northern Greece 1. p. 341.
†) Pouqueville Voyage en Grèce 1. p. 182.
††) Northern Greece 1. p. 394.

als an der Ostseite der Centralkette das innere Land noch einen Breitegrad südlicher den mitteleuropäischen Character trägt.

Südlich vom Viosathale beginnt das große acroceraunische Gebirgsland, wodurch insbesondere die Küstengegend, die ihm angehört, ein viel höheres Niveau erhalten hat. Indessen breitet sich an den Abhängen dieses Gebirgs überall eine immergrüne Region aus: z. B. längs der Küste ist die nackte Steinfläche zwischen Lucovo und Delvino stellenweise mit Paliurusgesträuch und Coccuseichen bewachsen *) und dieselben Formen kehren am Passe zur Palasa **) wieder. Ferner wissen wir, daß in der Nähe der Quellen des Calamá, eines der Küstenflüsse des acroceraunischen Systems, da, wo dessen Gebirgszüge mit dem Nemertschica zusammenstoßen, auf dem Passe von Delvinati nach Xeróvaltos immergrüne Eichen wachsen ***). Somit könnten wir wohl den allgemeinern Satz aussprechen, daß südwärts vom mittlern Viosáthale in Albanien überall die südliche Vegetation herrsche, aus deren Gebiete sich nur die höhern Gebirgsgipfel erheben. Anscheinend widerspricht jedoch diesem Satze das Becken von Jánina. Denn wiewohl Leake dessen Höhe über dem Meere höchstens auf 1000′ †) schätzt, eine Annahme, womit sich gewiß in dieser Breite die Cultur des Oelbaums wohl vertrüge: so läßt doch seine Schilderung der vegetabilischen Producte und der den See in weitem Umfange umgebenden Marschen, so wie seine Bemerkung über das Clima, welches ihm nach langer Erfahrung rauher als die Lombardei und dem von Wien zu entsprechen ††) schien, es durchaus erwarten, daß jenes Becken eine höhere Lage habe und eine mitteleuropäische Vegetation besitze. Allein die beiläufige Beobachtung, daß hier sowohl die Coccus-, als die Steineiche †††) vorkommt, gewährt ein triftigeres Zeugniß, als die nicht durch Wärmemessungen unterstützten Eindrücke eines nördlichen Climas, und zeigt, daß jener Reisende richtiger über die Höhe des Beckens, als über dessen Clima geurtheilt habe. Alle übrigen Nachrichten über die Verbreitung der Steineiche stimmen mit der Ansicht überein, daß südlich von der Viosa die südliche Vegetation sich weitläuftiger über das Land verbreite und dasselbe läßt sich von allen livadischen Provinzen nachweisen †*). Nur gestattet es der Mangel an Niveaubestimmungen nicht, jene kältern Höhen, die am Kithaeron mit Fichtenwald gekrönt sind, wie einzelne Inseln aus dem immergrünen Meere der Sträucher schon jetzt auszuscheiden.

Die Centralkette des Pindus berührt mit ihrem östlichen Fuße nirgends

---

*) Pouqueville Voyage en Grèce 1. p. 65.
**) Daselbst 1. p. 262.
***) Leake Northern Greece 4. p. 99.
†) Daselbst p. 157.
††) Daselbst p. 228. u. a. andern Stellen seines Werks.
†††) Daselbst p. 83.: A little wood of pirnaria (Quercus coccifera L.). Ferner Qu. Ilex here called miradhi.
†*) Vergl. daselbst z. B. 2. p. 397. 428. 516. 504.

wieder diese warme Region des Südens. Schon zu einem andern Zwecke haben wir erwähnt, daß im innern Thessalien keine Olive mehr gedeiht: eben so wenig, als in den beiden nördlichen Ringbecken. Die Grenze beider Floren fällt also hier wegen der größern Erhebung des Flachlandes schon mit der Othryskette, mit dem 39sten Breitegrade zusammen: eine der bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten in der östlichen Halbinsel, wenn wir bedenken, daß diese Polhöhe die des südlichen Calabrien und der Huerta von Valencia ist. So wird ein großer Theil von Rumelien durch die Strenge des Winters, ein nicht minder bedeutender durch die Höhe des Landes von jenen südlichen Productionen ausgeschlossen, wozu die Lage des Himmels dasselbe zu bestimmen scheint. Jener umfaßt das ganze Stromgebiet der untern Donau, dieser mehr als die Hälfte von Albanien, den größten Theil der Oberfläche von Thessalien und Macedonien und weite Strecken in Thracien.

Je nachdem das Vorland der Küsten einen größern oder geringern Raum einnimmt, oder die Flußthäler tiefer sich einsenken, wechselt in diesen Landschaften die Grenze der immergrünen Region. Im südöstlichen Thessalien verbreitet sich die Steineiche *) durch das Thal von Phthiotis, weiter nordwärts schließt die Gebirgskette vom Pelion zum Ossa hart an die Küste. Im Ringbecken selbst scheint nur der Landsee Ksmaki eine tiefere Einsenkung des Bodens zu bedingen: denn das in denselben mündende Thal von Dhésiani enthält immergrüne Gebüsche von Oleander und Pistazien **). Endlich enthält das Thal Tempe selbst diese Vegetation in größter Ueppigkeit. Da die Nachrichten über das Becken von Grevenó ***) keinen sichern Aufschluß über die Vegetationsgrenzen gewähren, so stehen wir nun an dem Puncte, wo die eignen Beobachtungen an die Stelle des gesammelten Materials treten.

---

*) Leake Northern Greece 4. p. 343.

**) Daselbst p. 407. Hier wird dieses Thal ausdrücklich der baumlosen thessalischen Ebene gegenübergestellt. Von den beiden hier erwähnten Sträuchern ist Nerium Oleander L. mir selbst nicht wildwachsend vorgekommen, wächst aber häufig in Griechenland. Pistacia Lentiscus L. scheint am adriatischen Litorale häufiger zu sein, als am aegaeischen.

***) Das Wichtigste ist hierüber die Angabe Boué's (a. a. O. Bd. 2. S. 29.), daß Castoria die Nordgrenze griechischer Formen, namentlich von Acanthus spinosus und Colutea arborescens sei. Den erstern traf ich auch im Vardarthale bei Köprili, woraus hervorgeht, daß diese Pflanze eine weitere climatische Sphäre habe, als die immergrünen Eichen. So wie ferner die Colutea sich viel weiter nordwärts verbreitet, so sind auch andere von jenem Gelehrten für seine »serbische, macedonische, griechische und mittelländische Vegetation« angeführte Characterpflanzen zwar für das Physiognomische dieser Gegenden wichtig, haben aber übrigens einen zu großen Verbreitungsbezirk, als daß wir sie für den gegenwärtigen Zweck benutzen könnten. Als eine Bestätigung unserer Ansichten aber können wir daraus anführen, daß Boué die Hügel zwischen Pristina und Ueskueb als Florengrenze bezeichnet und daß daher jene mittelländischen Formen, die sich in einzelnen Arten bis zum obern Vardar erstrecken und auch in den macedonischen Ringbecken gefunden werden, auf dem Amselfelde nicht weiter vorkommen.

Verbesserungen.

S. 5.	Z. 7. v. u.	sich: fällt weg.
— 66.	Z. 6. v. u.	statt Grenze lies Sprache.
— 112.	Z. 24. v. u.	lies von der.
— —	Z. 8. v. u.	statt geneigt lies gemeint.
— —	l. Z.	lies zu der.
— 113.	Z. 1. v. o.	lies die Ljubatrin.
— 121.	Z. 16. v. u.	lies der.
— 132.	Z. 4. v. u.	lies von der.
— 156.	Z. 2. v. o.	lies Kranke.
— 169.	Z. 12. v. o.	statt scheint und liegt lies schien und lag.
— 173.	Z. 5. v. u.	Daß die Platane von hieraus vermißt werde, bezieht sich nur auf die nördlichen Ringbecken. Daß sie hingegen im Vardarthale bis Köprili sich verbreite, ist S. 227. bemerkt.
— 220.	Z. 2. v. u.	Colutea arborescens L. kommt auch noch ganz einzeln im Tetowo vor.

Gedruckt bei Ernst August Huth.



